UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
Z923s

Eine
Selbstschau.

Von

Heinrich Zschokke.

Erster Theil:

Das Schicksal und der Mensch.

27563
14/6/93

Mit dem Bildniß des Herrn Verfassers.

Aarau 1842.
Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.

L 3239

Der

Vaterstadt Magdeburg

gewidmet

von Einem ihrer Söhne.

Dir, Vaterstadt, und Deinen Söhnen, Dir Glücklichen unter weisem Walten Deines edelsinnigen Königs und Vaters, weiht der greise und glückliche Bürger eines Freistaates diese, vielleicht die letzte seiner Gaben, dankbar. Denn Du hast seiner noch gedacht, als er sich längst vergessen wähnte, und ihn wieder zu Deinem Kinde angenommen, ohne sein Verdienst um Dich. Er will und kann Dir nicht mit diesem Weihgeschenk vergelten, aber mit ihm vielleicht, vor Dir, sein Herz rechtfertigen. Und doch sagte mehr, als diese Zeilen, seine Thräne, welche auf Deinen Bürgerbrief, im schönen Augenblick der ersten Ueberraschung fiel.

Nimm, Du liebende und wiedergeliebte Mutter, die Gabe des Sohns. Verschmähe sie nicht, so geringfügig sie immerhin sey; ist sie doch Geistesbild Eines Deiner Kinder. Ich selber hatte es den eignen Kindern und Enkeln, als letztes Vermächtniß, bestimmt. Und wenn Dir darin mancher Zug des Menschen mißfallen könnte, mit dem das Schicksal spielte, wie auch er zuweilen mit ihm zu spielen glaubte; oder mancher Fehlgang in seinem vermeynten Wissen und Glauben, — übe Nachsicht einer Mutter! Er gab sich dar, wie er war und ist. Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Willkür. Die Ueberzeugungen des Mannes aber sind noch die des Greises geblieben.

In ihnen werd' ich einst freudig sterben; und werd' ich freudig gehn, wohin irgend im herrlichen Vaterhause mich unser göttlicher Vater rufen wird. Sie sind es noch, welche ich, in volksthümlicherer Sprache, einst schon, mit den „Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums", Leidenden zum Trost, Irrenden zum Wiederfinden eines Wegs, hadernden Kirchen zur Versöhnung unter einander, und Allen zur Erstärkung durch das Jesuswort, mitzutheilen gedachte.

Mir selber ein Lebensfest zu verschönern, hab' ich diese Zeilen während der Feier eines Tages geschrieben, an welchem ich vor zweiundsiebenzig Jahren, o meine Vaterstadt, inner

Deinen Mauern geboren ward, die ich ſeit einem halben Jahrhundert nicht wieder ſah, kaum wieder erblicken werde. Vermöchte aber mein Flehn zu Dem, der da gibt, ehe wir bitten, und Beſſeres gibt, als wir bitten, Segen über Dich zu erflehn: ſo würdeſt Du Dich, mit Deinen Kindern, durch eine Reihe von Jahrhunderten noch, des höchſten Segens freun, der aus der Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen erſprießt.

Aarau, 22. März 1842.

Heinrich Zſchokke.

Kindheit.

Der Waisen ewiger Allvater, Du,
Ach, ganz verwais't steh' ich jetzt in der Welt!

Heinr. v. Ampringen.

1.

Vorwort.

Es saß schon mancher Maler in müßiger Stunde vor seinem Spiegel und zeichnete sich selbst. Warum sollt' ich's nicht auch? Die Arbeit hat mich zuweilen gelangweilt, aber auch ergötzt, so lange sie währte, und sich damit belohnt. Ob Andre das Bild beschaun mögen, kann mir sehr gleichgültig bleiben. Wahrscheinlich wird es als Kind selbstgefälliger Eitelkeit gelten. Ich verliere darüber kein Wort. Man weiß, wie ungläubig die Welt gegen bescheidne Verwahrungen eines Schriftstellers ist. Die, denen ich zunächst das Bild meines innern Lebens, d. i. meine „Welt- und Gottanschauung", bestimmt habe, werden es mit so liebender Seele betrachten, ich weiß es, wie ich's mit liebender Seele für sie entworfen habe.

Ich schreibe dies Vorwort an meinem siebenzigsten Geburtstage.*) Immer pflegt' ich meine Geburtstage gern mit einer löblichen, wenigstens nicht alltäglichen That zu bezeichnen, die am Lebenswege, wie ein Denkstein, stehn sollte. Es ist auch an der Zeit, einen Rechnungsabschluß über das Ergebniß meines Träumens, Zweifelns, Forschens und Handelns zu machen. Die Stunde mahnt; schon fallen Schneeflocken in die bunte Frucht- und Blumenwelt meines Herbstes.

Vor mehr denn einem halben Jahrhundert, als ich aus den Morgennebeln der Kindheit hervortrat, und deutlicher um mich her Himmel, Erde, Weg und Umgegend erkannte, staunte ich das Alles mit großen Augen an, und fragte: von wannen komm' ich? wohin soll ich? Und wozu das Schauspiel um mich her? Das ganze Weltall, mit seinen Heiligthümern und Sündenthümern, ward mir dabei zum finstern Räthsel; ich mir selbst zum Fremdling und Geheimniß. Ich nahm an Jahren, nicht an Weisheit zu. Das Räthsel ward nur räthselhafter. Ich warf mich in große Zerstreuungen, mich selber darin zu vergessen. Aber im Schauspiel, wie im Schlachtgewühl, im

*) Am 22. März 1840.

Arm der Liebe, wie im Seſſel des Rathſaales klangen jene Fragen unaufhörlich fort. Wohl hört' ich Stimmen der alten Jahrtauſende, und Stimmen der ewigen Natur, die mir eine Antwort zu murmeln ſchienen. Erſt ſpät verſtand ich ſie.

Es wandeln noch Tauſende, irre an ſich und Allem, mir iſt's nicht unbekannt, umher, welche jene Fragen, wie ich einſt, in die ſtumme Nacht ihres Lebenslabyrinthes hineinrufen. Vielleicht iſt ihnen die Antwort willkommen, die meinem Geiſte geworden. Ihnen weih' ich, die „Welt- und Gottanſchauung", in der ſich das Räthſel des Daſeyns lichtvoll vor mir auflöſete. — Aber nicht ihnen nur. — Der greiſe Vater möchte ſich auch ſeinen Kindern und Enkeln treu und offen bis in ſein Innerſtes zeigen. Warum ſollten ſie den Vater und Freund nicht gern in ſeinem Geheimſten durchſchaun, ihn, den Geiſt; ihn, den ſie doch nur ſeiner äußerlichen Hülle und ſeinem häuslichen Leben nach kannten? — Vielleicht wacht auch in ihnen jene Frage auf; vielleicht bringt ihnen des Vaters Antwort jene Gemüthsruhe, in der ſie ihn, im Sonnenſchein und Sturm des Schickſals, heiter wandeln ſahn.

Um aber die Antwort wohl zu verſtehn, muß man den Antworter kennen. Darum ſend' ich eine Art Naturgeſchichte ſeines Gemüthes, eine Entwickelungsgeſchichte ſeines Geiſtes und der wechſelnden Anſicht deſſen voran, was ihm der Strom der Jahre zuführte oder hinwegflutete. Das Wichtigſte zwiſchen Himmel und Erde bleibt für den Menſchen dennoch immer der Menſch; und das Wichtigſte von ihm wahrhaftig nicht, was er hat, ſondern iſt; nicht ſein äußeres, ſondern ſein inneres Leben. Beides läßt ſich nicht wohl trennen in der Darſtellung; denn Eines iſt Erklärer und Beweisführer des Andern.

Sehr wahrſcheinlich, daß dieſe Selbſtſchau und die vorangehende Einleitung, „der Menſch und das Schickſal" von unſern gewöhnlichen Schulweiſen, Gottesgelahrten und Staatsmeiſtern, als irrthümlich, gottlos und ſtaatsgefährlich, ein Verdammungsurtheil erntet. Nun denn, Lorbeern oder Diſteln! die meiſten fallen ja nur auf das Grab des Malers! Und wenn auch noch einige auf ſein Haupt im Leben: was ſchadet's? Obgleich er kein Außerordentlicher oder Berühmter war, und nie zu werden wünſchte, iſt er dennoch längſt des verketzernden Haſſes, wie der nachſichtsvollen, unverdienten Liebe von Zeitgenoſſen gewohnt. Eins mit Gott und ſich, läßt er getroſt menſch-

liches Urtheil über sich ergehn. Jeder richtet, indem er den Andern richtet, nur sich selbst im Andern.

Ich habe keine Ursache zur Reue, zur Klage, oder zum Fluch über meine Vergangenheit; wohl etwa doch zur Scham über manche Verirrung. Sollt' ich mich aber schämen, Mensch gewesen zu seyn? Glücklicher als Salomon in seinem Harem zu Jerusalem, und als Napoleon im Exil auf St. Helena, groll' ich weder mit dem Schicksal, wie diese „Gesalbten des Herrn", noch über die Eitelkeit der Dinge unterm Monde. Der Schmerz der beiden Unzufriednen war Schmerz um verlorne und geliebte Abgötter, welche ihnen ihre eigne Leidenschaft, aus Thon und Sand, geformt hatte.

2.

Ein verwaisetes Kind.

Das erste Denken des Kindes ist ein leises Spinnen der Fantasie im Dämmerlicht des Bewußtseins; ein gedächtnißloses Träumen im Wachen. Die Welt gaukelt unklar an den Augen vorüber; und was sie zeigt, ist vergessen, sobald sie es wegnimmt. Der Mensch ist noch thierähnlich; der Geist hat sich noch nicht mit seinen irdischen Werkzeugen vertraut gemacht; das weiche Lebensgewebe des Leibes ist noch zu zart, als daß es ihm schon zum freiern Gebrauch dienen könnte. So gehn die ersten Jahre des Kindes vorüber. Der eben vorhandne Augenblick ist ihm ein Lebensganzes.

Die deutlichste unter den ersten Erinnerungen stammt aus der Zeit, da ich ein Alter von vier Jahren hatte, und der Komet von 1774 viele gute Bürger meiner Geburtsstadt Magdeburg in Schrecken setzte. Man sprach in frommer Angst von der am Himmel ausgestreckten Zornruthe Gottes. Selbst mein Vater, der König meines damaligen Weltalls, war wohl nicht frei von Beklommenheit. Eines Abends trat er, von meinen drei Schwestern begleitet, sehr ernst hinaus auf die Gasse, den ungewöhnlichen Stern zu schauen, und ließ mich im Zimmer beim bleichen Lampenschein allein. Ich bebte vor Entsetzen, zog grausend die kleinen Füße an mich auf den breiten, ledernen Lehnstuhl, und wagte kaum zu athmen. Denn ich stellte mir draußen die strahlende Zornruthe, hingestreckt durch die Nacht über eine schaudernde

Welt, vor, und wie von der Welt dahin tausend leichenblasse Menschengesichter schweigend emporstarrten.

Eine Mutter hatt' ich schon damals nicht mehr. Sie war sieben Wochen, nachdem sie mir das Leben gegeben, gestorben.*) Sie soll schön gewesen seyn, noch sterbend mich in ihren Arm geschlossen und mit Heftigkeit gesagt haben: „Armer Junge, warum bist du nicht ein Kirschkern, den ich hinabschlingen und mit mir ins Grab nehmen könnte!" — Der Vater führte das Leben eines wohlbemittelten Bürgers, ein Tuchmacher seines Handwerks. Endlich Oberältester, oder dergleichen, seiner Innung, hatte er, während des siebenjährigen Krieges, durch bedeutende Tuchlieferungen für die preußische Armee, ansehnliches Vermögen, und, durch altdeutschen Biedersinn, das Wohlwollen und die Achtung seiner Mitbürger erworben. Ich, als Jüngstgeborner, ward, wie gewöhnlich jeder Spätling, sein Schooskind. Schulbildung mochte er wenige, oder schlechte, empfangen haben. Denn seinen eigenen Namen sogar schrieb er auf die verschiedenste Weise. Mich hielt er vom sechsten Jahre an, fleißig zur Schule, doch unbekümmert, ob ich lerne oder nicht. Sonntags mußt' ich ihn regelmäßig zur Andacht in die St. Katharinenkirche begleiten. Aber Schule und Kirche blieben dem einfältigen Bübchen Plage- und Zwanganstalten, welche allenfalls den Nutzen brachten, es frühzeitig in Geduld zu üben. Auch mußt' ich Morgens, Mittags und Abends Gebete hersagen, von denen ich nichts verstand. Ich hörte auch von Gott und seinen Engeln reden. Die geflügelten Engel gefielen mir besonders; gern wär' ich deren einer, oder auch nur ein Vogel, geworden. Am meisten aber beschäftigte meine Aufmerksamkeit der rauhhaarige Teufel, mit Lahmfuß, Pferdehuf und langem Schwanz. Diese theologische Person stand bei mir in höherm Ansehn, als Gott selbst, und ich hatte es darin, wie die fromme Christenmenge noch im XIX. Jahrhundert; oder wie die Natchez-Indianer, die in ihren Urwäldern selten zum großen Geist beten, weil er nur Gutes verrichten kann; aber desto öfter dem bösen Geist das beste Stück Wild, oder den Haarbüschel zwischen den Hörnern des Bison zum Opfer bringen, um vor Gefahr sicher zu seyn.

Der zärtliche Vater strafte wirkliche Unarten seines Lieblings selten;

*) Am 4. Mai 1771, vierundvierzig Jahre alt.

überließ die Erziehung des Wildfangs vertrauensvoll dem Zufall, und so ward dieser ein lebenslustiger Springinsfeld, oder besser gesagt, ein Gassenjunge der Stadt, im strengsten Sinn des Worts. Denn das Feld lag zu weit hinter den vielen Schanzen und Festungswällen der Stadt; für das Bübchen ein unbekanntes Land. Daß sich übrigens der kleine Freigelassene, ohne Hülfe eines Turnmeisters, eifrig gymnastischer Künste befliß; an senkrechten Balken, an Nuß- und Birnbäumen des väterlichen Gartens emporkletterte, und, in Gesellschaft der Katzen, auf Dächern der Hintergebäude umherkroch; oder als Feldherr von 20 bis 30 kleinen Altersgenossen, denen er hölzerne Säbel lieferte, gegen ein ähnliches Heer Kriege führte, in denen bald Köpfe, bald Fensterscheiben friedlicher Bewohner der Dreiengels- und Schrotdorfer-Gasse am meisten zu fürchten hatten, wie immer im Kriege die daran unschuldigen Völker, — das bedarf keiner Erwähnung, als etwa Gesundheit, Kraftfülle und Regsamkeit des jungen Weltbürgers zu beurkunden.

Doch die Tage kindischen Jubels waren von kurzer Dauer. Die Todesnacht des guten Vaters (er starb *] an der Auszehrung) ward mir die erste Schreckensnacht; sein Leichnam der erste Todte, den ich sah. Nie vorher hatt' ich eine Nacht durchwacht; ich fürchtete, sie werde von da an ewig herrschen und das Licht der Sonne mit dem Leben meines Vaters erlöschen. Ich weinte untröstlich, aber mehr aus Angst, denn aus Schmerz oder Liebe um den Verstorbnen. Die Sonne kehrte wieder. Die Feierlichkeiten des Begräbnisses unter Chorgesängen und Geläute sämmtlicher Glocken der Katharinenkirche, daneben neue Trauerkleider und großes Leichengepränge, zerstreuten die Betrübniß des achtjährigen Knaben bald.

Ich ward meinem Bruder Andreas zur Erziehung anvertraut, der selbst schon einen Sohn meines Alters hatte. Nun fühlte ich mich wieder so guter Dinge, wie zuvor. Doch, als die veränderten Umgebungen den Reiz der Neuheit verloren hatten, wandelte mich zuweilen eine Art unwilliger Verwunderung über Ereignisse an, die mich, ohne mein Verlangen, den gewohnten väterlichen Liebkosungen, den ehemaligen Spielgefährten, den alten Tummelplätzen entrissen, und in ganz fremde Verhältnisse, in eine ganz andere Stadtgegend, hinein-

*) Er war am 20. Oktober 1722 geboren, und starb am 18. August 1779.

geworfen hatten. Ich grübelte nach, wer denn Gewalt habe, meinen Vater sterben, und mich, wie eine Puppe, ohne Widerrede da- und dorthin schleudern zu lassen. Es ärgerte mich, daß sich's nicht ändern ließ. Man mag dem achtjährigen Burschen den seltsamen Mißmuth verzeihen, welcher auch dann und wann schon ältere Leute in Versuchung geführt hat, mit dem Ernst des Schicksals zu hadern; oder der sogar Philosophen die Freiheit des menschlichen Willens verdächtig gemacht hat.

Bruder Andreas, ein Mann von stattlichem Aeußern, von nicht gemeinen Talenten, die er durch Lesung guter Schriften gebildet hatte, betrieb, wie der Vater, Gewerb und Handel mit Wollentüchern; strebte auch wohl gern über seinen Stand hinaus. Neigung zum Glänzen verlockte ihn wenigstens oft weiter, als seinem Vermögen angemessen seyn mochte. Mich wollte er, wie Alles in seinem Bereich, in einen höhern Bildungskreis emporziehn; um so mehr, da der Vater mich, als den Jüngsten, wie man mir sagte, einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt hatte. So sollt' ich nun den alten Menschen ganz ausziehn und ein neuer werden, zierlich und manierlich. Schneider und Haarkräusler machten sich sogleich bei mir ans Werk.

Leider schlug Alles übel bei mir an. Ward das Herumjagen auf den Gassen ungeziemend geheißen, so trieb ich der Eulenspiegeleien desto mehr im Hause; oder, wenn dies nicht galt, saß ich, gleich einem Gefangnen, stundenlang träumerisch vor einem Buche, worin ich nicht las, und spazierte frei in der Einbildung auf Marktplätzen und Straßen der alten Stadt Magdeburg, selbst in den Vorstädten umher; oder beobachtete aufmerksam das gesellige Leben der Enten und Hühner, die Schliche der Katzen, die Irrfahrten einer Stubenfliege. Unsäglichen Verdruß machten mir besonders die schönen neuen Kleider; denn wie ich's auch anstellen mochte, blieben sie selten einen Tag vor Rissen und Schmutzflecken geborgen. Um Sinn für das Edle und Schöne in mir anzufachen, las und erklärte mir Bruder Andreas sehr begeistert Kleist's Frühling. Ich aber, der noch keinen Frühling jenseits der Festungswerke gesehn hatte, fand das gerühmte Dichterwerk so vornehm-fade, wie das Putzzimmer des Hauses mit gebohntem Fußboden und vergoldeten Leisten des Wandgetäfels.

Je länger man an mir striegelte und biegelte, mich ein wenig liebenswürdiger zu machen, um so verhaßter ward mir die angerühmte

feine Lebensart. Ich begriff von dem, was Andre bewunderten, weder Werth noch Zweck. Seidenrock und Zwillichkittel, Bauernhaus und Palaſt, ſchienen mir ſo ziemlich gleiche Dienſte zu leiſten; und Stallknecht und Prinz, Einer ſo viel, als der Andre zu ſeyn, trotz Allem, was der Schneider aus beiden gemacht hatte. Nachdem kein Mittel half, mich von den angebornen Uebeln eines rouſſeauſchen Naturmenſchen zu heilen, verſuchte es Bruder Andreas noch mit dem Zauber der Tonkunſt. Er ſelbſt blies die Flöte gut. Ich horchte ihm immer mit Begier und Entzücken zu. Die geheimnißvolle Gewalt der Töne berauſchte mich jedesmal bis zur vollen Selbſtvergeſſung. Auch nicht leicht verfehlte ich einen Tag, der Wachtparade nachzulaufen, um die Märſche der Hoboiſten zu hören. Ich wußte ſie bald auswendig. Tönte mir von einem Hauſe her Muſik, oder auf den Straßen eine neue Melodie der wandernden Chorſchüler, ſtand ich feſtgewurzelt. Unbekümmert um die Gaffer, weinte ich mich ſatt, ohne zu wiſſen warum? und ſchwamm ich in Seligkeit und Thränen. Mir ward alſo ein Klavier angeſchafft und ein Lehrer dazu. Aber ich verſtand meinen Orpheus nicht. All ſeine Anſtrengung war umſonſt, mir Notenwerth, Takt und Pauſe begreiflich zu machen. Ich meynte, dazu müſſe ich die Taſchenuhr aufs Klavier legen und beſtändig nachſchaun. Er gab die Hoffnung auf, mir ſeine Kunſt beibringen zu können. Ich eben ſo, wie er. Ich verwünſchte das Klavierſpielen; keine Macht konnte mich bewegen, es fortzuſetzen.

Noch ſchlimmer ergings mir in der Schule. Mein Bruder hatte mich in die des Kloſters Unſrer lieben Frauen gethan, welche damals, unter Leitung des bekannten Pädagogen und Propſtes Rötger, großen Ruf hatte. Ich ward in die unterſte der Klaſſen geſetzt. Allein mir Unglücklichen, dem noch die dürftigſten Vorkenntniſſe fehlten, blieb aller Unterricht dunkel. Ich ſaß da, von langer Weile geplagt. Mich ihrer zu entſchlagen, überließ ich mich dem ſanften Zuge angenehmer Träumereien; zeichnete ungeſchlachte Rieſen und Ungeheuer aufs Papier; ſah in den geometriſchen Figuren, welche uns der Lehrer auf die ſchwarze Wandtafel abbildete, Irrgärten, Thürme und fantaſtiſche Brücken. Für kleine Gegengefälligkeiten ließ ich mir von einem Mitſchüler die Schulaufgaben löſen, um Strafen und Vorwürfen zu entgehn. Man überſetzte uns Schummels mille et une nuit. Ich, der noch nicht franzöſiſch leſen konnte, lernte, mit kräftigem Gedächt-

niß, ganze Seiten französisch auswendig, die ich mir deutsch geschrieben hatte, und die Uebersetzung dazu. Während ich den Lehrer täuschte, zog mich das Wunderleben von Tausend und einer Nacht in eine fremde Welt hinein. Ich hielt alles für gediegene Wahrheit, was ich davon lernte. Denn wozu hätte man sich die Mühe geben sollen, ein dickes Buch voller Lügen schwarz auf weiß zu drucken? Die Zaubereien und geheimnißvollen Wesen und Kräfte beschäftigten meine Fantasie bald ausschließlich, Tag und Nacht. Ich sehnte mich nach keinem höhern Glück, als, durch irgend einen Zufall, Herr und Meister eines gefälligen Dämons zu werden. Ich versuchte auch ganz ernstlich, und auf mancherlei Art und an allerlei Dingen, mir einen dienstbaren Geist zu verschaffen, so gut, wie es dem Aladdin, vermöge seiner alten Lampe, gelungen war.

Aber, wehe! der eifrige Zauberlehrling bracht' es endlich in der geheimen Kunst nicht weiter, als daß er zufällig, bei einer öffentlichen Schulprüfung, den Propst Rötger und gesammte Lehrerschaft, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, über vermeynte Fortschritte in Kenntnissen völlig entzauberte. Ich hatte in Jahr und Tag nichts gelernt; und ward, wie billig, um der berühmten Schulanstalt kein Vorwurf zu werden, wegen Mangel an Geistesfähigkeit, aus ihr verwiesen. Man denke sich den armen Bruder Andreas! Er war vor Schrecken, Scham und Zorn außer sich; ich hinwieder, wegen des unerwarteten Lärmens, in solcher Angst, daß ich auf dem Sprung stand, in die weite Welt hinauszulaufen. Man hielt mich zurück. Die Schwestern warfen alle Schuld auf Bruder Andreas. Die Aelteste der Schwestern nahm mich zu sich, und schickte mich, mit ihrem Sohn Gottlieb, der ein Paar Jahre älter, als ich, war, in die niedrigste Klasse der „reformirten Schule". Ich sollte da allenfalls soviel lernen, als nöthig, um Krämer oder Handwerker zu werden.

3.

Des Knaben Erwachen in sich.

Die Veränderung der Dinge war mir ganz recht; nur nicht, daß man abermals über meine Person, wie über eine herrnlose Sache, verfügte. Es kam mir fast vor, als gehör' ich mir selber nicht an,

und wäre unterm Monde also ein unnützes Wesen. Das verdroß mich; doch wagt' ich keinen Widerstand; ließ der Sache ihren Lauf; und um so lieber, weil ich wieder mehr Freiheit genoß, als im Hause des Bruders, und man sich wenig um mich bekümmerte. Auch in der Schule gefiel's mir besser, und besonders des Lehrers wegen.

Dieser, ein alter ehrwürdiger Kantor, hieß Capsius *). In seinem weiten blaugeblümten Schlafrock, vom Puder der lockenreichen Perrücke oberhalb weißbeschneit, hatte er für mich eine Majestät des Aeußern, wie kein andrer Sterblicher. Zu den nützlichen Lehrmitteln für 50 bis 60 unruhige Buben meines Alters, gehörten, auf dem kleinen Tische neben ihm, drei Stöcke von ungleicher Länge und Dicke; ferner ein ringförmig zusammengerolltes, glänzend-glattes Seil. Letzteres wußte der Meister so geschickt, als Schlinge, von seinem Sitz in die Weite hinauszuschleudern, daß sich jedesmal der Kopf eines von uns jungen Sündern unvermuthet darin gefangen fand. Dann mußte der Delinquent, unter Hurrah und Jubel der Menge, dem magnetischen Zuge in gerader Linie über Tisch und Bänke folgen, um ein richterliches Urtheil an sich vollstrecken zu lassen. Demungeachtet war der alte Herr ein ächter Schulmann, der sich auf Weise und Art des kindlichen Gemüths vollkommen verstand. Die fröhliche Bubenschaar hatte ihn lieb und gehorchte ihm mit Lust.

Einer allein von allen Schülern, der bei ihm die Anfangsgründe des Lateinischen trieb, schien eben deshalb sein Liebling zu seyn. Denn gab es auf den Straßen etwas zu gaffen, Seiltänzer, Soldaten, die durch die Spießruthen liefen, Bären und Affen, ward ihm allein das Glück, die Schulstube verlassen zu dürfen, sobald er mit einer auswendig gelernten, lateinischen Phrase um Erlaubniß bat. Ich, nur noch Katechismusschüler, konnte der mächtigen Lockung unmöglich widerstehn, und wollte die Beschwörungsformel ebenfalls lernen. Der kleine Inhaber derselben stellte mir vergebens die Länge und Schwierigkeit des Wegs vor, durch den Wald aller Deklinationen, Adjektiven, Pronomen und Konjugationen. Ich durchzog aber, von ihm geführt, beharrlich die dürren Steppen von Mensa bis Audio; eroberte wirklich das Zauberwort und brachte es endlich, zwar nicht ohne Furcht und Zittern, bei erster Gelegenheit an Mann. Vater Capsius, ob

*) Er starb 1782.

meiner plötzlichen Gelahrtheit erstaunt, prüfte mich anfangs zweifelnd; lobte mich dann; verkündete, aus mir werde etwas werden; und proklamirte mich feierlich, als seinen zweiten Lateiner mit allen und jeden einem solchen gebührenden Privilegien.

Während ich so unvermerkt mit Eutrop und Phädrus in Bekanntschaft gerieth, ward meine Wißbegier noch auf andre Weise, von einem andern Meister, angeregt. Es wohnte nämlich im Hause meiner Schwester ein alter Arbeiter, oder Taglöhner, Namens Krapp; ein breitschultriger, starker Mann, mit narbigem, verwittertem Matrosengesicht unter grauer Pelzmütze. Gewöhnlich an Sommerabenden saß ich mit meinen beiden Neffen, Gottlieb Lemme und Heinrich Faucher, im Hofe des Hauses beim Sternenschein, voll unermüdlicher Aufmerksamkeit zu seinen Füßen. Denn er erzählte uns dann, bald von eignen Seefahrten, bald von den noch wunderbarern des Robinson Crusoe, den Abenteuern des Robert Pierrot, oder den Geschichten der Insel Felsenburg. Er wußte das Alles mit mancherlei Nebenbemerkungen, Lehren und nützlichen Winken zu würzen, die für mich nicht ohne Frucht blieben. Ich klagte, wie über ein öffentliches Unglück, als sein Vorrath erschöpft war. Nun konnt' ich nicht anders, ich trieb, als Ersatz dafür, Robinsonaden, Entdeckungsreisen, Seefahrergeschichten, aus Leihbibliotheken zusammen; las und las sie wieder, und beschloß kurz und gut, ebenfalls an einer schönen Südsee-Insel einmal Schiffbruch zu leiden, aber mich doch dazu vorher besser, als Robinson, einzurichten. Darum verdoppelte ich den Fleiß in der Schule; und begann vorläufig, bis ich segelfertig seyn würde, ein Tagebuch, welches nach wenigen Jahren, wie ich hoffte, an unglaublichen Begebenheiten überreich werden sollte. Dies Tagebuch, vom zwölfjährigen Knaben angefangen, setzte nachmals der Jüngling und Mann, freilich in andrer Absicht und Bedeutung, ununterbrochen fort. Es führte mich zu genauerer Selbstbeobachtung, und dient mir nun zum Leitfaden für diese Selbstschau.

Minder wohlthuend war mir der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes. Man hielt mich aber eifrig dazu, während mir unerklärlich war, wozu dem „lieben Gott" das lange Stillsitzen, Singen und Predigthören dienen könne, da es doch uns Andern nur Langeweile machte. Ich trieb's übrigens in der Kirche, wie jeder meines Alters; flatterte mit den Gedanken in meinen Robinsonaden umher; betrachtete

mir sehr andächtig des Pfarrers Geberdenspiel, den wechselnden Faltenwurf seines Kanzelrocks; lauschte dem Verhallen seiner Stimme in den Kirchgewölben nach; ergötzte mich an der Noth der Schlafenden, ihr anständiges Gleichgewicht zu behalten; oder, wenn der Prediger einmal den Namen Jesu sprach, an der ehrerbietigen Verneigung der gesammten Gemeinde, die einem Aehrenfelde glich, über welches der Wind strich. Der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag seyn.

Neben dem aber lebt' ich doch um diese Zeit schon in einem ersten religiösen Umhersinnen, wenn ich ein wunderliches, verworrenes Durcheinandergaukeln kindischer Einbildungen so bezeichnen darf. Allerdings wußt' ich Katechismus, Bibelstellen und Gebete in Prosa und Versen in Fülle herzusagen; aber nichts damit zu thun, als sie eben herzusagen. Sie lagen, wie todter Wörterkram, im Gedächtniß aufgespeichert. Hingegen setzte mich Manches um mich her in Verwunderung, was sonst Wenige rührt. Ich fragte mich und wohl auch Kameraden, warum und woher denn Alles so wäre, wie es wäre, und Alles ohne Zuthun und Willen der Leute in beständiger Regelmäßigkeit komme und gehe, wie Tag und Nacht, Schnee- und Blumenzeit, Kirchen- und Schulstunde, Leichenzug und Wachtparade? Zuweilen glaubt' ich, die Welt sey ungefähr, wie ein Uhrwerk, dergleichen ich schon gesehn hatte, worin sich die Figuren bewegen müssen, ohne es zu wissen und zu wollen. Fragt' ich darüber bejahrtere Personen, bekam ich entweder ungnädige, oder unbefriedigende Antworten. „Der liebe Gott hat das von Ewigkeit einmal so eingerichtet, du Dummkopf!" war der gewöhnliche Bescheid. Da dacht' ich eine geraume Zeit, die ganze Welt sey ein weites Marionettentheater, auf welchem sich Gott, zu seiner Unterhaltung, der Thiere und Menschen, statt der Puppen, bediene. Diese Vorstellung bildete sich zuletzt in die seltsame Grille aus: ich sey mit Gott allein in der Welt, und sein Kind; er wolle mich aber noch erziehn, eh' ich zu ihm in seinen Himmel komme. Darum habe er das wunderbare Theater für mich gebaut, auf welchem sich Menschen- und Thiergestalten nur bewegen, wann ich zu ihnen komme, und reglos sind, wenn ich sie nicht sehe. Indessen stelle Gott die Figuren in der Geschwindigkeit wieder anders, um mich damit zu überraschen.

Wenn ich dergleichen Geträume äußerte, hielt man mir lange Strafreden; nannte mich gottlos, oder verrückt; oder man brach in ein unbarmherziges Gelächter aus, was mich tiefer, als der bitterſte Vorwurf, verwundete. Ich ward eingeſchüchtert und ſchwieg; gab darum aber meine Anſichten nicht auf, weil ich keine andern hatte. Und wenn ich ſie nach und nach wieder mit andern Hirngeſpinnſten wechſelte, wußte niemand darum; auch bekümmerte ſich niemand darum. Ich ſagte nichts mehr davon.

Man hielt mich nun für einen Querkopf, mit dem wenig anzufangen ſey; für einen ungezogenen Buben; nachläſſig und unordentlich im Aeußern; zur unſchicklichen Zeit lachluſtig, am unrechten Ort weinerlich; bald zum eigenen Schaden mißtrauiſch, bald bis zur Albernheit leichtgläubig; bald halsſtarrig, bald willenlos nachgiebig. Die Leute mochten nicht ganz unrecht haben; aber ich blieb, der ich war, weil ſich Keiner die Mühe gab, mich zu verſtehn. Zu Allem, was man mir unerklärt ließ, erfand ich mir ſelber Erklärungen. Was daher Andern wichtig und ernſt ſchien, war mir oft gleichgültig, oft lächerlich. Beſonders widerten mich Höflichkeiten, eingelernte Komplimente, ſteife Zeremonien und Prunktreibereien an, wie arges Lügenwerk. Ich hatte aus dem täglichen Verkehr der Erwachſenen ſchon ihre gegenſeitige Heuchelei und Zweizüngigkeit eingeſehn. Das machte mich ungläubig an Menſchenworte. Und weil man ſich über meine treuherzige Offenherzigkeit nur zuviel beluſtigte, ward ich noch verſchloſſener.

Und doch fühlt' ich das Bedürfniß, mich irgend an ein freundliches Herz legen zu können. Ich ſuchte es umſonſt unter meinen Altersgefährten. Sie kamen und gingen gleichgültig. Gottlieb war und blieb mein treuer Spielgenoſſe, aber füllte das Leere in meinem Herzen nicht aus; mehr ein kleines, fröhliches Mädchen der Nachbarſchaft, Friedrike, die Tochter meines Vormundes, ein ſehr ſchönes Kind. Aber nur ſelten, und nur in Sommertagen ward ſie meine Geſpielin; im langen Winter unſichtbar. Dann aber wurde ſie mein Traum im Wachen und im Schlummer; dann in überirdiſcher Schönheit glänzend; ein Engel Gottes; mit mir weinend, mich tröſtend, mir Blütenfrühlinge jenſeits des Grabes zeigend. Und ſah ich ſie endlich in der Wirklichkeit wieder, ſtarben plötzlich all' jene heiligen Gefühle in mir ab, wie Frühblumen unter kaltem Hauch des Spätfroſtes. Ich erblickte keine Heilige mehr im Schimmer ihrer Verklärung, nur ein

kleines, artiges Mädchen in seiner ganzen Gewöhnlichkeit. Ich hätte weinen mögen vor Verdruß und mein Wahnsinn war verflogen, und doch süßer gewesen, als die Wahrheit.

Von Allen gleichgültig behandelt, oder auf die Seite geschoben, mußt' ich mich wohl an meine Verlassenheit gewöhnen und meinen besten Genuß in Spielen der gefälligen Einbildungskraft suchen. Es ward mir in diesen Zuständen nun erst deutlich, daß ich ein verwaiseter Knabe sey, den man bloß aus den Zinsen des ererbten väterlichen Vermögens unterhalte; übrigens ein sehr entbehrliches Geschöpf für die Welt. Das machte mir die Welt fremd, und mich ihr. Ich stand allein. Doch eben das Bewußtseyn der Ausgeschiedenheit vom Glück der Andern reizte meinen Schmerz und die Sehnsucht nur tiefer auf, einer einzigen Seele ganz angehören zu können. Wenn auch ohne Eifersucht, doch nicht ohne geheime Betrübniß, war ich Zuschauer, wenn der und dieser meiner Gespielen von einem Vater belobt, von einer Mutter umarmt und geküßt wurde. Mich zog niemand an seine Brust; meine Thränen trocknete keine liebende Hand; und für mich behielt jeder Tadel, den andern Kindern das Wohlwollen der Eltern versüßte, ungemilderte Herbigkeit. Nun ward mir der Tod meines Vaters erst zum unendlichen Verlust. Ich rief mir alle Erinnerungen an seine geringfügigsten Handlungen, an seine Worte und Liebkosungen zurück. Ich sehnte mich, sterben und bei ihm seyn zu können. Ich verließ oft Nachts das Bett und flehte weinend auf den Knieen, er solle mir, wenigstens nur einmal noch, wieder erscheinen. Dann harrt' ich und schaut' ich umher nach seinem Geist, und kehrte trostlos auf mein Lager zurück, indem ich schluchzend ihm den zärtlichen Vorwurf machte: „Auch du, mein Herzensvater, auch du hast mich nicht mehr lieb!"

Was ich empfand, wagt ich niemandem zu vertrauen; aber es trieb mich, dem gepreßten Herzen irgendwie Luft zu machen. Ich hielt Unterredungen mit Gott, und auf meine Bitten antwortete ich, in seinem Namen, selber. Am liebsten schrieb ich meine Klagen an den Geist des Vaters nieder, und meynte, er stehe dann unsichtbar neben mir. So entsprangen die ersten poetischen Versuche, weil mich dünkte, ich müsse zu himmlischen Wesen in edlerer Sprache reden. Meine Verse bildete ich denen in Kirchenliedern, oder in „Broke's irdischem Vergnügen in Gott" nach. Was in dem dreizehnjährigen Knaben

vorging, davon wehte Keinen seiner Verwandten die leiseste Ahnung an. Insgesammt wackere Kaufleute und Handwerker, ohne größere Bildung, als zu ihrem Gewerbe genügte, waren sie eben nicht geeignet, den unruhigen Geist des kleinen Schwärmers auf richtigern Weg zu leiten. Ihre Sorge wandten sie lieber den eignen Kindern zu. Selbst im Hause der Schwester und des Schwagers galt ich mehr wie Kostgänger und Dienstbursche, denn als Bruder. Man dachte hier zu kaufmännisch, um auch nur auf meinen Schulfleiß einigen Werth zu legen. Fehlte es zufällig an Papier für Geldrollen, nahm man ohne Bedenken Zuflucht zu meinen schriftlichen Arbeiten und Uebersetzungen. Ich mußte mich glücklich preisen, wenn man darunter nichts vom poetischen Briefwechsel mit dem Geiste meines Vaters entdeckte. Denn dem Funde solcher Herzensergüsse folgte gewöhnlich ein Sturm sämmtlicher Hausgenossenschaft gegen mich, und wochenlanges Nachgrollen.

Im Erdgeschoß eines Hintergebäudes befand sich mein Schlafkämmerlein. Wie kahl und ärmlich es auch bestellt war, ich schmückte es, als mein Studierzimmer, bunt genug aus. Da schwelgt' ich ungestört in Träumereien; las, malte, dichtete; athmete in schönern Welten, unter heiligern Gestalten. Nicht also war's im Winter: der Ofen fehlte; und allzu haushälterisch versagte man mir, in der Dunkelheit der langen Abendzeiten, das Licht. Ich konnte mich nicht an das zerstreuende Geschwätz der Wohnstube gewöhnen; noch weniger mich der Lust überlassen, was ich sann und fühlte, hinzuschreiben. Mit dem Frost meines Kämmerchens hätt' ich mich wohl abgefunden; aber selbst, wenn ich schlafen ging, mußt' ich im Finstern gehn. Da gerieth ich auf einen Einfall, dem ich Beifall jauchzte, und der, durch seine Folgen, Epoche in meinem Leben machte. Ich verwandelte nämlich eine ausgehöhlte Rübe in eine Lampe. Wenn alles schlief, zündete ich sie an. Die Eisblumen an den Fenstern mußten die mangelnden Umhänge ersetzen. Aber der Winter wob sie nicht dicht genug. Meine nächtliche Arbeitsamkeit ward verrathen; meine sinnreiche Erfindung unbarmherzig vernichtet unter einem Zorngewitter des ganzen Hauses. Aber trotzig setzt ich allen Vorwürfen und Bedrohungen meine Vorwürfe und Drohungen entgegen, und andern Tags erfüllt' ich sie.

Keck begab ich mich des Morgens zu meinem Vormund, einem würdigen Glockengießer, der geduldig Klagen und Beschwerden an-

hörte; dann mich aber trocken abwies. Ich wiederholte ihm gelassen die Geschichte der unfreundlichen Behandlungen, die ich lange erduldet habe, und daß ich ein Recht habe, für mein Kostgeld bessere Pflege zu fordern. Er betrachtete mich eine Weile mit wunderlicher Verlegenheit; sprach kein Wort und ließ mich stehn. Ich begab mich sofort zum Präsidenten des Obervormundschaftsamtes, einem Bürgermeister, ich glaube Stichhahn hieß er. Der wackere Mann vernahm meine Leidensgeschichte; fragte um meine Schule, meine Arbeiten und Studien, mein Alter, — ich wat im dreizehnten Jahre; — dann klopfte er mir freundlich auf die Achsel und sagte: „Geh, es soll besser werden." Nach wenigen Tagen ward ich aus dem Hause der Schwester zu einem betagten Lehrer der Altstädter Schule in Wohnung und Kost gegeben; und, nach dessen bald erfolgtem Tode, zu dem „Rector Emeritus" derselben Schule, so wie auch aus dem bisherigen reformirten Gymnasium in das Gymnasium der Altstadt versetzt. Aladdin's Zauberlampe hätte mir damals keinen bessern Wunsch erfüllen können, als den mir das Unglück meiner Rübenlampe gewährt hatte.

Diese kleinlichen Ereignisse, welche freilich in meinem Tagebuche die größte Weltbegebenheit aufwogen, sind kaum der Erwähnung werth. Aber sie wirkten tief auf die ganze Richtung des Gemüths. Wie der harte Finger des Schicksals auf den zarten Keim eindrückte, so erwuchs, mit davon unverlornen Spuren, die junge, sich später ausgestaltende Pflanze.

4.

Fromme Schwärmerei und Unglaube.

Laut bestehender Uebung, war ich endlich alt genug geworden, in die Geheimnisse des christlichen Glaubens und zum ersten Genusse des Abendmahls eingeweiht zu werden. Ob ich auch reif genug dafür sei? ward nicht gefragt. Das Christenthum der zivilisirten Länder ist meistens nur Gedächtnißglaube und herkömmliche Sitte; und die heutigen Stellvertreter der Apostel in den Gemeinden trachten größtentheils zuerst nach Versorgung mit Amt und Brod, und nennen es, nach erlangter Pfarrstelle, göttlichen Ruf.

Man sandte mich zur vorbereitenden Unterweisung in die Lehrstunden

des Paſtors der Katharinenkirche, Namens Weiſe. Es war ein lieber, frommer, zum Pietismus geneigter Mann. Die Glut ſeiner Andacht im Gebet und die redneriſche Inbrunſt im Vortrage fand vielleicht kein entzündlicheres Gemüth unter den jugendlichen Zuhörern, als das meinige. Ich erkannte in den Schilderungen von Liebe und Leiden des Welterlöſers mein eignes unverſchuldetes Lieben und Leiden wieder; in ſeiner Verkanntheit und Verſtoßenheit, die meinige. Die dazwiſchenlaufenden dogmatiſchen Begriffe von drei Perſonen in Gott, von Erbſünde, von Gnadenwahl, ließ ich in ihrer, für mich unentſtrickbaren Verworrenheit dahingeſtellt ſein; eben ſo die bildlichen Redensarten vom „Lämmlein Gottes", vom „Sich in die Wundenmahle Jeſu legen" u. dgl. m. in ihrem myſtiſchen Helldunkel. Mein ganzes Weſen brannte in wehmüthig-heiligen Gefühlen. Sekten verließ ich das Pfarrhaus ohne wundgeweinte Augen; ohne Schmerzen der Reue über meine Vergehen. Jede kindiſche Eulenſpiegelei und Uebereilung trug jetzt die Geſtalt einer unverzeihbaren Sünde. In meinem Stübchen jammert' ich in wiederholten Gebeten auf den Knieen um Barmherzigkeit und Gnade, und legte unter heißen Thränen die Gelübde der Beſſerung ab. Chriſtus ward fortan mein Gedanke, mein Vorbild, meine Liebe, mein Leben.

Von nun an hörte die Kirche für mich auf, ein irdiſches Gebäude zu ſeyn; ſie ward zum Hauſe Gottes, zu meinem Vaterhauſe. Nicht umſonſt ragten ihre Thürme zum Himmel, über alle Wohnungen der Sterblichen hin; ſie wieſen und winkten mich zu dem empor, der ewig iſt. Der majeſtätiſche Sturm der Orgelklänge war Ruf aus höhern Welten, und in den wunderſchönen Melodien der alten Kirchenlieder antwortete die bewegte Menſchheit. Die alterthümlichen Kreuzgewölbe, Spitzbögen und Pfeiler, die ſich über meinem Haupt aufſchwangen, ſchienen von überirdiſcher Gewalt hervorgerufen, Hieroglyphen eines fremden, in Heiligkeit verklärten, Lebens zu ſeyn. Himmel und Erde zerfloſſen vor meinem innern Blick in allgegenwärtige Göttlichkeit; und was gelebt hatte und noch leben ſollte, alle Jahrtauſende lagen betend, weinend, jauchzend um den Thron des Allerhöchſten. — Zwar blieben mir die Predigten in ihrem Zuſammenhange wohl noch unklar; aber mir genügte Einzelnes, was ich auffaßte und feſthielt. Sie glichen mir einem großen Gaſtmahl, von welchem ſich jeder ſeinen Biſſen zur Seelenſättigung nehmen konnte.

Endlich nahte der große Tag des ersten Ganges zum „heiligen Tisch des Herrn.“ Ich fühle noch heut die scheue Furcht, mit der ich ihm entgegenzitterte. In tiefster Zerknirschung des Herzens wankt' ich zur Kirche. Ich würde gern an der Pforte des Tempels betend niedergesunken seyn. Der Gottesdienst ging vorüber; der Weg zum Altar begann. Aber der lange Zug der Menschen, der zu beobachtende Anstand, die Förmlichkeiten insgesammt, zerstreuten meine Andacht dermaßen, daß ich durch und durch nüchtern blieb, wo ich den höchsten Genuß von Seligkeit erwartet hatte. Ich glaubte die schwerste Sünde in demselben Augenblick begangen zu haben, in dem ich mich heiligen wollte, und flehte manchen Tag den Himmel um Verzeihung an.

Die jetzige Abgeschiedenheit von allen Verwandten, die gänzliche Freundlosigkeit, das einförmige Leben bei Büchern und in den Schulstuben, war vollkommen geeignet, einen vierzehnjährigen Knaben von leichtentflammbarer Einbildungskraft und reizbarem Gefühl in Trunkenheit frommer Schwärmerei zu bewahren. Einsam, von allen Seiten auf mich selbst zurückgedrängt, wählt' ich den „theuren Heiland“ zum alleinigen Herzensfreund. Auch nährte ich geraume Zeit die stille Glut der Empfindungen, ich möchte sagen, künstlich, mit Hülfe mystisch-religiöser Schriften. Allein, gegen mein Streben und Wollen, verblich nach und nach der Farbenglanz der Gebilde einer erregten Fantasie, die mit den Erscheinungen der Wirklichkeit zu wenig Verwandtschaft zeigten. Je mehr Schule, Bücherlesen und Ereignisse meine Ansichten und Kenntnisse erweiterten, um so lauter verlangte der zum selbstthätigen Denken erwachende Geist, anfangs zwar bescheiden, doch entschieden, sein Recht zurück.

Mein alter Rector Emeritus, Elias Kaspar Reichard, bei dem ich wohnte, bekannt als unermüdlicher Uebersetzer lateinischer, englischer und dänischer Werke, gestattete mir Zutritt in sein gelehrtes Sanctuarium. Dies war ein weites, halbdunkles, mit wohlgefüllten Büchergestellen umzogenes Zimmer. Hier saß inmitten desselben der harthörige Greis, vom Morgen bis zum Abend am langen, mit Folianten und Oktavbänden belasteten Tische, und ersetzte, durch Beschäftigung mit Gedanken verstorbener Männer, den Verlust des Verkehrs mit Lebenden. Er arbeitete eben damals an seiner Fortsetzung von „Hauber's bibliotheca magica zur Tilgung des Aberglaubens.“ Doch war der gute Herr, wie ich merkte, selber nicht ganz rein von

dem Uebel, dem er auf Tod und Leben seinen Krieg machte. Man stäubet nicht leicht etwas aus, ohne dabei selbst etwas staubig zu werden. Mich brauchte er zuweilen, als Handlanger, bei seinem gelehrten Werke; bald mußt' ich ihm einzelne Stellen übersetzen, bald den Fünftelsaft aus verjährten Schmäuchern ziehn. Ich that es gern. Dafür konnt' ich nach Herzenslust in den Schätzen seiner Bibliothek schwelgen. Mit wahrem Heißhunger las ich, ohne Wahl und Ordnung, was Zufall, oder Neugier, mir in die Hand führte; Dichter, Astronomen, Chroniken, Philosophen, Reisebeschreibungen, Kirchenhistorien u. s. w. Ich schrieb mir mehrere Bände Auszüge zusammen. Die Lebensart meines Rektors schien mir die wünschenswürdigste auf Erden. Ich wollte ein großer Gelehrter werden, wie er, und ein berühmter Mann in der Welt, auf den man sich noch nach Jahrhunderten berufen müsse. Nicht ohne stolze Behaglichkeit sah ich in Reichard's Werk Manches von meiner Arbeit wörtlich abgedruckt. Ich las das unzählige Mal; ich fand es vortrefflich; selbst die Buchstaben schienen mir, von meinen eignen Wörtern, schöner, als alle übrigen.

Aber diese Lesereien, einige Jahre lang fortgesetzt, oft halbe Nächte hindurch getrieben, verbunden mit den übrigen Schüler-Arbeiten, belohnten mich mit ganz andern Früchten, als ich erwartet hatte, und nicht mit den angenehmsten. Ich lebte mich nämlich, bei jedem anziehenden Buche, so tief in Ansicht, Art und Sprache des Verfassers hinein, daß ich gewöhnlich wochenlang nicht anders, als dieser denken, sprechen und schreiben konnte, und, ohne Selbstheit, nur immer das war, was das letzte Buch aus mir gemacht hatte; abwechselnd Mystiker und Freigeist, sogar Alchemist, Politiker, Poet in allen Gattungen der Dichtkunst. Ich bemerkte endlich mit wahrem Schrecken die Unselbstständigkeit meines Verstandes, der, wie ein todter Spiegel, nur fähig schien, das Vorgehaltene in sich aufzunehmen. — Und mehr und schlimmer noch: bei diesem Vielerleitreiben zerrann am Ende in der Masse sich widersprechender Lehren und Meynungen, all mein Wissen in ein Chaos von Ungewißheiten. Die Religion der Kindheit war verschwunden; keine tröstendere an ihrer Stelle. Ich fand, das Christenthum sey nur Glaube eines Theils der Erdbewohner, und selbst dieser Theil in Parteien und Sekten zersplittert, die sich feindselig gegen einander, als Inhaber der alleinseligmachenden Wahrheit, brüsteten.

Juden und Christen, Hindu's und Mahomedaner, bewiesen mir stolz die Göttlichkeit ihrer Lehre mit Wundern; läugneten sich aber gegenseitig deren Aechtheit geradezu ab. Ich verkannte zwar keineswegs den heiligen Zweck jedes Religionsstifters; aber erblickte diesen Zweck dann wieder verdunkelt von den Strahlen der Apotheose, mit welcher die Priesterschaften nachher ihre Gottoffenbarer umkleidet hatten.

Irre geworden an allem Ueberlieferten, meynte der sechszehnjährige Primaner, sich durch eigne Kraft zur Gewißheit in göttlichen Dingen aufschwingen zu sollen. Er philosophirte also keck, in der Weise von Tausenden vor ihm, nämlich mit der Fantasie; und hatte, wie Tausende vor ihm, des Icarus Loos, als er der Sonne zu nahe kam. Das Wachs der Fittige schmolz, und er stürzte in die Meeresflut des Zweifelns und Verzweifelns. Da ward mir Alles und ich mir selber dunkel, unheimlich und geheimnißvoll. Je länger ich in mir brütete, und versuchte, den Knoten des Welträthsels zu lösen, um so ärger verwickelten sich die Fäden unter meinen Fingern. Was die Menschen um mich her Religion nannten, hatt' ich nicht mehr; denn was mein Gedächtniß davon in sich schloß, wollte nirgends mit eignen Erfahrungen und Ueberzeugungen verwachsen. Mir war nur das geblieben, was kein Prophet, kein Priester, kein Philosoph erfunden hatte, sondern was unvertilgbar im Geist aller Völker und Zeitalter besteht. Ich zweifelte nicht an meinem Daseyn und an dem des Weltalls, aber grübelte vergebens nach Ursache, Grund und Zweck davon.

Nicht aus jugendlichem Leichtsinn, nicht aus knabenhaftem Schülerdünkel, noch minder aus Bedürfniß, das Gewissen zu betäuben, gab ich das Positive aller Religionen auf. Nein, dies Positive sagte sich selber von mir los. Es fiel unhaltbar von mir ab, wie verdorrtes Laub, welches vom jungen Grün eines andern Frühlings verdrängt wird. Ich hatte den bisherigen Frieden eines harmlosen Glaubens eingebüßt; die Gemüthsseligkeit verloren, welche die Verwaistheit des Lebens erträglicher gemacht hatte. Und doch war ich fromm und reines Herzens, und wahrlich mehr, denn je zuvor, von Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen entbrannt. Diese Liebe ward fortan meine innere, geheime Religion, die allen Geistern ohne Schule und Kunst geworden ist. Von ihr begeistert, wär' ich dem Märtyrertode nicht aus dem Weg gewichen. Denn ich stand nun an der Gränze des beginnenden Jünglingsalters, in welchem die Seele, noch unbefleckt

vom Staube der Lebenswüſte, den Ideen des Ewigwahren und Ewigguten, jede Luſt und Pracht der Welt, ohne Reue zum Opfer darbringt; wo der Geiſt, vom Licht eines innern, höhern Seyns angeleuchtet, nur dem Unendlichen und Unbedingten ſehnſuchtsvoll nachzieht; wo er Ewigkeit der Liebe und Freundſchaft für ſich, Alleinherrſchaft des Rechts und der Freiheit für Alle auf Erden fordert.

5.

Selbſterlöſung.

Doch eben jene Urbilder des Vollkommnen ſtürzten mich in neue Verwirrungen. Sie lagen mit den Dingen und Verhältniſſen der Wirklichkeit in unausſöhnbarem Zwiſt. Was ſollte mir das Ewige und Unbedingte in Zeit und Raum der Vergänglichkeit? Und warum die unabwehrbare Anerkennung von dem, was wahr, gerecht und gut iſt, während thieriſche Genüſſe, Irrthümer und Scheingüter die Welt bewegen? Und was hatt' ich bisher unter den Menſchen erblickt? Die Tugend auf Kanzel, Katheder und Theater geprieſen, und im Alltagsleben argwöhniſch belächelt; Brüder in Chriſto vor dem Altar, Herrn und Knechte außerhalb der Kirchthür.

Dies Irrewerden an mir und der Menſchheit, in welchem ich wohl auch ſelber oft zum ungerechten Richter ward, verſenkte mich in ein troſtloſes, hoffnungarmes Still-Leiden. Ich deckte Keinem mein geheimes Elend auf; die Leute hätten mich nicht verſtanden; mich wie einen Narren verlacht, oder als Wahnwitzigen geſcheuet. Um nicht anſtößig zu ſeyn, that ich und gehabt' ich mich im Aeußern, gleich Andern; haßte aber dies lügenhafte Thun. Meine Vergangenheit glich einer leeren Einöde; meine Gegenwart einem dumpfen Leichengewölbe. Ein junger Menſch, einer der Chorſchüler, Namens Kallenbach *), welcher mein Schul- und Hausgenoſſe war, blieb zuletzt mein einziger Umgang. Er beſaß ein vorzügliches, muſikaliſches Talent; und nur an ſeinem Klavier, wenn ich mich unter ſeiner Leitung übte,

*) Er iſt in ſpätern Jahren Organiſt an der Heil. Geiſt-Kirche zu Magdeburg geweſen, wie man mir ſagte, und durch mehrere von ihm verfertigte gute Tonſtücke bekannt geworden.

oder er die Lieder in Töne kleidete, welche ich für ihn gedichtet hatte, wich zuweilen von mir, wie vor David's Harfenklängen vom Saul, der finstre Geist der Schwermuth. Gleichgültig, wie jeder mich, sah ich jeden seines Wegs gehn. Ich war ärmer, als der ärmste Bettler; hatte in der Welt keine Liebe, im Himmel keinen Gott mehr; und selbst im Bewußtseyn, dies Loos ohne mein Verschulden zu tragen, lag keine Tröstung, sondern nur ein Grund größerer Bitterkeit wider dies feindliche Daseyn. Wahrscheinlich hatte, nebst allem Andern, auch sitzende Lebensart, häufiges Durchwachen der Nächte bei der Studirlampe, und zwar im Alter körperlicher Entwickelung, nicht wenig zu der krankhaften Gemüthsstimmung beigetragen.

Recht instinktartig lechzt' ich nach andrer Luft und Umgebung; nach gewaltsamer Bewegung und Zerstreuung. Das todte Einerlei der Lage drückte mich zu Boden. Ich hätte aus mir selber herausfliegen mögen, lebenssatt. Doch war das nur ein dunkles, dumpfes Sehnen und Süchten; ich verstand mich selbst nicht, bis die Folgen eines albernen Schülerstreichs mir deutlich machten, was ich wollte und sollte. Eine vom Winterfrost erstarrte Fledermaus entschied über die veränderte Richtung, die mein Weg durch das Leben nahm.

Eines Morgens, als wir Primaner die Ankunft unsers Lehrers im Schulzimmer erwarteten, hatte Einer von ihnen das Thierchen aus dem Geklüft eines alten Gemäuers gezogen und zu unser Aller Ergötzen umhergewiesen. Es ließ sich auf keine Weise aus seinem Winterschlafe rütteln, und ward, beim Erscheinen des Lehrers, eilfertig auf den wohlgeheizten Ofen geworfen. Aber während wir andächtig der Erklärung einer horazischen Ode zuhörten, erwachte das Geschöpf zur größten Unzeit und machte ohne Verzug freudigen Gebrauch von seinen Hautfittigen. Die ängstlichen Versuche vieler sonst kühnen Jünglinge, ihre Köpfe aus dem Bereich des kleinen Ungeheuers zu bringen; die dadurch entstandene heillose Verwirrung; besonders aber Furcht und Grausen des Lehrers, der bei dem Zickzackfluge des Halbvogels, bald hinter der Schutzwehr des Katheders niedertauchte, bald wieder lauersam hervorguckte, trieb mich zum Ausbruch des ausgelassensten Gelächters. Der beleidigte Pädagog verwies mich sogleich aus dem Zimmer. Und weil niemand den Urheber der Störung kennen oder nennen wollte, ward die Sache zur großen Angelegenheit des Tages erhoben; Nachmittags die gesammte Klasse im „großen Auditorium",

in Gegenwart aller Lehrer, versammelt, und durch den von uns Allen geliebten Rektor Reide*) zur Anzeige des Thäters ermahnt. Die Vorstellungen, welche von Seiten dieses würdigen Mannes an uns gerichtet wurden, machten, durch ihre Milde und Richtigkeit, auf mich so großen Eindruck, daß ich im Begriff stand, den Namen auszusprechen, und für die durchaus nicht böswillig begangene Handlung Verzeihung zu erbitten. Aber nun nahm der erzürnte Ausleger horazischer Lebensweisheit das Wort, und rief: „Zschokke, Sie haben gelacht! Sie kennen ihn!“ Das machte mich wieder verstummen. Als er aber endlich demjenigen einen harten Thaler und Verschwiegenheit seines Namens versprach, der den Strafbaren anzeigen würde, trat ich empört, mit glühendem Gesicht, vor und sagte: „Ich kenne ihn; nun aber nenn' ich ihn nicht. Wir Schüler haben mehr Ehrgefühl, als der, welcher daran so wenig glaubt, daß er uns, mit einem Thaler, zur Verrätherei kaufen will.“ — Reide gebot mir Schweigen. Es folgte Todtenstille. Die Versammlung ward entlassen; ich in das Zimmer des Rektors berufen. Mit väterlichem Ernst hielt er mir die Unehrerbietigkeit meines Betragens, die Nothwendigkeit guter Schulordnung vor, und die Verpflichtung, den Unbekannten zu offenbaren. Als ich noch immer verlegen schwieg, drohte er mir mit schimpflicher Verweisung vom Gymnasium.

Das fuhr mir, wie ein heller Lichtstrahl, durch die Seele. Wegweisung von der Schule war Anweisung zum Weg auf die Universität; zur Grundveränderung aller Verhältnisse, unter denen ich seufzte. Aber schimpfliche Wegweisung! Was liegt doch, dacht' ich, an Schand und Ehre? Verachtung ist federleicht zu tragen, wo man weder beachtet, noch geachtet ist. Ich harrte mit Ungeduld manchen Tag auf Vollstreckung des Strafurtheils, vergebens. Da faßt' ich den Entschluß, mir selber zur Hochschule das Thor zu öffnen, und ging zum Vormund, dem guten Glockengießer.

In wohlgeordneter Rede macht' ich ihm begreiflich, daß ich, nun volle siebenzehn Jahre alt, wohl reif zur Beziehung der Hochschule sei; daß mehr, denn Einer meiner Mitschüler, die doch auf den Bänken von Prima unter mir gesessen, schon auf die hallische Universität ab-

*) Er lebte nachher, als Pfarrer zu Giebichenstein, bei Halle.

gegangen wären u. ſ. w. Ich meynte, überzeugender hätte auch kein Cicero in meiner Lage ſprechen können. Der Vormund aber hörte den beredten Vortrag ſeines Mündels mit geduldiger Aufmerkſamkeit und unverändertem Geſicht an, und gab dann, unter ſonderbarem Lächeln, die Antwort: „Univerſität? Ja, ja! dafür ſchlägt die Glocke wohl nach zwei Jahren noch zu früh für Dich!“ Meine Gegenvorſtellungen, meine ſtürmiſchen Bitten fanden taube Ohren.

Mit verhaltnen Thränen des Schmerzes und Zornes verließ ich das Haus. „So lauf' ich davon!“ dacht' ich in mir: „Hinaus in die offne, weite Welt, und wär's am Bettelſtab. Was hält mich noch zurück? Kein Vater, keine Mutter, kein freundliches Herz. Wer darf mir befehlen von all dieſen kalten Fremdlingen? Und mag Zufall oder Verhängniß mit mir noch unbarmherziger ſpielen; ich biete Trotz! Das letzte Uebel iſt ja doch das ſchlimmſte nicht, weil es eben das letzte iſt — Tod!“

Mit dergleichen Gedanken gelangt' ich in mein einſames Stübchen. „Aber wohin nun?“ fragt' ich, und trat ſogleich vor eine Wandcharte. Die Schweiz, mein altes Lieblingsland, mit ihren Alpen, Waſſerfällen und Seen, lächelte mich voll idylliſchen Reizes an. Aber ein langer Weg dahin, bei kurzen Finanzen! — Ich muſterte Baiern, damals das Paradies des Mönchthums. Vor meiner Fantaſie ſtand ein prächtiges Benediktinerkloſter, im Schatten uralter Ulmen und Linden. Die ſchwermüthige Stille hoher Bogenhallen, Kreuzgänge und Zellen, der weite Bücherſaal, ſchwer von ſeinen Schriftſchätzen, Alles rief mich dahin, wo ich mit gelehrten Mönchen, in Weltentſagung, ein der Wiſſenſchaft geweihtes Leben führen könnte, wie einſt die Ehrwürdigen der Kongregation von St. Maur. Freilich, der Eintritt in die heiligen Mauern führte auch zum Uebertritt in die katholiſche Kirche. Doch was lag dem Ungläubigen am Umändern eines äußerlichen Glaubenskleides? — Aber an wen mich jenſeits der Donau wenden? Ich kannte niemanden. — Indem meine Augen verlegen ſuchend umherirrten, fanden ſie nordwärts Meklenburg und hafteten feſt an der herzoglichen Reſidenz Schwerin. Denn da lebte Einer meiner ehmaligen Mitſchüler, Namens Wachsmann. Er war Hofſchauſpieler. Das entſchied die Wahl. Meine Vorliebe für die Schaubühne ward in ihrer ganzen Macht lebendig. Und in der That, wo

flechten ſämmtliche Muſen ſchweſterlich-vereinter ihren Zauberkranz, wie da?

Raſch packt' ich ein. Das kleine Darlehn einer meiner Schweſtern, welches ich empfangen hatte, während den Neujahrsferien einen Bekannten in einem Städtchen ohnweit Magdeburg zu beſuchen, ward zum erſparten Taſchengelde gelegt, und ſo, mit mäßig gefüllter Börſe, der Aufbruch keinen Tag verzögert.

Wanderjahre.

Sonne leucht' auf die Gefilde;
Sie umlächeln meine Bahn! —
Wölkchen, leichte Duftgebilde
Ziehet lustig mir voran!
Segler durch die Luft, die milde,
Stimmt mir Wanderlieder an.

J. H. v. Wessenberg.

1.

Der Ausflug.

An einem neblichten, kalten, doch schneelosen Wintermorgen (es war der 22. Jänners 1788) trabte auf seinem Miethroß der junge Abenteurer den Gränzen des alten Obotritenlandes entgegen, leicht und frei, wie der Singvogel, dem Käfig entflattert, durch Wälder und Lüfte dem Triebe der Natur folgt. Die Geburtsstadt, mit ihrem schwerfälligen Wall- und Mauergürtel und darüber ragenden vielen Thürmen und Giebeln, verschwamm, Grau in Grau, hinter seinem Rücken. Unbekannte Landschaften, unbekannte Dörfer, Baumgruppen und Wandersleute, alle vom Reif versilbert, tauchten eins ums andre freundlich vor ihm auf im falben Duft. Er sang; er jauchzte; er hätte das weite Weltall mit den Augen eintrinken, jeden Bauer umarmen mögen. Ihm klang es von allen Seiten, wie holde Weissagung entgegen. Er war nicht abergläubig. Aber es gibt Stunden, in welchen auch weisere Männer, als er, sich gern einbilden, mit Geistern der Natur reden zu können.

Die angenehmste der Vorbedeutungen ward mir aber am zweiten Tage meiner Hegira. Ich stieg im Städtlein Grabow vor dem Wirthshause ab, im abendlichen Dunkel. Als ich ins unbeleuchtete Gastzimmer eintrat, fühlt' ich mich unerwartet an eine weibliche Brust gerissen, unter Küssen und Freudenthränen, mit den Worten: „Mein Kind, o mein liebes Kind!" Wenn ich auch wohl erkannte, daß dieser Gruß nicht eigentlich mir galt, schien mir doch in dieser Umarmung eine bessere Menschheit, eine andre Zeit, ein Willkommen und Segenswunsch zu liegen. Stelle sich jeder nur selber die Gefühle eines armen Knaben vor, den, seit dem Tode des Vaters, niemand mit Zärtlichkeit ans Herz gezogen hatte, und der, seit zehn langen, traurigen Jahren, aller Liebkosung entwöhnt war. Es ging ein süßer Schauer durch mich, als ich von diesen Armen umschlungen da stand.

Die Täuschung verschwand, sobald angezündete Kerzen ins Zimmer traten. Die artige Wirthin ließ mich mit einiger Bestürzung fahren;

dann betrachtete sie mich eine Weile mit lächelnder Verschämtheit, und sagte mir, wie sehr ich an Gestalt und Alter ihrem Sohne gleiche, den sie von der Schule einer andern Stadt zum Besuch erwartete. Und, als er an dem Abend nicht kam, hegte und pflegte sie mich mit einer Herzlichkeit, wie wenn sie sich durch mich für seine Abwesenheit entschädigen wollte. Die Leckerbissen, die sie eigenhändig für ihn bereitet hatte, legte sie mir nun vor, und gab von meiner gesunden Eßlust eine wohlgefällige Zeugin ab. Ihre Güte endete damit nicht. Sie überhäufte mich mit derselben auch andern Tages; verschaffte mir bis Schwerin ein Fuhrwerk, statt des entlassenen Pferdes; packte mich mit sorglichster Vorsicht gegen Sturm und Frost ein, indem sie mich noch mit Naschwerk und mütterlichen Lehren ausstattete. Sie verschmähte jede Vergeltung; doch ihre Wange nicht einen dankbaren Kuß, den ich ihr beim Scheiden aufdrückte. Sie weinte. Und doch galt Alles, was sie mir erwiesen, nicht mir, sondern dem entfernten Sohne. So ist nur ein Mutterherz!

Ich kann die Gefühle nicht schildern, mit denen ich das Städtchen verließ. Mein ganzes Innere war in einer seltsamen, angenehmen Verwirrung. Der einzige Abend, der einzige Morgen hatte den schmerzlichen Eindruck vertilgt, den zehn Jahre voll Ungemachs in meinem Gemüth hinterlassen hatten. Die Wirthin von Grabow war versöhnend, wie ein freundlicher Engel, zwischen mir und die lieblose Welt getreten. Ich glaubte wieder an die Menschheit und daß noch nicht alle Tugend in ihr gestorben sey. Noch an demselben Tage macht' ich aber, in Schwerin angekommen, zwei überraschende Erfahrungen, die mir nicht minder belehrend und wohlthätig werden sollten.

Eines freudigen Wiedersehens mit dem vormaligen Schulgenossen gewärtig, trat ich in Wachsmanns Zimmer. Er saß mit seiner jungen Frau am Frühstück; ein langer, wohlgekleideter Herr ging im Zimmer auf und ab. Ich flog in seine Arme. „Und was führt Dich nach Schwerin?" fragte er mit fröhlichem Erstaunen. Ich erzählte meine Geschichte und den Zweck meiner Ankunft bei ihm. Je länger ich erzählte, je mehr verlor sich das Frohe aus seinem Erstaunen, und das Erstaunen lief in Bestürzung über, die sich endlich in Verlegenheit erschloß. Dann belehrte er mich, daß ich einen unbesonnenen Knabenstreich begangen habe; wohlthun werde, wieder zurückzukehren, woher ich gekommen sey, und daß er meinetwillen keinen Verdruß

mit den Meinigen verlange. So brach er mir unbarmherzig den Stab über die schönsten Hoffnungen. Er mochte in seiner Lage, und vielleicht auch in der Furcht, daß ich ihm zur Last fallen könnte, nicht ganz unrecht haben. Ich hörte die frostige Abweisung mit Niedergeschlagenheit an. Als sich aber sein etwas hofmeisternder Ton in einen vornehm spöttelnden umkehrte, und er zu mir sagte: „Du, ein Hofschauspieler! Was für eine Figur soll man denn aus dem kleinen Mann auf dem Theater schnitzeln? Einen Zettelträger, Lampenputzer, Statisten? Du bist für das Alles zu jung!“ — da gewann ich die verlorne Fassung wieder. Ich streckte mich hoch und trotzig gegen ihn auf, und vergalt den Hohn kaltblütig mit einigen sarkastischen Einfällen auf seine eignen frühern und jetzigen Verhältnisse, daß er verblüfft dastand und der anwesende Fremde, dem der Auftritt viel Komisches haben mochte, ein schallendes Lachen erhob. Ich verbeugte mich, verließ das Zimmer und sah meinen Hofschauspieler nie wieder.

Vor der Hausthür stand ich still, durch die Straßen gaffend und fragend: „Wohin nun weiter?“ Noch war ich zu keinem Entschluß gekommen, als jemand mir sanft auf den Achseln klopfte. Es war jener Fremde. Nach einigen freundlichen Fragen mußt' ich ihn in den Schloßgarten begleiten. Sey es, daß den biedern Unbekannten, der sich Fahrenheit nannte und eine Kanzleistelle bekleidete, mein offnes Wesen, oder mein ungewisses Schicksal rührte: er äußerte mir nicht blos wörtliche Theilnahme, sondern führte mich in seine Familie und wenige Tage später in das Haus des Hofbuchdruckers Bärensprung ein, der für seine Söhne einen Privatlehrer zu erhalten wünschte. Meine Person ward genehmigt und der Vertrag bald abgeschlossen. So sah ich mich mit Zufriedenheit und rasch genug in einen bessern Hafen eingelaufen, als ich selber gesucht hatte. Mit einer gewissen Siegermiene meldete ich dem Magdeburger Vormund meine Stellung, so wie den Entschluß, in der Fremde das Glück zu finden, was mir die Heimath versagt habe, bis nach zwei Jahren „die Glocke schlagen werde“, daß ich zur Universität gehn könne. Weder bittende noch drohende Briefe, noch das persönliche Erscheinen von Bruder Andreas in Schwerin, änderten meinen Vorsatz. Man überließ endlich den „halsstarrigen Taugenichts“ seinem Verhängniß.

Wer aber war glücklicher, denn ich! Zum ersten Male im Leben schwelgt' ich im Genuß unverkümmerter Freiheit und freundschaftlichen

Familienlebens. Die Anhänglichkeit gutartiger Zöglinge, die ich mit Luſt in den Anfängen der lateiniſchen Sprache, Geſchichte, Geographie u. ſ. w. unterrichtete; das Wohlwollen ihres guten, kränklichen Vaters; Fahrenheits Umgang und treue Theilnahme an meinem Schickſal, — dies, und Alles, baute einen Himmel um mich her. Ich hinwieder ſuchte, jedem lieb und unentbehrlich zu werden; übernahm freiwillig das langweilige Amt eines Korrektors in der Druckerei, und entwarf ſogar für den Beſitzer derſelben die Herausgabe einer „Monatſchrift von und für Mecklenburg", welche wirklich nachher, unter Leitung eines Profeſſors Wehnert, ans Licht trat. Daneben dichtete und ſchrieb ich in Verſen und Proſa. Es war mir Bedürfniß, was ich im bewegten Gemüthe fühlte und ſann, dem Papier zu übergeben.

Mittlerweile war über die Umgegenden Schwerins ein Frühling heraufgezogen, ſo neu mir und üppig an Reizen und Wundern, wie ich in den Gaſſen Magdeburgs noch keinen geſehn. Ich ſchwärmte und trieb mich, ſo oft es Geſchäfte erlaubten, in Wieſen und Wäldern mit kindiſcher Luſttrunkenheit und Neugier umher. Täglich gab es Entdeckungen ungeahneter Schönheiten, neue Verwandlungen des landſchaftlichen Bildes. Kleine Fußreiſen, Seebäder, Geſellſchaften übten auf Geiſt und Körper eine Heilkraft, die mich zum andern Menſchen machte. Die alte Schwermuth löſete ſich, wie ein Nebelmeer im Sonnenglanz. Und wandelte mich dann und wann der böſe Geiſt metaphyſiſchen Spekulirens an, ſprang ich auf und hinaus ins Freie, und entfloh dem ſchwarzen Geſpenſt.

Aber dieſe Fülle und Mannigfaltigkeit der Genüſſe ſättigte nicht, ſondern mehrte den Durſt nach andern und reichern. Wie wenig kannt' ich noch von der Herrlichkeit der Erdenwelt! Wenn ich längs den umbüſchten Ufern des Schweriner-Sees, oder auf den Teraſſen des Schloßgartens wandelte, ſtreckt' ich in fieberhafter Begier die Arme zu den unbekannten Fernen aus. Sogar die ehmaligen Robinſon-Träume wurden lebendig. Es ſchien mir am Ende Sünde, zwei lange Jahre aus meinem Leben an die kleine Reſidenz wegzugeben. Ich ſpann neue Pläne, bald zum Fluge in die felſigen Kjölen Schwedens und Norwegens, bald in die grünen Blachfelder Hollands. Ich ſparte dafür geizend meine Heller zuſammen, um nie mittellos und immerdar Herr des eignen Willens zu ſeyn. Einem jungen Wildfang, wie ich, der ſich eben flügge fühlt und jeglichem Abenteuer gewachſen, wird

bald das schöne Einerlei des Paradieses ermüdend, das er kaum erst mit Entzücken begrüßt hat. So verflog der Frühling; so der Sommer.

Da gerieth ich zufällig in Bekanntschaft eines Mannes von angenehmem Aeußern, vieler Weltkenntniß und geselliger Bildung. Er nannte sich Burgheim; trieb den behaglichen Aufwand eines Lebemannes, und schien, obgleich Fremdling in der Stadt, mit aller Welt darin vertraut. Er ward es auch bald mit mir, was nicht schwer hielt. Er hatte die Gefälligkeit, meine Talente zu bewundern und meine beschränkte Lage zu bedauern. Unsre gegenseitige Zuneigung wuchs. Er vertraute mir endlich im tiefen Geheimniß, er sey ein Graf oder Baron von Schlaberndorf; habe eine unadeliche Geliebte aus dem Kloster entführt; deshalb Entzweiung mit seiner Familie; und habe, von ihrem unversöhnlichen Haß verfolgt, den Stand eines Schauspieldirektors ergriffen; sey auch wirklich im Vorhaben, vom Schweriner Theater noch einige Mitglieder für seine Bühne zu Prenzlau in der Ukkermark zu werben. Schon hatten wir einander, im Schaum des Champagners, Ewigkeit der Freundschaft und Verbrüderung zugesichert. Er schwor, sich nicht von mir trennen zu können; ich müsse ihn, als Theaterdichter und Korrespondent, begleiten. Nichts konnte mir willkommner, als solch ein Anerbieten seyn. Es war weder so viel Beredsamkeit, noch so große Freigebigkeit, vonnöthen, wie er anwandte, um mich zu bewegen, meine Hauslehrerstelle seinen Wünschen aufzuopfern.

Es war eine schwere Trennung von meinen geliebten Zöglingen. Beim letzten Lebewohl hingen wir weinend an einander. Mich reute schon mein allzuleichtsinniger Entschluß, sie zu verlassen; doch zu ändern war er nicht mehr. Wir blieben mit einander im Briefwechsel. Der Jüngere von Beiden, Georg, starb acht Jahre nachher. Durch seinen Bruder Wilhelm sandte er mir noch vom Sterbebette sein Bild. Mit der Unterschrift: „Mir blüht Dein Staub noch," hab' ich es unter den Reliquien der Vergangenheit bewahrt.

2.

Der Theaterdichter.

Im Spätjahr*), als ich mit Burgheims Karavane harmloſer Prieſter und Prieſterinnen Melpomenens und Thaliens, den Ufern der Ukker entgegenzog, glich mir das Leben beinahe einer närriſchen Faſtnachtspoſſe. Ich trieb die luſtigſte Landſtreicherei, unter Geſang und Scherz und mancherlei Muthwillen. Die Männer hatten einen, die Frauenzimmer einen andern Wagen inne; ein dritter führte das Gepäck. Häufig wanderten wir auch im bunten Gemenge durch einander zu Fuß. Die tolle Wirthſchaft der Leutchen gefiel mir gar nicht übel. Ich gab mit Leib und Seel hinein, überall der Beſte voran. Auf Landſtraßen und in Nachtquartieren dürft' es nicht an muthwilligen Streichen fehlen, mit denen wir die Bevölkerung der Dörfer abwechſelnd zum wiehernden Gelächter nöthigten, oder in Furcht und Schrecken ſetzten. Jede Handlung ward dabei, mit poetiſchen Lappen aus Theaterrollen, halb witzig, halb albern, parodirt. Dies ergötzliche Spiel der fröhlichen Bande, wenn auch ein wenig leichtfertig, doch ohne Verletzung des ſittlichen Anſtandes, endete nur zu bald, als unſer Thespiskarren endlich im Hauptort der Ukkermark Halt machte. Lieber wäre mir in dieſer Weiſe eine Reiſe um die Welt geweſen.

Mit einem gereimten Prolog von meiner Muſe, der auch wohl manche Ungereimtheit enthielt, ward die Bühne in Prenzlau eröffnet. Mir gefiel die neue Laufbahn. Von jeher war ich ein Begeiſterter für das Theater. Auch im Alltagsleben ſchien mir immer am Schauſpieler etwas von der Glorie behangen geblieben, mit welcher ihn der Dichter auf den Brettern erſcheinen läßt. Wie ſchäbig und verblichen des Künſtlers Rock ſeyn mochte, ich ſah im Künſtler ſelber, mit ſtiller Verehrung, nur Schillers „Menſchen mit dem Palmzweige." Allein dieſe Verehrung verging, als ich die Burgheimſchen Palmenträger hinter den Kouliſſen, im Umgang unter ſich und mit Andern beobachtete. Der harmloſe Humor, der ſie, während der Auswanderung von Schwerin, beſeligt hatte, war bald von ihnen gewichen. Sie ſchienen nicht mehr dieſelben Perſonen von damals zu ſeyn. Sie haderten und zankten und klagten Einer gegen den Andern über „In-

*) November 1788.

triguen und Kabalen", wie sie es nannten. Nicht die Kunst schien ihr eigentliches Gewerbe zu seyn, sondern das Jagdmachen auf Gönner, Liebschaften, Schmaus- und Trinkgelage. Handwerkmäßige Komödianten auf dem Theater, entwickelten sie dagegen im gemeinen Verkehr, wie ächte Schauspieler, alle Künste der Verstellung. Ihr Karakter hatte sich, möcht' ich sagen, an allerlei Rollen, die sie gespielt, so glatt abgeschliffen, daß sich darin kein eigenthümliches Merkmal mehr wahrnehmen ließ. Jeden Tag ward er ein anderer, um hier gutherzige Männer zu übertölpeln, dort romanensüchtige Weiber zu bethören, oder Schulden anzuhäufen, die nie bezahlt werden sollten.

Ohne mich darum im einmal wieder gewonnenen Frohsinn durch trübe Lebensansichten stören zu lassen, zog ich mich nach und nach von diesem Gemengsel arbeitscheuer Gesellen, entlaufener Weiber, ungerathner Söhne, gefallsüchtiger Mädchen, verdorbner Studenten u. s. w. mit Widerwillen zurück. Nur mit Burgheim blieb ich noch allein vereint, und trieb unverdrossen für ihn meine dramatische Schneiderkunst; stutzte heroischen Tragödien die Schleppe des Talars kürzer; gab altväterischen Dramen modigern Schnitt; setzte in abgebrauchte Stücke neue Flicken, wie es eben das Bedürfniß des Theaterpersonals forderte; schrieb selber ein Paar Saus- und Grausstücke; reimte Prologen und Epilogen und briefwechselte mit wohllöblichen Magistraten kleiner Städte, ihnen zur Geschmacksveredlung ihrer Bürgerschaft unsre musterhaften Darstellungen zu empfehlen. Es blieben dabei noch der Mußestunden genug, meine angeborne Lesesucht zu befriedigen. Ich durchstöberte allerlei Büchersammlungen, wo ich sie im Städtchen fand; sogar eine nicht ohne Lebensgefahr, die sich auf dem morschen, verwitterten Chor einer Kirche vorfand, mit hundertjährigem Staube bedeckt.

Dies und meine Absonderung von den Schauspielern erwarb mir nicht nur den Ruf eines jungen, wißbegierigen Gelehrten, sondern auch einige werthvolle Bekanntschaften. Am liebsten ward mir die eines jungen preußischen Offiziers der dortigen Besatzung, Namens Boguslavsky, eines bescheidnen, wissenschaftlich gebildeten Mannes. Er arbeitete damals an einer metrischen Uebersetzung der horazischen Oden und forderte mich zum Wettkampf auf. Kritik unsrer Versuche und Studium des venusinischen Sängers, verschönerten uns manche Winterstunde; aber nebenbei übten wir uns auch zuweilen in Erfül-

lung seiner heitern Lebensweisheit, wenn wir, in Gesellschaft andrer Offiziere, bei gefüllten Bechern unser „Io, Bacche!“ anstimmten.

Beim ersten Frühlingshauch, und unter frisch grünenden Hoffnungen, zog Burgheims Künstlerschaar, und ich mit ihr, nach Landsberg an der Warta. Wie sie in Prenzlau ihr Wesen getrieben, wiederholte sie es hier. Doch als der Sommer bald, an den Ufern der Warta, reizenderes Schauspiel darbot, und die sonst gefüllten Bänke des Parterre's leer wurden, lösete sich Alles auf. Ich schrieb den letzten Epilog, und schloß meine theaterdichterische Laufbahn. Nach allen Weltgegenden flatterten unsre lüftigen Helden und Heldinnen aus einander, Schmetterlingen gleich, die lange genug, verlarvt als hungrige Raupen, beisammen gewohnt hatten, und nun vom warmen Sonnenstrahl beflügelt waren. Ich aber blieb in der freundlichen Stadt zurück; lebte von meinem Ersparniß sehr eingeschränkt, doch nichts weniger, denn eingezogen. Einige liebenswürdige Familien, einige kenntnißvolle Männer, überhäuften mich mit Güte. Treu meinem ersten Vorsatz, benutzt' ich die Muße des Sommers und Winters, mich zum Besuch einer Hochschule vorzubereiten. Einige Jünglinge der Stadt, die mir Freunde geworden waren, Namens Weil und Gerlach*), rüsteten sich mit mir zu gleichem Zweck. Einige junge, gelehrte Israeliten, Jakobi und Saul Ascher, (letzterer machte sich nachher in Berlin durch schriftstellerische Arbeiten bekannt,) weihten mich in das eigenthümliche Leben jüdischer Haushaltungen, im Mosaismus und Talmudismus ein.

Als endlich die Ostern des Jahrs 1790 nahten, schrieb ich an den magdeburgischen Vormund, daß nach dem zurückgelegten Doppeljahr, ich nun den Ruf der Glocke zur Universität höre, und zwar nach der in Frankfurt an der Oder, theils weil sie mir näher liege, theils einiger Freunde willen, von denen ich mich nicht trennen möge. Der gute Vormund antwortete hocherfreut, mit Ankündigung von Wechseln, die ich, im von mir selbst bestimmten Betrage, zu Frankfurt vorfinden würde. Seit zwei Jahren hatte man in Magdeburg nichts von mir vernommen; ich, als verlorner Sohn gegolten, der im Vagabundenleben untergegangen sey.

---

*) Jener soll späterhin Bürgermeister zu Potsdam, dieser Superintendent irgendwo in der Mark geworden seyn.

Die zweijährige Irrfahrt aber hatte mir edlere Frucht gebracht, als ich Unerfahrner je von ihr hätte vermuthen können. Mir war durch sie jener Leichtmuth geworden, welcher dem jugendlichen Alter natürlich, aber dem Abenteurer unentbehrlich ist, sich in allem Wechsel der Zustände bald einheimisch zu fühlen; in widerwärtigen Stürmen zu scherzen; in Stunden der Glücksgunst vorsichtig zu bleiben. Ich hatte Entbehrlichkeiten entbehren, höchst dürftig leben gelernt, um allzeit selbstständig und frei auf eignem, wenn auch kleinem, doch festem, Geldgrund zu stehn, und fremde Großmuth verschmähn zu können. Ich war gefällig und gesellig unter Menschen geworden; suchte an jedem die bessere Seite auf, aber trug noch die alte, heimliche Scheu vor allfällig verschleierten Schwächen und Tücken. Darum nahm ich jeglichen, wie er sich gab, ohne mich irgend Einem, auch dem Liebsten, ganz zu geben. Wie man in großen Städten die lächerlichste Mode mitmacht, um nicht lächerlich zu werden, that ich wie die Andern im Maskenspiel der Welt. Kurz, ich war ein vollendeter Selbstling geworden, doch gewiß der uneigennützigste; forderte nichts für mich, als bloße Duldung; diente dafür jedem nach bestem Vermögen; liebte die Guten und Bösen; aber vertraute der Liebe und Freundschaft keines Einzigen zu gläubig. Ich war noch immer Fremdling gegen Alle, wie sonst, und wollt' es bleiben, um mit der Welt und mir selbst zufrieden zu bleiben.

3.

Universitätsleben.

Als der „Rector Magnificus" der hohen Schule zu Frankfurt, der ehrwürdige Professor Hausen, meinen Namen in die Liste der akademischen Bürger einschreiben wollte, fragte er: „Was werden Sie studiren?" — Ich wußt' es selber nicht, und sagte: „Erlauben Sie, daß ich einsweilen unter den neun Musen freie Wahl behalte." Er sah mich etwas verwundert an, und entgegnete: „Sie müssen aber doch einer der Fakultäten angehören, und können unter den neun Schwestern nur Eine zur rechtmäßigen Frau haben. Das hindert darum nicht, auch den Andern im Vorbeigehn den Hof zu machen." Ich stand einige Augenblicke unentschlossen; denn ich war nur gesonnen,

mir auf dieſem öffentlichen Marktplatz der Gelahrtheit einen Schatz des Wiſſens zuſammen zu kaufen, mit dem ich einſt nützen, oder glänzen, beſonders aber religiöſen Zweifeln den Garaus machen könnte. Ich warf alſo endlich der Theologie das Schnupftuch zu, und dachte zugleich, welche Freude dieſe Wahl den frommen Verwandten in Magdeburg bereiten dürfte.

Die Vorleſungen der Profeſſoren begannen. Ich ſaß mit unverdroſſenem Fleiß zu den Füßen, nicht nur der Meiſter in der Gottesgelahrtheit, ſondern auch der Jurisprudenz und Weltweisheit. Ein unüberwindlicher Ekel vor Menſchenleichnamen auf Hygieens Altar hielt mich allein ab, auch dieſer Göttin meine Huldigungen zu weihn. Mit übertriebnem Fleiß arbeitete ich vom Morgen bis zum Abend; nicht nur aus eigner Luſt, ſondern aus Furcht und Einbildung, daß ich von allen Studirenden wohl der unwiſſendſte ſeyn möchte. Denn Keiner von ihnen hatte, gleich mir, zwei Jahre verloren, die dem Unterricht hätten angehören ſollen. Mein Zimmer lag mit alten und neuen Werken der Univerſitätsbibliothek vollgeſchichtet. Von vielen derſelben ſchrieb ich mir Auszüge deſſen, worüber ich keinen Profeſſor hören konnte oder mochte. Außer meinen Landsberger Freunden kannt' ich lange Zeit wenige der Studenten. Ich mied, wie alle Zerſtreuungen, ihren Umgang. Der vollen Freiheit längſt gewohnt, waren mir ihre ſogenannten akademiſchen Freiheiten und Renomiſtereien lächerlich; ihre Landsmannſchaften, Konſtantiſten-, Unitiſten- und andre Orden kindiſche Spielerei. So verfloß das erſte Halbjahr; ſo das zweite.

Vermuthlich wär' ich meinen fröhlichen „Comilitonen" vom Anfang bis zu Ende ein unbekannter Stubenſitzer geblieben, hätte mich nicht eines Tags der berühmte Theolog ſeiner Zeit, Oberconſiſtorialrath Steinbart, zu ſich rufen laſſen. Ich, ſein treueſter Verehrer, flog freudig zu dem Manne, den ich bisher nur in ſeinem Hörſaal bewundert, nie aber beſonders geſprochen hatte. Ich vernahm von ihm, daß er mich beim feierlichen Leichenbegängniß eines Studioſen von Berlin, ich glaube er hieß Troll, zum Redner an deſſen Sarge erwählt habe. Es iſt mir unbekannt, was ihn dazu bewog. Wahrſcheinlich hielt er mich für einen Freund des Verſtorbnen, an deſſen Perſon ich mich kaum erinnerte. Doch war mir der Auftrag viel zu willkommen, dem Liebling unter meinen akademiſchen Lehrern gefällig

zu werden. Ich hielt die Rede, anfangs nicht ohne Herzpochen, vor einer großen Trauerverſammlung von Verwandten des Todten, Profeſſoren und Studenten; fühlte mich aber bald in höherer Zuverſicht begeiſtert, als ich rings umher Augen erblickte, die ſich feuchteten. Weil die Anweſenden nachher gütig genug waren, das Rednertalent eines ihnen bis dahin unbekannten jungen Menſchen, nach der Anzahl der Thränen zu würdigen, die ſie ſelbſt vergoſſen hatten, konnt' es nicht fehlen, daß der Sprecher einige Aufmerkſamkeit erregte. Steinbarts Händedruck ward mir ein ſüßerer Lohn, als die Artigkeiten, welche mir von den übrigen Profeſſoren geſpendet wurden. Die Studenten drängten ſich traulich an mich, und, der Himmel weiß, wie viele derſelben mir beim nachfolgenden Trauermahle ihr brüderſchaftliches „Schmollis" zutranken. Von da an ward ich faſt aller in Frankfurt lebenden Muſenſöhne guter Bekannter und guter Freund und Gelegenheitspoet. In meinem Leben hab' ich nie ſoviel Brüder gehabt, als damals.

Doch nur Wenigen ſchloß ich mich traulicher und enger an. Aber im Kreiſe dieſer Auserwählten ſchlürft' ich nun die Luſt der akademiſchen Wonnemonde in ſo vollen Zügen, als je ein ſchwärmeriſcher, zwanzigjähriger Muſenſohn. Wir lebten meiſtens allein unter uns. Zartgefühl oder Ehrgefühl hielt uns unverabredet von wüſten Saufgelagen und Häuſern des Spiels und der Unzucht zurück. Die übrigen Burſche hießen uns nur „Chocolatebrüder." Wir wetteiferten in Studien. Darum entſagten wir aber nichts weniger, als jenen genialen Bocksſprüngen, in welchen ſich jugendlicher Uebermuth zu gefallen pflegt; zumal wenn wir auf ritterlichen Ausflügen gen Pommern, Polen, oder in die Lauſitz, Abenteuern nachjagten, die dann ſelten fehlten, leidiger oder freudiger Art. Wir führten aus dem Stegreif dramatiſirte Sprüchwörter auf; oder ergötzten uns an ſelbſterfundenen Erzählungen, in welchen der Gipfel aller Kunſt war, daß Niemand den Ausgang des Geſchichtchens voraus zu errathen im Stande ſein ſollte.

Als ich einſt eine alte venetianiſche Anekdote vortrug, die ich mit poetiſcher Freiheit fantaſtiſch genug ausſchmückte, ward mir der Ehrenpreis. Ich mußte ſie dann ſchriftlich abfaſſen; dann ſogar in ein Schauſpiel geſtalten. Dies ward der berüchtigte, große Bandit Abellino, der, bald darauf gedruckt, mit Geräuſch über die meiſten Bühnen Deutſchlands ging. Er brachte dem unbärtigen Dichterling ſogar die

Ehre, daß er von einer Zahl Kaufleute nach Stettin förmlich eingeladen wurde, als ihr Gast, um der Aufführung des Stückes daselbst, durch die Döbbelinische Gesellschaft, beizuwohnen. Meine Bescheidenheit würde wohl kaum die Lorbeer-Ernte verschmäht haben, wenn nicht ein beklagenswerthes Defizit der Finanzen, sehr zur Unzeit (wie ein Defizit selten rechtzeitig kömmt), den unentbehrlichen, wenn auch bescheidnen Aufwand der Triumphfahrt verboten hätte.

Meistens saßen wir Akademiker aber, abwechselnd bei dem oder diesem, beisammen in wissenschaftlichen Diskussionen, die nicht selten, auf unwissenschaftlichste Weise, in das Gebiet fantastischer Grillen überschweiften. Als eines Tages, bei mir im Zimmer, das Gespräch auf Wiedersehn nach dem Tode kam, schwuren wir in höchster Begeisterung, zu welcher kein Tropfen Rebensafts das Feuer geborgt hatte, uns, wenn es möglich seyn würde, sichtbar einander in der Sterbestunde zu erscheinen. Wir besiegelten den Bund mit unserm eignen Blute, welches in ein großes Trinkglas geflossen, mit Wasser vermischt, dann unter Umarmungen, bis auf den letzten Tropfen, mit wahrhaft zärtlicher Kannibalenlust getrunken wurde. Jeder trug seit jener Stunde die Narbe eines Kreuzschnitts an seiner linken Hand. Bis heut jedoch hat mir keiner noch die Ehre erwiesen, mich, und zwar als sichtbarer Geist, zu besuchen *).

Zählt man zu all solchen Genüssen, welche jugendlicher Frohsinn, Fülle der Gesundheit, Freundschaft, Liebe, selbst mancher zärtlichere Mädchenblick und die Huld der Musen, einem Jüngling zutragen können, auch noch die damals selten gewährte Gunst, in den häuslichen Kreis vortrefflicher Familien aufgenommen zu werden; selbst in den Hauskreis der angesehensten Professoren, des Geschichtsforschers Hausen, des Theologen Steinbart, des jovialen Arztes und Philosophen Berends, und des Astronomen Huth: so sollte man billig vermuthen, ich sey der Glücklichste unter allen Musensöhnen auf Erden

*) Nur Einer dieser Lieben, der Justizrath Otto Ferdinand Lohde in Hildesheim, zum Beweise, „daß wahre Freundschaft nicht vergeht," erinnerte mich noch lebend in einem Briefe vom 20. Septembers 1841, an die Stunde vom 23. Juni 1791. Er und der Justizrath Burkhard in Landsberg an der Warte blieben unter meinen Universitätsfreunden am längsten mit mir, bis ins hohe Alter, verbunden. Man erlaube mir zuweilen Freunde ehrend zu nennen; ich will dafür von Unfreundlichen schweigen.

gewesen. Ich war's aber nicht; nein, sondern immer noch der ehmalige „Heimlichkranke", und mehr, als je. Vergnügungen und Zerstreuungen dienten mir nur, wie betäubende Opiate.

4.

Die alte Qual.

Gleich im Beginn des Aufenthaltes zu Frankfurt an der Oder hatt' ich mir vorgenommen, den Kampf mit jenen Zweifeln über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes kühn und keck zu erneuern, welche mir den Becher der Lebensfreude schon seit den Knabenjahren vergiftet hatten. Sollt' ich nicht hoffen, sie im Heiligthum eines Weisheitstempels, unter der Aegide so vieler Heroen der Wissenschaft, nun einmal zu besiegen? Ich ergriff mit Begier die Waffen, welche sowohl Gottesgelahrtheit, als Weltgeschichte und Philosophie, anbot. Aber in gleichem Verhältniß, wie Menge und Gründlichkeit der Kenntniß, oder Uebung und Kraft des Urtheilsvermögens zunahmen, wuchs, mir gegenüber, Größe und Stärke der gespenstischen Gegner.

Umsonst trat zuweilen des weisen Steinbart hellere Theologie, als Versöhnerin, zwischen meinen Unglauben und den gemüthlichen Hang nach jenem Pietismus, der mir einst wohlgethan hatte. Das vorurtheillose Durchforschen der alt- und neutestamentlichen Schriften; die Prüfung ihrer zwieträchtigen Ausleger; die Umgestaltungen und Verunstaltungen der Religion durch eine lange Reihe von Kirchenvätern, Konzilien, Päpsten, Patriarchen und Reformatoren, hatte den Erfolg, daß ich Alles fallen ließ, was sämmtliche christliche Sekten und Kirchen einander, als Irrthum und Ketzerei, vorwarfen. Dann, nach Abschälung sämmtlicher Dogmen, und nach Unterscheidung der hohen Gedanken Jesu von ihrer orientalischen Einkleidung und vom Sprachgebrauch des jüdischen Volks, bei welchem er als Lehrer erschienen war, blieb mir nichts übrig, denn was auch im ewigen Vernunftgesetz göttliches Gepräge trug. Und es war genug, mich zum Christen zu machen, aber weder zum Katholiken oder Griechen, noch zum Lutheraner oder Kalvinisten. Christus bedurfte für mich keiner Wunderthaten, als Bürgen seiner Wahrheiten; er selber glänzte mir,

wie Wunder in der Weltgeſchichte, durch ſein Denken, Wandeln und Wirken; ein heiliges Ideal vollendeten Menſchenthums.

Doch dies allein konnte nicht genügen! Ich forderte weit Höheres zur Beruhigung des Gemüths. Denn da der Geiſt des Sterblichen in ſich Reiz und Kraft genug empfangen hat, nach Ueberirdiſchem und Ueberſinnlichem zu fragen: ſollte er nicht auch Kraft genug zur Antwort in ſich tragen? Kein bloßes Ahnen, kein Möglichſeyn oder nur Wahrſcheinlichkeit ewigen Daſeyns verlangt' ich; ſondern wenigſtens Beweis von Unmöglichkeit meiner Geiſtesvernichtung nach dem Erdenleben. Bloßes Glauben Gottes that mir nicht genug: mir ſollte ein Wiſſen Gottes gehören, um mich zufrieden zu ſtellen mit der räthſelhaften Vorhandenheit im Weltall. Ohne Löſung dieſer Aufgaben ſchien mir dieſe Vorhandenheit ſelbſt nichtswürdig; und eben ſo lieb wäre mir geweſen, nie geweſen zu ſeyn.

Allein der mit attiſchem Witz gewürzte Skeptizismus meines Lehrers, des Profeſſors Berends, zerſtörte endlich jede Hoffnung zur Gewißheit zu gelangen. Im Schiffbruch alles Meynens, Glaubens und Wiſſens, klammerte ich mich zuletzt noch an das Nothbrett, welches damals der „Weiſe von Königsberg" ausgeworfen hatte. Es erhielt mich kaum über dem chaotiſchen Abgrund der Wellen. Berends, dem ich eines Tages offen den unſeligen Zuſtand meines Innern aufdeckte, ward ungewöhnlich ernſt. Es ſchien mir faſt, als hätt' ich unvorſichtiger Weiſe eine wunde Stelle ſeines eignen Gemüths betaſtet. „Muß ich alſo ganz auf das Erkennen des Wichtigſten für mich verzichten?" ſagt' ich zu ihm: „Reicht die Vernunft nur für den Hausbedarf der menſchlichen Geſellſchaft zu; keinen Zoll darüber hinaus? Warum hat unſer Geiſt den brennenden Durſt nach Wiſſen empfangen und zugleich das Unvermögen ihn zu löſchen?" Er erwiederte mir: „Sie ſind, wie mancher junge Adler, der ſich zur Sonne ſchwingen will, aber vergeblich die dünnen Luftſchichten der obern Regionen mit den ſchweren Flügeln ſchlägt und immer wieder zur Erde heimfällt. Hören Sie keine Philoſophika. Das Philoſophiren läßt ſich nicht lernen; ſo wenig, als das Dichten. Thun Sie, wie ich gethan habe; ſtudiren Sie Geſchichte der Philoſophie, und zwar das Weſentliche der Philoſopheme, in den Werken der Denker ſelbſt. Ein jeder muß ſein Glauben und Wiſſen in ſich ſelber aufbauen, wenn er nicht in fremdem Hauſe wohnen mag."

Der Rath war nicht zu verachten. Ich folgte. Ich betrachtete alſo das Aufſtreben der größten Geiſter nach der Erkenntniß des Unbedingten und Höchſten. Doch wenn ſie am erwünſchten Ziel zu ſtehn und den Vorhang des Allerheiligſten gelüpft zu haben meynten, fand ich ſie, genau beſehn, wieder in den Traumgefilden platoniſcher Fantaſien verloren; oder in Geſellſchaft eines anthropopathiſchen Gottes, oder eines Gottes, gleich Nichts; oder bei philoſophiſchen Schulfüchſereien ſeelenvergnügt. Dies war das Ergebniß meines Forſchens. Es hatte nur die alte Folter für mich geſchärft. Ihr zu entrinnen, konnt' ich mich weder im Sinnenrauſch ganz betäuben, noch weniger im Ueberlieferungsglauben der Kirchen abſtumpfen. Ich fühlte mich für das Eine und das Andere nicht ſchwach, oder nicht ſtark genug; bemitleidete mich und meines Gleichen, und pries diejenigen glücklich, welche, in Reih' und Glied mit andern ziviliſirten Menſch-Thieren, in der Welt nur nach dem umherſuchen, was zur Leibesnothdurft, oder vermehrten Lebensbehaglichkeit hilft. Ich wollte Keinen durch meine Klage aber darin ſtören; nicht grauſamer, als das Verhängniß ſeyn; und nicht Andre in den Abgrund niederziehn, in welchem ich voller Schmerz lag.

Nicht beſſer erging's mir mit der Rechts- und Geſetzeswiſſenſchaft. Ich erſtaunte über das feine, bunte Flechtwerk altrömiſcher, altdeutſcher, altkanoniſcher und neuphiloſophiſcher Satzungen, die am Ende bloß geſchaffen ſchienen, den Entwickelungsgang der Menſchen, je nach derſelben Stand und Würden, einzuhägen, oder zu ſperren. Ich wußte nicht, ob mich ärgern, oder lachen, wenn ich bemerkte, daß vielen Juriſten das ewige Urrecht der Menſchheit ungefähr ſo verächtlich, oder verdammlich, vorkam, wie vielen Theologen die eigne Vernunft. Daneben entging mir auch nicht, daß eine gute Zahl der Katheder-weiſen ihre Rechtsbegriffe dienſtfertig modelten und zuſchnitten, wie es dem weltlichen und geiſtlichen Arm eben bequem und annehmlich ſeyn mochte; Alles, Amtes und Brodes, oder Titels und Rufes willen.

Doch inmitten dieſer Verwüſtung und Finſterniß meiner Innenwelt und über den Trümmern derſelben leuchtete fort und fort, ruhig und unwandelbar, wie Lichtſtrahl eines fremden Jenſeits, die Idee des Heiligen, Wahren und Schönen. Das Urbild dieſer menſchgewordenen Dreieinigkeit blieb mir Chriſtus. Zuweilen wollt' es mich faſt bedünken, ich ſey um einige Jahrhunderte zu früh ins Leben hereingeworfen. Zuweilen gereute mich's, daß ich nicht, gleich wie

meine meiſten Hochſchulgenoſſen, nur ſoviel, als nöthig, gelernt hatte, um allenfalls in der Gilde der Juriſten, Theologen, Schulmeiſter u. ſ. w. einen ehrbaren Beruf, mit gnädigem Wohlgefallen der Obern, zu betreiben.

Als ich mich eines Tages mit meinem treuen Freunde Schäffer*), beim Denkmal des Herzogs Leopold auf dem Oderdamm, erging, und wir, im Geſpräch über Eitelkeit menſchlichen Wiſſens, traurig wurden, während eine Bande wandernder Handwerksburſche ſingend vor uns hinzog: fehlte wenig, ich wäre in die Werkſtatt eines Malers, Schneiders, Schuſters und dergleichen übergelaufen. „Glaube mir", ſagte Schäffer: „allen Wiſſensplunder würd' ich dafür geben, wär' ich ſo Einer, wie die da! Jetzt bin ich zu alt geworden." Ich ſtimmte betrübt bei und rief: „Zu alt? Das Ding läßt ſich aber überlegen." — Komiſch genug beſchwichtigten wir beide darauf unſere Seelenleiden mit dem Genuß von Honigkuchen, die wir, in einer Bude neben der Oderbrücke, kauften.

Was bei Schäffer vielleicht flüchtiger Einfall, üble Laune, geweſen, ging mir hinwieder lange nach. Ich ward nur über die Wahl des Handwerks nicht einig mit mir, und begriff endlich, daß, wohin ich mich auch begebe, ich mich dahin doch immer auch ſelber mitbringen werde. Alſo ſetzt' ich den einmal angetretenen Weg fort, ohne zu wiſſen, wohin? Mein väterlicher Freund, Profeſſor Hauſen, rieth an, die akademiſche Doktorwürde zu erringen; dann, als Privatdozent, Vorleſungen zu halten; ſo würd' ich offne Straße zu jeder Ehrenſtelle finden. Ich ließ es mir gefallen.

Alſo unterwarf ich mich, nach Uebung und Brauch des gelehrten Zunftweſens, einem Examen der philoſophiſchen Fakultät, bei welchem, zu meinem nicht geringen Ergötzen, zwei der Examinatoren ſelbſt, ich glaube der Gnoſtiker wegen, hart an einander geriethen. Dann hielt ich eine mehr, als drei Stunden lange öffentliche Diſputation, aus, in lateiniſcher Sprache, die Cicero ſchwerlich verſtanden haben würde; und ward demnach, beim Antritt meines zwei und zwanzigſten Jahrs, in aller Form Rechtens, zum Doctor Philosophiæ und Magister bonarum artium proklamirt. Dann, um ſchnell Alles abzuthun, eilt' ich nach Küſtrin; beſtand dort Prüfungen in den theologiſchen

*) Nachmals Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Magdeburg.

Wissenschaften, und empfing, für die preußischen Staaten, licentiam concionandi. Und wieder zwei Tage später, ward ich zu Frankfurt auch in die Mysterien des Maurerthums eingeweiht, wobei der gelehrte Verfasser des Horus, Professor Wünsch, im Widerspruch mit seiner Gutherzigkeit, den frère terrible der schwarzen Kammer spielen mußte. Zuletzt beehrte mich sogar die königliche Societät der Wissenschaften von Frankfurt an der Oder, als Mitglied, mit ihrem Diplom.

Und wie ich nun das Alles gewonnen und Alles geleistet hatte, und überall nur gelehrten Gilde- und Innungskram, viel Firlefanz und Charlatanerie gefunden, mocht' ich wahrhaftig mit so vielem Recht, als Göthe's Faust, seufzen:

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und, leider, auch Theologie,
Durchaus studirt mit heißem Bemühn. —
Da steh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug, als wie zuvor.
Heiße Magister, heiße Doktor sogar!

5.

Besuch in der Heimath.

Der Anstrengungen übermüde, waren mir Einladungen meiner Verwandten willkommen, in Magdeburg ein halbes Jahr der Ruhe zu pflegen. Ich reisete also von Frankfurt ab, weit ungewisser und unzufriedner, als ich, zwei Jahre vorher, daselbst angekommen war. Was ich da gesucht hatte, war mir nicht geworden; und was ich gefunden, nicht des Aufleſens werth.

Mit den Geschwister und Vormund lebt' ich längst versöhnt. Schon einmal hatt' ich vierzehn Tage der Ferienzeit bei ihnen im Besuch zugebracht. Doch damals, wie diesmal, ward beim Wiedersehn der Stadt, die ich, als Knabe, im Trübsinn verlassen, seltsamer Wirrwarr von Gefühlen in mir wach. Häuser, Straßen, Plätze standen wohl noch da, wie sonst; jetzt aber wie Denkmäler einer glücksloſen Kindheit. Den Liebkosungen derer, die mich ehmals mieden, oder auf die Seite schoben, antwortete in meiner Brust, während ich dankbar

lächelte, ein bedrückendes Gefühl, dem ähnlich, was uns zuweilen noch, nach einem bangen, bösen Traum beengt. Und wenn ich zufällig in der Schrotdorfer Gasse, die ich gern vermied, das ehmalige Vaterhaus erblickte, das nun von Unbekannten bewohnte! — dann sank jedesmal eine Wolke von Schwermuth über mich nieder. Die Wipfel der wohlbekannten Obstbäume, die alte Gartenmauer, die Tummelplätze, welche mir einst so groß, jetzt kleiner geworden zu sein schienen, standen und lagen um mich her, wie Leichname und Leichensteine. Die ganze Welt bekam Todtenfarbe.

Man gewöhnt sich inzwischen wohl auch an eine Hölle; zumal bei einem Heitermuth und leichtem Sinn, wie der meinige, der sich in jeden Witterungswechsel des Schicksals zu schicken wußte. Ich nahm die Gegenwart, wie sie sich eben gab, und wie man sie auch dem „graduirten, jungen Herrn" auf alle Weise zu verschönern bemüht war. Feste folgten Festen, als wolle man das Andenken der Vergangenheit unter Rosen von heut begraben. Der weiblichen Eitelkeit der Schwestern that es natürlich ungemein wohl, in der Familie ein gelehrtes Mitglied, sogar einen Kanzelredner zu besitzen, der, während des halben Jahres, durch Gastpredigten, in mehrern Stadtkirchen, sogar einiges Aufsehen erregte. Bruder Andreas ließ sichs nicht ausreden, seine pädagogische Kunst habe allerdings die ersten Geistesfunken im jetzigen Doktor und Magister angefacht.

Hätt' ich jemals Neigung zu selbstgefälliger Eitelkeit gehabt: damals würde sie ihr reiches Futter erhalten haben. Gewesene Schul- und Spielgefährten, denen ich sonst wenig beachtenswerth schien, riefen mir ihre alte, liebe Kameradschaft in's Gedächtniß zurück. Magdeburgische Schöngeister suchten Verbindung mit dem Verfasser des Abellino. Ehmalige Lehrer überhäuften den gelungenen Schüler mit ihrem Lobe. Angesehene Geistliche, unter ihnen selbst der gefeierte Ribbek, und der kantische Glossator Mellin, zollten seinen Predigten schmeichelhaften Beifall. Es fehlte wenig, sagt man, der junge Kandidat der Theologie wäre Pastor der St. Katharinenkirche geworden, als er nach dem Tode des frommen Pfarrers Weise, auf Wunsch von dessen Witwe, einige Monate lang, die Predigten übernahm. Nur seine allzugroße Jugend, hieß es, sey einigen der „Kirchenväter" d. i. den Wahlherrn, anstößig gewesen; man weiß aber nicht, ob in Hinsicht der Seelsorge, oder der Versorgung ihrer mannbaren Töchter.

Beiläufig gesagt, jedesmal betrat' ich die Kanzel in unerkünstelter, feierlicher Stimmung, und frommen Ernstes voll, das Gemüth der Zuhörer, wie mein eigenes zum Göttlichen aufzurichten. Dann verstummten alle Zweifel: ich lebte im Reich des Glaubens mit der übrigen Menschheit, und sprach im Gefühl jenes Erbarmens, welches Christus mit seiner unwissenden, barbarischen Zeitgenossenschaft getragen haben mag; einem Gefühle, wie es mir, selbst im gemeinen Leben, schon natürlich geworden war; ohne alle Beimischung von Verachtung, nur der aufrichtigen Liebe entquollen. Es lag mir daran, Herzen zu wecken und zu bessern. Ich war zu sehr Gefühlsmensch, um nur trokner Moralprediger, und aus einer zu hellen Schule hervorgegangen, um nur unfruchtbarer Dogmenprediger zu seyn. Als Verkündiger ewiger Wahrheiten und Hoffnungen, wie sie im Einklang mit dem Geistesgesetz in uns sind, fürchtete ich mich keiner Sünde schuldig, wenn ich sie in jene biblische Sprache und Vorstellungsart hüllte, in welcher sie das Volk zu erblicken gewohnt war.

Mag es immerhin befremden, wie ich, bei meinem Zweifeln oder Unglauben, ohne Erröthen einen christlichen Lehrstuhl betreten, mit wahrhafter Inbrunst beten, mit voller Ueberzeugung von göttlichen Dingen sprechen konnte. Ich war kein Heuchler. Man beugt sich ja zu dem Kinde nieder, welches man emporheben will. Auch Christus sprach vielen Vorurtheilen und Ansichten der Israeliten gemäß; auch Paulus trachtete, um Viele zu gewinnen, Allen allerlei zu werden; auch wohl Tausende von Geistlichen sind noch heut genöthigt, also zu reden, Männer, denen einen Vorwurf des Heuchelns zu machen, ich mich scheuen würde.

Eben der Skepticismus, der mein Innerstes zerrissen hatte, erhöhte vielmehr den Durst nach jener Gefühlsseligkeit, welche den Pietismus zu begleiten pflegt, und von dem ich noch immer gern den Anflug behielt. Wandelte mich doch sogar, in derselben Zeit, das Gelüst an, Herrnhuter zu werden. Ich that nämlich von Magdeburg aus, mehrere kleine Lustreisen in die Umgegenden; so nach Helmstädt und zur Bibliothek von Wolfenbüttel; in die Waldthäler und Höhlen des Harzes, oder in die Gärten von Wörlitz. Ich kam auch nach Barby, und ward vom Stillleben der dortigen Brüdergemeinde gerührt. Es zog mich so schön an, daß ich Tage daselbst verweilte.

Ein junger Mann hatte die Güte, mich mit allen Merkwürdigkeiten

und Eigenheiten des Ortes und ſeiner Bewohner bekannt zu machen. Ich ward dafür bald ganz eingenommen. Meiner Begeiſterung zeigte ſich da keine bürgerliche Gemeinde mehr, ſondern eine große, heilige Familie, in welche ſich die erſte Einfalt und Liebe des Urchriſtenthums, vor dem allgemeinen Unchriſtenthum, geflüchtet hatte. Ich verhehlte meinem Führer, zuletzt den Wunſch nicht, dieſem frommen Verein einverleibt zu ſeyn. Wir waren einander ſchon vertraut genug geworden. Ich ſchien ihm lieb zu ſeyn. Er unterhielt ſich gern mit mir von wiſſenſchaftlichen Dingen, die er nur im Stillen für ſich trieb. Doch mein ausgeſprochenes Verlangen, ich bemerkte es, verurſachte ihm Unruhe. Er führte mich, vom lieblichen Begräbnißplatz, wo ich den Wunſch zuerſt geäußert hatte, auf ſein Zimmer; und hier warnte er mich vor dem übereilten Entſchluß. Er erzählte ſeine eigene Geſchichte, und wie er ſelber gedächte, die Gemeinde zu verlaſſen, in der er nicht glücklich wohnen könne. Er erzählte mir von Willküren der Obern; vom Gewiſſensdespotismus im Namen des lieben Heilandes; vom Aberglauben und vernunftwidrigen Gebrauch des Looſes; von Verpönung des Selbſtdenkens; von todter Phraſenheiligkeit der Meiſten u. ſ. w. Das genügte mir hinlänglich, die bisherige Geiſtesfreiheit jedem Kloſterzwang, proteſtantiſchem wie katholiſchem vorzuziehn.

Mithin blieb ich ein ſogenanntes Weltkind; und that fürwahr daran ſo übel nicht. Denn ich hatte jenes gefährliche Alter erreicht, in welchem es überhaupt zuweilen, mit frommem Eifer, und aller Philoſophie, etwas bedenklich zu ſtehn pflegt, wenn die Stimme einer andern Natur, unter halbverſtandnen Ahnungen, laut wird. Da walten dann ganz andere Götter in uns. Zwar die Götter eigentlich ließen mich wohl in Ruhe; nicht aber eben ſo die Göttinnen. Wie hätte auch ein junger Menſch, von leicht entzündlicher Fantaſie, unempfindlich bleiben ſollen, wo Schönheit, Geiſt und Seelenreiz eines weiblichen Weſens Huldigung geboten. Ich fühlte mich gern von einem Liebesnetz umſtrickt. Lange aber blieb ich nie darin behangen. So gehörte ich zur Zahl derer, denen nachgerühmt wird: ſie haben viel geliebt. Offenbar jedoch *liebt'* ich meiſtens, wie ich meiſtens *lebte*, d. i. in Fiebern der Einbildungskraft: zuweilen liebt ich auch aus neugieriger Eitelkeit, um nur zu erfahren, ob ich einer Bewunderten gefallen könne; oft auch nur aus Bedürfniß, das Herz mit ſüßen Tändeleien zu bethätigen.

Manchmal geſchah, daß ich eine mir gleichgültig geweſene Schöne plötzlich wie berauſcht, durch Zauberkraft der Muſik, in Konzerten, Bällen, oder am Klavier, zu einer Heiligen des Himmels verklärt ſah; ihrer ein Paar Tage lang, mit Entzücken, wie in einer Art Wahnſinns, gedachte, ohne daß ſie je vernahm, welches Unheil ſie meinem armen Verſtande angerichtet hatte. Oft auch konnte ſogar eine irdiſche Grazie meiner Bekanntſchaft, deren Gegenwart nie den Takt meiner Pulſe geſtöhrt hatte, mich erſt durch längere Entferntheit von ihr, der Himmel weiß, wie es geſchah? ſo völlig berücken, daß ich, in Anbetung, Schmerz und Seligkeit aufgelöst, nur für ſie athmete. Aber ſobald die Vergötterte endlich wieder, in leiblicher Geſtalt, vor mir daſtand, erfolgte eben ſo ſchnell ihre Entgötterung. Die Poeſie des Gefühls erloſch in gemeiner Proſa, wie ſiebenfarbiger Sonnen-Wiederglanz im Grau von Regenſchauern. Ich ſah dann, ärgerlich über mich ſelber, nichts anders, als eine gewöhnliche gute Evenstochter, wie es Andere ſind.

So ging's dem armen Schwärmer aber durch die ganze Reihe ſeiner zwanziger Jahre. Er blieb keineswegs ein ſtummer, doch allezeit ſchüchterner Liebhaber; viel zu beſcheiden, oder zaghaft, Gegenliebe zu hoffen, ſobald eine Zauberin ſein Herz in Flammen geſetzt hatte. Eben dieſe Furchtſamkeit verführte ihn dann zu allen kleinen Liſten der Eroberungskunſt. Er wäre, ohne Zweifel, der treueſte Seladon unterm Monde geweſen, wenn ſein Idol ihm nie das Geſtändniß der Gegenneigung geflüſtert hätte. Doch dies einmal über die Lippen geflogen, der erſte Kuß — und er fühlte ſich durch und durch wieder nüchtern. Es ward ihm unmöglich, diejenige anzubeten, die aufgehört hatte, eine Ueberirdiſche zu ſeyn. Man wird ſagen: „Er war ein Narr!" Ich geb' es zu. Doch eben dieſe fantaſtiſche Schwärmerei verhütete den Verfall in traurigere Verirrungen, welche Seelenruhe und Lebensglück ſo vieler Jünglinge und weiblichen Geſchöpfe vergiftet. Wenn ich mit zarteſten Gefühlen ſelbſtſüchtiges Spiel trieb, vielleicht die Heiterkeit eines fremden, jugendlichen Herzens trübte, mag man es allerdings einen grauſamen Leichtſinn ſchelten. Und doch, — iſt meine Geſchichte nicht die geheime Geſchichte der Meiſten jenes Alters, in welchem Jungfrau und Jüngling ſich unwillkürlich ſchmerzlich-ſüßen Qualen ihres Herzens hingeben, und dann die Thränen des geliebten Andern um ſo leichter wieder vergeſſen, weil man ſie noch ſelber ziemlich

wohlfeil zu weinen pflegt? Uebrigens hatt' ich doch ein Glück, deſſen ſich vielleicht nicht Viele rühmen können. Sämmtliche Abgöttinnen meiner zwanziger Jahre ſind die Freundinnen meiner ſpätern Zeit geblieben. Wir hatten uns an der Liebe geſonnt, ohne einen Schatten der Reue fürchten zu müſſen.

6.

Der Doktor legens.

Ein der Erholung gewidmetes Halbjahr zu Magdeburg war anmuthig und raſch genug verflogen; dann vom Vormund mir die Selbſtverwaltung meines väterlichen Erbes übergeben; in Frankfurt an der Oder ſchon durch Lektionskataloge und „ſchwarzes Brett" üblicher Weiſe die Zahl meiner Wintervorleſungen verkündet. Ich mußte von Verwandten, Freunden und Geliebten ſcheiden. Ich riß mich unter heißen Thränen von ihnen los. Magdeburg war mir lieb und theuer geworden; und iſt mir's geblieben.

Von den drei Jahren, die ich nun in Frankfurt, als akademiſcher Privatdocent, verlebte, läßt ſich wenig berichten. Sie verfloſſen arm an Ereigniſſen, doch nicht ohne Anmuth. Ich begann meine Vorleſungen vor einer zahlreichen Verſammlung der Studirenden. Abwechſelnd, von Halbjahr zu Halbjahr, ſetzte ich die Vorträge fort, über Welt- und Kirchengeſchichte, Naturrecht, Exegeſe des neuen Teſtamentes, Aeſthetik und Moralphiloſophie. Man wird wohl glauben, daß der Beifall, mit welchem mich die jungen Zuhörer beehrten, nicht Frucht der Weisheit war, welche von Lippen tönte, um die noch leichter Flaum wehte. Aber ich beſchränkte mich klug genug nur auf Zweige der Wiſſenſchaft, welche von andern Profeſſoren gar nicht, oder ziemlich ungenießbar, den Lernbegierigen dargeboten wurden. Auch gewannen meine ihnen gegebnen Lehren, vielleicht weil ſie für mich ſelbſt noch den Reiz der Neuheit trugen, um ſo mehr Leben und Friſche in der Darſtellung.

Dabei vermied ich aber ängſtlich, den Gemüthsfrieden der Jünglinge, durch eigne Zweifel, zu erſchüttern, oder auch nur hart zu berühren. Ich wußte, als Kranker, die verlorene Geſundheit, dieſen Frieden, zu ſchätzen. Und ich war und blieb der vorige Kranke;

trug ja noch immer, wie sonst, die doppelte Natur in mir, deren eine die andere unversöhnlich von sich abstieß; mußte mich ja wohl an dies unheilbare Zerwürfniß gewöhnen, und den schreienden Widerspruch der Wirklichkeit mit meinen Idealen, wie in lustiger Verzweiflung, gelten lassen. Denn ich konnte doch das Menschengeschlecht, wie es einmal beschaffen war, nicht gestalten, wie es seyn sollte; und eben so wenig mir das Räthsel seiner Bestimmung, oder seines Daseyns lösen. So gab ich mich getrost her, im allgemeinen, mir unbegreiflich bleibenden Gaukelspiel des Wesens und Scheins, Gaukelspieler zu seyn, wie andere, die es, wie ich, nur nicht ganz mit vollem Bewußtseyn, wie ich, seyn mochten.

Man sieht, der Doktor legens war noch keinen Zoll weit über den schwarzen Kreis hinausgeschritten, in den ihn sein Schicksal, wie einen bösen Geist, schon als Knaben, hineingebannt hatte. Er selbst fing an, sich vor sich und seinem Gedankenstand zu fürchten, daß ihm dieser, wie man's nennt, zur fixen Idee werde, wenn's nicht schon wirklich der Fall war. Es ging ihm, wie im Halbschlaf beim Alpdrücken; er wollte sich mit aller Anstrengung vom bangen, schweren Traum losringen, und rang doch wieder nur im Traum. Man muß sich jedoch unter dem armen Kreuzträger nichts weniger, als einen bleichen, hypochondrischen Siechling vorstellen. Mit festem, kräftigem Gliederbau, hoch und schlank, und einem nicht das Auge beleidigenden Aeußern, verband der junge Bursch das sichre, furchtlose Wesen, welches dem Gefühl körperlicher Stärke und Gewandtheit ebenso sehr, als dem Bewußtseyn eines redlichen Willens entstammt; nur etwa durch eine Bescheidenheit gemildert, die mehr der unverdorbnen Jünglingsnatur, als einer durch „Dressirung" angekünstelten Höflichkeit eigen ist. Auch war er, wegen seiner rosenfarbnen Laune, Scherze und Witze, in Gesellschaft nicht ungern gelitten. Nur selten brach sein innerstes Seyn unwillkürlich durch die Verlarvung hervor; sey es in Flammen des Enthusiasmus für Dinge, auf welche rechte „Leute von Welt" eigentlich geringen Werth legen; oder in Sarcasmen gegen vergötterte Nichtswürdigkeiten.

Um dem beschaulichen Leben im Schattenreich der Metaphysik, wo möglich, zu entkommen, warf ich mich mit ganzer Macht auf das Studium der sogeheißenen Realwissenschaften; auf Naturkunde, auf Finanz-, Polizei-, Forstwesen und neueste Zeitgeschichte. Die Staatsumwälzung Frankreichs hatte damals den blutigen Höhenpunkt erreicht,

auf welchem Guillotinen und Laternenpfähle, als schauerlicher Schmuck, standen. Die Publizisten Deutschlands, gar altklug, wie immer, aber mit dem Maulkorb der Zensur gehörig versehn, schrieen fast überall Zeter über die Rasereien eines dem tausendjährigen Bagno entsprungenen Sklavenvolks. Doch dieselben Leute fanden daneben die, mit kalter Kabinetsklugheit blutig vollstreckte, völkerrechtsmörderische Zerstückelung Polens ganz recht und billig. Und daß der gute Lafayette, welcher bei Königen ein Asyl gesucht hatte, es im stinkenden Kerker von Olmütz empfangen mußte, schien den ehrlichen Zeitungsschreibern noch ungemein gnädig.

Wie tausend Andre in jenen Tagen, hielt auch ich immer nur das Gegentheil dessen, was öffentliche Blätter meldeten, oder urtheilten, für das Wahrscheinlichste. Es gibt kein untrüglicheres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines Volks, wenn das Volk lesen kann, zu betrügen, als Preßzwang. Ich, ein Erbfeind aller moralischen Marktschreierei und Erbfreund jedes Unterdrückten, sah in sämmtlichen Greueln Frankreichs nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adlichen und hohen Priestern zertretenen Nation. Meinen Idealen treu, begrüßt' ich, in Hymnen, das Erwachen der Menschheit; eifert' ich, in Flug- und Zeitschriften, gegen verrostete Vorurtheile, und macht' ich, besonders dem wöllnerschen Religionsedikt, meinen Krieg, jenem rohen Kolbenschlage blinden Kirchenthums gegen die menschliche Vernunft, der noch seit 1788 in den preußischen Staaten galt. Ich hätte damals jauchzend dem Recht, der Wahrheit und der Freiheit, mein Lebehoch vom Gipfel des Scheiterhaufens gerufen, wenn man mich nur des Märtyrerthums gewürdigt haben würde. Dieser Geist war nicht erst jetzt über mich gekommen. Schon, als Student und früher, hatt' ich in Prosa und Versen, in Roman- und Schauspielversuchen (manches davon ward sogar gedruckt) der Glaubens-Zwingherrschaft, dem asiatischen Kastenwesen u. dgl. m. Fehde geboten. Heut, freilich, lächl' ich, als Greis, zu dem Treiben des unbärtigen, erfahrungslosen Weltreformators; aber ich lächle doch noch, mit Wohlgefallen an ihm. Ein Jüngling, im stolzen Gefühl seiner Kraft, erfüllt von seinen heiligen Urbildern, erhaben über jene Alltagskreaturen, welche für Magen und Rock allein, zur Pflugschar und Werkstatt, zur Zahlstube und Hofgala, abgerichtet, umherschleichen oder tanzen, ist mir, auch inmitten seiner Verirrungen, ehrwürdig.

Der Staatsminister von Wöllner kam zu dieser Zeit nach Frankfurt. Er war Haupt des preußischen Schul- und Kirchenwesens. Die gesammte gelehrte Körperschaft der „Alma Viadrina“ wetteiferte, ihm die üblichen Huldigungen darzubringen. Doch ein angehender Weltverbesserer, wie ich, hätt' es für Selbstentweihung gehalten, solchem Beispiel zu folgen. Zufällig begegnete mir der lebenskluge Steinbart, als ich in einem Spaziergang begriffen war, auf der Straße, da er eben von seinem Besuch beim Minister zurückkehrte. Er blieb stehn und mahnte mich freundlich, den Machthaber nicht durch Unterlassung nichtssagender Förmlichkeiten zu beleidigen. Wöllner habe sich schon nach mir erkundigt. „Ist denn“, erwiderte Steinbart auf meine Entschuldigungsgründe: „Ist denn eine gewöhnliche Höflichkeit schon Verläugnung der Grundsätze? Und werden Sie, wenn Sie dem Minister die kleine Aufmerksamkeit versagen, seine Ueberzeugungen ändern?“ In der That ward ich von der Frage etwas betroffen; entgegnete aber: „Es gibt Zeiten, da selbst schon höfliches Lächeln zu den Sünden der Großen, Sünde werden kann. Vielleicht würden die Gebieter aufmerksamer auf sich, wenn ihnen weniger Aufmerksamkeit bewiesen würde.“ — Steinbart versetzte mit ironischem Lächeln: „Seine Exzellenz wird schwerlich von Ihrem Nichtbesuch dergleichen Nutzanwendung für sich machen; eher vielleicht eine unerfreuliche für Sie.“ — Er hatte Recht. Allein den hochfahrenden Ideenhelden, der es wohl mit dem Zorn einer ganzen Welt aufgenommen hätte, ließ eine ministerielle Ungnade sehr gleichgültig.

Sommers pflegte auch der Oberkonsistorialrath Franz Irwing von Berlin *), mit seiner Tochter, in die Nachbarschaft von Frankfurt zu kommen. Er besaß da ein Landgut, wo er einige Zeit, in angenehmer Muße, zu wohnen liebte. Ich genoß des Glücks, zu seiner Gesellschaft zu gehören, und verehrte ihn von Herzen. Nachdem ich schon drittehalb Jahr, als Privatdozent, und bei immer vollem Hörsaal, Vorlesungen gehalten, munterte er mich auf, um eine außerordentliche Professur anzuhalten. Er versprach seine Verwendung. Meine väterlichen Freunde, Hausen und Steinbart, stimmten bei. Ich that's. Allein ein bald erfolgtes Reskript des Ministeriums ver-

*) Verfasser der „Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen“, und einiger andern philosophischen Schriften.

wies den ehrerbietigen Bittſteller, für einſtweilen noch, zur Geduld. Aus einem vertraulichen Briefe des ehrwürdigen Irwing, der mir ſein Beileid bezeugte, vernahm ich aber, der Herr Miniſter habe ſich etwas unhold über meine Perſon geäußert, und hinzugeſetzt: „Man habe am wohlbekannten Dr. Bahrdt eine warnende Erfahrung gemacht, daß man keinem ſo jungen Menſchen ſchon eine Profeſſur anvertrauen ſolle. Ich müſſe noch um ein Paar Jahre reifer werden.“

Der Miniſter ſchien mir ganz und gar in den Schuhen meines vormaligen würdigen Vormunds, des Glockengießers, zu ſtehn. Gern tröſtete ich mich über einen Fehler, um den mich die Exzellenz eigentlich wohl hätte beneiden dürfen. Wenigſtens bereut' ich ihn nicht; obwohl mich dieſer Stein des Anſtoßes früher ſchon gehindert hatte, Student, dann Schauſpieler, dann Paſtor, und nun Profeſſor zu werden. Ich arbeitete mit gleicher Unverdroſſenheit den Winter hindurch. Als aber die Frühlingsſonne mein Katheder beſchien, ward mir der Lehrſtuhl zuwider. Die alte Wanderluſt ſuchte mich abermals heim. Ein Paar Jahre lang Länder und Völker ſehn, glaubt' ich, verhelfe ebenſo bald und angenehmer zur Altersreife, welche der Miniſter gefordert hatte, als das Sitzen zwiſchen Folianten und Quartanten. Ich ward bald mit mir darüber einig. Nichts feſſelte mich. Ich beſchloß, das heilige römiſche Reich von Norden nach Süden zu durchkreuzen; dann das Land meiner kindlichen Vorliebe, die Schweiz, zu ſchaun; dann das gährende Frankreich, mit dem politiſchen Vulkan, Paris; dann die üppige Natur und Kunſt Italiens und das alte Grab der Gräber, Roma *).

Gedacht, gethan! Das Finanzweſen ward geregelt; das kleine Mobiliar verkauft oder verſchenkt; die Bücherſammlung ein Vermächtniß an meinen erwähnten Freund Schäffer; das Lebewohl in Nähen und Fernen, mündlich und ſchriftlich gegeben und empfangen; und am ſchönſten Maitag des Jahres 1795 der Poſtwagen nach Berlin und Leipzig beſtiegen.

---

*) Quando quidem data sunt ipsis quoque fata sepulchris! ſagt Juvenal ſchon.

7.

Eintritt in die Schweiz.

Im Zickzack gings durch Deutschlands Gauen. Hier keine Reisebeschreibung. Ich verweilte, wo freundliche Leute, schöne Landschaften, öffentliche Einrichtungen, Sitten und Zustände der Völkerschaften, mich anzogen. Berühmte Männer mocht' ich nicht sehen, obwohl es mir nicht an Empfehlungen mangelte *). Was sollt' ich an Uniform und Schlafrock kennen lernen? Es ist mit berühmten Leuten, wie mit großen Bibliotheken. Der Reisende erblickt nur Buchbinder-Arbeit. Nichts desto weniger ward ich zu Berlin, Leipzig, Baireuth, Nürnberg, Stuttgart u. s. w. in manche liebenswürdige Familie eingeführt. Mein Abellino, der damals auf den Theatern lärmte, führte mir, sehr überraschend, interessante Bekanntschaften zu. Daß dieser Bandit ein so trefflicher Gelegenheitsmacher war, mißfiel mir durchaus nicht. Doch der Geschmack eines Publikums, welches neben Schöpfungen eines Schiller, Göthe, Kotzebue u. a. m. noch einem Schülerstückchen Aufmerksamkeit schenken konnte, gab mir keinen hohen Begriff von seiner Bildung. Und, wie mir von jeher Ehrgeiz so thöricht, wie Geldgeiz gedäuchtet hatte, ward mir „literarische Celebrität", wie man's nennt, nun erst verächtlich, als ich gewahrte, wer sie ertheilte, und wofür?

Es hellte sich bei diesem Umherschwärmen überhaupt allerlei Dunkles auf, was bisher keine Studierlampe beleuchtet hatte. Mit Verwunderung, oder Scham, bemerkt' ich, der ich doch Jahre lang eifrig gelernt, Jahre lang, vom Katheder herab, Weisheit gepredigt hatte, meine Unkunde in äußerst gemeinen Dingen des Lebens. Der junge Stubengelehrte mußte, nun er das Buch der Welt vor sich aufgeschlagen sah, von neuem buchstabiren lernen, um den Einfluß menschlicher Weisheiten und Thorheiten, auf Schicksale und Verhältnisse der Nationen, zu verstehn. Ich hatte unerwartet eine höhere, als eine gewöhnliche, Hochschule, betreten; und vermuthete bald, hier sey der Ort, oder nirgends, wo ich fähig gemacht werden könne, den Zwist meiner Innenwelt mit der Außenwelt zu schlichten, die mir nun noch

*) Nur die Langeweile eines Regentages bewog mich, in Anspach, zu einem Besuch des greisen Uz, des Dichters.

fremder daſtand, als ich geglaubt hatte. Ich ließ das unfruchtbare Begriffzerſplittern und Gedankenſpalten fahren; ganz der Wirklichkeit zugekehrt. Dieſe neue Richtung des Geiſtes that mir wohl. Es hob damit, in meiner Gemüthsſtimmung und Lebensanſicht, eine heilſame Kriſe an, die ſich freilich langſam vollendete, und nicht immer vor Rückfällen in das alte Uebel ſchützen konnte.

Nachdem ich die Landſchaften Sachſens, Frankens und Schwabens durchſtreift hatte, bis zu den Ufern des Bodenſees, ſtieg, hinter dem breiten Spiegel von dieſem, das rieſige Gebilde der Alpenkette, mit Eisthürmen und Silberfeldern am Himmel leuchtend, plötzlich vor mir auf. Der Anblick ſolcher Naturpracht erſchütterte mich, wie noch nie Aehnliches. Es blieb mir im ſtillen Staunen nur ein einziger Gedanken übrig: „Dieſe Felſenburg der Freiheit! Hat ſie keinen Winkel für mich?“ — Und als mir, es war der 3. September 1795, bei Schaffhauſen, in romantiſcher Umfaſſung, der Rheinfall ſeinen Gruß donnernd entgegenſang: jauchzt' ich im Freudentaumel laut auf; warf mich bewegt zur Erde; küßte ſie, wie Vaterlandsboden; weinte ſtill und flüſterte flehend geheime Wünſche zum Himmel.

Alsbald, beim Eintritt in das gelobte Land, ſandt' ich alles Reiſegepäck gen Zürich voraus, und wanderte durch die Gelände des öſtlichen Helvetiens, ſo ſelig und frei, wie irgend jemals ein Schwärmer von drittehalb Jahrzehnden, mit leichtem Fuß und leichtem Herzen, zwiſchen Jura und Alpen, herumgeflogen ſein mag. Der Herbſt in den Schweizerthälern iſt gewöhnlich die ſchönere Witterungszeit; die Heiterkeit des Himmels beſtändiger; der Farbenſchmuck von Bergen, Wäldern, Wieſen und Hütten wechſelreicher.

Es kam mir vor, als ſey in dieſem maleriſchen Labyrinth von grünen Gebirgen, bläulichen Strömen, freundlichen Dörfern, Kapellen und Burgtrümmern, ewiger Feſttag. Der wunderhafte Ueberſprung von Gegenden ſanften Idyllenreizes, zur ſchreckhafteſten Wildniß, beſtürmte mich mit Entſetzen und Entzücken. Die Leute, ſelbſt bei Feldarbeiten reinlich, faſt ſonntäglich gekleidet, gutherzig und einfach, von eigenthümlichen Sitten und Trachten, gaben mir das Bild des glückſeligſten Volks. Und wenn ich in den erhabnen Einöden der Hochalpen, zwiſchen Wolken, Blumenwieſen und Felſen, über den Ländern der Menſchen wandelte: wie verblich mir da die Pygmäenpracht de Palläſte, der Kunſtprunk der Prieſtertempel, die armſelige Größe der

Nationen, dieser vergänglichen Milben des Erdballs! — Da glaubt ich Gott selber reden zu hören, aus der Majestät seines Wunderreichs; und der Unsichtbare ward mir im Geiste sichtbar; herrlicher, als ihn Moses, im Flammenbusch am Horeb, sah.

Besonders noch fesselten die Eigenthümlichkeiten und gesellschaftlichen Zustände der Bewohner von diesen Hochlanden und Thalgebieten meine Aufmerksamkeit. Ich war aber lange Zeit an ihnen irre. Der aus Deutschland mitgebrachte Maßstab, für Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, war hier kaum anzulegen. Anfangs überraschte und ergötzte mich nur, wie es bei den meisten Reisenden der Fall ist, die Mannigfaltigkeit der Bauarten, Nationaltrachten, Bräuche, Religionen, Physiognomien und Mundarten, die von Thal zu Thal andre waren; dann die grellen Verschiedenheiten der Civilisation und Volksfreiheit, in dicht beisammen gelegenen Bezirken. Oft mußt' ich die kindliche Unwissenheit und die seltsamen Vorurtheile der Landleute belächeln; und dann wieder ihren treffenden Mutterwitz und Scharfsinn, in Angelegenheiten, bewundern, die in Deutschland gänzlich außer dem Gesichtskreis von Bauern und selbst von vielen Städtern zu liegen pflegten. Die Anhänglichkeit und Treue der Schweizer unter einander in fremden Ländern, wie ihr immerwährender Hader in den Heimathen, sind bekannt. Das Vaterland ist ihnen dabei über Alles theuer; ihr Heimweh ist sprüchwörtlich geworden.

Auch auf der Reise schrieb ich, nach alter Gewohnheit, nieder, theils was ich beobachtete, theils und mehr noch, was ich dabei dachte, oder fühlte. Es sey mir erlaubt, hier eine Ansicht von damals anzuführen, die mir noch heut nicht ganz verfehlt scheint.

„Die Vaterlandsliebe der Schweizer", schrieb ich: „entspringt wohl offenbar einer andern Quelle, als bei Griechen und Römern der Vorwelt, denen nur Freiheit, Vorrecht und Ruhm, oder Macht ihrer Städte, am höchsten galt; auch wohl einer andern, als in unsern Monarchien, wo Nationalstolz oder gewohnte Verehrung des Throns, häufig mit Vaterlandsliebe verwechselt werden mag. Selbst der Republikanismus bildete jene Liebe der Schweizer schwerlich zu solcher Stärke aus, wie sie jedes Jahrhundert sah. Denn wahrhaftig, die politische und bürgerliche Freiheit ist den meisten Einwohnern der Schweiz kümmerlicher zugemessen, als den Unterthanen deutscher Fürsten. In den Hauptstädten wohnen Herrn; auf dem Lande aber Heloten."

„In ebnen Ländern, wo, überall hin, Wege und Landstraßen leichten Verkehr nach Nähen und Fernen, und Veränderungen des Aufenthalts befördern, erzeugt die dadurch bewirkte Vermischung der Ansichten, Gewohnheiten und Sitten, unvermerkt eine gewisse Gleichförmigkeit des Volkscharakters und der Lebensart, trotz Ungleichheit des Standes und Reichthums Einzelner. Der Einfluß nämlicher Verwaltungsart und Gesetzgebung für ganze Reiche vergrößert allgemeine Verflachung des Nationallebens."

„Anders ist's in einem Gebirgslande, wie die Schweiz. Hier leben etwa gegen zwei Millionen Seelen, nicht nur durch politische Formen mehrerer Staatsgebiete, wie eigne Völkerschaften, mit besondrer Sprache und Herkunft, getrennt; sondern selbst durch die Natur und Gestaltung des Landes. Bergketten, Gletscher, reißende Ströme, große Seen, lange Winter, scheiden die Nachbarschaften; erschweren Verbindungen, und beschränken die Bewohner der kleinen Städte, Dörfer und Thalschaften nur auf Leben und Umgang unter sich selbst. Seit den Tagen der ersten Ansiedler, sind deren Nachkommen in ihren Ortschaften, durch Blutsverwandtschaft, ungetheilt gebliebene Gemeingüter, und einerlei bürgerliche Nutznießungen, eng verbrüdert. In jedem Dorf, in jedem Städtlein, stellt sich gleichsam nur eine größere Haushaltung heraus, in welcher sich Reich und Arm, von Kindheit auf, kennt und nennt. Wer nicht dazu gehört, und wär er aus dem nächsten Ort, ist da schon Fremder."

„Von dem, was jenseits des Berges, oder Sees, geschieht, wenig unterrichtet, oder gereizt, kennen die Leute nichts Wichtigeres, als die Ereignisse und Schicksale ihres eignen heimathlichen Thales. Sie kennen sie seit Jahrhunderten. Man erzählt sich von den Vorfahren und weiß oft, wie im alten Testament, die ganze Reihe ihrer Geschlechtsfolge. Jeder Kanton hat da seine besondre Staatsgeschichte; und eben so jede Thalgegend, jede Ortschaft, jede Haushaltung, ihre besondern Ueberlieferungen aus ältern Zeiten. Es vererben sich da, von den Altvordern, Uebungen, Lebensarten, Vorurtheile, Sprachen, Dialekte, sogar die gleichen Taufnahmen und Gesichtsähnlichkeiten der Dorfbewohner, wie Grundstücke, Wohnungen, Geräthschaften und Festtagskleider. Daher, bei dieser Vereinzelung aller Theile des Landes, ein starres Festhalten jedes Theils an gewohnter Art und Weise, und an die herkömmlichen Rechtsame. So haben Natur und Schicksal die

Schweiz zum verworrensten Föderalismus hingedrängt, in welchem, jeder Kanton für sich, abermals ein kleiner Bundesstaat ganz verschieden berechtigter, und verschieden gesitteter Gemeinden und Thäler, geworden ist."

„Aber aus eben dieser Vereinzelung rief hinwieder Bedürfniß, oder vielmehr Gewöhnung, eine ausschließliche Anhänglichkeit des Schweizers am Schweizer, in Tagen der Gefahr, oder des Zusammentreffens im Auslande, hervor. Denn auch das größte Thal scheint wieder gewissermaßen, nur Zubehör zum Eigenthum jeder einzelnen Hütte zu seyn. Hügel und Berge fern und nah, Wälder, Weiden, Felsen, Höfe und Dörfer des landschaftlichen Amphitheaters rings um, sind, was anderswo, Bildnisse an den Wänden des Wohnzimmers; beim täglichen Anblick derselben, etwas Vertrautes und Liebes. Es haften an allen diesen Gegenständen allerlei Erinnerungen. Jede Veränderung aber in der Umgegend, wird auch für den Menschen des Gebirgs, wie störende Aenderung im eignen Hause. So dehnt sich die Liebe der väterlichen Heimath wieder zur Liebe des ganzen Thals und dessen Oertlichkeiten aus. Die entlegnern Nachbarn betrachten einander nur, wie entferntere Verwandte, deren Wohnungen sie nicht, aber deren Bergspitzen sie noch sehn. Aus den Gemeindseinrichtungen ist ihre Staatseinrichtung; aus der Heimathsliebe ihre Vaterlandsliebe entsprossen, die, wie selten anderswo, tausend zarte Säugwurzeln in jedes Vorhandene und Gewesene treibt."

8.

Enttäuschungen.

Am begierigsten war ich, im Lande Wilhelm Tells, die Segensfrüchte der Freiheit kennen zu lernen. Wer kann dies einem Jüngling verargen, der sein eignes Glück nur in eigner Unabhängigkeit, eben so die Entwickelung des menschlichen Geschlechts nur in dessen Leben und Seyn für eine höhere Idee, fand; und dem, aus der Schulzeit noch, die Aristiden und Phocione, die Cincinnaten und Gracchen, herrlicher strahlten, denn alle Excellenzen, Eminenzen und mittelalterische Feudalfiguren des Tags. Und ach, wie arg hatte mich die Erwartung

betrogen! Im Allgemeinen hatte ich schon ein freieres Volk in den preußischen Staaten gesehn, denn hier, in der Schweiz, wo die große Mehrheit der Gesammtbevölkerung in erblicher Dienstbarkeit von reichsstädtischen Patriziaten und Zunftherrn eines Hauptstädtchens, lebte; oder in trauriger Geistesknechtschaft eines gebietrischen Priesterthums. Ich will, um die Größe meiner Bestürzung und Entmuthigung anschaulicher zu machen, nur einige Ereignisse mittheilen, die mich auf meiner Wanderung überraschten.

Eines Tages zog ich von Peterzell mit einer Schaar schwäbischer Wallfahrer beiderlei Geschlechts, die abwechselnd bald Gebete hersagten, bald Späße trieben und Zoten rissen, über Berg und Thal nach Mariä Einsiedeln. Der päpstliche Nuntius, hieß es, werde in dem berühmten Gnadenort des Kantons Schwyz „Firmelung der Kinder" verrichten. Das war mir Neues. Wir kamen spät an; und wiewohl der ganze Gnadenort fast nur aus Wirthshäusern bestand, fand ich doch, wegen der außerordentlichen Menge zusammengeströmten Volks, kaum Aufnahme. Ohne Zweifel ward ich für einen gemeinen Pilger gehalten; aber, sobald ich eignes Zimmer, Nachtessen und guten Wein begehrte, vorzugsweise vor den frommen Pilgern bedient. Andern Morgens, nachdem ich den Marktflecken und die Umgegend besichtigt hatte, eilt' ich zum Tempel, und kaufte von Krämern, deren Läden ihn, wie weiland den Tempel von Jerusalem, umzäunten, statt des Gebetbuchs, eine Chronik von Einsiedeln; und, um den Verdacht der Ketzerei abzuwehren, einen Rosenkranz.

Ein ungewohntes Schauspiel begegnete mir beim Eingang in die geräumige Vorhalle. Da lagen, theils mit dem Antlitz auf dem Boden, theils knieend, Büssende oder Betende; die Einen unbeweglich, mit ausgebreiteten Armen; die Andern mit himmelwärts gestreckten Händen, oder mit andächtig zusammengefalteten Fingern, und niedergesunkenen Häuptern. Mir Unerfahrnen ward bei diesem Anblick etwas unheimlich zu Muth; noch mehr, als, beim Eintritt in die weite Kirche, plötzlich die versammelten Tausende, mit den Händen Kreuze schlagend, auf die Knie niederstürzten. Im Hintergrunde schwebten indessen, zwischen Weihrauchwolken, Priester am Hochaltar, und blitzten Waffen knieender Militärs. Ich, mit dem Zeremoniel dieser Art Gottesverehrung unbekannt, that, was ich die Andern thun sah; knieete, wie sie; machte Kreuze, wie sie; aber schlüpfte, in dieser unbequemen Stellung, durch

das Gedränge, neugierig zur schwarzen Marmorkapelle des heiligen Meinradus, in der Mitte der Kirche; dann hinein. Das Innere des von Lampen erleuchteten Heiligthums war von Andächtigen gefüllt, die dem wunderthätigen, aber wie es schien, vom Lampenrauch geschwärzten Bilde der Mutter Gottes, Verehrung, oder wirkliche Anbetung, weihten. Dann, nach vollendeten Feierlichkeiten des Tags, sah ich mit nicht geringerm Erstaunen den triumpfartigen Heimzug des Nuntius zum fürstäbtlichen Kloster-Pallast, unter Glockengeläut, Kanonendonner und Musik. Man nannte und zeigte mir die Magistrate der Republik, welche das demüthige Gefolge der Priesterschaft bildeten. Ich glaubte eine Ovation der alten römischen Sieger, oder die alte Pracht des Heidenthums zu erblicken. Festmahle, Saufgelage und Raufereien machten den Beschluß des heil. Tages. Und das war doch Christenthum! das doch ein fünfhundertjähriger Freistaat! Ich verließ halb erschrocken Einsiedeln. Ein geistig-unfreies Volk der reinsten Demokratie ist doch ein blindgebornes im Paradiese.

Wie mich in den katholischen Gegenden häufig rohe Unwissenheit, Arbeitsscheue und Bettelei, neben zahlreichen Festen, Kirchenbesuchen, Prozessionen u. s. w. unangenehm berührt hatten, so angenehm begegneten mir hinwieder, in reformirten Landschaften, höherer Wohlstand, Fleiß, Reinlichkeit und Verstandesbildung der Einwohner. Ich lagerte mich, an einem schönen Abend, ermüdet im Schatten eines Obstbaumes am Ufer des Zürichsees, in der Nähe des Dorfes Stäfa. Ein junger Bauer, der vor mir sein Feld umhakte, ließ sich mit mir gefällig ins Gespräch, und, nach vollbrachter Arbeit, lud er mich zu einem Glase Weins, in seinem Hause, ein. Ich schlug's nicht ab, und begleitete ihn. Während er die Kleider änderte und den Wein herbei holte, musterte ich im saubern Zimmer Alles; besonders die auf einem Gesimse stehenden Bücher. Da fand ich, neben Bibel und Gesangbuch, Schriften von Iselin, Wieland, Möser u. a. m. Dies, die lehrreiche Unterhaltung mit dem jungen Landmann, die Anmuth der Gegend, die Bequemlichkeit eines großen Gasthofes und das freundliche Benehmen der Leute bewog mich einige Tage daselbst zu verweilen. Man besaß hier, und in den benachbarten Dörfern längs dem See, nicht nur Lesegesellschaften, sondern auch ein Liebhabertheater. Shakespears Romeo und Julie war das Letzte der gegebenen Schauspiele gewesen, und auf meinen Wunsch, die Bekanntschaft der

ländlichen Julie Capulet anzuknüpfen, ward ich in das Haus eines Herrn Villeter eingeführt.

„Siehe da die Freiheit und ihr göttliches Wirken!“ dacht' ich bei mir. Ich segnete das republikaniſche Zürich. Die ſtäfaer Julie war eben kein ſchönes, aber ein geiſtvolles Mädchen. Ich traf es mit rothgeweinten Augen an, und einen Brief in der Hand. Die Schweſter trauerte um einen Bruder, der in der Verbannung, wegen politiſcher Verbrechen, lebte. Nun erfuhr' ich, wovon man bisher nie geſprochen hatte. Die Bewohner des ganzen Landes waren Hörige oder „Angehörige“ der Stadt Zürich; ärmer an Rechten, als eigentliche Unterthanen der Eidsgenoſſen in deren ſogenannten gemeinſchaftlichen Vogteien; durften keine Handwerke, keine Gewerbe treiben, als die in Dörfern unentbehrlichſten; keine weltliche oder geiſtliche Aemter bekleiden, ausgenommen die niedrigſten; denn alle höhern oder einträglichern wurden nur Söhnen der Stadt vorbehalten. Keine Talente, keine Kenntniſſe konnten ſich Ausnahmen erringen. Der berühmte und gelehrte Arzt Joh. Hotze, weil er nur Sohn eines Landmanns von Richterswyl war, konnte es nicht weiter, als zum Landdoktor bringen*); und ſein Bruder Hans Conrad, deſſen militäriſches Genie ihm in der Heimath ſchwerlich eine Hauptmannsſtelle unter den Militzen erworben hätte, konnte ſich nur in Deutſchland zum kaiſerlich-öſterreichiſchen General-Feldmarſchalllieutenant aufſchwingen. Die Bevölkerung des ganzen Kantons diente zur Bereicherung von etwa 1500 ſtädtiſchen Haushaltungen. Sogar Handel mit ſelbſtverfertigten Baumwollen- und Seidenfabrikaten, war dem Landmann verboten. Er mußte die rohen Stoffe in der Stadt kaufen; das Gewebe in der Stadt färben laſſen und ſeine Waare wieder an Stadtbürger verkaufen, die damit allein Handel führten.

Man hatte zwar, mehrere Monate vor meiner Ankunft, zufällig eine alte, von ſieben Kantonen gewährleiſtete und beſiegelte, aber in Vergeſſenheit gerathene Urkunde entdeckt, in welcher dem Landvolke ausgedehntere Freiheiten zugeſichert waren. Die Leute hatten dieſe Freiheiten zurückgefordert, und von Gemeinden zu Gemeinden Beitritt zu einer den Gegenſtand betreffenden Denkſchrift an die Regierung geſammelt. Zwar die noch beſtehende Rechtsgültigkeit der Urkunde

*) Er ſtarb 1801, in freiwilliger Verbannung, zu Frankfurt am Mayn.

konnte von keiner Seite abgeläugnet werden. Aber der freudige Lärmen endete in Wehklagen. Denn die Stadt witterte nun Empörung, oder Staatsumwälzung; schickte Truppen in die Dörfer am See. Stäfa ward überfallen, während an einem Sonntagsmorgen die Menschen in der Kirche waren, (es geschah im Juli 1795) und wer sich, für jene Urkunde, besonders thätig bewiesen, ward in die Gefängnisse der Hauptstadt geschleppt, falls er nicht schnell aus dem Lande flüchtete. Keinem der Eingekerkerten konnte ein Empörungsversuch, eine wirkliche Volksaufwiegelung, vielleicht nur Manchem etwa eine unbesonnene Aeußerung, vorgeworfen werden. Aber Alle wurden, als Staatsverbrecher, verurtheilt; als Gefangene mißhandelt; Viele mit Stockschlägen, Verbannungen, Andre mit mehrjähriger oder lebenslänglicher Einsperrung im Zuchthause bestraft. Ein ehrwürdiger Greis, Namens Bodmer von Stäfa, ward sogar auf den Richtplatz geführt; dort das Schwert des Scharfrichters über seinem Kopf geschwungen; dann in den Kerker zurückgebracht, den er bis zum Tode bewohnen sollte*).

Die Leute erzählten mir das, was doch nur erst vor wenigen Monaten geschehn war, mit so rührender Ergebung in ihr Schicksal, daß ich bewegter ward, als sie selber zu seyn schienen. Ich fühlte mich schon halb und halb geneigt, ihnen die feigste Sklavennatur, oder nichts weniger, als Wahrheit und Unschuld, zuzutrauen. Doch in der Stadt Zürich selbst wurde mir das Gehörte bestätigt, von den Einen unter Verwünschung der stolzen „Seebuben", wie man verhöhnend die Leute am See hieß; von einigen Andern aber, mit edelm Unwillen über unkluge Gewaltthat der Regierenden.

9.

Ein Winter in Zürich und Bern.

Mein schönes Bild von republikanischer Glückseligkeit, welches ich mit in die Schweiz gebracht hatte, ward durch solche Erfahrungen ziemlich verwischt. Doch machte mir das keine böse Laune. Ich

*) Bekanntlich aber entließ ihn Zürich im J. 1798 wieder, beim Anrücken der Franzosen gegen die Schweiz. Der schöne See, auf welchem der Greis heimgefahren ward im Triumpf, glänzte von Freudenfeuern umkränzt, und zitterte unter Jubelgeschrei, Kanonendonner und Glockengeläute der Landschaft.

hatte mich ſchon an Enttäuſchungen aller Art gewöhnt; war Fremdling hier; auf Reiſen; wollte genießen, und dabei etwas lernen. Auch gab mir die wunderbare Anmuth der Gegenden, das trauliche, offne, kräftige Weſen der Leute, und noch ein Etwas, das ich mir nicht deutlich zu machen wußte, vollen Erſatz für all' jene häßlichen Enttäuſchungen.

Der Winter erſchien. In Zürich wollt' ich ihn nicht verleben, lieber in Paris, oder in der weſtlichen Schweiz. Doch hielt ich nicht ſtarrſinnig an meinen Reiſeplänen, ſondern gönnte dem Zufall auch einige Theilnahme daran; und fuhr dabei gar nicht übel. Ein abgegebener Wechſelbrief in Zürich brachte mich unerwartet in Bekanntſchaft mit achtungswürdigen Perſonen. Mein Glücksſtern führte mich, ich weiß nicht, wie es kam, ungeſucht in freundliche Verhältniſſe mit Mehrern. Einer leitete mich immer dem Andern zu. Zuletzt ward ich faſt einheimiſch. Mir träumte damals nicht, daß die Freundſchaften, welche ich hier mit verſchiedenen jungen Leuten ſchloß, für das ganze Leben, und, zum großen Theil, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf beiderſeitige Verhältniſſe, werden ſollten. Ich nenne hier nur Paul Uſteri, der nachmals einer der Wiedererwecker der Volksfreiheit in ſeinem Vaterlande geworden iſt; Heinrich Peſtalozzi, ſpäterhin Veredler des Volksunterrichts; Hans Georg Nägeli, nachher Vater des edlern Volksgeſanges, den er zum großartigen Erziehungsmittel erhöhte. Ich ſollte mehrere nennen; denn ſie Alle hatten, durch Läuterung meiner Urtheile, jenen wohlthätigen Einfluß auf mich, den Altersgenoſſen von reichern Gaben, im Umgang auf einen Lehrling üben, und durch welchen Welt und Leben mir anders, als ſonſt, entgegentraten.

Auch betagtere Männer würdigten mich ihrer näheren Bekanntſchaft. Sie zogen mich in den Kreis ihrer Abendgeſellſchaften, wo Caspar Hirzel, Verfaſſer des philoſophiſchen Bauers, der Philolog Hottinger, Leonhard Meiſter u. a. m. bei Thee und Wein, ſich wiſſenſchaftlich unterhielten, und abwechſelnd von ihren gelehrten Arbeiten vorlaſen. Hier herrſchte andrer Geiſt und Ton, als jener, den ich bisher, unter Schriftſtellern und Profeſſoren in Deutſchland, gefunden, wo mir literariſche Fraubaſerei, oder ein übler Duft des Schulſtaubes manchmal Herzweh gemacht hatten. Hier lebte der Mann von Wiſſenſchaft nicht bloß als Büchermann, dem man, wie

einem Müller, sein Gewerbe ansieht. Er war zugleich Bürger; Theilhaber, nicht bloß zuschauender Theilnehmer, an den Angelegenheiten des Staats; thätiges Glied der öffentlichen Versammlungen, selbst einer oder mehrerer Landesbehörden; vielseitig gebildet und geschäftsgewandt; nicht höher, nicht tiefer stehend, als jeder andre Bürger. Inner den Ringmauern Zürichs wohnte die Republik; staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Liebe und Sorge fürs Vaterland. Hier galt der Mensch ungefähr noch, was er selber, und nicht, was etwa sein Rock, sein Haus, sein Titel, werth war. Freilich, jenseits der Mauern, arbeiteten dienstbar die armen Heloten für den Wohlstand der Freien.

Das Labyrinth der Schweizerthäler ist bisweilen nicht so verworren, als das Labyrinth ihrer politischen Zustände; dies Tohu Vabohu von einem halben Hundert kleiner Völkerschaften, mit ihren mancherlei Sprachen, Religionen, Lebensweisen und Eigenthümlichkeiten, in monarchischen, aristokratischen, demokratischen und hierarchischen Regierungsformen. Jene Greise, jene Jünglinge meines Umgangs reichten mir den arriadnischen Faden, vermittelst dessen ich mich einigermaßen in dem politischen Wirrwarr zurechtfand. — Hinwieder zwei andere junge Männer meiner täglichen Gesellschaft, beide gleich liebenswürdig und geistreich, machten mich, mit Entwickelungsgang und Umschwüngen der französischen Revolution vertrauter, als ichs bisher gewesen. Einer derselben hieß Cesar Duchrest; Neffe der bekannten Frau von Genlis. Er hatte unter Dumouriers Fahnen gedient und war mit dem Herzog von Chartres (nachherigem König Louis Philipp), dessen Adjutant er gewesen, in die Schweiz geflüchtet, um dem Fallbeil der Guillotine zu entgehen*). Der Andre war ein Deutscher; Ernst Oelsner; schon damals den Deutschen, durch seine „Briefe aus Paris", nicht unbekannt. Er befand sich nur zum Besuch in der Schweiz. Ich wurde bald engerer Freund mit Letzterem, und mit ihm einig, in Gesellschaft die Reise zur Hauptstadt der großen Republik anzutreten, wohin er zurückkehren wollte. Ich hätte nicht

*) Als er, während eines Feuerwerks, bei einem Pariser Nationalfest, im Jahr 1800, ein kleines Schiff auf der Seine besteigen wollte, ward er von einem Raketenstock getödtet. Er war kenntnißvoll und tapfer. Dumourier hatte ihn auf dem Schlachtfelde, trotz seiner Jugend, zum Hauptmann ernannt.

leicht für Paris einen trefflichern Cicerone finden können, als ihn, der dort schon manches Jahr gewohnt, und mit vielen Helden und Schlachtopfern der Staatsumwälzung persönlichen Verkehr gepflogen hatte.

So begleitete ich ihn, inmitten Winters, zuerst gen Bern, wo wir ein Paar Monate verweilten. Die Stadt, ihr Leben, ihr gesellschaftlicher Ton, war wieder von Allem verschieden, was ich vorher gesehn. Ich konnte mich aber nicht so heimathlich in ihr fühlen, wie in Zürich. Es trat mir in ihr ein fremder Geist entgegen, der mich eiskalt anhauchte. Den ersten Eindruck konnt' ich selbst in spätern Zeiten nicht ganz mehr austilgen. Dies Alpen-Venedig, nur in weit reichsstädterischem Zuschnitt, als das Venedig der Lagunen, stand, wie eine Greisen-Gestalt aus frühern Jahrhunderten, vor mir; nur noch von Erinnerungen einer längst entflohenen Kindheit lebend genährt; der warmen, heitern Gegenwart mehr denn zur Hälfte, abgestorben; ohne Auge für sie. Ein stolzes, steifes Wesen der Aristokratie schien den Leuten in allen Gelenken zu liegen, und, ich möchte sagen, sogar im schwerfällig-vornehmen Bau der Häuserreihen von grauem Sandstein, ausgeprägt. Ohne Zweifel spielte die Einbildungskraft mir wieder einen Streich; allein es ließ sich nicht ändern. Oelsner stellte mich seinen Freunden vor. Sie wurden auch die meinigen; so der durch einige Schriftwerke bekannte Professor Ith, der Mathematiker Tralles, Albrecht Rengger, nachmals Minister des Innern, und Albrecht Stapfer, nachmals Gesandter der helvetischen Republik zu Paris. Ich fand diese und Andre, am gewöhnlichsten, in einer abgeschlossenen Abendgesellschaft beisammen, „Göttinger Leist" genannt. Die meisten Mitglieder des Vereins hatten in Göttingen studiert, und daher rührte wahrscheinlich der Name des „Leistes".

Unter den jungen Patriziern dieses „Leistes" lebt' ich mit keinem freundschaftlicher verbunden, und mit keinem entzweiter in Grundsätzen, als mit einem Herrn von Mutach. In späterer Zeit ward er Kanzler seiner Republik und von Einfluß auf ihr Schicksal. Man nannte ihn nur den Schwarzen, wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe; wie man einst auch Hallern, nicht wegen seines Ruhms, sondern seiner Gestalt willen, in Bern „den Großen" geheißen hatte. Mutach war sehr einnehmend, kenntnißreich; voll feurigen Ungestüms; aber edelmüthig und jede Faser an ihm reinaristokratisch.

„Sie ſollten Schweizer ſeyn!“ ſagte er eines Abends in jener Geſellſchaft zu mir, als man, beim Glaſe Weins, Literatur, Politik und Tagsgeſchichte verhandelte: „Sie ſind kein Mann der Monarchie!“ —

„Aber auf dem Sprung, es zu werden.“ Verſetzt ich: „denn in der Schweiz fängt mir die Monarchie an, lieb zu werden.“

„Sie kennen uns zu wenig!“ entgegnete er: „In Preußen möcht' ich kaum Kronprinz heißen; entweder König dort, oder Bürger von Bern hier!“

„Und ich in Bern weder Patrizier, noch Unterthan; Zerſtörer noch Entbehrer des Menſchenrechts,“ war meine Antwort.

„Pah!“ rief er: „ſchon wieder la vieille friperie des droits de l'homme*)!“

Das Wort bezeichnete zugleich ſeine geſammte politiſche Glaubensgenoſſenſchaft. Die chriſtlichen Adels- und Zunft-Ariſtokratien der damaligen Schweiz verſtanden ſich ſo gut, wie das heidniſche Athen und Sparta der Vorwelt, auf die unmenſchliche Kunſt, das ihnen untergebne Volk in dumpfer Verthierung zu bewahren. Sie wußten, mit gleicher Sorgfalt, Unwiſſenheit und Armuth bei dieſem, wie Kenntniß und Reichthum in ihrer Kaſte aufrecht zu halten. Die Hauptſtädte öffneten nur den eignen Söhnen Gymnaſien, Akademien, Bibliotheken und Muſeen; zogen von ihren Thoren allein Landſtraßen bis zur Gebietsgränze; legten das Erſparniß von Staatseinkünften in auswärtige Fonds, oder in den Sarg ihrer Schatzkammern; fütterten ihre eingebornen Familien mit reichen Aemtern und Pfründen, oder halfen ihnen, im Unglück, mit Spenden aus Zunft- und Armengütern, Familienkiſten und Fideikommiſſen, Penſionen und anſtändigen Aſylen. — Außerhalb der Hauptſtädte hingegen blieben Schulen verwaist; Vorurtheile begünſtigt; Schriften verboten oder unter ſtrenger Cenſur gehalten; Denkfreiheit im Joch des Glaubens; Handels- und Gewerbsfreiheit in Zunftfeſſeln; Verbindungsſtraßen der Ortſchaften unwegſam; Gemeinden von Armentaren und Bettlern beladen, und

*) Der Kanzler Friedr. von Mutach ward nachher ſelbſt Geſchichtſchreiber von der Staatsumwälzung und dem Untergang der Oligarchie Berns. Das Werk ſollte erſt nach ſeinem Tode öffentlich erſcheinen. Bis jetzt geſchah es nicht. Als er mich, im Juli 1827, im Bade auf dem Gurnigel beſuchte, las er mir mehrere intereſſante Bruchſtücke daraus vor, in welchen er freiern Geiſt äußerte, als in jener geſellſchaftlichen Unterhaltung von 1796.

die Einnahmen des Landmanns durch mittelbare Abgaben von deſſen unentbehrlichſten Bedürfniſſen geſchwächt.

Aber, und die Geſchichte lehrt's, man hält eben ſo leicht den Gang der Erde durch den Himmel auf, als den Gang der Menſchheit zu ihrer Vollendung durch die Gebiete der Geſittung und des Rechts. Geiſter laſſen ſich nicht, wie Mumien, gegen Gewalt der Zeiten einbalſamiren.

10.

In Paris.

Noch vor Winters Ende begab ich mich in Oelsners Geſellſchaft nach Paris, ganz Ungeduld, die Verwandlungen eines großen Reichs, unter dem Panier der Freiheit, zu ſehn. Aber unterwegs die elenden Dörfer, die kahlen Felder, die Bauern in Lumpen und Holzſchuhen, und zwiſchen aller Armſeligkeit hüben und drüben, da und dort, ein prächtiger Pallaſt mit hohen Baumgängen und weitläufigen Parks, bildeten den widerlichſten Gegenſatz zur anmuthigen Schweiz. „Dies alſo la belle France?“ ſagt ich. Lachend erwiederte Oelsner: La belle France liegt in Paris; dort eigentlich das Herrnhaus! Vom Rhein bis zu den Pyrenäen dehnt ſich nur der weite Hofraum, mit Wirthſchafts-Gebäuden und Geſindewohnungen der vieille France aus.“

Glücklich in die ſtolzeſte aller europäiſchen Städte angekommen, und im Hotel La Prime, der großen Kornhalle gegenüber, eingewohnt, ward mein tägliches Treiben ein ununterbrochenes Reiſen im ungeheuren Irrgarten von Straßen und Plätzen, durch Kirchen und Palläſte, Muſeen, Bibliotheken, Bildergallerien, Konzerte, Theater und Volksgruppen. Es war zur Zeit der Verſchwörung von Babeuf. Oelsner führte mich in ſeine Bekanntſchaften ein. Ich ſage nichts vom heitern, zwangloſen Leben der beſſern Geſellſchaft, in der man ſich, mit liebenswürdigſter Gewandtheit, Verbindlichkeiten flüſtert; lächelt, witzelt, lobt, läſtert; über ein Nichts erſtaunt; über Heiligthümer ſcherzt; im gleichen Augenblick bewundert und vergißt. Das flüchtige, bunte, geſellige Getändel, ich läugn' es nicht, gefiel mir. Die Schaumſpeiſe ſättigt zwar nicht; aber ſchmeichelt den Gaumen. Ich liebte Abwechslung. Einem Neuling, wie mir, war es kein geringer Genuß, im Jahrmarktsgetümmel dieſer Mirmidonenwelt, jeden

Augenblick einen Scenenwechsel zu sehn; das Gewühl plötzlich mit einsamer Stille zu vertauschen und jedes Gelüst sogleich ohne Mühe zu befriedigen. Zwar wußt' ich wohl, diese Sittenanmuth war nur Firniß; dieser gefällige Leichtsinn hatte auch gefällig beim Blutwerk der Guillotine mit gejauchzt.

Zu Heroen der Revolutions-Tragödie kam ich selten in näheres Verhältniß. Ich suchte sie nicht. Was anders hätten sie mir, als Larve und Domino gezeigt? Selbst Oelsner's Liebling, Sieyes, damals im Rath der Fünfhundert, reizte meine Beachtung nur sehr vorübergehend. Er schien mir, was seine berühmte Schrift: „Qu'est-ce que le tièrs état?" Beide wären zu andrer Zeit unbeachtet geblieben; aber das rechte Wort, im rechten Augenblick, machte Mann und Buch bedeutend. Selbst Isnard, ehmaliges Mitglied des Nationalkonvents, zog mich mehr an, als Sieyes. Ich fand in ihm einen Mann von angenehmem Aeußern; einen Franzosen vom Wirbel bis zur Sohle; lebhaft, keck, theatralisch, der zu Allem ein Urtheil, einen Witz, ein beau sentiment brachte. Und doch war's nun derselbe Mann, welcher im südlichen Frankreich terroristischer, als die Terroristen, gegen sie, dem Pöbel zugerufen hatte: „Schlagt sie alle todt! fehlen Euch Waffen, nehmt Keulen; fehlen Keulen, scharrt Knochen Eurer Verwandten aus den Gräbern hervor!"

Der Mann aber, den ich vor allen andern Berühmtheiten, am liebsten und häufigsten besuchte, den ich sogar anfing, zum Vorbild zu wählen, war ein sehr ruhmwürdiger Unberühmter; Deutschlands Diogenes in Paris; ein schlesischer Graf Gustaf von Schlabendorf. Er mochte in den Sechszigen seyn; hager, lang, mit ungekämmtem Haar, im abgetragnen Ueberrock von unerkennbar gewordner Urfarbe; einsiedlerisch, am ewigen Kaminfeuer. In einem dunkeln Zimmer, bestäubtes Geräth, Bücher, Schreibereien, Flugblätter durch einander in so gelehrter Unordnung, wie kaum Walter Scott's Alterthümler die seinigen in Ehren hielt.

Und dieser Mann, der alle Phasen der französischen Revolution, als philosophischer Zuschauer, in Paris durchlebt hatte; nicht der Verfolgung, nicht dem Kerker, kaum dem Beil der Guillotine durch Zufall entkommen war, bewahrte, in ruhiger Höhe über dem Getümmel steigender und stürzender Faktionen, eine Unbefangenheit des Urtheils über Menschen und Begebenheiten der Zeit, als läge ein

Jahrtauſend zwiſchen ihnen und ihm. Nur ſelten verließ er ſein „Sanktuarium“; doch blieb er von allen Begebniſſen und deren Quellen unterrichtet. Mehrmals fand ich bei ihm Reiſende aus allerlei Ländern, Partei-Häuptlinge, Staatsmänner, Gelehrte. Ohne Begehrlichkeit nach Einfluß, hatte er ihn, wie Sokrates, durch belehrende Unterhaltung und genaue Kenntniß der Perſonen und Umſtände. Im Beſitz eines beträchtlichen Vermögens, lebte er kärglich für ſich, aber mit fürſtlicher Freigebigkeit für Nothleidende. Seine Kenntnißfülle, ſein Scharfſinn und Adel der Denkart, erzwangen bald meine Bewunderung und Ehrfurcht. Er nannte mich gern ſeinen Philosophe pleureur; denn er hatte die Zerriſſenheit meines Innern wahrgenommen, und kannte die geheime Wunde ſo gut, als hätt' er ſelber ihr Weh empfunden. Er wußte ſie in ſeinen Plaudereien, wie zufällig, mit ſo großer Sicherheit, und ſo zarter Berührung, zu treffen, wie der gewandteſte Arzt; aber jedes heilende Wort ſchien von ihm ganz abſichtslos hingeworfen.

Der edle Graf gewann unvermerkt über meine Sinnesweiſe eine Gewalt, die ihm kaum ahnete. Ich beſuchte zuletzt faſt ihn allein nur und die Gallerie des Louvre, wo mich die Wunderwerke des Meißels und Pinſels Tage lang feſtzauberten. Denn nirgends noch, hatt' ich, wie hier, die Verklärung der Natur durch Macht des dichtenden Genius, nie das Hochgeiſtige in Schöpfungen der Malerei und Bildnerkunſt, mit ſolcher Vollendung erblickt. Schlaberndorf und Paris vernichteten meine Träumereien vom republikaniſchen Leben. Ich hätte fortan ebenſo gern, mit Palett und Pinſel in der Hand, unter dem Eiſenzepter eines Tyrannen leben können. In den alten Schweizer-Ariſtokratien hatt' ich nur morſches Formenwerk geſehn, worin ſich Eigennutz von Rathsherrn und Bauern, Geiſtlichen und Laien, neben einander eingeniſtet hielten; in Frankreich nun ein bloßes Zerrbild des Freiſtaates, mit Deſpotismus von oben und Anarchie von unten. Die Ueberſchriften der öffentlichen Gebäude verſpotteten ironiſch, mit ellenlangen Buchſtaben, den Zuſtand der Weltſtadt. „Liberté, Egalité“, las man aller Orten; doch grinſeten drohend daneben die ausgeſtrichnen Worte: „ou la mort“, durch darüber gepinſelten Kienruß. Selbſt „Freiheit und Gleichheit“ wurden neben Ehren- und Schutzwachen zu Pferd und zu Fuß, und Kanonieren mit brennenden Lunten bei ihren Feuerſchlünden vor den Pforten des Direktorialpallaſtes, zur

ſchreienden Lüge. Ich ſehnte mich bald von Herzen hinweg aus der Stadt voll glänzenden Elends und elenden Glanzes.

Der Wunſch ward noch ernſter, als ich eines Morgens im Garten der Tuillerien, umſpielt vom jungen Grün und von Frühblüten des Lenzes, allein ſaß. Mich überfiel Heimweh nach dem Friedensreich der Alpen, wo der Menſch, wenn auch noch roh und unbeholfen, doch wahr und einfach wohnt, vom prachtvollen Gotteswerk der Natur umringt, ſtatt von zierlich prunkenden Menſchenhöhlen, die man Palläſte nennt.

Dem ſtillen Zuge der Ueberlegungen mich hingebend, rief's in mir: „Auf, auf, nach Rom!“ — Und dann kam's zu etwa folgendem Selbſtgeſpräch: „Und nach Jahr und Tag in Rom, wenn der Großtheil des väterlichen Erbes verzehrt ſeyn wird: wohin dann weiter? Zurück, gen Frankfurt? oder gen Magdeburg? Um eine Miniſtergnade betteln?“ — Der Gedanke erregte mir Fröſteln. — „Wenn aber das nicht, was Anders? Fünf und zwanzig alt, und noch ohne Beruf und Gewerbe! Statt deſſen planloſes Umherfahren in der Welt. Es muß ändern! Ich kann arm und doch reich ſeyn, wie der Einſiedler Schlaberndorf; ruhmlos auch Ruhmwerthes leiſten, wie er. Nur erſt einen feſten Wohnſitz gewählt, gleichviel wo? und einen Beruf, gleichviel welchen!“ —

Da gedacht' ich der Stunde beim Denkmal des Herzogs Leopold, wo ich mit Freund Schäffer, vom Oberdamm, den jubelnden Handwerksburſchen nachſeufzte. — „Warum ward ich nicht damals ſchon ihres Gleichen? Was hindert's, heut es zu ſein? Ich ziehe gen Rom; ſtudiere die Werke der Meiſter. Ich kann Künſtler, zuletzt auch nur Flachmaler werden, oder gar Dorfſchulmeiſter; kann mir noch eine Hütte, ein Stück Feldes dazu in einem Alpenthale des ſchönen Glarnerländchens kaufen, und wohlthätig für die Welt, ganz vergeſſen von ihr, leben!“ — Und wie ich's dachte, ließ meine dienſtfertige Einbildungskraft ſofort die beſcheidne Hütte des umbüſchten Felswinkels, die umzäunte Wieſe, das Gärtchen mit Blumen und Gemüſen, in ſonnenheller Zukunft vor mir ſchweben.

Ich ſprang auf. Ich verweilte nicht länger in Paris, als eben nöthig, eine auserleſene Sammlung von Handzeichnungen und Kupferſtichen, zum Behuf der künftigen Künſtlerwerkſtatt, zuſammenzukaufen. Ich bekam ſolche Schätze wohlfeilen Preiſes, weil man ſie wahrſcheinlich

noch wohlfeiler aus geplünderten Schlöſſern erworben haben mochte. Dann rief ich Freunden und Bekannten mein Lebewohl, packte ein, und eilte, ſtatt dem ſüdlichen Frankreich, wie mein erſter Plan geweſen, nun den Schweizergränzen zu, um noch einige demokratiſche Hirtenländer zu muſtern, und mir vorläufig den bewußten Felſenwinkel zu ſuchen.

Man mag immerhin den unverbeſſerlichen Schwärmer und ſeinen raſchen Sinneswechſel belächeln. Er athmete ja noch in der Aprilzeit ſeines Lebens, wo Sonnenglanz und Schneegeſtöber, Ungewitter und Blütenregen, jählings einander folgen und vorübergehn.

11.

Der unterbrochene Wanderplan.

Erſt wieder in Bern ward Raſttag gehalten. Von hier aus waren noch einige Abſtecher in die benachbarten Kantone und beſonders in die Thäler des berniſchen Oberlandes, zu machen. Dazu konnten einige Wochen genügen; dann nach Italien! Ich nahm deshalb keine Privatwohnung, ſondern blieb im Gaſthof zum Falken. Hier hatt' ich an der Wirthstafel, gleich zum erſten Male, einen alten, ſüßlichen Bernerherrn zum Tiſchnachbar, der mächtig nach Salben roch. Im höflichen Geſchwätz mit ihm ward er nach und nach ſo zutraulich, und liebkoſend, daß ich faſt glauben mußte, ich habe ſein Herz erobert. Der unerwünſchten Zärtlichkeiten los zu werden, macht' ich mir das Vergnügen, ſeine Schmeicheleien mit den lächerlichſten Lobſpenden ſeiner Perſon zu vergelten. Mein Amoroſo ließ ſich die Weihrauchwolken gefallen, in denen er eher hätte erſticken können.

Uns gegenüber ſaß ein junger, kräftiger Mann; ein hübſcher Blondin von etwa dreißig Jahren; der meine Bosheit merkte; ſich in's Geſpräch miſchte und bald, in gleich muthwilligem Geiſte, Partei mit mir gegen den Wohlriechenden machte. Mein Liebhaber, entzückt von den Blumen, die wir ihm ſtreuten, ließ fremde Weine auftiſchen, bis wir des Lachens und Trinkens müde waren. Dann nahm mich der Blondin beim Arm. Wir ſchwärmten fröhlich und müßig durch die Arkaden und vor den Thoren der Stadt; wetteiferten in Witzen

und tollen Einfällen, und gewannen einander dabei so lieb, daß wir die Unzertrennlichen wurden.

Wie diesen Tag, ging's noch fünf bis sechs andre. Unser Amphytrion war so unermüdlich, Huldigungen zu empfangen, und die köstlichsten Weine zu spenden, wie wir unserseits in neuen Schwänken. Endlich erschien die Abschiedsstunde für mich und meinen blonden Bundesgenossen. Bei den letzten Gläsern Champagners fiel uns endlich auch bei, einander um unsre Namen zu fragen. Mein Mann hieß Aloys Reding. Er war von Schwyz; gewesener Hauptmann in einem spanischen Schweizerregiment; und lebte nun im väterlichen Hause. Wir gelobten uns Freundschaft. Ich versprach ihm, auf der Reise nach Italien, meinen Besuch. Daß unser beider Schicksal dereinst noch so seltsam in einander verflochten werden sollte, kam freilich keinem von uns zu Sinn.

Nun begannen meine Ausflüge. Sie nahmen widerwärtiges Ende. Ein dreitägiges Wechselfieber warf mich auf's Krankenbett. Ich sah mich gezwungen, Zimmer im Hause eines betagten Architekten Sprüngli zu miethen, und da ein volles Vierteljahr zu verweilen. Vermuthlich hatt' ich meine Plage in der Sumpfluft des Seelandes, oder der Kanäle von Neuchatel und Murten, aufgelesen. Mein freundlicher Aeskulap, Rengger, Mitglied des erwähnten Göttingerleistes, verschwendete seine Kunst lange vergebens; bis ihm eine gespensterhafte Erscheinung zu Hülfe kam, die mich jählings und gänzlich heilte.

Ich lag nämlich, nach einem heftigen Fieberanfall, in jener süßen Ermattung aller Kräfte, welche, wie Lebensauflösung, dem Geist nur noch behagliches Umherschweben in leichten, zusammenhangslosen Träumereien übrig läßt. Es war Mitternacht. Da fühlt' ich, durch die geschlossenen Augenlieder, ein sonderbares, blendendes Licht. Ich blickte auf und sah vor meinem Bett eine fremde, ehrwürdige Matrone, in blutrothem Gewand; ein rothes Tuch um die grauen Haare geschlungen; eine antike römische Lampe in der Linken emporgehoben; in der Rechten eine Krücke. Sie stand stumm und unbeweglich, gespensterhaft da. Ich schloß müde die Augen, und gleichgültig genug; meynte, nur das Fieber wolle mich mit einer seiner Phantasmagorien unterhalten, die, wenn ich nach einer Weile die Augen aufschlüge, ganz anders gestaltet, mich umgaukeln würde. Ich blickte wirklich noch einmal hin, und sah, wie sich die nämliche Figur näher drängt;

ſich über mich beugen wollte. Schweigend, doch neugierig betrachtete ich das Phantom. Aber es öffnete den Mund; nannte mit hohler, gebrochner Grabesſtimme meinen Namen und fragte, was ich fordre? Jede Sylbe ſchlug erſchütternd in all' meine Nerven. Für ein Fiebergeſpinnſt war mir das zu ſtark. Ich fuhr, mit dem derbſten Fluch des Entſetzens, empor und rief: „Wer ſeid Ihr?“ Nun vernahm ich, ſie ſei die Gattin des Architekten; habe geglaubt, ich läute nach Bedienung und ſei von den Schläfern nicht gehört. Ich hatte die gute Frau nie geſehn, weil ſie, mit gebrochenem Bein, bettlägrig geweſen. Von Stund an war ich geneſen.

Sobald ſich, unter liebreicher Pflege von den Töchtern des Hauſes, die Kräfte verjüngt hatten, übergab ich das Reiſegepäck einem Spediteur, um es nach Chur, in Graubünden, zu befördern; ich ſelbſt trat mit dem Wanderſtab, ohne Zögern, den Kreuz- und Querzug durch Berge und Thäler an. Die reine Himmelsluft der Höhen durchfloß mich erquickend, wie ein Seelenbad. Ich feierte droben wieder, zwiſchen Alpengrün und Gletſcherſilber, meine ſchönſten Andachtsſtunden; und gelobte feierlich, das Daſeyn hochmenſchlich, wie Schlaberndorf, in Selbſtverläugnung und Vielthätigkeit für Andrer Wohl, zu adeln. Ueberall auf der Wanderung lächelte mich Glück an. In Luzern hielt mich nicht nur die Wunderpracht des zwiſchen den ewigen Pyramiden des Pilatus und Rigi ausgeſpannten Sees, ſondern auch ein Kreis vortrefflicher, wiſſenſchaftlicher Männer feſt, von welchen mir ein Abbé Koch und der Stadtpfarrer Thaddäus Müller, der Dichter, bleibende Freunde wurden. Aus ihren Umarmungen kam ich zu den Ufern Unterwaldens, welches mich im Schatten ſeiner Gebirge und, zwiſchen tiefgrünen Matten, maleriſch umhergeſtreuten Hütten, Kapellen und Fruchtbäumen, wie ein Elyſium der Seligen umfing. Auch herrſchte weit umher im Lande jene feſtliche Stille, wie ſie, nach Sage der Dichter, im ſchönen Reich der Schatten walten mag. Ich wagte nicht, ſie durch Jauchzen oder Geſang zu entweihn, worin ich ſonſt gern dem frohen Herzen Luft zu machen pflegte. Von da wandt' ich mich wieder zum See und hinüber gen Schwyz, um dort noch einmal meinen Blondin von Bern zu ſehn.

Sein Vater, ein majeſtätiſcher Greis, ſeine Schweſtern, er ſelbſt, empfingen mich mit Güte und Freudigkeit; nicht wie einen Fremdling,

ſondern gleich einem erwarteten lieben Bekannten. Sie wußten durch ihren Aloys ſchon von mir. Hier war das Urbild eines ſchönen, häuslichen Seyns Wirklichkeit. Alle Hausgenoſſen ſchienen gegenſeitig ihr Lebensglück, im Lebensglück der Andern, aufgelöſt zu haben. Und mit welcher zärtlichen Liebe und Ehrfurcht umringte man den hohen Greis, aus deſſen Minen jeder deſſen Gedanken zu leſen ſuchte, eh' er ſie noch ſprach! Gleich fern von kleinſtädtiſcher Steifheit, oder großſtädtiſcher Herzloſigkeit, oder großthueriſcher Fabrikanten-Glanzſucht, fand ſich hier alterthümliche Einfalt und patriarchaliſche Sitte, mit feiner Bildung und Lebensweiſe gepaart, wie ich noch nirgends gefunden. Ein junger, zierlicher, geiſtlicher Herr, von Unterwalden, Namens Abbé Joſeph Bueſinger, befand ſich zugleich mit mir, als Beſucher, im gaſtfreundlichen Hauſe. Er war ſehr wiſſenſchaftlich (ſpäterhin ward er Geſchichtſchreiber ſeines heimathlichen Kantons); belebenden Umgangs und angebornen Edelſinns. Wenige Tage reichten hin, aus Bueſinger, Reding und mir, ein Kleeblatt zu ſchaffen, ein immergrünendes, bis es ſpät der Tod zerriß.

Und durch des Urilandes wilde Pracht und durch die klöſterliche Stille des Hochthales von Urſeren am St. Gotthards-Berge, ſtieg ich zur Oberalp hinauf. Dann lag jenſeits derſelben ein weiter Abgrund vor mir, in grüner Finſterniß, umzogen von hohen Felſenthürmen, Firnenſchnee und ſchwarzen Schlünden; öde, wie Trümmer einer zermalmten Welt. Es war der Eingang des Bündnerlandes. Mit angenehmem Grauſen ſtieg ich die ſtumme Wildniß von Selva und Rueras nieder.

Da ſtand ich jählings in ein unbekanntes Zeitalter verzaubert, in welchem Kunſt, Wiſſenſchaft und Lebensbequemlichkeit noch unerfundene Dinge waren. Ich ſtand unter Nachkömmlingen von alten Galen, oder jenen Rhätiern, die vor Zweitauſend Jahren ein Krieg hieher verſchlagen hatte aus den Gefilden Etruriens. Sie hatten noch die klangreiche thusciſche Sprache; die rauhe Bedürfnißloſigkeit und Derbheit der Menſchen aus den Tagen des ältern Römerkönigs Tarquinius; und von Schickſalen und Zuſtänden des übrigen Europa's ſo wenig Kunde, als Europa vom Vorhandenſeyn dieſer Galenkinder. Die nahe Abtei Diſentis ſchien ſich, ſeit Jahrhunderten, keines andern Verdienſtes um ſie erfreun zu können, als, an die Stätte von den

alten Götteraltären der Lucumonen, das Kreuz des Christenthumes, aufgepflanzt zu haben.

Mir gefiel es, in dieser Urwelt ein Paar Tage zu wohnen, weil sie mir neu war. Ein halbnackter, riesiger Mann, dem zum Herkules nur Löwenhaut und Keule fehlten, ward, in seiner Hütte, von rohbehauenen Stämmen der Lärchtanne, mein Wirth und Dolmetsch. Aus fremden Kriegsdiensten hatte er noch Bruchstücke deutscher und französischer Sprache bewahrt. Tags über durchstreift' ich mit ihm die Berg-Umgebung; Abends ließ ich mich, vor seiner Thür, von Alten und Jungen beiderlei Geschlechts, die mich schweigend umringten, neugierig bewundern. Indessen mußt' ich mir doch selber gestehn, daß ich leider schon zu sehr vereuropäert sey, um jemals der Lebensart eines rousseau'schen Naturmenschen Geschmack abgewinnen zu können. Ich ward froh, meine gutmüthigen Halbwilden in ihrem Gebiet tobender Waldströme, verwitterter Felsgipfel und Lauinenspuren zu verlassen, und die ersten Wahrzeichen milderer Gesittung wieder zu begrüßen.

In Chur, Hauptstadt der drei ewigen Bünde im hohen Rhätien, wollt' ich keinen Tag zögern, sondern sogleich mit der Post über den Splügen nach Mailand und Florenz. Allein da waren Koffer und Gepäck noch nicht von Bern eingetroffen. Es mußte nachgeforscht, umhergeschrieben werden; und ich mich bequemen, bis zur Ankunft der Habseligkeiten, geduldig auszuharren. Dieser scheinbar unbedeutende Zufall gab aber nicht nur meinen Reiseentwürfen, sondern meinem ganzen Lebensschicksal sehr unerwartete Wendung.

Aus langer Weile nämlich macht' ich vom gewöhnlichen Vorrecht der Reisenden Gebrauch, und besuchte, auf Gerathewohl, ein Paar Männer in Chur; die einzigen, welche mir dem Namen nach bekannt waren; den Dichter Salis-Seewis und den Direktor Nesemann. Deutschland singt noch heut die Lieder des ersten, die so gemüthvoll und einfach sind, wie er selbst war. Das Andenken des Andern lebt noch jetzt in den Thälern Graubündens geehrt. Er stammte aus der Nachbarschaft von Magdeburg her, und stand, obwohl hochbejahrt, mit jugendlicher Kraft, einer Lehr- und Erziehungsanstalt, als Direktor vor. Es war dies dieselbe Anstalt, welche einst, unter dem Namen eines Philantropins zu Marschlins, durch den Doktor Bahrdt gewisse Berühmtheit erworben hatte; und nun im Schlosse der Herrschaft Reichenau, den Namen eines Seminars führte, aber

wie ich hörte, ihrem Untergang entgegeneilte.*) Es befanden sich daselbst kaum noch fünfzehn Schüler mit fünf Lehrern, unter Nesemanns Leitung. Wirklicher Eigenthümer des Ganzen war das damalige Haupt des Freistaats, der Standespräsident Joh. Baptista von Tscharner; ein Mann von nicht gemeinen Eigenschaften des Geistes und Herzens.

Der ehrwürdige Nesemann bewies mir besondre, fast auffallende Theilnahme; anfangs vielleicht aus landsmännischer Zuneigung; dann vielleicht wegen meiner freimüthigen Aeußerungen über Schulwesen und Volkserziehung, die mit seinen Ansichten und Erfahrungen im Einklang standen. In Ueberschätzung meines Werthes, verlangte er sogar Rath: wie dem Reichenauer Seminar, dieser damals einzigen höhern Unterrichtsanstalt Graubündens, und der angränzenden Kantone, aufzuhelfen sey? Um mir aber möglichste Klarheit über die bestehenden Verhältnisse zu geben, führte er mich beim Standespräsidenten von Tscharner ein, der auf seinem Landgute zu Jenins von Staatsgeschäften ruhte. In Erwartung meines Reisegepäckes, ließ ich mir die Lustfahrt behagen.

Beide Männer legten mir, mit der vertraulichsten Offenheit, den ökonomischen Zustand, und den Grund vom Verfall einer Anstalt, vor, welche sowohl durch Tüchtigkeit ihrer Lehrer**), als weil sie weit umher die Einzige ihrer Art war, blühender zu seyn verdient hätte. Ihr Verderben war aus dem Verderben der innern Staatsverhältnisse entsprungen, welche, wie seit Jahrhunderten, auch jetzt noch, durch Par-

*) Es war eben hier, wo der Herzog von Chartres Schutz und Zuflucht gefunden hatte, als er Ende Oktobers 1793, ermüdet, geldlos, Reisebündel auf dem Rücken, unter dem Namen eines Monsieur Chabos, von Languedoc, sich dem Präsidenten von Tscharner und Nesemann entdeckt hatte. Sein Geheimniß besser zu bewahren, gab man ihm den Titel eines Lehrers der Mathematik und der französischen Sprache; doch stellte man ihm frei, zu unterrichten, wann es ihm gefiel. Was ihm, was seinen geächteten Verwandten die Schweiz in den Tagen der Noth und Verbannung geleistet hatte, war freilich vergessen, als die Juliuswoche von 1830 den Monsieur Chabos auf den Thron des Königs der Franzosen hob.

**) Unter denselben befand sich auch der durch einige Schriften bekannte gelehrte Professor Affsprung, welcher den Unterricht in lateinischer und griechischer Sprache ertheilte; und der Mathematiker Bartels, von Braunschweig, welcher im J. 1836, als russischer Staatsrath und Professor der Mathematik an der Universität Dorpat, gestorben ist.

teien zerrüttet wurden. An der Spitze der einen Partei, der jetzt herrschenden, standen die Häuser Tscharner, Planta und Bawier; an der Spitze der andern, die in den rhätischen Thälern weit verbreiteten, reichbegüterten Familien von Salis, deren bisheriges Haupt, der bekannte Minister von Salis-Marschlins, aus dem Lande verbannt, lebte. Jene, mit demokratisch-freisinnigen Grundsätzen, neigten sich mehr den Interessen Frankreichs, diese hinwieder, mit aristokratischen Bestrebungen, den Interessen Oesterreichs zu; und ihre Rache gegen jene, lag auch schwer auf dem Seminar der Herrschaft Reichenau. Die Lehranstalt konnte nicht wieder gedeihn, so lange sie Tscharners Eigenthum war, und nicht ganz unabhängig von jeder politischen Faktion, dastand. Ihm diese Stellung zu geben, glaubte man eben mich besonders geeignet. Tscharner erbot sich, mir das Institut eigenthümlich abzutreten, und bat mich, die Reise nach Italien fahren zu lassen.

Ein Antrag der Art, den man einem Fremdling, einem jungen Mann machte, welchen man kaum seit acht Tagen kannte, war allerdings überraschend genug; mir etwas anlockend zwar, aber auch etwas verdächtig. Freilich, die Herrschaft Reichenau, an deren Spitze der Standespräsident von Tscharner stand, wagte dabei nicht viel. Das dortige Seminar war ohnehin seiner Auflösung gewiß; konnte aber, durch sein Wiederaufblühn, die Einkünfte der Herrschaft und des Güterertrags erhöhn. Ich aber mußte von meinem Vermögen einen guten Theil auf das ungewisseste Spiel setzen. Behutsamkeit war hier räthlich. Bevor ich mich entschied, wollt' ich das Gesammtverhältniß der Umstände schärfer und näher durchschaun.

Den Männern, die mir mit so vieler Güte und Offenheit entgegengekommen waren, antwortete ich mit gleicher Offenheit. Ich erbot mich, den Winter in Graubünden zuzubringen; unterdessen in Reichenau einige Unterrichtsstunden zu geben, und mich über die Lage der Dinge aufzuklären. Man fand dies billig. Ich verließ Chur und begab mich nach Reichenau. Von hier aus unterließ ich nicht, auch den Angesehensten der salischen Partei, Tscharners Feinden, meine Besuche abzustatten, und mir ihren Rath zu erbitten. Sie empfingen mich zuvorkommender, als ich erwarten durfte; verhießen meinem Unternehmen thätigen Beistand, sobald das Seminar nicht mehr Tscharners Eigenthum seyn würde. Sie ermunterten mich zur Uebernahme, weil

es zum Vortheil vieler Familien wäre, die jetzt gezwungen wären, ihren Söhnen eigene Hauslehrer zu halten; und ließen sogar durchblicken, daß ich früher oder später die Anstalt wohl in das Schloß Rietberg, im Domleschger Thal, verlegen könnte, welches man mir, sammt Gütern, im billigsten Preis käuflich, oder zum Lehen, geben würde.

Dies war mir genug. Ich unterzeichnete (am 9. Dezembers 1796) wirklich den Pachtvertrag über einen Theil der Gebäude und Güter von Reichenau; ließ vorsichtig aber auch den Standespräsidenten von Tscharner, in einem geheimen Artikel, um ein Drittel des Gewinns und Schadens vom Institut einstehn, während ich, weil ich gleich andern Professoren Unterricht geben würde, einen Gehalt von 800 Gulden vorausnahm. Dann ordnete ich rüstig die Einrichtung vom Haushalt, und vom Gang des Unterrichts, nach meinem Sinn, und ließ alsbald Ankündigungen der wiedergebornen Lehr- und Erziehungs-Anstalt im Druck durch alle Welt fliegen.

Der Erfolg übertraf bald meine Hoffnungen. Binnen wenigen Monaten wuchs die Zahl der Zöglinge im Pensionat aus allen Gegenden Bündens und der übrigen Schweiz. Nach Verfluß eines Jahrs war sie über siebenzig gestiegen.

12.

Das Seminar von Reichenau.

So hatte denn meine Wanderschaft, durch ein seltsames und ganz angenehmes Abenteuer, sehr unvermuthet die Endschaft erreicht. Die Hand eines fahrlässigen Spediteurs hatte, ihm unbewußt, die Schicksalswürfel über mein Leben geworfen. Fahre wohl nun, dacht' ich, Florenz und Rom, Palett und Pinsel! Mir ist ja ein Schulmeisterthum geworden; ein schöneres, denn ich gewünscht; mir nun ein Gebirgswinkel im freien Lande, und ein prachtvollerer, als ich ihn mir, im Garten der Tuilerien, einst vorgegaukelt hatte. Das geräumige

Schloß, mit seinen Nebengebäuden, nur zwei Wegstunden von Chur, dehnte sich vor einem breiten Garten aus, hinter dessen Terrassen Vorder- und Hinterrhein schäumend an Felsen zusammenstürzten. Rechts leuchtete, nachbarlich von einer Höhe, der weiße Kirchthurm des Dörfleins Tamins. An beiden Rheinufern, unter Wiesengrün und Lärchtannen, erhob sich das Gelände in schöner Wildheit, bis zu den Felsenkämmen der Malirer-, der Kunkels- und Calanda-Alpen; während, zum entfernten Gebirgsknoten des Gotthards hin, Hügel über Hügel, Berge über Berge, zu den Firnen des ewigen Schnees hinaufschwollen.

Und mit wahrer Begeisterung betrat ich fortan die glanzlose Dornenbahn des Schulmanns, die mir von jeher ehrwürdige, auf welcher bessere Zeitalter der Menschheit vorbereitet werden. Wer zum Beruf der Jugendbildung die Weihe aus den Händen der Natur empfing, und diesen Beruf, bei Undank und Verachtung, mit Selbstaufopferung und Inbrunst lieben kann: dem wird auch der Schulstaub zum Heiligenschimmer.

Nicht bloß solche Ueberzeugungen, sondern der bloße Anblick meiner Zöglinge spornte mich zur lebendigsten Thätigkeit für sie. Ich sah in ihnen meine kindliche Verwaistheit wieder; Geschöpfe, so gut als elternlos, in die Fremde hinausgethan, wo sie kein Vater- und Mutterherz mehr fanden, sondern bloße Aufseher, Lehrmeister, Abwärter. Auch die vorzüglichsten Pensions-, Erziehungs- und Waisenanstalten bleiben immerdar nur sogenannte nothwendige Uebel, mangelhafte Ersatzmittel des Vaterhauses; unnatürliche Zustände für Kinder, welche den Traulichkeiten und Theilnahmen an Lust und Leid, und allen Reizen des Familienlebens, entzogen stehn. Eben deswegen ging ich mit wehmüthiger Liebe an diese Pflegesöhne. Ich bemitleidete in ihnen meine eigne Kindheit; ward willig ihr Vertrauter; ihr Spielgenoß, Erfinder ihrer Belustigungen und Leibesübungen; ihr Begleiter auf allen Wegen; ihr Schutzgeist, der sie warnte, tröstete, ermunterte. Alljährlich macht' ich ziemlich weite Ausflüge mit den Erwachsenen durch die Bündnerthäler, in die Ebenen der Lombardie und in schweizerischen Landschaften.

Aber mit heimlicher Beschämung nahm ich abermals meine Unwissenheit im Wissenswürdigsten wahr; nämlich in dem, wonach Alle fragten, und ich selbst, als Kind, zuerst und, gleich ihnen, vergebens gefragt hatte. Ich wußte weder die Steine am Boden, noch die schönsten Gestirne des Nachthimmels, noch die gemeinsten Pflanzen des Feldes und Waldes zu nennen. Ich befand mich also, mit der Masse unserer pädagogischen Miethlinge und Schulmeister, ungefähr in gleichem Fall. Trotz deren orientalischer, griechischer und lateinischer Gelahrtheit, wissen sie doch kaum Namen alltäglicher Dinge, von denen sie umringt sind. Sie kennen Alles, nur die Wirklichkeit nicht, die vor ihnen liegt. Man kennt aber nur, was man auch nennen kann. So mußt' ich wiederum Schüler werden mit meinen Schülern; und überall war für uns Schule. Nebenbei auch macht' ich die Erfahrung, daß ein Erzieher, im Umgang mit Kindern, mehr von ihnen lernt, als sie von ihm.

Meine damalige Ansicht vom Erziehungswesen ist bis heut ziemlich dieselbe geblieben. Ich verstand kindliches Leben und Weben, Fühlen und Urtheilen, aus Erinnerungen an die eigne Knabenzeit. Menschenkenntniß gewinnt man nicht vom Sehen der Menschen, sondern vom Sehen seines Selbstes. Mich hatte niemand erzogen; aber das Schicksal hatte Hand angelegt.

Der sechsundzwanzigjährige Jüngling, an der Spitze einer ansehnlichen Erziehungs- und Lehranstalt, war noch jetzt nichts anders, als der ausgewachsene Knabe von ehmals; noch immer der sonstige Fremdling auf Erden, dem, im Nebelreich zwischen Vergangenheit und Zukunft, das Ideal des Wahren und Heiligen der feste Nordstern geblieben; der Fremdling, welcher sich unmöglich vor Götzen beugen konnte, vor denen eine irre Menschenmenge kniet; der, in der Menschen Jagen nach Ruhm, Geld und Gewalt, Seelenkrankheit oder Verstandesverrückung sah. Nur in vielartigem, vielseitigem Wirken und Schaffen des Guten und Nützlichen lag mir höchster Genuß; und im liebenden, weisen Wirken weset ja Gott selbst. Daß nichts mir Leidenschaft werde, dem hatt' ich aber schon früh angestrebt. Ich wollte, schon als Jüngling, gern einen Gleichmuth, eine Seelenruhe behaupten, die dem

Greiſe ohne Mühe, als Mitgift des Alters, gehört. Was hier vielleicht wie eine Art Eigenlobes klingt, war, in der That, nicht einmal bei mir Tugend, ſondern nur nothwendiges Ergebniß der Zucht, die ich durchs Schickſal empfangen hatte. Es läßt ſich leicht denken, daß dieſe Geſinnungsart nicht ohne Einfluß auf das Behandeln meiner Zöglinge war.

Von Einrichtungen, welche ich dem Seminar Reichenau gab, berühr' ich nur Weniges, inſofern es mich ſelber zeichnet.

Knaben, auf Roſenbetten verzärtelt, liegen gewöhnlich, als Greiſe, auf Dornen. Darum leitete ich die mir Anvertrauten allmälig zum freiwilligen Entbehren und zur Selbſtabhärtung. Sie ſollten ſich üben, unabhängig von dem zu werden, wovon der große Haufe abhängig zu ſeyn pflegt. Lehr- und Arbeitsſtunden waren nicht unterhaltendes Spiel, ſondern ernſte Anſtrengung und Mühe. Doch weder Fleiß, noch ſittſames Betragen, wurden belohnt, oder beehrt. Es iſt Verſündigung an der kindlichen Natur, ſtatt in ihr Sinn des Rechten und Wahren, den Ehrgeiz des Thiers, aufzuwecken. Charlatanerie feierlicher Schulprüfungen ward verbannt. Man lernt in ihnen nur den Werth des Lehrers, nicht des Schülers, kennen. In der geräumigen Schloßkapelle ward Sonntags die jugendliche Gemeinde zur Gottesverehrung verſammelt. Ich betrat die Kanzel, und ſtellte die kleinen Ergebniſſe der Woche dem Licht der Religion gegenüber, daß ſich das Erfahrene zum Heiligungsmittel der jugendlichen Gemüther verwandle.

Zu den Spielen gehörte auch Aufführung, aus dem Stegreif, von dramatiſirten Sprüchwörtern; denn Fertigkeit im Ausdruck, Geiſtesgegenwart und äußerlicher Anſtand, ſind dem republikaniſchen Bürger weſentlich nöthig. Ich entwarf Folge und Zuſammenhang der Scenen. Den Spielern blieb deren Ausfüllung mit Wort und Handlung überlaſſen. Das Seminar beſaß ſein eignes, niedliches Theater.

Mehr aber, als nur Spiel, ward ein wöchentliches Sittengericht, in welchem die Zöglinge ſelbſt Richter über ſich wurden; ſich aus ihrer Mitte Präſidenten und Sekretär ernannten, und ihre Klagen oder Vertheidigungen ſelber vortrugen, oder durch erwählte Redner vor-

tragen ließen. Richter waren alle; doch mußte der Urtheilsspruch von anwesenden Lehrern bestätigt, meistens gemildert werden. Am schwersten ward Heuchelei und Lüge verpönt. Urtheilskraft, Rednergabe und sittliche Selbstbewachung der jungen Leute gewannen dabei; aber noch größern Gewinn gewährte dies Tribunal dem Erzieher, durch Enthüllung dessen, was im Verborgnen geschehn konnte, und oft unvermuthet zu Tage kam. Es ist auch dem wachsamsten Auge unmöglich, das heimliche Treiben und Sinnen jedes Einzelnen der kleinen Schlauköpfe, besonders sobald ihrer mehrere sind, zu verfolgen. Und doch ists eben nur, wenn sie sich unbelauscht wissen, in Spielen, Gesprächen und Gezänken, daß sich ihre Gemüthsart frei und ohne Scheu aufdeckt, und ihre sittlichen, oder unsittlichen Neigungen den stärksten Entwickelungsreiz und die entschiednere Richtung annehmen.

13.

Reformator und Republikaner.

Es ist nicht leicht zu sagen, wie wunderfreundlich mich im stillen, schönen Reichenau Welt und Leben ansprachen. Mir war, als fing ich eigentlich jetzt erst an zu leben; als hätt' ich bisher nur ein pflanzenhaftes Daseyn geführt; nur mit allen Sinnen Nahrung eingesogen, ohne dafür nährende Frucht zurückzugeben; nur genossen und empfangen, ohne Rückwirkung und Gegenleistung; nur gezehrt vom Thun der Andern, bei Büchern und auf Reisen, ohne eignes Eingreifen in den Gang der Umstände. Jetzt erst fühlt' ich mich in meinem Elemente schwimmen, wo ich mich selbstthätig, vielthätig nach allen Richtungen regen und bewegen konnte. Neben den reichhaltigen Geschäften des Erziehers, des Lehrers, des Predigers (auch in der Stadt Chur betrat ich zuweilen die Kanzel zur Unterstützung des mir befreundeten Stadtpfarrers Bawier), hatt' ich die vormals nie gekannten Sorgen einer sehr weitläuftigen Haushaltung übernommen. Briefwechsel, Rechnungen, Besuche, und andre Dinge, die den Geschäftsmann oft zur Unzeit plagen, fehlten nicht. Aber das that mir

kein Genüge. Ich zog von Zeit zu Zeit mit meinen erwachsenen Zöglingen aus, das wenig bekannte, ungeheure Netz in einander verstrickter Thäler Graubündens zu durchwandern, und mit Sitten, Bildungszuständen, häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen eines Volkes vertrauter zu werden, unter welchem ich bleiben sollte. Welch' ein weites, unangebautes Feld erblickt' ich, wo es der Mühe werth war, Hand an den Pflug zu legen!

Anfangs zu meiner eignen Belehrung, dann zum Unterricht im Seminar, dann zum Unterricht des ganzen Volks über seine ältern und neuern Schicksale, und wie das Gegenwärtige aus dem Vergangenen geworden, sammelte ich ältere und neuere Werke und Handschriften, und entwarf daraus ein Bild vom Lebenslaufe des Volks. Weil noch keine zusammenhängende, vollständige Landesgeschichte vorhanden war, konnte auch das Unvollkommene schon einigen Dienst leisten. Ich ließ die Arbeit drucken*). Mit allen ihren Mängeln erschien sie dennoch willkommen; und dies beruhigte mich über mein erstes Wagstück.

Ich ging an ein zweites, an ein größeres und folgenreicheres. Ich nahm mir vor, für das unglaublich verwahrlosete, verwilderte Volksschulwesen des Landes Besseres anzubahnen. Fürwahr, kein leichtes Unterfangen für einen Privatmann, für einen Fremdling. Aber der Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht; und lange sann' ich, wo beginnen und wie? Meine Kräfte waren beschränkt. Noch fehlte fast Alles, um solch ein Werk einzuleiten.

Es bestand dafür nicht einmal eine eigne Staatsbehörde. Jeder Gemeinde war anheimgestellt, zu thun, was ihr in dieser Angelegenheit beliebte. Dem Landmann aber lag blutwenig daran, daß seine Kinder mehr lernten, als für Haus und Stall nöthig seyn konnte; den Magnaten in den Dörfern wenig an besserer Einsicht der Bauern.

---

*) Die „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien," erlebte mehrere Auflagen und Uebersetzungen ins Italienische und Französische.

Vieler Orten hatte man nur Winterschulen; vieler Orten nicht einmal diese. Viehhirten und Sennen genossen höhern Lohn, denn Schulmeister. Diese selbst waren meistens bildungslose Menschen. Daher herrschte in der Mehrheit des Volks, bei gesundem Menschenverstand und einer gewissen Verschmitztheit im Tagesverkehr, bodenloser Aberglaube aus Unwissenheit; gedankenloses Christenthum aus Gewohnheit; rohes Treiben aus Herkommen: und, selbst neben Wohlstand, Schmutz und Aermlichkeit, aus träger Unbeholfenheit. Niemand aber bildet sich mehr auf sein Wissen ein, als der Unwissende; und glaubt Alles besser zu verstehn, als der Unverständige. Wer hier den Reformator spielen wollte, mußte gar leise und linde auftreten. Denn unter geistig vernachlässigten Menschen, zumal in einer Demokratie, reicht schon das geringste Geräusch von Neuerung hin, einen Abscheu der blinden Menge gegen den Neuerer, nebst dem eifersüchtigen Argwohn der Herrschlustigen, gegen den Aufklärer in Harnisch zu jagen. — An bessere Bildung von Schullehrern war nicht zu denken. Wer, wenn nicht der brodloseste, hätte sich zur Schulmeisterei hergegeben?

Einstweilen blieb das Gerathenste, in die Dörfer nur ein kleines Schulbuch einzuschmuggeln, welches den Leuten wenig, oder auch gar nichts kostete; ein Büchlein, das Schulmeistern reichern Lehrstoff, Kindern, und durch sie den Eltern, wenigstens allgemeine Kunde vom Wissenswürdigsten geben konnte. Ich machte mich an den Versuch. Es schien mir in diesen Verhältnissen das zweckmäßigste und unschuldigste Mittel. Voraus setzt' ich einen bündigen Katechismus, dessen dogmatischen Theil ich den damaligen Dekanen zur Prüfung, oder zum Beweis seiner unbefleckten Rechtgläubigkeit, übersandte; dann abgesondert folgte die Moral; und nach dieser eine Art Weltbeschreibung, als Haupttheil des Ganzen, welches mit einer Geschichte des Vaterlandes schloß. Ich ließ das Büchlein auf meine Kosten drucken und schenkt' es dem Buchdrucker, daß er es aufs wohlfeilste hingebe. Ich bewog einige würdige, Einfluß besitzende Männer verschiedener Landesgegenden, ihre Namen, als Unterzeichner, beizufügen, und dann Exemplare in den Schulen ihrer Thäler auszutheilen. Alles gelang nach Wunsch. Die Dörfer nahmen das Buch. Ein Kinderfreund im Schamser-Thale, Pfarrer Conradi zu Andeer, übersetzte es in die

romaniſche Sprache. Ja, ich vernahm ſogar, daß es da und hier zuweilen von einem rhätiſchen Dorf-Demoſthenes der Landsgemeinden, als Zeugniß vaterländiſcher Geſchichten, angerufen werde.

Das brachte dem werdenden Reformator manche heimlichfrohe Stunde. Er kam bald in Ruf überſchwänglicher Gelahrtheit. Man legte Werth auf ſeine Worte; auf ſeinen Aufenthalt in Bünden. Am Vorabend ſeines achtundzwanzigſten Geburtstages ward ihm ein großbeſiegeltes Schreiben vom „Standespräſidenten und Landtage gemeiner drei Bünde“ übergeben, worin ihm die „von den ehrſamen Räthen und Gemeinden“ zuerkannte Schenkung des Staatsbürgerrechts verkündigt ward; eine ſeltene Gabe, welche, im Lauf des Jahrhunderts, nur einem Einzigen vor ihm gewährt, und ſonſt weder erbittlich noch erkäuflich war. Seine Freude, ſich von einem neuen Vaterlande umarmt zu ſehn, mußte um ſo größer werden, weil beide politiſche Parteien für ihn geſprochen, und beide ihm davon nichts hatten vorauswiſſen laſſen. Auch trübte dieſe Freude ſelbſt der Gedanke nicht, daß beide ihn vielleicht nicht ſo ſehr für die Republik, als für ihre Partei-Intereſſen zu gewinnen und zu benutzen hofften.

Bald darauf bot mir auch die Stadt Chur ihr Bürgerrecht, aber unter Bedingung, mein Seminar in die Hauptſtadt zu verlegen. Ein Geſchenk, für das Zahlung verlangt ward, konnte mich eben nicht freuen. Ich lehnte es ab. Erquicklicher aber ward mir, faſt zur nämlichen Zeit, der Ruf zur Rückkehr in die ältere Heimath und zur Uebernehmung einer außerordentlichen Profeſſur in Frankfurt an der Oder. Irwing und Steinbart hatten dort noch ihres jungen Freundes gedacht. Aber, wie hätt' ich nun meinen freien, weiten Spielraum, welchen eine Republik thatſüchtigen Kräften darbot, gegen den engen Platz innerhalb eines Univerſitäts-Katheders austauſchen mögen! Ich begehrte kein ſchöneres Loos aus der Urne des Verhängniſſes für meine Zukunft; war auch ſchon mit dem Leben des wunderſchönen Hochlandes zu innig verwachſen, in welchem ich Achtung und Freundſchaft trefflicher Menſchen, kindliche Liebe von Pflegeſöhnen, und täglichen Umgang mit wiſſenſchaftlichen Männern genoß, wie mit Tſcharner, wie mit Salis, dem Dichter, und dem Stadtpfarrer

Bawier von Chur, oder dem kernguten, genialen Bartels, und dem beſten Pädagogen, den ich je gekannt, dem ehrwürdigen Reſemann, welchen ich ſogar meinem Vorbilde Schlaberndorf, ohne Scheu, zur Seite ſtellte.

Auch fehlte in Reichenau nicht Geſellſchaft liebenswürdiger Frauen. Eine derſelben, Roſalie, war Schweſter des franzöſiſchen Miniſter-Reſidenten Comeyras *). Dieſer bewohnte einen hintern Flügel des Schloſſes. Obgleich ein finſter-ſtolzer, in ſich verſchloſſener Menſch, hatte er ſich, faſt glaub' ich wider eignen Grundſatz und Willen, mir ſo ſehr zugewöhnt, daß er mich nicht von ſich laſſen wollte, als ihn das franzöſiſche Vollziehungsdirektorium zum Regierungskommiſſär in den joniſchen Inſeln ernannte. Ich ſollte, meynte er, im Lande der alten Phokäer, Wiederherſteller der Wiſſenſchaften und Künſte werden. Aber auch die glänzendſten Bedingungen konnten mich nicht verführen, die wilde Lieblichkeit Graubündens mit den weiland geprieſenen Gärten des Alcinous umzuwechſeln.

Nein, ich fühlte mich zu glücklich unter den Freunden der Nähe und Ferne, die in Zürich, Bern, Luzern wohnten, und mit denen briefliche Plaudereien mich für das Entbehren ihrer Gegenwart entſchädigten. Doch bereiteten ſie mir auch zuweilen Feſttage durch perſönliches Erſcheinen. Selbſt mein Blondin, Reding, kam zu mir; und öfter noch der ſeelenvolle Dichter und Maler Karl Graß **), welcher damals

---

*) Comeyras war im J. 1790 Mitglied der Räthe des Herzogs von Orleans geweſen, und hatte, als Orleans, wegen der Mördereien vom 6. Auguſts in Verſailles, vor dem Chatelet angeklagt worden war, deſſen Vertheidigung mitgeführt. Auf Bonaparte's Empfehlung, wurde er von ſeiner diplomatiſchen Stelle in Graubünden hinweg, als Regierungs-Commiſſär nach Corfu geſandt, erkrankte aber unterwegs und gelangte nicht dahin.

**) Karl Graß, aus Liefland, deſſen Gedichte in Deutſchland freundliche Aufnahme empfingen, lebte damals im Domleſchgerthal und beſchäftigte ſich mit Zeichnung von Gebirgslandſchaften. Er begab ſich nachher gen Rom; vermählte ſich mit einer Römerin, die ihn in einer Krankheit verpflegt hatte, und ſtarb daſelbſt.

im reizenden Thale Domleſchg lebte, oder Tomiliſca, wie es Johannes Müller von Schaffhauſen lieber nannte.

Dann und wann ſchlich auch, doch immer ſeltner, der ungebetene böſe Geiſt noch in mein Paradies, und trachtete, mit alter Schlangenliſt, mich zur Näſcherei vom Baum der Erkenntniß des Unerforſchbaren zu verlocken. Ich haßt' ihn und konnt' ihn doch nicht auf immer verbannen. Er preßte mir nur den pauliniſchen Seufzer ab: „Unſer Wiſſen iſt Stückwerk!“ oder Salomo's Klage: „Alles iſt eitel!“ Indeſſen waren ſeine Heimſuchungen nie von anhaltender Dauer. Der Geſchäfte drängten ſich zu viel zwiſchen ihm und mir. Jugendmuth, Gefühl inwohnender Kraft und Willensfeſtigkeit, verliehn die beſten Schutz- und Trutz-Waffen wider ihn. Und raunte mir der ewige Quäler unverſehens, zuweilen ſogar inmitten meiner ſchönſten Stunden, die Verführerfrage ins Ohr: „Woher und warum dies Gaukelſpiel des Daſeyns zwiſchen Wiege und Grab? dies Wiſſen und Nirgends-Gewahren des Unbedingten im Endlichen? des Heiligen in der thierartigen Menſchheit? des Gottes ohne Beweis?“ ſo gab' ich ihm den Abſchied mit der herkömmlichen Antwort: „Mir Alles einerlei! Ich will den Traum des Daſeyns austräumen, ſo gut ich kann. Fehlt der Schlüſſel zum Räthſel überall: ſo wird im Tode endlich auch das Räthſel ſelbſt fehlen. Und wäre das Weltall ohne ſeinen Gott, ſo will ich der Gott meines Weltalls ſeyn, und, als vergänglicher Gott im Vergänglichen, göttlich zu wirken ſtreben.“ — Dabei blieb's; und Grundlage meiner Lebensweisheit blieb: „Das Treiben unterm Monde ſchön zu finden, thut man wohl, es immer ein wenig durch die Brille der Fantaſie und des Gefühls anzuſchaun. Um den Glauben an die Menſchheit nicht zu verlieren, thut man wohl, jeden für ſo gut zu halten, oder für beſſer, als er ſcheinen will; aber ſich ihm ſo wenig hinzugeben, als wär er ſchlimmer, denn er vielleicht ſeyn mag. So wird man aus Liebe für ihn Alles thun; aber Nichts von ſeiner Liebe erwarten!“ Und bei dieſer Art praktiſcher Philoſophie ließ ich's bewenden, und nicht zu meinem Schaden.

14.

Der Sturm droht.

Während dieſes vergnüglichen viel-regen Lebens hatt' ich an den außerordentlichen Ereigniſſen, welche damals den Welttheil erſchütterten, ungefähr ſo viel Antheil genommen, wie jeder friedliebende Ehrenmann, der im Lehnſtuhl bequemlich die jüngſte Zeitung durchblättert, und dann wieder ruhig ſeiner eignen Sache nachgeht. Thronen werden gebrochen, neue aufgerichtet; Schlachtfelder mit Blut geröthet; Städte niedergebrannt; blühende Länder geplündert, verödet, zerſtückelt, — Alles zu ſeiner flüchtigen Unterhaltung. Selbſt Bonaparte's zermalmender Siegesgang durch den Garten Italiens, und dann ſeine romantiſche Heldenfahrt ins Land der alten Pharaonen, galt mir kaum mehr, als jedes andre Futter müßiger Neugier. Den Faden der Tagsgeſchichte ſelbſt zu verlieren wäre mir damals Unmöglichkeit geweſen. Was öffentliche Blätter nicht gaben, lieferten Schweizerfreunde in ihren Briefen; oder Unterhaltungen mit Bündner Geſchäftsmännern. Auch der neue Miniſter-Reſident Frankreichs, Florent Guiot, wohnte, wie ſein Vorgänger Comeyras, in Reichenau, und trug mir fleißig die neueſten Neuigkeiten zu. Er war ein geſelliger, gutmüthiger Mann, von vieler Kenntniß; vormals Mitglied im Rath der Fünfhundert zu Paris, und vielleicht dazu tauglicher geweſen, denn zur Rolle des Diplomaten. Für dieſe mangelte ihm durchaus Gewandtheit und Kunſt, den Sinn Andrer zu errathen, und den eignen unerrathbar zu machen. Er war zu ehrlich. Ich hätte aus ihm lieber meinen Freund, als meinen Kundſchafter gemacht. Von Zeit zu Zeit erwies mir auch der öſterreichiſche Miniſter bei der Republik der drei Bünde, Baron von Cronthal, die Ehre ſeines Beſuchs; vermuthlich nicht ſowohl des Vergnügens willen, mich zu ſehn, als vielmehr mich zu hören, weil ich mit ſeinem diplomatiſchen Gegenfüßler in täglichem Verkehr ſtand. Aus ihm hätt' ich lieber meinen Kundſchafter, als meinen Freund gemacht; doch auch zu jenem fehlte ihm noch, ich ſag' es zu ſeinem Lobe, die unentbehrliche Gelenkigkeit.

Während ich in friedlicher Sicherheit die Gunſt der Augenblicke genoß, vernahm man aber ſchon aus der Ferne dumpfes Toſen eines

Sturms, der wetterschnell heran eilte, und jählings um mich her Alles zerschmetterte. Das französische Vollziehungsdirektorium, im Gefühl seiner Uebermacht neben Oesterreichs Erschöpfung, und im Stolz seines Uebermuthes, hatte sich in die Zwiste des Berner Patriziats mit dessen Unterthanen im Waatlande gemengt; dann, zur Ermuthigung und Unterstützung von diesen, ein Truppenkorps längs den Ufern des Genfersees aufgestellt.

Dies war Friedensbruch; oder vielmehr schon Kriegsausbruch. Bern rief die zwölf andern Kantone, seine Bundesgenossen, zum Beistand. Die einen rüsteten; die andern nahmen Bedenkzeit; oder hofften ohne Theilnahme davon zu kommen. Es gab schon keine Eidsgenossenschaft mehr.

Die Schweiz stand da, ein verdorrtes, politisches Gewächs des Mittelalters; ohne nationale Einheit; ohne gemeinsames Haupt; ohne festen Verband ihrer einzelnen kleinen Staaten; ohne Eintracht der Regierungen mit den Regierten; — das Ganze ein planlos zusammengenestetes Gemenge kleiner Städte, Abteien und Ländchen, die gegen einander in spießbürgerlicher Majestät eifersüchtelten. Die Schweiz hatte daher, im Gefühl der Ohnmacht, zur Ermordung ihrer Kinder in den Tuilerien geschwiegen; geschlafen, als die verbündeten Mächte zum erstenmale siegreich über den Rhein gezogen waren; selbst, als Frankreich, keck oder frech, Genf und Biel und Pruntrut von Helvetien, endlich Valtelin, Chiavenna und Bormio vom bundesverwandten Rhätien losgerissen hatte. Jetzt, nun die übrigen Mächte Europens besiegt, oder gelähmt, Waffenruhe hielten, war sie zum Untergang vollkommen reif; auch wenn sie der französischen Republik sogar an Land und Leuten gleich oder überlegen gewesen wäre. Sie stellte den anrückenden kriegsgewandten Schaaren Frankreichs nicht einmal ein Bundesheer unter gemeinschaftlichem Oberbefehl entgegen; sondern fast jeder Kanton meynte, — so unglaublich groß war die Unwissenheit! — sich ganz allein, mit zusammengeraffter, übelgerüsteter, ungeübter Mannschaft, hinlänglich vertheidigen zu können.

So stürzte, in heilloser Verwirrung, einzeln Kanton um Kanton zusammen; der eine durch verlorne Treffen, der andre durch Aufstand

seiner Hörigen und Unterthanen. Einzelne Völkerschaften bewiesen immer noch angestammten, wenn auch vergeblichen Muth; die Regierungen nur unentschlossene Feigheit oder unzeitigen Stolz; einzelne noch Willen, ehrenvoll unterzugehen. Schlag um Schlag erfolgte. Freiburg und Solothurn fielen ohne Schwertstreich; Bern nach kurzem Kampf. Die Hälfte der Eidsgenossenschaft lag schon unterjocht; ehe die andre zum Widerstand bereit war. Aloys Reding stand jetzt an der Spitze seiner schwyzerischen Landwehrmänner. Ich erbot mich, unter seiner Fahne zu dienen gegen die völkerrechtsmörderischen Räuberbataillone Frankreichs. Er antwortete mir zu spät und klagend *), als sein Kanton, nach ruhmvoller, aber eitler Gegenwehr, des Siegers Beute geworden.

Nun sah ich die furchtbare Gewißheit entschieden vor mir, daß auch der Freistaat des rhätischen Hochlandes in den Abgrund des großen Verderbens werde niedergerissen werden, obgleich Bünden nicht mit der Eidsgenossenschaft, sondern nur mit Wallis, Bern und Zürich, durch halbvergessene Verträge, verknüpft lebte. Wirklich hatten die Bündner das Schicksal der Schweiz, wie das jeden fremden Landes, ruhig angesehen, ohne weder Hülfe für jene, noch Schutz für sich selber nöthig zu finden. Die politischen Faktionen des Landes, rastlos beschäftigt, sich gegenseitig den Boden zu unterwühlen, sannen nur darauf, aus dem Unglück der Nachbaren, Unglück für ihre innern Gegner hervorzurufen. Schon stand Rhätien in der Verfassung einer neuen helvetischen Republik, als Bestandtheil aufgeführt; und wirklich hatte das Vollziehungsdirektorium dieser kaum gebornen helvetischen Republik schon (im April 1798) Graubünden zur Vereinigung mit sich eingeladen. Aber die aristokratisch gesinnte Partei erwartete Oesterreichs kräftigen Beistand für sich; und hinwieder die freisinnige, oder patriotische, wie sie sich nannte, Frankreichs Gunst. Denn der französische Minister-Resident Guiot hatte erklärt, Frankreich werde Bündens Selbstständigkeit ehren.

---

*) Sein Brief vom 25. Juni 1798 befindet sich, im 1. Band der „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung," abgedruckt.

Als aber drohend österreichische Kriegsvölker im Tyrol und Vorarlberg anzogen, und der Baron von Cronthal verkündete, sein Hof werde in Bünden keine gewaltthätige Staatsveränderung dulden; als anderseits, von der Schweiz her, französische Brigaden heranrückten, und die helvetische Regierung dann ihre Einladung zum andernmal bestimmter wiederholte, Graubünden solle sich der Schweiz anschließen; als nun auch Florent Guiot diese Einladung dringend empfahl, fast gebot: da erkannte man erst mit Entsetzen die allgemeine, nahe Gefahr. Unruhe erwachte in allen Thälern; Sorge um das eigne Loos in allen Häusern. Furcht und Schrecken, wohin man sah. Die Eltern riefen ängstlich ihre Söhne von Reichenau zurück. Die Lehrer baten um Entlassung. Ich war damit gezwungen, das Seminar einstweilen und ebenso die Haushaltung aufzulösen, welche täglich für ungefähr hundert Personen geschäftig gewesen war. Bald stand ich fast allein da.

Der plötzliche Stillstand des Lebens um mich her; das todtenhafte Schweigen der weiland vom Getümmel einer fröhlichen Jugend schallenden Säle, Zimmer, Gärten und Höfe berührte mich widerwärtiger, als die Ungewißheit der Zukunft. Doch hofft' ich baldige Wiederherstellung der Anstalt, wenn das Volk einmal, in seinen Landsgemeinden, die Lebensfrage entschieden haben würde: ob Vereinigung mit der Schweiz, oder nicht? Der Kampf der Faktionen ward aber immer offner und stürmischer für das Eine, wie das Andre geführt.

In Reichenau versammelten sich öfter, denn sonst, die Häuptlinge der patriotischen Partei, berathend mit Florent Guiot. Auch mich beriefen sie in ihren Kreis. Sie kannten meine Liebe für Volksfreiheit, obgleich es nicht mehr die schwärmerische der ersten Jünglingstage war. Ich, geschäftslos, und Bürger der Republik, hatte keinen Grund, ferner die bisherige strenge Enthaltsamkeit von öffentlichen Händeln zu bewahren, trat bei, und um so lieber, weil jene Männer sehr gemäßigte, politische Gesinnungen äußerten. Sie wollten zwar eine Vereinigung mit Helvetien nicht geradezu ablehnen, aber, erst nach Herstellung des allgemeinen europäischen Friedens verwirklichen lassen; oder, wäre dies unausführbar, nur unter Bedingung, daß Bünden von französischen Truppen verschont, und in seinem Eigen-

thum gesichert bleibe. Man befürchtete eben so sehr Willkür und Räuberei der neurepublikanischen Helden, als hinwieder, unter Oesterreichs Auspicien, ewigen Verlust der Freiheit, des alten Venedigs Loos. Ich rieth, diesen Vorschlag in allen Gemeinden durch eine volksverständliche Flugschrift zu verbreiten. Man fand das zweckmäßig. Ich mußte den Aufsatz verfertigen. Man ließ ihn drucken und ausstreuen. Ich meynte, als freier Mann und als Bürger, Pflichtmäßiges gethan zu haben. Aber ich hatte mit meiner Schrift unwissend Oel in die Glut geschüttet. Die Flammen schlugen auf und drohten, den armen Autor selbst zu verzehren. Nun Günstling der einen, nun Abscheu der andern Partei geworden, ward er in Zeitungen und Pamphleten Gegenstand ihres Lobes oder Hohns. Eins, wie das Andre kam mir so unvermuthet, als unverdient. Ich kannte den Wahnsinn des Parteihasses noch nicht in der Wirklichkeit; nur bisher aus Büchern.

Die seit Jahr und Tag unterlegen gewesene aristokratische Partei gewann in allen Thälern großen Anhang. Ein Volk, das von Dorf zu Dorf örtlicher Souveränetätsrechte, und von Mann zu Mann einer persönlichen Freiheit gewohnt war, nur derjenigen unter den Stämmen der Indianer ähnlich, konnte leicht überredet werden, fest an die hundertjährigen Zustände zu halten, und sich im Nothfall sogar unter die Fittige des doppelköpfigen Adlers zu flüchten.

15.

Ein Geächteter.

Der Tag der Entscheidung kam, an welchem Rhätien über die Wünsche Frankreichs und der Schweiz Entscheidung auszusprechen hatte. Es war der 19. Juli 1798. Ich zweifelte keinen Augenblick, der Spruch des Volks werde dem kleinen, wehrlosen Freistaat, an dessen Gränze zwei einander feindselige Armeen schlagfertig standen, wenigstens zu fernern Unterhandlungen Frist zu gewinnen suchen, und behutsam jede Beleidigung, einer oder der andern eifersüchtigen

Nachbarmächte, vermeiden. Ich betrog mich. Die große Mehrheit der Gemeinden verwarf ſchlechthin und unbedingt den Anſchluß an die helvetiſche Republik, in feſter Zuverſicht auf Oeſterreichs Schirm und auf Stärke der Gebirgspäſſe des eignen Landes. Ich erſchrack vor der gefahrvollen Unbeſonnenheit; glaubte jedoch das Spiel nun vorläufig abgethan; mich mit meiner unbedeutenden Perſon gehorſam in den Willen des ſouveränen Volks fügen zu ſollen, und ſein unausweichliches Verhängniß fortan mit ihm theilen zu müſſen. Allein ich war von neuem Irrthum befangen.

Jener folgenſchwere Schritt, zu dem man die Bevölkerung verleitet hatte, war das Werk der ſogenannten ariſtokratiſchen Partei geweſen, und dieſe, von nun an triumphirende Siegerin über die patriotiſche, die ihrer Rache anheim gefallen war. Alsbald ward die Regierung, welche bis dahin, unter dem Namen des landtäglichen Ausſchuſſes, beſtanden war, aufgelöſt und die von drei Bundeshäuptern hergeſtellt, ganz im Sinn und Intereſſe Oeſterreichs. Dann begann Verfolgung gegen jeden Andersgeſinnten. Wer geſtimmt hatte, Bünden nicht von der Schweiz zu trennen, hieß Landesverräther und Franzoſe; ſtand ſchutzlos, den Mißhandlungen ſeiner Gegner preisgegeben. Familien erhoben ſich nun feindſelig gegen Familien; Gemeinden gegen Gemeinden. Viele der achtbarſten Männer, ſonſt in der Volksgunſt Gefeierte, waren nun, vor der Wuth des fanatiſirten Pöbels, ihres Lebens nicht mehr geborgen; waren gezwungen, als Geächtete, auf Schweizerboden zu flüchten. Ich vernahm mit Erſtaunen, ſogar der Standespräſident von Tſcharner, ſeiner Aemter und Würden verluſtig, habe ſich über den Rhein gerettet; ſogar der ſtille, harmloſe Dichter Salis-Seewis, weil ſeine Ueberzeugungen nicht im Einklang mit denen der übrigen Salis geweſen, habe, ſein junges, ſchönes Weib am Arm, Haus und Hof verlaſſen müſſen; ſey, in mondheller Nacht, über die Kunkelſer Alpen geflüchtet, verfolgt von bewaffneten Bauern, die ihm noch über die Gränze einen Flintenſchuß nachgeſchickt hätten.

Bei meiner politiſchen Unwichtigkeit hielt ich mich, inmitten der wilden Bewegungen, vollkommen ſicher. Ich benutzte alſo meine Muße

zu naturgeſchichtlichen Studien, und that Ausflüge in das naheliegende Gebirg, von denen ich nie ohne reiche Ausbeute von Pflanzen, Steinen und Inſekten aller Gattung heimkehrte. Ueber Gähren und Treiben der Menſchen empfing ich von Zeit zu Zeit aus Chur Nachrichten durch den ehrwürdigen Neſemann, der höchſt eingezogen und ſchüchtern bei den Seinigen lebte, und ſich nicht über die Gränzen der Stadt hinaustraute. Dieſer freundliche Greis ſchien um mich faſt mehr, als um ſich ſelbſt beſorgt. Er warnte wiederholt in Briefen, mich nicht in die Nähe des Dorfes Ems zu wagen, wo man ſchon Andre feſtgehalten hätte, im Glauben, mich gefangen zu haben; ich ſey nirgends geſchützt, als im engen Raum der Herrſchaft Reichenau, dem Sitz der franzöſiſchen Geſandtſchaft. — Aber in dieſen Raum mich einbannen zu laſſen, hatt' ich durchaus keine Luſt; nannte die Warnungen des guten Mannes nur Wirkung übermäßiger Aengſtlichkeit, und ſetzte unbeſorgt meine Luſtwanderungen fort. Doch mied ich, auf ſeinen Rath, das verdächtige Dorf Ems.

Längs dem linken Rheinufer verfolgt' ich meinen Spaziergang eines Tages bis zum Schloſſe Haldenſtein, der Stadt Chur gegenüber, am Fuße des Calanda-Berges gelegen. Hier verweilte noch mein Freund, der Profeſſor Bartels. Mit ihm verlebt' ich da einen fröhlichen Tag in Geſellſchaft der ſchönen Baronin Salis-Haldenſtein und ihrer jungen Freundinnen. Wir ſangen, ſpielten, erzählten, ſcherzten, bis der Abend kam. Dann begleiteten mich Alle auf dem Rückweg bis zu einem Hügel, wo wir uns, bei Wein und Früchten, der ſchönſten Ausſicht auf das Thal freuten.

Erſt in der letzten Abenddämmerung kam ich von da nach Reichenau zurück; denn ich war an den Gebirgshalden des Calanda gemächlich, unbekümmert um Weg und Steg, den Sommerkindern der Waldflora nachgegangen. Im Schloßhofe hatte ſich aber die geſammte Einwohnerſchaft von Reichenau verſammelt. Man ſtürzte mir mit frohem Geſchrei entgegen, und umringte mich mit hundert Fragen, wie ich den Mördern entkommen ſey? Ein Eilbote der Baronin hatte von Haldenſtein ſchreckliche Botſchaften gebracht. Er überreichte mir einen Brief von Bartels. Die flüchtig und mit zitternder Hand hingeworfnen

Schriftzüge ſagten: „Trifft Sie der Bote noch unverletzt: ſo melden Sie es ſogleich und nur mit einem Wort. Wir ſind in der größten Angſt. Als wir, nach unſrer Trennung, von der Waldhöhe herabſtiegen, kamen uns Unterwatzer Bauern entgegen, die Flinten hatten und nach Ihnen fragten. Man ſagt, es ſey ein Preis auf Ihren Kopf geſetzt. Wir redeten den Kerlen umſonſt zu, umzukehren. Sie liefen Ihnen fluchend und ſchwörend nach. Die Fräuleins ſchrieen und baten; die Baronin war der Ohnmacht nahe. Leben Sie noch, ſo retten Sie ſich.“

Die unſchuldigen Kinder der Waldflora hatten alſo mich, dem nichts von Gefahr ahnete, vor den Halbwilden des Gebirgs geſchützt. „Integer vitæ, scelerisque purus non eget Mauris jaculis!“ ſagt' ich lachend zu Florent Guiot. Er aber ſchüttelte bedenklich den Kopf; rieth ernſtlich, den Worten des Freundes Bartels zu folgen; mahnte mich ſogar ab, ſeine Abreiſe zu erwarten, um unter ſeinem Schutz vor Angriffen geſchirmt zu ſeyn. Denn, würde er, als Geſandter, in der allgemeinen Volksaufregung, meinetwillen beleidigt: könnte es dem Lande die ſchwerſten Folgen bringen.

Ich ſah, es blieb nichts übrig, als mein Heil ebenfalls in der Flucht zu ſuchen, wie Andre. Ich war, wie ſie, geächtet, und mir doch keines Vergehens bewußt. Gleichviel! Ich traf in den Paar folgenden Tagen die letzten nothwendigen Anordnungen und packte das Unentbehrlichſte für längern Aufenthalt in einem Exil an, von dem ich noch nicht wußte, wo ich es finden würde.

Revolutions-Jahre.

Da unten braust mit Sturmwuth jetzt der Kampf.
Einander gegenüber seh' ich wehn
Der Freiheit und der Zwingherrschaft Panier!
Schaun will das große Schauspiel ich von hier,
Und betend aufwärts wenden meinen Geist.
— — — — — —
Unfreies Leben schlimmer ist's, denn Tod.

Heinr. v. Ampringen.

1.

Ins Exil.

In der Frühe eines Sommermorgens, es war der 9. Auguſts 1798, ſchwamm ich auf breitem Holzfloß, von Reichenau, den Rheinſtrom hinab, der hier, jung und wild, noch kein Schiff auf ſeinen Wellen duldet. Zu beiden Seiten flogen die Maſſen des Hochgebirgs mit ihren Eiskronen, Wäldern, Dörfern und Burgtrümmern traumartig vorüber und geſellten ſich zu dem, was, als Vergangenheit, hinter mir, mit ſo vielem Schönen verſchwand, was ich gefunden, geſchaffen, mühſam gebaut und nun, vielleicht auf immer, verloren hatte. Ich ſchwamm einer Zukunft entgegen, deren düſtern Hintergrund nur Kriegswetter durchblitzten.

Indem ich auf dem Reiſekoffer daſaß, von des Floßes leicht zuſammengeflochtnen Baumſtämmen getragen; mir ſelbſt überlaſſen; vertrieben; vogelfrei in dem Lande, welches mich erſt zu ſeinem Kinde angenommen hatte, wandelte mich, ſtatt der Betrübniß, ein toller Kitzel des Lachens an. Um von den ehrlichen Schiffern nicht für närriſch gehalten zu werden, mengt' ich luſtige Einfälle in unſre Geſpräche. Hier war nichts weniger, als ein Lachen der Verzweiflung, was, in meiner Lage, vielleicht manch Anderer ausgeſtoßen hätte. Nein, die Kreuz- und Querſprünge, Küſſe und Tücke des Schickſals, welches mir erſt Alles gegeben, nun, wie ein launiſches, eigenwilliges Kind, alles Gegebne wieder genommen hatte, dünkten mich komiſch. Da ſtand ich, wie ich ſonſt geſtanden war; ein Erdenpilger, der Keinem, und dem nichts gehörte. Ich wanderte abermals, wie ehmals, neuen Abenteuern entgegen; mehr mit Neugier, als Furcht; oder vielmehr mit ſtolzem Hochgefühl, ohne Schuld an dem Umſchwung der Dinge, mich noch ſelbſt und noch den alten Trotz gegen das Spiel

zu haben, welches das Verhängniß mit mir gern trieb. Es war mir ungefähr so vergnüglich zu Muth, wie in den Knabenjahren, wenn ich in den wildesten Sturmwind hinauslief, und jauchzend in ihm umhertanzte, und mich stärker und mächtiger, als den Sturm wußte. Ihr seht, ich war ein geborner Philosoph. Aber liegt nicht wirklich etwas Komisches darin, wenn Kinder ihre Kartenhäuser, oder Cäsaren ihre Weltreiche, unerwartet von einem Lüftchen über den Haufen geworfen sehn, und sie dann ärgerlich, oder verblüfft, davor stehen, ihren Augen nicht traun, oder mit dem Lüftchen zanken?

In behaglichster Stimmung sah ich, nach einigen Stunden, links das Schweizerufer, wo im offnen Busen des Gebirgs, dem zackigen Felskamm des hohen Falknis gegenüber, das Dorf Ragatz, in der Nähe der Pfäferser Heilquellen, ruht. Am Ufer erblickt' ich wohlgekleidete Männer müßig umherwandeln, die mich so neugierig beobachteten, wie ich sie. Bald erkannt' ich einige derselben. Es waren Unglücksgefährten, Ausgewanderte, Häuptlinge und Genossen der gestürzten patriotischen Partei; die Tscharner, Meyer von Trimmis, Joste, Rascher und andre mehr. Das Floß landete. Sie drängten sich mir bewillkommend entgegen und bestürmten mich mit Erkundigungen nach den neuesten Vorfällen in Bünden. Dann führten sie mich ins Dorf zu ihren Wirthshäusern.

Wie beklagenswerth gewiß ihre gegenwärtige Lage seyn mußte, denn Alle waren von angesehenen Familien, von Geschäften und Gütern im Vaterlande getrennt, und in Kümmerniß um die Zurückgelassenen, so hatte doch das unfreiwillige, enge Beisammenniſten, und die verworrene gemeinsame Haushaltung der Herrn für mich Seltsamkeit genug, daß ich den mitgebrachten guten Humor nicht verlieren konnte. Ich glaubte mich wieder in die Mitte von Burgheims wandernden Thespisjüngern, auf ihrem Wege nach Prenzlau, versetzt; nur daß der fröhliche Muthwillen fehlte. Die gegenwärtigen Schauspieler, die ihre Rollen in der Haupt- und Staatsaktion leider übel gespielt hatten, waren ausgepfiffen und von der Bühne verjagt. Die Einen gingen stumm und verdrossen auf und ab, von langer Weile gepeinigt. Andre fluchten über Wankelmuth eines undankbaren Volks,

oder über Florent Guiot's prahlerische Verheißungen. Andre standen zankend über Maßregeln beisammen, die man versäumt, oder nicht zu rechter Zeit ergriffen habe. Nur unser entthronte Standespräsident, Tscharner, bewahrte, scheinbar wenigstens, jene kaltblütige Haltung, mit welcher, nach verlorner Schlacht, ein geübter Feldherr die Mittel werthet, die ihm geblieben, das treulose Kriegsglück an seine Fahnen zurückzulocken.

Man hatte, schon vor meiner Ankunft, beschlossen, bevollmächtigte Abgeordnete nach Aarau, dem damaligen Sitz der helvetischen Regierung, zu senden, um bei dieser und den französischen Behörden, Schutz für die Gemeinden oder Familien zu erwirken, welche, wegen ihrer Treue zur Schweiz, Opfer der aristokratischen Rache geworden waren. Tscharner, zu dieser Sendung erwählt, zeigte sich geneigt, sie zu übernehmen. Doch Keiner der Uebrigen äußerte Lust, sein Begleiter zu seyn. Dem Einen fehlte es an der edeln Gesundheit, dem Andern an Kleidern, die er auf der eiligen Flucht vom Hause zurückgelassen hatte. Jeder wußte die trifftigsten Entschuldigungen, um in der Nähe der Heimath, und im Verkehr mit den Seinigen, bleiben zu können. Nun ich erschienen war, fielen alle Stimmen auf mich; ich hätte in Bünden weder Weib noch Kind, weder Vater noch Mutter zu bedenken, besäße hinwieder in der Schweiz achtbare Bekanntschaften, die dem unglücklichen Lande, das mich zu seinem Bürger gemacht, Hülfe gewähren könnten.

Ich ließ mich leicht bereden, beim Mangel eines Bessern, ein Nothnagel zu werden. Was hatt' ich auch in Ragatz, oder sonst irgendwo in der Welt, zu versäumen? Tscharner besonders freute sich meines Entschlusses, und schon die Freude dieses vortrefflichen Mannes genügte, mir einen Auftrag beliebt zu machen, von dessen glücklichem Erfolg ich noch geringe Hoffnungen hegte. Ohne Zeitverlust wurden zuverlässige Männer über den Rhein geschickt, um aus Bünden nöthige Kreditive, Vollmachten und Instruktionen herbeizuschaffen. Die Ungeduld sämmtlicher Ausgewanderten aber, uns in Aarau zu wissen, war so groß, daß wir, ohne die Vollmachten der Engadiner und andrer entfernten Gemeinden abzuwarten, uns mit denen begnügen

mußten, welche der Standespräſident (ſchon am 31. Juli 1798) von „Richter, Gericht und Rath, auch ganzer Gemeinde zu Malans", empfangen hatte. So brachen wir auf, über den Wallen- und Zürich-See gen Aarau.

Das Widererblicken der Schweiz in Tagen einer gewaltſamen, kaum vollbrachten, politiſchen Umwälzung, erregte mir anfangs ungefähr das nämliche Grauſen, von welchem man beim Wiederfinden eines Freundes befallen werden mag, mit dem man fröhliche Tage genoſſen, und der nun, als Wahnſinniger, gebunden vor uns liegt, mit verzerrten Geberden und verwirrten Vorſtellungen. In Dörfern und Städten verkündeten aufgepflanzte Freiheitsbäume ſchon aus der Ferne die vollendete Vernichtung der alten Ordnungen. Statt des Wortes „Herr", ſcholl uns im Gruße „Bürger" entgegen. Meynungsverwandtſchaft galt jetzt weit mehr, denn Blutsverwandtſchaft. Nachbaren kehrten ſich den Rücken zu. Vieljährige Freunde verabſcheuten einander. Hier ſtolzes Frohlocken und Jubeln der ſiegeriſchen Partei; dort verbiſſener Ingrimm der Ueberwältigten. Und dazwiſchen umherziehendes, franzöſiſches Kriegsvolk; herrſcheriſch-frech; und doch nur Werkzeug fremder Willkür zur Vollziehung des Völkermordes. Ueberall blitzte das Schwert der ſtrafenden Nemeſis über den zerbrochnen Rathsſtühlen jener kleinen Großherren, durch deren Uneinigkeit, Starrſinn, Unkunde und Hochmuth, das Schrecklichſte zur Reife gekommen war. Wenn mir einerſeits die fremden Schlachthaufen, wohlgezüchteten Räuberſchaaren, glichen, welche, ſtatt einiger Häuſer, Länder und Nationen ausplünderten, konnt' es mir anderſeits zu einigem Troſt gereichen, daß ſie, die nun Alles zertraten, Alles zerriſſen, auch die Ketten mehrhundertjähriger Geiſtes- und Leibesknechtſchaft brachen.

Es muß wohl zuweilen, — die göttliche Weltordnung gebeut es! — ein furchtbares Verhängniß mit eiſerner Ruthe einſchreiten, und die Völker der Erde, aus ihrem Brüten über materiellen Intereſſen und Sinnlichkeitslüſten, aufjagen, daß ſie nicht, gänzlich verthiert, in eingeübten Formen erſteifen; oder bloße Maſchinenbeweglichkeit behalten. Auch Völkerwanderungen, Kreuzzüge und Glaubenskriege haben ja

zuletzt größern Segen hinterlaſſen, als ſie anfangs vernichtet hatten. — Es müſſen wohl Tage des Todes und Untergangs erſcheinen, um für ein neues Leben Raum zu ſchaffen. — Die vielgefräßige Eigenſucht der Gewaltigen würde endlich, den Schwächern, das Menſchenthum ſelbſt abläugnen; würde mit Polizeiſcheeren den Flügel des Geiſtes verſtümmeln; Laſter und Tugend in Modedinge verwandeln; und ſich ſelber zur Selbſtvergötterung aufblähn, wenn nicht von Zeit zu Zeit das Donnerwort des Schickſals, wie einſt, aus den Wetterwolken von Sinai, Jehova's Stimme, riefe: „Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir!"

In ähnlichen Gedanken gelangt' ich mit Tſcharner nach Aarau. Die Lage dieſer vormaligen berniſchen Munizipalſtadt, im Mittelpunkt der geſammten Bevölkerung der Schweiz, desgleichen der Freiſinn ihrer Bürgerſchaft, hatten ihr die Ehre zugewandt, Sitz der höchſten Gewalten Helvetiens zu werden. Die landſchaftlichen Umgebungen gehören zu den anmuthigſten und fruchtbarſten. Der goldführende Aareſtrom ſchweift mit jugendlicher Unbändigkeit durch ein wechſelreiches und weites Thalgelände, das mit Dörfern, Städten und Schlöſſern überſtreut, nordwärts vom Juragebirg, ſüdwärts von Hügeln umarmt wird, die über einander, bis zu den Eisbergen am fernen Himmel emporſtufen.

Die kleine Stadt wimmelte in dieſem Augenblick von zahlloſen Beamten, Deputationen, franzöſiſchen Commiſſarien, Generalen, Soldaten und Offizieren. Kaum mochte der enge Raum die Menge faſſen. Der bunte Wirrwar einer jählings übervölkerten Stadt; das Durcheinander von Volksrepräſentanten, Senatoren, Miniſtern und Direktoren, aus allen Winkeln der Schweiz hieher zuſammen gewürfelt, bildeten für mich, im grellen Gegenſatz der kaum verlaſſenen Einſamkeit von Reichenau, ein erheiterndes Schauſpiel. Ich warf mich friſch ins Gewühl; begegnete alten Bekannten; fand neue; und dies um ſo müheloſer, weil die Maſſe der Diplomaten, Angeſtellten und Stellvertreter des Volks, nur auf wenige öffentliche Plätze beſchränkt blieb, wenn geſellige Erholung geſucht ward. Bei dem freien Ton und Gebahren der Meiſten, ward mir zuweilen, als wiederholten ſich hier

die Tage des Universitätslebens. Doch waren die weiland lustigen Musensöhne leider in klügelnde, mürrische, fried- oder streitfertige Politiker verwandelt.

Indessen hatten sich Tscharner und ich beim Vollziehungsdirektorium der Republik wohlwollender Aufnahme zu erfreun. Leider blieb es einsweilen nur bei tröstlichen Hoffnungen. Die französischen Behörden wagten, im Hinblick auf Oesterreichs Rüstungen, für Bünden keinen Schritt; die helvetischen aber, größtentheils Neulinge in ihrer Stellung, Männer des verschiedensten politischen Bekenntnisses, hatten des Kampfes genug wider einander selbst, oder mit widerspenstigen Landestheilen, oder mit schamlosen Anmaßungen französischer Commissarien und Generale.

Nicht in der Leichtigkeit des Jünglings, wie ich, bewegte sich Tscharner, der ernstere Mann, durch's Gedränge der Menschen und Begebenheiten des Tages. Mehr gewöhnt zur Arbeit im Kabinet, als zum raschen Einschreiten und Handeln im öffentlichen Verkehr, glaubte er nicht an seinem Platz zu stehn. Es ward ihm schwer, nun aus einer langjährigen Geschäftsbahn hinweggestoßen, sich in neuen Verhältnissen und Umgebungen, wie in einer neuen Welt zurecht zu finden. Jeden Tag sah ich ihn muthloser und düsterer geworden. Kummer um Bündens Zustand, um die Seinigen in Chur, um häusliche Verhältnisse, drückte ihn. Wie ein Heimwehkranker, sehnte er sich nach der Nähe seiner Hochlandsberge. Dort hoffte er kräftiger, sicherer, und Hand in Hand mit den übrigen Ausgewanderten, den günstigsten Augenblick zur Rettung des Vaterlandes erhaschen zu können. Meine Versuche, ihn zu ermuntern, meine Bitten und Vorstellungen, ihn in Aarau zurückzuhalten, vermochten nichts bei ihm. Er verließ mich nach kaum vierzehn Tagen schon (22. Aug. 1798), und übertrug mir Unerfahrnen seine Vollmachten.

2.

Diplomatiſche Laufbahn.

Die Stellung, in die mich ſeine Abreiſe verpflanzt hatte, brachte mir eben keine Verlegenheit. Ich hatte die Umſtände der Gegenwart, „die Menſchen", ihre Intereſſen und Denkarten, in den wenigen Wochen des Aufenthalts zu Aarau, ziemlich begriffen; war gelenkſam genug, mich in das neue Gefüge der Dinge zu ſchicken. Aber die Umſchaffung des beſcheidnen Schulmeiſters zum diplomatiſchen Agenten reizte mich doch manchmal zum heimlichen Lächeln. Ich glaubte nun auch, was ich vorher kaum geglaubt hatte, daß ſelbſt ein Diplomat, ein ſogenannter Weltmann, bei all ſeinen Künſten, noch ehrlicher Mann bleiben könne; und daß das Geſchäft des ſchlauſinnigen, politiſchen Unterhändlers kaum ſchwieriger, als das eines tüchtigen Jugendbildners ſey.

Uebrigens hatte man mir Aufgaben ertheilt, deren ſchnelle Löſung nicht nur meine, ſondern auch die Kräfte aller derer überſtieg, mit denen ich zu handeln hatte. Ich ſollte, zum Beiſpiel, für Gemeinden und Familien in Bünden, welche für Vereinigung mit der Schweiz geſtimmt hatten, Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen bei den Behörden Frankreichs und Helvetiens bewirken, während Frankreich dulden mußte, daß man in Bünden Florent Guiots Warnungen und amtliche Erklärungen dem öffentlichen Hohn preisgab, und furchtlos die helvetiſchen Nationalfarben beſchimpfte. Ich ſollte ſogar theilweiſe Einverleibung der ſchweizeriſch geſinnten Gemeinden in die helvetiſche Republik bewirken; ein ächtrevolutionäres Begehren, das ſich allenfalls, mit dem Degen in glücklicher Fauſt, erfüllen ließ. Billiger war, einsweilen von der Schweiz das zu verlangen, was in ihrer Macht lag, das Bürgerrecht derjenigen, welche der Schweiz willen, in Gefahr ſtanden, ihres alten Vaterlandes auf immer verluſtig zu gehn. Der Zuſtimmung der einflußreichſten Regierungsglieder und der beſten Redner dafür im großen Rath und Senate ſicher, freute mich's, einem Theile meiner rhätiſchen Mitbürger vergeltend erwiedern zu können, was ich von ihnen in Bünden erhalten hatte.

Eine, in Geist und Sprache jener bewegten Zeiten, von mir abgefaßte Vorstellung an das Vollziehungsdirektorium ward in der gesetzgebenden Versammlung (28. Aug. 1798), nicht nur mit Beifallruf angehört, sondern sogleich durch ein Dekret befriedigt, mit Erklärung, die Patrioten Bündens hätten sich um die Republik, durch ihre Opfer, verdient gemacht. Es war die Zeit großer, leidenschaftlicher Aufregung; und dieser allein der Eindruck beizumessen, welcher meinem Schreiben folgte. Ich befand mich unter den zahlreichen Zuhörern auf der Gallerie des Saals, um den Ausgang der Berathung unmittelbar zu vernehmen. Man hatte mich bemerkt; forderte für mich, nach damaligem republikanischem Brauch, die „Ehre der Sitzung." Die Staatsweibel erschienen und führten mich in die Versammlung. Ich hätte vor Schämen lieber die Flucht ergreifen mögen. Händeklatschen und Geschrei begrüßten mich, während der Präsident seinen erhabnen Sitz verließ, mir „den Bruderkuß" zu geben. Präsident war der Oberst von Grafenried; derselbe, welchem sein Sieg über die Franzosen bei Neuenegg ein rühmliches Andenken gestiftet. Ich nahm die wunderliche Ehrenbezeugung, welche, in mir, doch nur meinen unglücklichen Schicksalsgenossen erwiesen wurde, als das, was sie war; und hatte nun auch Erfahrung gemacht, daß es nicht die angenehmste Ehre ist, sich öffentlicher Schau ausgestellt zu sehn.

Ich lebte in einer großen Schule, deren Lehrstuhl ein höherer Geist, als der menschliche, einnahm. Tag um Tag bewies er aus dem Elende der Schweiz, auf wie tiefer Stufe die Menschheit noch stehe; und wohin Brutalität, statt Humanität, führe. Eine in Paris geschaffene Staatsverfassung, mit gänzlicher Unkunde des Landes entworfen, dann mit blutiger Gewalt eingeführt, sollte Völkerschaften mit einander verschmelzen, die sich nur dem Namen nach bekannt, nicht Sprache, Religion, nicht geschichtliche Erinnerungen und Sitten, nicht Geistesbildung und bürgerliches Bedürfniß gemein hatten. Verlustig des gewohnten Alten, unkundig des Neuen, trieben sie nun ängstlich und wild unter Trümmern früherer Einrichtungen umher, wie Ameisen, deren Wohnung ein unbarmherziger Fuß zerstört hat. Eine Sündflut neuer Gesetze überschwemmte das Land und vermehrte die

Verwirrung. Das Volk, irre in Zweck und Mitteln, suchte sich da und hier durch eigne Kraft zu retten, und blieb am Ende nur Spielball wider einander ergrimmter Parteien. Hier predigten fanatische Freiheitsschreier Abschaffung der Auflagen, Gütergleichheit, Schuldenvernichtung, Patrioten-Entschädigung; dort fanatische Priester, Religionsgefahr, Glaubenskrieg. Hier zettelten rachlustige Patrizier, oder brodlose Beamtete, Verschwörungen und Empörungen an; dort schrien zurückgekehrte Verbannte Tod und Verderben über Ungerechtigkeiten ehmaliger Obrigkeiten. Während die Landleute von Basel Vertheilung der Staatskassen forderten, sträubten sich die des Kantons Bern gegen Einführung der Vermögenssteuer; die des Kantons Glarus gegen Einführung des gemeinen gregorianischen Kalenders; andre gegen Leistung des Bürgereides. Rastlos durchstrichen französische Schlachthaufen das Land, Aufstände zu verhüten, oder mit Flamm' und Schwert zu dämpfen. Unterwalden, für seine Religion in Waffen, ward mit Leichen und Brandstätten bedeckt. Die Regierung zu Aarau, trotz sie umgebendem Gepränge, und scheinbarer Gewalt, stand ohnmächtig da; weder geachtet, noch gefürchtet; abhängig von Frankreichs Gebieterschaft.

Der scharfsichtigste Seher blieb unfähig, das Entwirren der tausendfachen Verwickelungen voraus zu erkennen. Denn es lag eben so sehr in der Unmöglichkeit, das altgothische Gebäu der gewesenen Eidsgenossenschaft aus dem Schutte aufzurichten, als an dessen Platz einem Kunstwerk Dauer zu schaffen, welches der verwegenste Unverstand zusammengezimmert hatte. Unter Unbefangnern und Einsichtsvollern aber herrschte ein gewisses stillschweigendes Einverständniß, den Uebeln der Gegenwart wenigstens des Guten soviel, als möglich, für eine bessere Zukunft, abzugewinnen, und dafür selbst die französische Gewalt zu benutzen, deren Waffen nun einmal Meister des Landes waren. Denn sie durch kraftlose Widersetzlichkeit erbittern, hieß das öffentliche Elend vergrößern; hinwieder, zur Abwerfung des Jochs, österreichische Heere ins Land rufen, hieß Schlachtfelder feilbieten, ohne zu wissen, welche Ernte die Blutsaat darauf bringen werde?

Es war dies im Allgemeinen die Lage der Schweiz, als der Sitz

der höchſten Behörden der helvetiſchen Republik, von Aarau *), wegen zu beengten Raumes, nach Luzern verlegt wurde. Ich mußte dahin folgen. Die Stadt am ſchönſten der ſchönen Schweizerſeen, deſſen Reiz der Winter nur ändern, nicht verringern kann; das ewige Drängen von Geſchäften, und Zerſtreuungen, ließ, bei allen Uebeln der Zeit, keinen Unmuth in mir einroſten. Ich war nicht mehr jener Philosophe pleureur, wie an Schlaberndorfs Kaminfeuer zu Paris, ſondern das Unglück der Gegenwart, glaub' ich, machte nur lebensfroher, weil ich mich ſträubte, mich von ihm erdrücken zu laſſen. Der Reichthum der Erlebniſſe verdrängte die Neigung zu unerquicklichen Contemplationen. Gezwungen, ganz Weltmann zu werden, ward ich auch tauglicher für die Welt; ward, weil's jeder war, auswendiger Menſch, und ließ dem inwendigen nur die Rolle des Zuſchauers. Das machte mich Jedem willkommner, ohne daß ich darum mein Selbſt einbüßte. Ich blieb Ich; verlachte, oder bedauerte die armen Thoren in Amts- und Staatsröcken, die nichts Inwendiges mehr hatten, ſondern was ſie in der Jugend auswendig gelernt, nun auswendig wußten, handelten, glaubten, ſuchten und lebten. Ich begriff Werth und Unwerth der Civiliſation immer deutlicher, welche das innere Weſen des Menſchen in ein materielles verwandelt; oder doch dem Materiellen zum Dienſte, als feiles Werkzeug, hingibt.

Auch andrer Gewinn ward mir. Im vertrautern Umgang mit frühern Freunden, die zum Theil jetzt wichtige Stellen bekleideten, mit tugendhaften, ehrenwerthen Männern des Staats, der Kirche und Schule, mit Heinrich Peſtalozzi, dem chriſtlichfrommen Prieſter Thaddäus Müller, mit Paul Uſteri, nun Mitglied des Senats, meinem ehmaligen Arzte, Rengger, nun Miniſter des Innern, Albr. Stapfer, nun Miniſter der Wiſſenſchaften, dem edelſinnigen Enthuſiaſten Cäſar Friedrich Laharpe, nun Mitglied des Direktoriums, und vielen Andern, deren man heut noch, als Zierden der Schweiz, gedenkt, die damals aber verkannt und verläſtert wurden, lernt' ich

*) Im September 1798.

von ihnen das Unerschütterlichstehn im Sturm der Tage; und im Kreise edler Frauen die höhere Macht der Tugend, wenn sie mit Anmuth gepaart ist.

3.

Noth der Ausgewanderten.

Täglich klangen, aus den Innern und von den Gränzen Graubündens, die Botschaften trauriger. Jeder Brief war ein Nothschrei. Ich ward mit Bitten, Mahnungen und Vorwürfen überhäuft, als ständ es in meiner Willenskraft, dem wachsenden Elend Schranken zu setzen. In Graubünden hatte ein Bundestag zu Ilanz das Bergvolk zu den Waffen gerufen. Ein Kriegsrath übte gegen die Freisinnigen und ihre unschuldigen Familien eine Art Schreckensherrschaft; noch größere, der entzügelte Pöbel. Das Vermögen der Geflüchteten ward in Beschlag genommen; den Verwandten derselben untersagt, mit ihnen Gemeinschaft zu haben; das Briefgeheimniß auf den Posten entweiht; die französische Gesandtschaft selber gegen Beleidigungen schutzlos.

„Die Achtserklärungen gegen die Patrioten werden nun zum Aeußersten und Aergsten getrieben," schrieb mir Florent Guiot*): „schon sind mehr denn fünfhundert Bürger, achtbare Männer, auf der Flucht; Weiber und Kinder mit ihnen. Der Anblick zerreißt mir das Herz. Ich verlasse dies Land. Möge der Tag bald erscheinen, der endlich solche Barbareien straft und endet!" Und kaum hatte er das Land verlassen, rückte der österreichische General von Auffenberg, denn längst war darüber mit dem Wienerhofe geheime Unterhandlung gepflogen, mit zehn Bataillonen durch den Engpaß des Luziensteigs in Bünden ein.

Die Menge der Geflüchteten, durch einen großen Theil der Schweiz verbreitet, lebte nun in verzweiflungsvollen Lagen. Viele hatten ihre

---

*) Unterm 18. Vendemiaire, den Tag vor seiner Abreise aus Reichenau.

Flucht so eilfertig ergreifen müssen, daß sie kaum mit dem Unentbehrlichsten versorgt waren. Anzahl und Armuth mehrerer, besonders in den zunächst am Rhein gelegnen Ortschaften, erregte selbst Mitleiden der französischen Soldaten, die ihre Rationen Brodes und Fleisches mit ihnen theilten. Der herannahende Winter vergrößerte Noth und Furcht. Viele, in ihrer Heimath Wohlbegüterte, nahmen, in äußerster Dürftigkeit, Zuflucht zu mir. Es ward mir aber bald unmöglich, Allen zu helfen. Das Wenige, was ich aus Reichenau mit mir genommen, ging rasch zur Neige. Ich verkaufte, was ich von meinen literarischen Arbeiten besaß; Reifes und Unreifes, Schauspiele, Uebersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst jemand erfahren haben würde; oder nahm Vorschüsse von Buchhandlungen auf Werke, die ich noch liefern wollte. Gewiß lebte im ganzen diplomatischen Korps, selbst der Aermste der Kopisten nicht, so kärglich und eingeschränkt, als ich. Aber man sah mir's ja nicht an, daß mein Abendessen ein trocknes Stück Brod, mein Frühstück ein Glas Wasser seyn mußte. Ich blieb frohsinnig; dachte an Schlaberndorf, und theilte Andern mit, oder verschaffte den Fähigern Anstellungen, durch mein Fürwort bei Ministern und Direktoren.

Was ich längst für die leidenden Bündner zu versuchen im Sinne gehabt, wozu ich von Vielen derselben aufgefordert worden war, aber immer noch vermieden hatte, weil mir der klägliche Finanzzustand der Republik wohl bekannt war, that ich jetzt. Ich wandte mich in flehender Zuschrift an die Regierung, den Unbemitteltsten der Vertriebnen, von Staats wegen, einige Unterstützung zu reichen. Und wirklich, großer Rath und Senat, von der Schilderung des Elendes bewegt, erfüllten (23. Oktober 1798), durch ein menschenfreundliches Dekret, all' meine Wünsche. Eh das Dekret aber noch bekannt seyn konnte, erschien eine Deputation der Ausgewanderten bei mir, diese Bitte zu thun. Ihr blieb nur der Dank übrig.

Salis-Seewis, der Dichter, an der Spitze der Abgeordneten, sollte feierlich diesen Dank den gesetzgebenden Räthen aussprechen. Der Tag unsers Vortritts ward uns angezeigt. Salis schrieb und lernte nun, Tag und Nacht, an seiner Rede. Als aber der bestimmte

Augenblick erschien, hatte der liebe Mann unglücklicherweise Alles rein wieder vergessen. Man denke sich die Verlegenheit des Redners; die Angst der Deputation, die in meinem Zimmer auf und ablief, und die ganze Geschichte von Herzen verwünschte. Der komische Auftritt preßte mir das unbarmherzigste Gelächter aus. Ich beruhigte die Verzweifelnden nur mit der Zusage, einige Worte, in ihrem Namen, aus dem Stegreif zu sprechen. In den Saal der Gesetzgeber eingeführt, verschwand mir aber plötzlich der vorige Muthwillen, in der Erinnerung an das Elend so vieler Unschuldigen, für die ich das Wort führen sollte. Ich sprach, und in einer Bewegtheit, wie ich vielleicht noch nie gesprochen. Mein Schmerz ward der Schmerz der großen Versammlung; meine zurückgehaltnen Thränen riefen den ihrigen. In stürmischem Durcheinander ward für uns Ehre der Sitzung und Bruderkuß, Druck und Verbreitung meiner von Stenographen nachgeschriebnen Rede beschlossen. Ebenso geschah im Senat. Ich erwähne dessen, der Folgen dieser Tage willen. Denn ich ward deswegen in Bünden förmlich geächtet; meines Bürgerrechts verlustig erklärt, und von der Regierung in öffentlichen Blättern, soviel ihr deren zu Gebot standen, mit den schmählichsten Vorwürfen beladen *).

Mich ließ das gleichgültig; aber weniger die trostlose Trauer meiner Freunde um das Vaterland. Selbst der tugendhafte Reſemann, der in Chur zurückgeblieben war, verlor beinah seine philosophische Standhaftigkeit; selbst der kaltblütige Tſcharner, dem das helvetische Direktorium die Stelle eines Regierungsstatthalters von Bern gegeben hatte, glich sich jetzt nicht mehr. „Ich habe," so schrieb er mir: „mein kaltes Blut verloren. Ich bin nur Gefühl, wildes, trauriges; und weiß nicht, warum? Es ist mir bange, ich weiß nicht, wie? Ich möchte lieber in einen Kerker wandern; am liebsten, als Soldat, dem Feind entgegenziehn und mit meinem Leibe einen andern, wackern Bürger vor einer Kugel bewahren."

*) Die Reden sind an mehrern Orten wieder abgedruckt, auch in den von mir gesammelten historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. II. Theil, S. 255.

„Kurz, ich kann Ihnen das Unselige nicht schildern, das mich umgibt. Gestern hatt' ich in Bern hier ein Paar meiner wüthendsten Feinde aus Bünden, unter den kriegsgefangenen Oesterreichern, entdeckt*), den Bundesschreiber S.... und M...., und befohlen, ihnen für meine Rechnung Alles zu geben, was sie wünschen. Meine Ordre aber ward falsch verstanden und dumm vollzogen. Heut lief ich zu ihnen hin; und eine Viertelstunde vorher waren sie schon weggeführt. Ich lasse ihnen heut Abend, durch meinen Unterstatthalter zu Murten, 6—12 Louisdors zustellen. Das hätte mir gute Laune schaffen sollen, und doch bin ich traurig. Armes Bündnerland! Es erscheint mir, ich hätt' es nie geglaubt, in diesem Augenblick wenigstens, Alles darin so schwarz, daß ich Pluto's Reich dem neuen Kanton Bünden vorziehn würde. Auch glaube ich nicht, daß mir wieder ein froher Tag werden wird. Doch Gott und seine Schickungen gebieten; und ich gehorche mit schwerem Herzen. Mir war traurig zu Muthe, als ich nach Bern reisete, eine Ehrenstelle anzunehmen; recht traurig! Aber eine ganz andre mir unerklärliche Schwermuth bemeistert sich meiner, seit der heutigen Post. Gott sey mir gnädig! ich fühle ordentlich einen Schwindel, als ob ich von einer Höhe, in den abscheulichsten Abgrund, niedersinken müßte. Nun denn, sey ihm, wie ihm wolle! Ich folge meiner Bestimmung; sie mag seyn, welche sie will. Möge eine bessere Welt dereinst alle Erinnerung an diese Zeit vertilgen!"

Milder und rührender war die Klage des greisen Resemann. „Wahrlich!" schrieb er mir: „Sie würden sich nicht mehr wundern, wenn ich endlich dem Druck des Leidens erliege. Religion und Philosophie thun, was sie können und sollen; erhalten den Geist in ruhiger Ausübung seiner Pflicht. Doch Religion und Philosophie sollen und können die wiederholten Stürme draußen nicht zurückhalten. Die davon zu stark erschütterten Fibern und Nerven geben dann freilich den Gemüthsbewegungen auch, zur Begleitung, Mangel des Schlafs und der Eßlust. Also ist der Ausgang meiner Tage trübe!"

---

*) General Massena war nämlich, im Februar 1799, nach glücklichem Kampf, in Graubünden eingedrungen und des ganzen Landes Meister geworden.

„Ja, lieber Freund, vom Wirbel der Revolutionen sind alle Freuden verschlungen. Jene frohen Abende und mitternächtlichen Stunden kommen nicht wieder, wo wir uns bald über die große Bestimmung der moralischen Wesen im weiten Reiche Gottes mit Entzücken unterhielten; bald uns freuten des im Reich der Wahrheit aufgegangnen Lichts; oder der künftigen seligen Menschengeschlechter, die wir, wie in Divinationen, gleichsam schon gegenwärtig erblickten; oder wo wir lachten über die Thorheiten verkehrter und unsittlicher Menschen; bald wieder bewunderten einen Mann, groß an Geist und Tugend, Beglücker seiner Brüder und doch selbst verkannt und unterdrückt; wo wir beide stritten über problematische Sätze, ohne Unmuth, in Liebe und Herzlichkeit. Da saß ich dann, von meinen Jahren belastet, auf dem Ofenthrone so glücklich, und Sie standen vor mir, auf jüngern, festern Füßen. Und Gott schaute herab vom Himmel und hatte Wohlgefallen an unsrer frommen Unwissenheit!“

4.

Eine andre Laufbahn.

Seit Graubünden vom General Auffenberg besetzt, und jede Gemeinschaft der dortigen Gegenden mit mir und den übrigen Ausgewanderten gänzlich aufgehoben worden war, konnt' ich nicht mehr, im Namen derselben, handeln, und mußte meine diplomatische Bahn einstweilen für beendet ansehn. In Bünden selbst, wie gesagt, ward ich förmlich infam erklärt und geächtet *). Da aber trat eines

---

*) Laut „Extrakt aus dem Rathsprotokoll de 1798, 3. Dezember, in Chur“ lautet es unter anderm sub No. 2: „Dem Dr. H. Zschokke soll sein ehmals erschlichenes und verlangtes Bündnerrecht wiederum genommen und er dessen unwürdig, so wie auch alle seine Schriften für infam und jedermann unnachtheilig erklärt seyen.“

3) „Werden auf seinen Kopf 100 Dukaten gebothen, wer ihn tod oder lebendig einliefern würde, und wenn er über kurz oder lang sollte zu bekommen seyn, soll ihm der Prozeß nach Rechtens Form gemacht und er nach verdienen abgestraft werden.“

Tages mein gütiger Freund, der Minister Stapfer, zu mir ins Zimmer und bot mir Anstellung für eine besondre Abtheilung seines Verwaltungszweiges an. Ich weiß nicht, ob ihn dazu wirkliches Bedürfniß bewog, oder vielleicht nur der Wunsch, mir, in Berücksichtigung meiner ökonomischen Lage, auf zarte Weise, Gehalt anzubieten. Denn ich sollte jene Geschäfts-Abtheilung erst selber schaffen, für die er noch nicht einmal einen Namen erfunden hatte.

„Sehn Sie", sagte der Minister: „Sie sind nun, der Himmel weiß, auf wie lange, von Graubünden getrennt, geschäftslos; aber der Schweiz verpflichtet, deren Bürger Sie geworden sind. Werden Sie mein Gehülfe. In meinem Ministerium ist noch ein unbesetztes Fach. Ich weiß selber nicht, welchen Namen ihm geben? Und doch ist es von Wichtigkeit, wie irgend eins. Die Franzosen haben von dem, was ich mir denke, etwas Aehnliches; sie heißen es **Bureau d'esprit public**. Die Aufgabe bestände einerseits darin, unsre Regierung von intellektuellen und industriellen Bedürfnissen, überhaupt vom Kulturzustand, so wie von Anzahl und Art brauchbarer, talentvoller Männer in sämmtlichen Kantonen zu unterrichten. Das Alles ist uns noch ganz Unbekanntes. Anderseits sind Mittel zu suchen, die Völkerschaften der Schweiz über die Zeitverhältnisse aufzuklären, sie für das gemeinsame Vaterland zu beleben, und die politische Einigung der Kantone durch eine moralische aller Kräfte zu stärken. Bei uns ist noch Alles zu neu."

---

4) „Sein Bildniß nebst seinem Rahmen an den Galgen angeheftet werden."

Dies mag zur Bezeichnung des wilden Geistes jener Zeiten dienen. Uebrigens hatt' ich nichts Beleidigendes für Bünden geschrieben, wenn man dafür nicht den kleinen Katechismus für die Schulen, die Geschichte der drei Bünde im hohen Rhätien, oder die kleine Schrift für Vereinung mit der Schweiz halten wollte. Vielleicht galten auch etwa meine im Großen Rath und Senat aus dem Stegreif gehaltnen Reden, für Schriften. Auch befand sich kein Bildniß von mir in Bünden, um den Galgen zu zieren, als eine Zeichnung, von meinem persönlichen Freunde, dem rühmlich bekannten Kupferstecher Bolt in Berlin, gemacht, dem es nicht geahnt hatte, für den Galgen gearbeitet zu haben.

Stapfers Gedanke war eben so großartig, als zweckgemäß; schien mir aber in Tagen allgemeiner Unruhen, wie die gegenwärtigen, und bei nahem und gewissem Ausbruch eines Krieges, kaum ausführbar. Er sandte mir jedoch wenige Tage nachher *) schon den Bestallungsbrief, an dessen Schluß er sagte: „Sie können zum voraus überzeugt seyn, und ich verspreche es Ihnen bestimmt, daß ich Ihnen eine freie, unabhängige Wirksamkeit sichere, und Sie zu keinen Arbeiten auffordern werde, die eines Mannes von so vorzüglichen Geisteskräften unwürdig wären. Wenn Sie unter dieser Bedingung und mit einem noch zu bestimmenden Titel, mir das edle Geschäft, ein biedres und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenwerthes emporzuheben, erleichtern wollen, so werden Sie, mit einem meiner lebhaftesten Wünsche, die feurigsten Ihres eignen Herzens, zugleich befriedigen."

Länger zu widerstehn, wäre thörichte Ziererei gewesen. Ich nahm den Ruf an. Aber was hier zu leisten war, konnte, besonders damals, nicht in offiziellen Formen und Wegen geschehn. Sollte eine moralische Revolution Lebenswärme in das todte Werk der politischen bringen: so mußte der beseelende Hauch des Gemeingeistes unmittelbar aus dem Volke selber hervorgehn; so mußten die achtungswürdigsten Glieder desselben in allen Kantonen vereinigt werden, um in der lange versäumten Masse der Nation geistige Selbstthätigkeit zu wecken. Nach meiner Ansicht konnte dazu der Anfang nur, theils durch zahlreiche Vereine in allen Landesgegenden für Gemeinnütziges, theils durch gute Volksblätter, gemacht werden. Stapfer billigte meine Vorschläge.

Luzern war in jener Zeit ein Sammelplatz vieler ausgezeichneten Männer des gesammten Helvetiens. Es gelang, die meisten derselben zur Bildung eines Vereins zu gewinnen, welcher, politischen Angelegenheiten fremd, den Namen einer vaterländischen, oder literarischen Gesellschaft führen und zur Stiftung ähnlicher Vereine in den übrigen Kantonen wirken sollte. Die von mir entworfnen und im Druck

*) Den 2. Wintermonds 1798.

verbreiteten Statuten bezeichneten, als Zweck: Beförderung schweizerischen Gemeinsinns; Aufklärung des Volks über öffentliche Angelegenheiten; Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes; hinwieder, als Mittel dafür: theils Zeit- und Flugschriften und öffentliche Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände; theils Preisfragen, Prämien; Bekanntmachung der tüchtigsten Künstler, Handwerker, Landwirthe u. s. w. und Briefwechsel sämmtlicher Gesellschaften mit gegenseitiger Mittheilung ihrer Arbeiten.

Schon vier Wochen nachher *) ward die erste Versammlung von beinahe fünfzig Mitgliedern, in Luzern eröffnet; Paul Usteri ihr Präsident; ich ihr Aktuar; dann allwöchentlich öffentliche Sitzung gehalten, und das Wesentliche der Verhandlungen im Druck mitgetheilt. Der angegebne Ton fand Wiederhall in der Schweiz. Binnen kurzer Zeit entstanden in Zürich, Basel, Bern u. s. w., sogar in Schwyz, durch Thätigkeit meines Freundes Aloys Reding, ähnliche Gesellschaften, welche, im Verband mit der zu Luzern, deren Grundsätze, Zwecke und Mittel annahmen. Und so rein von politischen Einmischungen hielten sie sich, daß selbst die erbittertsten Gegner der neuen Staatsordnung ihnen nicht den Vorwurf von Jakobinerei machen konnten.

Ein Volksblatt bestand schon. Heinrich Pestalozzi, der musterhafte Darsteller des Volkselendes in „Lienhard und Gertrud", gab es heraus. Aber es ward nicht gelesen. Es war nicht im kindlich-einfachen Ton und Geist des gemeinen Mannes geschrieben, der damals kaum im Stande war, Kalenderhistorien zu lesen und zu verstehn. Es fehlte dem Blatte außerdem Glauben und Zutrauen; denn es erschien auf Kosten der Regierung und ward von ihr unentgeldlich den Beamten zugesandt.

Pestalozzi forderte mich eines Tages auf, Mitarbeiter zu werden. Ich lehnte es ab. Ein ächtes Volksblatt, sagt' ich zu ihm: müsse

*) 22. Dezember 1798.

kein Regierungsblatt, sondern unabhängig seyn; nicht nur Sprache, Witz und satyrische Laune der schweizerischen Landleute annehmen, nicht nur All' und Jedes, wie für Kinder, in kleine Geschichten einkleiden, sondern sogar auf grobem Papier, gleich Bauerkalendern, mit rothem Titel, breitem Druck erscheinen. Aus dem Stegreif macht' ich ihm sogar noch einen Titel dazu: „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun." Pestalozzi, anfangs etwas empfindlich, lachte und meynte, ich solle den Versuch machen. Ich that es.

In kurzer Zeit lief der „Schweizerbote" durch Dörfer und Städte aller Thäler. Nie hatte ein ähnliches Blatt vormals in der Schweiz so viel Aufsehn verursacht, und nicht verursachen dürfen; daher auch nicht so rasche Verbreitung gefunden. Die Widersacher der Bildung und Freiheit des Volks, welche, wie heut noch, in Guttenberg's Erfindung die gefährlichste Feindin ihrer Vorrechte, hinwieder in Unwissenheit der Menge, das stärkste Bollwerk ihrer Alleinherrschaft sahn, ließen gegen mich in ihren Blättern den Fluch ihres Zorns ausfliegen. Man warnte vor dem „Wolf im Schafpelz"; veranstaltete Herausgabe von einigen Wochenschriften, die in äußerer Form dem Schweizerboten ähnlich, seinem Ton nachahmend, ihn allwöchentlich Schritt um Schritt verfolgen sollten *). Es mag der leidenschaftlichen Stimmung jener Zeit verziehn werden, wenn die Aristokratie mich, der mit aller Umsicht weder Personen angriff, noch Beleidigungen erwiederte, dennoch mit dem ihr zu Gebot stehenden Unflath bewarf; mich als „verlaufenen Preußen, als Erbfeind der Ordnung und Gerechtigkeit, als Jakobiner, als Erzrevolutionär" und

*) Zum Beispiel erschien, in Chur, „Der alte, redliche, offenherzige Alpenbotb aus denen Ewigen drei Bünden" u. s. w. — Ebenso, vermuthlich am Bodensee, ein ähnliches Blatt; Einige behaupteten, es sey im „schreibenden Hauptquartier" des Erzherzogs Karl, wahrscheinlich aber von einem ausgewanderten Berner, oder Züricher, redigirt worden.

mit vielen andern Schimpfnamen ausschrie. — Doch nach wenigen Monaten ward ich in der Herausgabe meines Boten unterbrochen.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich nämlich war ausgebrochen. Massena hatte sich, im Februar 1799, nach verwüstenden Gefechten, Graubündens wieder bemächtigt. Eine provisorische Regierung zu Chur hatte sogleich Vereinigung Rhätiens mit der helvetischen Regierung bewerkstelligt. Die Geächteten und Ausgewanderten waren zurückgerufen. Auch mich hatte man förmlich wieder in mein Staatsbürgerrecht eingesetzt und sogar mit öffentlichen Dankbezeugungen beehrt. Erzherzog Karl aber war indessen, siegreich bei Stokach, gegen die Schweiz, vorgedrungen, und bei Schaffhausen und Eglisau über den Rhein gegangen. Nun trat, zu seiner Unterstützung, die Aristokratie mit ihrem Anhang, Klöstern und Priestern wach und thätig auf. Die Völkerschaften wurden allseits gegen Regierung und Franzosen aufgewiegelt; Empörungen und Aufstände in den Kantonen Luzern (bei Rußwyl), im Berner-Oberlande, in Uri, Schwyz, Lugano, Disentis u. s. w. gestiftet, und nur mit Waffengewalt unterdrückt. Da ernannte mich *) das Direktorium der schwererschütterten Republik, zum Regierungskommissär, mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, um in Unterwalden „durch weise und kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen gehörige Achtung zu verschaffen; den Muth der Patrioten zu unterstützen, und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Ziel ihrer Unternehmungen zu gelangen." Damit war Befehl verbunden, mich sogleich auf meinen Posten zu verfügen.

Schon den andern Tag nach meiner Ernennung mußt' ich dahin abreisen. Es schien irgend dringende, mir unbekannte Gefahr schleunige Hülfe zu heischen; ein neuer Aufruhr reif zum Ausbruch zu seyn. Als ich mich beim Präsidenten des Vollziehungsdirektoriums, Laharpe, dem ehmaligen Erzieher Kaisers Alexander von Rußland, beurlaubte (er und seine liebenswürdige Gemahlin nannten mich ihren Haus-

*) Den 14. Mai 1799.

freund, und ich war's), rief er mir zu: „Fort nun mit Poesie und Sentimentalität! Hier gilt's Ernst. Handeln Sie mit unerschütterlicher Festigkeit!“ —

5.

Sendung nach Unterwalden.

So schifft' ich mich nach der neuen Bestimmung ein, ohne eigentlich mehr von ihr zu wissen, als was der Regierungsbefehl, in den allgemeinsten Ausdrücken, angedeutet hatte. Die Sendung war mir, wenn auch im ersten Augenblick sehr ungelegen, doch eben so bald ganz recht. Ich sollte mich in einer andern Sphäre versuchen und prüfen; der Anarchie eines kräftigen Bergvolkes persönlich entgegentreten; eines Volks, dessen Aufruhr, dessen Kampf und Unglück, noch erst vor kaum acht Monaten, nicht nur der Schweiz, sondern dem gesittetern Europa, einen Schrei des Entsetzens und Mitleids erpreßt hatte. Lorbeern waren freilich da für mich wohl nicht zu ernten. Auch macht' ich nicht Jagd auf sie. Mir konnte nur daran liegen, in einer Zeit, wo Raserei des Parteigeistes überall Thränen und Blut fließen machte, einer der Wenigen zu werden, die sich nicht schämten, statt Wunden zu schlagen, Wunden zu heilen. Das war die Aufgabe, welche ich mir selber, nicht das Direktorium, gegeben hatte.

Ein mir theurer Jüngling von Chur, ehmals in Reichenau mein Zögling, Namens Johannes Denz, begleitete mich, als Sekretär. Ich liebte ihn, wegen seines reinen Gemüthes; darum hatt' ich ihn vor Andern ausgewählt, daß ich im Sturm der Tage sein Führer, er Zeuge meines Lebens sein könne. Es gibt keinen bessern Wächter und Schutzengel unsrer eignen Tugend, als tägliche Nähe eines jungen, unverdorbnen Herzens, vor dem man, übel zu handeln, ehrfurchtsvolle Scheu fühlen muß *).

---

*) Maxima debetur puero reverentia; der Jugendreinheit zollt man fromme Ehrfurcht! sagt Juvenal. Sat. VI. 223.

Wir traten bei Stansstaad an das Ufer Unterwaldens. Es ist schwer zu sagen, mit welchen Gedanken, oder Gefühlen ich diesmal zu dem schönen Thale einging, durch welches ich, drei oder vier Jahr zuvor, als unbekannter Wandrer, frei und fröhlich gezogen war. Ich sah das vormalige Elysium zerstört. Links und rechts, von den Ufern des Sees bis Stans, dem Hauptort des Landes, begegneten mir die schwarzen Denkmale jenes Aufruhrs und des ihm nachgefolgten Mordbrandes; Schutt- und Aschenhügel, worüber dürre Aeste halbverkohlter Obstbäume hingen, an der Stätte weiland freundlicher Wohnungen. Hie und da bauten Einzelne schon den zerstörten Heustall auf; oder scharrten noch Weiber und Kinder in den Trümmern ihrer Hütten, was brauchbar seyn möchte, zu retten. Inmitten dieses Greuels der Verwüstung blieb ich bei einem Manne stehn, welcher ebenfalls Schutt aufräumte. Ich beklagte das Schicksal seines Volkes. Da antwortete er: „Herr, wären auch zweimal mehr Menschen ums Leben gekommen; hätten die Franzosen uns nur nicht Häuser und Ställe verbrannt!“ — Ich wandte mich unmuthig von ihm. Ich wußte nicht, war die herzlose Gleichgültigkeit des Mannes gegen so viele gefallene Schlachtopfer, mehr Klage des Eigennutzes um vermindertes Erbe der Hinterbliebenen, oder Wirkung des Glaubens an die Seligkeit der Erschlagenen in jener Welt?

In völliger Unbekanntschaft mit den wirklichen Zuständen eines Landes, dessen Ruhe ich schirmen, dessen gesetzliche Verwaltung ich überwachen sollte, berief ich, sogleich nach meiner Ankunft in Stans, die Vorsteher sämmtlicher Gemeinden, die Richter und Statthalter ein, mich über die gegenwärtigen Verhältnisse zu unterrichten und den Werth der öffentlichen Beamten zu kennen. Ich erblickte heillose Unordnung in den Beamtungen; das Volk, seit dem in Blut und Flammen getilgten Aufstand, durch Plünderungen, Auswanderungen und Truppenzüge in dumpfer Verzweiflung; die Gefängnisse, wegen erneuerter Aufruhr-Versuche, mit 119 Personen angefüllt, ungerechnet andre, die aus Unterwalden sowohl, als aus den übrigen Urkantonen, ihrer zusammen 255, in den Kerkern von Rapperswyl und der Festung Aarburg gefangen lagen. Eine volle Nacht brachte ich mit meinem Denz, in Durchgehung gerichtlicher Verhör-Akten und Urtheile, zu. Jetzt ver-

stand ich Laharpe's letzten Zuruf beim Abschied. Mit Zittern erwartete man die Verfügungen des vollmächtigen Prokonsuls.

Armuth und Unwissenheit, Verhärtung der Denk- und Gemüthsart in Banden weltlichen und geistlichen Herkommens, hatte sich von jeher in den Unterwaldnern, mit schlauer Eigensucht und muthigem Trotz gepaart; und frommes Kirchenthum mit Sittenrohheit wohl vertragen. Unter priesterlicher Obhut, war Unterricht der Schuljugend längst verwahrlost; und durch unbeholfene Gesetzgebung längst eine Rechtsungleichheit der Landleute eingeführt, wodurch gegenseitige Mißgunst und Kälte gemein werden mußten. Die gesetzliche Pflicht, daß jede Familie für verarmte Verwandte zu sorgen habe, hatte in den untern Volksklassen, neben arbeitsscheuem Müßiggehn, Leichtsinn, Bettelei und Ehen, ohne Mittel Weib und Kinder zu nähren, vermehrt. Dann hatte Liebe der alten Freiheit, Stolz auf Thaten der Altvordern, auf eigne Tapferkeit, und vermeynte Sicherheit zwischen See und Gebirg, mehr aber noch blinde Zuversicht auf Beistand der wunderthätigen Mutter Gottes, Glauben an Unverwundbarkeit im Kampf für die Religion, wie von frommen Schwärmern, oder bezahlten Aufwieglern verheißen war, zur Empörung gegen die helvetische Staatsverfassung verleitet, welche nicht lange zuvor ohne Widerstand, wenn auch ungern, angenommen worden war. Männer und Weiber, unfehlbaren Sieges gewärtig, hatten sich tollkühn ins Gefecht gegen Schauenburgs kriegsgeübteres Heer geworfen, dessen Stärke und Größe die Gesammtbevölkerung des Ländchens übertraf *).

Die darauf erfolgte Landesverheerung hatte wohl die Menge der Brodlosen, nicht aber deren Arbeitslust, vergrößert; und, statt des Verlangens nach Ruhe, Verlangen nach Rache erzeugt. Sobald daher die siegerischen Schaaren des Erzherzogs Karl in die Schweiz eingedrungen waren, rotteten sich die Haufen derer wieder zusammen,

*) Jener Aufruhr und dessen Unterdrückung durch französische Waffen, am 9. Septembers 1798, befindet sich urkundlich und ausführlich im II. Band der historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung dargestellt.

welche im Umsturz öffentlicher Ordnung und in allen Kriegesnothen nichts mehr einbüßen, vielleicht aber etwas gewinnen konnten. An ihre Spitze hatte sich ein verwegener Kerl gestellt, Namens Zundel-Nazi, der bisher mit Feuerschwamm und Schwefelhölzern hausiren gegangen. Er stand nun im Gebirg an den Urnergränzen mit seiner Mannschaft, die durch eine Menge junger Leute wuchs, welche aus Furcht vor Truppenaushebung für helvetischen Kriegsdienst, in die Berge geflohn war. Nun wurden in Höhlen und Sennhütten der Alpen versteckte Waffen hervorgesucht; kriegerische Aufgebote nach jeder Richtung erlassen; nächtliche Zusammenkünfte in abgelegenen Orten gehalten; den Behörden Gehorsam aufgekündigt; jeder Gemeinde, selbst dem Hauptort Stans, Plünderung, Brand und Niedermetzelung der Einwohner gedroht, falls Gegenwehr wider die vermeynten Vaterlandsbefreier gewagt würde. Ehe aber der neue Aufruhr zu Stande kommen konnte, waren einige Kompagnien waatländischer Milizen, zum Schutz der Obrigkeiten, ins Land eingerückt. Darauf hatte sich das wilde Gesindel zerstreut. Zundel-Nazi war, mit Mehreren seiner Freiwilligen, gen Uri geflüchtet, wo er sich nachmals im Gewühl und Kampf der Franzosen, Russen und Oesterreicher verloren hat. Die Uebrigen, Schuldige und Verdächtige, waren mit unmäßiger Strenge oder Rache der republikanischen Beamten verfolgt worden, eingefangen und verurtheilt, oder (ihrer mehr denn dreißig) bestimmt, nach Rapperswyl einem Kriegsgericht überliefert zu werden.

Dies war der beklagenswürdige Zustand des Landes bei meiner Ankunft.

Jene Vergehungen eines religiösen Fanatismus, oder irregeführten Freiheitsgefühls der unwissenden, oder unbesonnenen, zum Theil habelosen Menge, verursachten mir kaum so vielen Unwillen, als das Verfahren der bisherigen Beamten in ihrer Parteiwuth. Ich wollte nicht gesandt seyn, einer leidenden Völkerschaft neues Leiden zu bringen. Hier konnte nur durch Güte, ohne Schwäche, durch Strenge, ohne Grausamkeit, durch Billigkeit, ohne Willkür, Ruhe hergestellt werden. Ich war mir des Willens dazu, und der Kraft bewußt. Um das Land zu retten, mußt' ich nothwendig der Mann seines Vertrauens werden. Man kannte mich nicht. Ich schritt ans Werk; be-

hielt die, welche vor das Kriegsgericht geschleppt werden sollten, zurück; bewirkte Verwandlung der Todesstrafe der Strafbarsten in gezwungnen Kriegsdienst; entließ die übrigen Gefangnen nach und nach einzeln; zuerst die Hausväter, zuletzt die unbeweibten, lüderlichen Lärmer. Mit jedem derselben unterhielt ich mich aber vorher, traulich unter vier Augen, wie ein Freund, der sie retten wollte, wenn sie es mit mir halten würden. Eben so bewirkt' ich Freilassung und Rückkehr von fünfzehn angesehenen Bürgern, die, als Geiseln, nach Basel entführt worden waren. Ich verfuhr, wie bei jenen; machte jeden einzeln, bei seiner Rückkehr, zu meinem Bundesgenossen und Rathgeber. Der Welt- und Klostergeistlichkeit bezeugt' ich gebührende Ehrfurcht. Am meisten kam mir die Zuneigung der Väter Kapuziner zu statten, und noch mehr die genaue Landes- und Volkskunde meines biedern Joseph Buesinger, mit dem ich vor vier Jahren bei Reding in Schwyz den Freundschaftsbund geschlossen, und den ich nun, als Pfarrer seiner Heimathgemeinde Stans, wiedergefunden hatte.

Indem mir jedermann willig Hand bot, und die Regierung, welche indessen, wegen Annäherung der österreichischen Armee, ihren Sitz nach Bern verlegt hatte, meine Maßregeln billigte, war, binnen wenigen Wochen, Ordnung, Sicherheit und Ruhe geschaffen. Zwar regte sich noch zuweilen Gelüst zu neuen Bewegungen, und kecker besonders beim Anrücken der Oesterreicher gegen das benachbarte Uri. Aber jeder Funken von Meuterei ward ohne Mühe, selbst ohne Strenge, erstickt.

Am lautesten machten sich gewöhnlich müßige Bauerweiber, die, ihr Pfeifchen schmauchend, oder, vom Branntewein begeistert, mit Ungeduld dem Anzuge kaiserlicher Schaaren entgegensahn; oder die, wie Werner Stauffachers Frau, die feige Schlaffheit der Männer verhöhnten. Ich ließ die politischen Schönen aber nicht vor Gericht, sondern die eifrigsten derselben, eines Tages, auf dem Platz zu Stans versammeln, und ihnen die frohe Botschaft verkünden, daß, um ihre Sehnsucht nach der kriegerischen Jugend Ungarns und Böhmens zu stillen, ich sie zu den österreichischen Vorposten abführen lassen wolle. Heulend betheuerten sie, bei allen Heiligen, von dieser Sehnsucht frei zu seyn; und unter Gelächter der sie umringenden Volksmenge, entließ

ich sie ihrer Angst. Eine alte ländliche Sappho, die sich in den Alphütten versteckt hielt, weil sie an Aufruhrliedern fruchtbar gewesen, bat in einer poetischen Epistel um Gnade. Ich gewährte sie gern, nachdem ihre Muse, auf mein ausdrückliches Verlangen, auch einen Hymnus zu Ehren der helvetischen Republik angestimmt hatte. Das Lächerliche ward das beste Heilmittel für Leute, denen ein gänzliches Schweigen über ihr Treiben Anreiz zu frechern Schritten, strengere Züchtigung aber Märtyrerruhm geworden wäre.

Vielleicht ist hier ein Brief an seiner Stelle, den ich damals dem ehrwürdigen Resemann schrieb *). Er bezeichnet ungefähr meine Stimmung zu jener Zeit. „Ich sehe im Geist Ihr satyrisches Lächeln," schrieb ich unter Anderm: „und muß mir's wohl gefallen lassen. Vor mir war ein Herzog von Chartres Schulmeister zu Reichenau; nun hat man aus einem Schulmeister von da, wenn auch keinen Herzog, doch einen Prokonsul geschnitzt. Das ist Revolution! Ich lasse mir den Scherz des Schicksals gefallen, und lerne aus eigner Erfahrung, daß die sogenannte schwere Herrscherbürde doch noch ganz erträglich ist. Und, glauben Sie es nur, ich mach' es mir doch wahrhaftig nicht halb so bequem, als wohl mancher Schach; sitze täglich bald am Schreibtisch, bald zu Pferde, bald in der Rathsstube; höre Berichte; gebe Befehle; mustere Truppen; bin sogar mehr, denn eine Nacht, in Kleidern auf dem Bett gelegen, während Schildwachten meine zu jeder Stunde offne Thüren hüten mußten. Ein Mann mit rein christlichem Wohlwollen im Herzen, mit einiger Entschlossenheit, Menschenkenntniß und Geistesgegenwart versehn, der zugleich den rechten Mann, zur rechten Zeit, am rechten Ort benutzt; mit eignen Augen sieht, und

*) Der Brief (von Stans 21. Mai 1799) kam mir unerbrochen zurück, weil nicht nur, nach Wiedereinnahme Graubündens, durch den kaiserlichen Feldherrn Hotze (15. Mai), der Postenlauf gestört, sondern auch, weil bekannt war, daß, da die Franzosen zuvor Mitglieder des Bündner Kriegsrathes und viele seiner Anhänger, im Ganzen 61 Personen, als Geiseln, nach Frankreich genommen, die Kaiserlichen nun 78 Freunde der Patrioten, zum Unterpfand für jene ins Tyrol geführt hatten. Wirklich befand sich der unschuldige Resemann unter denen, die gen Innsbruck ins Exil wandern mußten.

selbstthätig Andre zu bethätigen weiß, kann an der Spitze jedes Staats Großartiges leisten. Ihm stehn überall Hände, Füße, Talente, Kenntnisse und Tugenden der Andern zu Dienste, wenn er sie nicht selber für Alles hat. Freilich, wie jeder Staatsmann, hab' ich nur sehr negatives Verdienst; ich kann kein Volksglück erschaffen, blos dessen Verhinderung da und hier abwehren; das Uebrige muß ich den Leuten überlassen, selbst zu thun.

—— „O wären Sie hier, lieber Freund! Nicht die Aschen- und Grabhügel Unterwaldens, nicht die Flüche oder Thränen der Noth, rauben mir zuweilen die Lust. Aber wenn ich täglich die Ursachen davon vor Augen habe; diese nackte Brutalität der Leidenschaften; diese gesetzlich bewirkte Verdummung im gemeinen Volke; diesen ruchlosen Vandalismus französischer Helden; diese irreligiöse Frömmigkeit; diese Verschmähung des Alleingöttlichen in der Menschheit, — ja, dann thut's mir weh in der Brust. Und doch muß ich mich gegen die Leute stellen, als wär' ich ganz ihres Sinnes. O mein Christus, mein Vorbild und Lehrer, nicht zu deiner Zeit allein wuchs Kreuzesholz und Dornenwerk für das Heilige und Wahre! —

—— „Kann ich oft auch nicht ganz froh seyn, halten Sie mich darum nicht für unglücklich. Ein frisches, jugendhelles Gemüth, innig und eins mit Gott, gibt sich bald wieder zufrieden, und mag über das irre Walten und Schalten der Menschenkinder auch wohl mitunter lieber lachen, als weinen. Und will ich ermatten, so wird mir der Umgang mit Pfarrer Buesinger und Pestalozzi erquickend. Ich glaube Ihnen schon aus Luzern geschrieben zu haben, daß der gute Pestalozzi, auf Staatskosten, Unterricht und Erziehung der vielen Waisen und Armenkinder in Stans besorgt. Schade, daß dieser ächte Mensch so wenig dem übrigen Menschentroß, von außen, ähnlich ist; nicht, zierlich und manierlich, Rock und Haar und Bart, wie Andre trägt. Dann würde er von aller Welt besser angesehn seyn, ohne Neid fürchten zu müssen; denn um Ideen und Tugenden beneidet man ja niemanden. Als ich hieher kam, ging niemand mit ihm um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren, oder armen Teufel. Drum spazier' ich öfters Arm in Arm, recht absichtlich und den spieß-

bürgerlichen Hoheiten zum Trotz, mit ihm; verrichte nicht selten auch Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürste ihm Hut und Rock; oder mahne ihn an die schiefgeknöpfte Weste, ehe wir im Publikum erscheinen." ——

6.

Ein Paar Kriegsscenen.

In Uri schlugen sich unterdessen Franzosen und Oesterreicher tapfer herum. Plötzlich erscholl eine Sage, daß die erstern geschlagen über den See flüchteten, und die letztern nun siegreich gegen Unterwalden im vollen Anzug wären. Jählings allgemeine Verwirrung und Furcht. Die gegen Uri, auf den Höhen von Seelisberg und Emmetten, ausgestellten Kompagnien helvetischer Linientruppen zogen sich eilfertig nach Stans zurück. In einigen Dörfern schlug man die Freiheitsbäume nieder; in andern wählte man Deputationen an die kaiserlichen Feldherrn. Hier Jubel; dort Muthlosigkeit. Man sah Männer und Weiber ihre letzte Habe, vor Raubsucht der Soldaten, in Berge und Wälder schleppen; zu Stans Kinder der Waisenanstalt auf den Straßen weinend umherirren; jedes mit einem Bündlein ausgestattet, das ihnen Pestalozzi geschenkt hatte.

Aber zugleich hatt' ich eine amtliche Meldung vom General Lecourbe in Uri erhalten, aus der ich die Falschheit jenes Gerüchtes ersah. Schnell mußten Abschriften durchs Land fliegen; die Truppen auf ihren verlassenen Posten zurückgehn; die Waisenkinder gesammelt und ihrem Pflegevater wieder zugeführt werden. Der Lärmen war eben so geschwind geendet, als entstanden. Bedenklicher ward mir am gleichen Tage *) Befehl und Vollmacht des Vollziehungsdirektoriums, „Anstalten gegen das weitere Vordringen des Feindes zu treffen, und „die Gebirgspässe vom Waldstätter-See bis zum Brünig und Haslithal" zu vertheidigen. Mit Vergnügen hätt' ich auch ein-

*) Den 2. Juni 1799.

mal eine Feldherrn-Rolle versucht; nur lag leider, in der Depesche, keine Armee für mich beigeschlossen. Aus dem Kummer, sie zu finden, rettete mich jedoch, sechs Tage später, General Loison, der, von den Oesterreichern aus Uri verdrängt, wirklich mit seinen Halbbrigaden in Unterwalden einlagerte.

Nun aber neue Unruhen, neues Nothgeschrei! Für die Menge der kriegerischen Gäste fehlten Nahrungsmittel und Wohnungen. Jene wurden endlich von Luzern herbeigeschafft, und die Soldaten theilten auch mitleidig ihr Brod mit denen, unter deren Obdach sie zusammengedrängt lebten. Das Waisenhaus ward fast ganz zum Militärspital für Kranke und Verwundete gebraucht. Von achtzig der darin verpflegten Waisen blieben ungefähr noch zwanzig zurück, die niemand verlangte. Dem General trat ich eines von meinen Zimmern ab; einen Saal behielten wir gemeinschaftlich.

Olivier Loison, ein wissenschaftlich-gebildeter Mann, war bessern Gesinnungen nicht verschlossen*); aber im Lager- und Schlachtleben verwildert, gebieterisch-aufbrausend und selbstisch. Täglich gab's unter uns Wortwechsel; oft harten. Ich hätte eben so gern Gesandter bei einem Tartar-Chan seyn mögen. Er hielt mich für einen finstern, in Geschäften eigensinnigen Menschen, der es jedesmal auf's Aeusserste kommen lassen wollte. Das änderte jedoch schnell, und so sind Menschen! als ich bei einem Gastmahl, welches er Offizieren gab, durch muntern Humor, die in Ehrerbietung schweigsame Gesellschaft belebte. Er glaubte, mich verkannt zu haben; ward zur Stunde Freund, und blieb es von da bis zu seinem Tode. Und schmollten wir auch zuweilen noch, wie Liebesleute, er, über schlechte Behandlung seiner Soldaten, ich über deren Zügellosigkeiten: stiftete Pfarrer Buesinger, mit dem ich wohl einverstanden war, jedesmal Versöhnung. Loison führte strengere Mannszucht ein; Ausschweifungen und Erpressungen des Militärs nahmen ein Ende.

---

*) Loison, geboren 1772, zeichnete sich späterhin, als Divisionsgeneral, in mehrern Schlachten, in Italien und Deutschland, aus, und starb, als Gouverneur des kaiserlichen Pallastes von St. Cloud.

Wohl hatte er nur zu oft gerechten Grund, über Mangel alles menſchlichen Gefühls der Bauern zu klagen. Der empörendſte Fall ward folgender. Ein junger, mit Briefen gen Sarnen abgeſchickter franzöſiſcher Korporal hatte einen deſſelben Wegs wandernden Mann erſucht, ihn durch die einſame Gegend von Ennetmoos zu begleiten. Während beide friedlich beiſammen gingen, wurden ſie von drei Landleuten bemerkt, die unfern auf einer Anhöhe mit Arbeit beſchäftigt waren. Dieſe, nach kurzer Berathung, ergriffen Aexte, ſprangen nach und erſchlugen den argloſen Kriegsmann, ohne mit ihm, oder mit ſeinem Begleiter, nur ein Wort zu wechſeln. Gemeinſchaftlich mit Letzterm, ward dann der blutige Leichnam von ihnen geplündert und der Raub vertheilt. Endlich fielen Alle auf die Knie; beteten andächtig für die Seele des Ermordeten fünf Ave Maria's und Vaterunſer; verſcharrten gemächlich den Erſchlagnen; bezahlten aus der Beute ein Paar Seelenmeſſen für ihn und begaben ſich, zufrieden mit ihrem Tagwerk, nach Hauſe. Als nachher ihre That ans Licht kam, flohn ſie; nur Einer ward ergriffen, und gefangen nach Stans gebracht, um vor ein franzöſiſches Kriegsgericht geführt, das heißt, erſchoſſen zu werden. Es gelang mir, nicht ohne Mühe, den Unglücklichen ausgeliefert zu erhalten. Ich übergab ihn den Gerichten zu Luzern, und entfernte den Unterſtatthalter des Bezirks aus ſeinem Amt, der von dem Verbrechen Kenntniß gehabt, aber, in Furcht vor ſeinen Landsleuten, geſchwiegen hatte. Wahrlich, man geräth hier in Verlegenheit, ob die blutige That, oder hintennach die Frömmigkeit der Raubmörder, abſcheulicher geweſen ſey?

Mit wie gewaltiger Entrüſtung der franzöſiſche General auch immer ſpäter noch jener grauſamen Handlung gedachte, beleidigte es doch nicht im mindeſten ſein Gewiſſen, wenn er, ohne Noth und Nutzen, Menſchenblut vergießen ließ, ſobald es den Feinden Frankreichs gegenüber geſchehen konnte. Auf einem Spazierritt zur Treib*), wo eine Batterie ſtand, mir zum Vergnügen die öſterreichiſchen Truppen am

*) Eine Landſpitze am Vierwaldſtättерſee, dem ſchwyzeriſchen Dorfe Brunnen, am jenſeitigen See-Ufer, gegenüber.

jenseitigen See-Ufer aufmarschieren zu lassen, befahl er Haubitzgranaten in ihr Lager, hinter dem Dorfe Brunnen, zu werfen. Von beiden Seiten erhob sich darauf die Kanonade. Ich sah durch's Fernrohr deutlich in den Reihen der Oesterreicher zwei Mann stürzen, und bewog eiligst den lachenden General zur Einstellung des mörderischen Spiels.

An einem andern Tage, als Lecourbe seinen General-Adjutanten Porson, mit eingeschifften Truppen aus Luzern, gen Schwyz schickte, unter Vorwand, den Oesterreichern eine Batterie zu zerstören und dortige Schiffe zu entführen, fuhr ich in Gesellschaft Loisons hinüber, Zuschauer des Treffens zu seyn. Dies war schon begonnen, und der Feind gegen den Hauptflecken zurückgedrängt. Während Loison, bei der Sommerhitze, im Schatten eines Baumes sein Mittagsschläfchen hielt, begab ich mich, zwischen Leichnamen und Verwundeten, bis Ingebohl, das Gefecht in der Nähe zu sehn. Der Gewinn desselben bestand am Ende nur in einem Paar schlechter Kähne und einigen kleinen Feldstücken. Nach vollbrachtem Heldenwerk, sagt' ich, etwas spöttelnd, auf der Rückfahrt zum General: „Dieser winzigen Trophäen willen also, sind auf beiden Seiten so viel Menschen geopfert?" Lächelnd, wie über meine Unwissenheit, erwiederte er: „Nicht doch! Wissen Sie also nicht, es ist zu Porsons Beförderung, nur um ein Armee-Bülletin zu thun, worin man ihn empfehlen kann!" — Also wegen Ranges-Erhöhung eines Einzigen, gab man so vielen Leuten Tod und Wunden. Das Gewissen frommer Barbaren läßt sich durch Ausübung einer kirchlichen Verrichtung, das Gewissen gesitteter Barbaren aber durch Titel und Gold mit jeder Unmenschlichkeit versöhnen.

Der österreichische General-Major Graf Bey versuchte einige Wochen später*), von Uri her, über das Gebirg nach Unterwalden vorzudringen. Es war ein regnerischer Tag. Der Feind ward, mit Verlust von 800 Gefangnen, in den seelisberger Alpen, zurückgeschla-

*) 29. Juli.

gen. Unter den Gefangnen befand ſich Graf Bey ſelber. Gegen ihn hatte ein Adjutant des General Loiſon, Namens Badin, das Treffen geliefert. Loiſon ſpielte indeſſen zu Stans mit mir Triktrak, bis er Nachricht vom Siege hatte. Dann ſtieg er zu Pferde und eilte ſeinen Truppen nach.

Während ſeiner Abweſenheit führten mir franzöſiſche Offiziere einen Mann zu, der, einen alten Bauerhut auf dem Kopf, in öſterreichiſcher Uniform, mit Koth bedeckt von oben bis unten, von Froſt und Regen durchkältet, an allen Gliedern ſchlotterte. Es war der Generalmajor Bey. Nachdem ich ihn aus meiner Garderobe mit Wäſche, Kleidern und Erfriſchungen ſo gut, als möglich, verſehn hatte, erzählte er, auf wie ſeltſame, faſt lächerliche Weiſe er das Treffen verloren habe, und in Gefangenſchaft gerathen ſey. Um die Bewegungen der Truppen beſſer zu überſchauen, war er einen Hügel hinangeſtiegen; droben aber, auf naſſem, ſchlüpfrigem Boden ſeines Gleichgewichts verluſtig, gefallen; von der andern Seite der Höhe hinabgerollt, bis er zu den Füßen eines franzöſiſchen Trommelſchlägers und eines Soldaten, die mit einander müßig im Geſpräch ſtanden, liegen geblieben war. Sie hatten ihn höflich aufgerichtet; ihm auf die verbindlichſte Weiſe Degen und Geld abgenommen, doch nicht die dargebotne Uhr; und dann ihn dem Kapitän Badin zugeführt. So ſpielt das Kriegsglück! Loiſon erntete den Ruhm des Tages beim Triktrak; Kapitän Badin blieb Kapitän Badin.

Vierzehn Tage ſpäter*) ſtatteten die Franzoſen den Oeſterreichern in Uri ihren Gegenbeſuch ab; doch mit glücklicherm Erfolg. Sie kamen nicht zurück. Sobald Unterwalden endlich des fremden Militärs entledigt war, ließ ich die nach Luzern abgeführten Waffen und Kriegsbedürfniſſe des Landes zurückbringen, und organiſirte, zum Schutz öffentlicher Ordnung, Landwehren (Nationalgarden), die ich auf erſten Wink, aus allen Gemeinden auf jeden beliebigen Punkt zuſammenziehen konnte. In jeder Ortſchaft mußten täglich fünf bis zehn Mann,

*) Den 13. Auguſt 1799.

als „Landwacht“ den Dienst zur Vollstreckung obrigkeitlicher Befehle versehn. Jedem Bezirk ernannt' ich einen Kommandanten. Ich ließ mich nicht durch Warnungen vor der Gefahr dieser Wiederbewaffnung Unterwaldens schrecken. Ich kannte die entschlossene Treue des ruhebedürftigen Volks und täuschte mich nicht.

7.

Ein neues Prokonsulat.

Vielleicht erzähl' ich hier, was ich eigentlich nicht sollte; in jedem Fall Dinge, nicht des Andenkens werth. Und dennoch fahr' ich fort, das Spiel äußerer Erscheinungen zu schildern, die mich lehrten, was die Welt um mich her war, und was ich für sie seyn, oder werden könnte.

Nicht Uri nur, auch Schwyz war in derselben Zeit wieder von einem französischen Armee-Korps erobert, und dies Ländchen der Wuth zügelloser Soldaten preisgegeben, welche das Schicksal unglücklicher Kameraden rächen zu dürfen glaubten. Denn im Frühjahr zuvor hatten die Bauern eine französische Besatzung überfallen, ermordet, zum Theil verjagt und ihrer Kriegskassen beraubt. Der militärische Greuel währte nun, seit der Wiedereroberung, schon ein Paar Wochen lang, und die helvetische Regierung hatte noch keine Maßregeln getroffen, dem Unheil Gränzen zu setzen. Voll Unwillens entschloß ich mich, es selbst zu thun. Eigenmächtig reisete ich dahin, und schrieb dem Vollziehungsdirektorium*): „Ich glaube damit nicht zu fehlen; sondern dem Vaterlande, wie Ihnen, eine Pflicht zu erfüllen.“

Alles glich im Gebiet der Schwyzer einem ungeheuren Schlachtfeld, auf welchem politische Umwälzungen, mörderische Aufstände und eine Reihe blutiger Gefechte oder Treffen, Spuren ihrer verwüsterischen Gewalt hinterlassen hatten. Die Ortschaften, durch welche der Weg mich führte, fand ich von ihren Einwohnern halb oder ganz verlassen.

---

*) Den 27. August 1799.

Kinder, Greise, Männer, Weiber waren, beim Rückzuge der Oesterreicher, in Wälder, oder über das Gebirge geflohen. In den Straßen des Hauptorts sah ich fast nur müßig umherlungerndes Kriegsvolk. Ein Weib eilte mir über den Kirchplatz entgegen und warf sich zu meinen Füßen. Es war eine alte treue Magd der Familie Reding, die mich erkannt hatte. Von ihr erfuhr ich, auch mein Freund sey mit den Seinen schon seit erstem Einzug der Oesterreicher abwesend; wo? wisse niemand; sein Haus stehe verödet, von einer halben Kompagnie Dragoner in Besitz genommen, die geschworen hätten, es bei ihrem Abzug niederzubrennen, um dem „Bauer-General," wie sie Aloys Reding zu nennen pflegten, ein Denkzeichen ihrer Anwesenheit zu hinterlassen.

Im Hauptquartier des Generals Molitor, der hier befehligte, bedurft' ich keines andern Creditivs, als meiner halb militärischen Tracht und dreifarbigen seidenen Schärpe um den Leib. Molitor, ein schöner, junger Mann, von liebenswürdigem Charakter, freute sich aufrichtig der endlichen Ankunft eines helvetischen Beamten, um dem Elende wehren zu können, unter welchem seine eignen Truppen zu leiden anfingen. Wir verständigten uns daher bald. Ich belegte Redings Vermögen und Güter zum Schein mit Sequester; zog in dessen Haus, welches die Dragoner räumen mußten, und bewahrte es so vor dem ihm zugedachten Untergang. Dann versammelte ich, aus sämmtlichen Gemeinden des Landes, Abgeordnete; stellte neue Beamte auf, statt der ausgewanderten; forderte die Geflüchteten, in einer Proklamation, zur Rückkehr in ihre Heimathen auf, und verkündete allgemeine Amnestie und Sicherheit. Es war der erste Trost, den das Land empfing. Er verfehlte seine Wirkung nicht. Molitor, seinem Wort treu, stellte Mannszucht her. Das Vollziehungsdirektorium dankte für den Schritt, den ich gethan, und ernannte mich zum vollmächtigen Regierungskommissär des Kantons Waldstätten, von welchem damals die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, Bestandtheile bildeten.

Ohne Säumniß bereisete ich diese Gebirgsländer, um in ihnen die gesetzliche Ordnung wieder aufzurichten. Am wenigsten hatte das Gebiet

von Zug gelitten, weil hier die Bevölkerung immerdar am ruhigsten geblieben war. Nicht also war's in Uri, wo Gewaltthat und Raubsucht der Offiziere und Gemeinen die Leiden eines Landes vollendeten, welches seit anderthalb Jahren durch Feuersbrünste, Empörungen, Einlagerungen und Kämpfe fremder Heere zerstört lag. Hier hatte General Lecourbe sein Hauptquartier in Altorf aufgeschlagen. Ich kannte ihn schon, wie er mich; und wußte, wie er, fern von Molitors humanem Sinn, seinen Ruhm, als Frankreichs bester Gebirgskrieger, durch Rohheiten, und Erpressungen aller Art zu beflecken, nicht im mindesten scheute. Nur durch Weihrauch, den man seiner feldherrlichen Ehre streute, war er zu zähmen.

Während ich das Land bis zu den Gotthardshöhen durchwanderte, meldete ich ihm in einer Zuschrift*) meine Ankunft und in welchem heillosen Zustand ich Alles gefunden. „Geplünderte Dörfer, Ruinen verbrannter Hütten und Scheuren, — das ist's," schrieb ich unter Anderm: „was mir die Gegenwart republikanischer Truppen ankündigt! Selbst Oesterreicher und ungezähmte Schaaren des Nordens, hatten der Armuth dieser Länder aufs möglichste geschont; aber, Bürger-General, nach sechszehn Tagen noch nicht hört die Zügellosigkeit der Ihrigen hier auf. — Man wird noch in einem Jahrhundert die Verwüstung der Gegenden durch Krieger nicht vergessen, welche, Frieden den Hütten, aber Krieg den Tyrannen, verhießen. — Was haben die Bewohner der Gotthardsfelsen verbrochen? Ihre Soldaten, General, sind's, die dort Gattinnen und Töchter geschändet, in Häuser Einbruch verübt, und sie ausgeraubt haben; sie sind's, welche die unentbehrlichen Stallungen niederrissen, um sich damit Feuer zu machen, und in die entlegensten Alpen stiegen, Vieh und Käse zu stehlen, des Volkes einzigen Reichthum. Man schreibt unerschwingliche Requisitionen aus. Wer nichts mehr zu geben hat, wird mißhandelt. Bei Ihnen zu

*) Das helvetische Direktorium, dem ich eine Abschrift des ganzen Briefes schickte, ließ eine Uebersetzung davon in die öffentlichen Blätter übergehn. Sie befindet sich auch in den erwähnten historischen Denkwürdigkeiten. Band III. S. 330 abgedruckt.

klagen wagt niemand mehr, weil es den Unglücklichen vergebens, oder sogar gefahrvoll scheint."

Die Zusammenkunft mit Lecourbe war, kann man sich denken, anfangs voll frostiger Höflichkeit, die bald, als ich unverwerfliche Beweise der begangnen Schandthaten vorlegte, in lebhaften Wortwechsel überging. Ich sprach jedoch immer, als nur für seinen eignen Ruhm und für Sicherheit seiner Truppen, und wegen allgemeiner Verzweiflung des Volks, besorgt. Er hinwieder, von der Schuld seiner Untergebnen und vielleicht der eignen Schuld, nur zu sehr überzeugt, läugnete fluchend und schwörend, auf- und abtobend, jede Beschuldigung hinweg, und sprang zuletzt, im wirklichen oder verstellten Zorn, mit bewundernswürdiger Muskelkraft deckenhoch. Ich mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um beim Anblick eines vor Grimm umhertanzenden Helden, das Lachen zu unterdrücken: fuhr aber gelassen und ernst, ich möchte sagen, mit unbarmherziger Schadenfreude, im Vollenden des Sündenregisters fort und erhob mich dann vom Sopha, als dürfe ich, ohne Vergessung der mir gebührenden Achtung, nicht länger Zeuge so ungebehrdigen Wesens seyn. Plötzlich, als risse er nur eine Larve vom Gesicht, ward er ein Andrer; zog mich von der Thür zurück; meynte, wir müßten uns kaltblütig besprechen; verhieß Einführung strengerer Kriegszucht und wir schieden wieder, als Freunde. In der That verminderten sich endlich die gröbsten Gewaltthaten. Den Fehlbaren folgte Strafe auf den Fersen, und ein schuldbeladner Grenadier ward vom Kriegsgericht nachher sogar zum Tode verurtheilt.

Im Bezirk Einsiedeln, besonders im berühmten Wallfahrtsort, traten mir Scenen des Jammers andrer Art entgegen. Hier hatte die Mehrheit der Bewohner, zumal Wirthe, Krämer, Rosenkranzmacher, Trödler und Bettler, mit dem Ausbleiben der Tausende von Pilgern, ihren gewohnten Erwerb, so wie, durch Plünderung, ihren letzten Sparpfennig, und die ganze Umgegend den gewohnten Abtrag ihrer Viehzucht eingebüßt. Die Abtei stand öde; das Innere des Tempels lag kirchenräuberisch geschändet. Die Mitglieder der Munizipalität, an ihrer Spitze der Ortspfarrer, Meinrad Ochsner, ein, zu meinem Erstaunen, für Kants Philosophie begeisterter Kapu-

ziner, führten mich in das Gotteshaus. Hier sah ich die Marmorkapelle des heiligen Meinradus, der ich mich vor vier Jahren noch auf den Knieen genähert hatte, mit vandalischer Rohheit abgerissen, so daß selbst der das Tempelgewölbe tragende Pfeiler daneben Einsturz drohte. Von Emporkirchen und Orgeln lagen Zierrathen, Engel und Heilige am Boden; oder hingen noch an ihren Eisenklammern, verstümmelt umher. Ich ordnete einstweilen Säuberung des schönen Tempels an, und befahl die Stätte der verschwundenen Kapelle, wenigstens mit einem Altar, zu bedecken. Doch wichtiger, als dies mußte mir wohl seyn, irgend Mittel zu finden, der mittellosen Volksmenge zu helfen.

„Das einfachste, wirksamste," sagten meine Begleiter: „wäre unzweifelhaft, Aufstellung des wunderthätigen Muttergottes-Bildes auf dem neuen Altar. Die Wallfahrer würden sich bald einstellen, und dann wäre Allem geholfen."

„Aber die Mutter Gottes," erwiedert ich: „ist ja von den Franzosen nach Paris geschleppt; oder, wie Andre behaupten, ins Tyrol, und vom Abte selber entführt."

„Beides ist wahr," lautete die Antwort: „doch die Gottesmutter, glauben Sie's, ist auch noch in Einsiedeln gegenwärtig."

„Wie? im Tyrol, in Paris, in Einsiedeln, eine und dieselbe zugleich!" rief ich: „Ueberführet mich von der Wahrheit des Wunders, und kein Protestant soll künftig fester an Allgegenwart der gebenedeiten Jungfrau glauben, als ich!"

Man führte mich darauf in eine enge Sakristei, vor einen alten, verschlossenen Kasten. Man öffnete denselben, und ich erblickte eine Reihe beisammen liegender weiblicher Puppen von einerlei Größe und einerlei glänzendschwarzen, wie vom Ruß der ewigen Lampen, gefärbten Gesichtern. Jede von diesen Repräsentantinnen der Himmelskönigin ruhte da im breiten Reifrock, der ihr eine pyramidenförmige Gestalt gab; doch jede mit anderm Zierrath und Schmuck angethan. Nun vernahm ich, daß das Bild der heiligen Jungfrau an Festtagen, der Andacht des Volks, jeweilen in andrer Kleidung aufgestellt werden

müſſe, und daß zur Erſparung aller Mühe bei der Toilette, eine der Figuren dann den Platz der andern einzunehmen habe.

Altäre und Kapellen von Holz und Stein zertrümmern, heißt nicht, das Leben eingewöhnter religiöſer Ideen tödten. Ich ließ eins der Muttergottes-Bilder, auf den neu errichteten Altar, zur Verehrung ausſtellen. Wirklich erneuten ſich ſchon im folgenden Frühjahr die Wallfahrten. Ein bekanntes Sprüchwort ſagt: Wer Atheiſten ſuche, müſſe nach Rom gehn. Mir ſchien es jetzt beinah, man glaube nirgends weniger an Wunder, als wo man von ihnen lebt. Erwähnenswürdig iſt noch, daß meine Toleranz, ſowohl in den geſetzgebenden Räthen zu Bern, als in der Mitte des Direktoriums, und zwar, nicht von proteſtantiſchen, ſondern katholiſchen Mitgliedern, nur Tadel und Vorwurf erfuhr. Doch Altar und Marienbild blieben von da auf ihrem Platz; und die Wallfahrten ununterbrochen in Regſamkeit, bis heut.

8.

Eitle Mühen.

Damals hätt' ich mir gern eine kleine Gabe Allgegenwart wünſchen mögen, um überall, im Sturm und Drang von Nöthen, Kämpfen und Ereigniſſen, welche täglich andersgeſtaltig herandrängten, helfen zu können. Doch wäre mir dann freilich auch noch dazu Alquifs gewaltiger Zauberſtab nöthig geweſen. Aber ein Sterblicher, mit beſchränktem Wiſſen und Vermögen, vom Schickſal umfangen und gebunden, und ſtets von dieſem auf ſich ſelbſt zurückgeworfen, kann nie das Schickſal eines Andern werden. Zwar hätten mich Behörden und Beamten unterſtützen ſollen, Regierungs-Statthalter, Verwaltungskammer, Gerichte, Erziehungsräthe, Munizipalitäten, Agenten u. ſ. w. Allein ſie fehlten meiſtens; und ich hatte ſie großentheils erſt noch aufzuſtellen. Hinderniſſe jeder Art, die nicht immer zu beſiegen waren, wurden mir, wie durch tückiſch-neckende Zauberei, bei jedem Schritt, in den Weg gewälzt; bald durch zähe Gewohnheiten und Vorurtheile der Volksmaſſen; bald durch Feigheit oder Unbeſonnenheit der An-

gestellten; bald durch plötzliches Erscheinen von Kriegsschaaren und eigenmächtiges Schalten ihrer Befehlshaber; bald durch Wühlerei und Trotz widersetzlicher Priester, oder politischer Orts-Faktionen; bald durch unerfüllbare Weisungen der Regierung; bald durch gänzliches Versiegen der Hülfsquellen.

Indessen tägliches Schaffen, Einstürzen und Wiederaufrichten des Gewesenen, tägliches Anstreben und Ringen nach allen Richtungen, müdete mich zum Glück nicht ab. Leben ist Wirken; und das menschenfreundlichste Wirken, das seligste Leben. Unter allen Widerwärtigkeiten tummelt' ich mich so unverdrossen und munter umher, wie irgend ein junger Mann es kann, dem ein Alter von achtundzwanzig Jahren das Gefühl unerschöpfbarer Kraft, ein gutes Gewissen guten Muth gibt; oder den eine schöne That, eine schöne Gegend, ein schönes Gesicht, gleich lebhaft begeistern kann.

Nach mancher Wochenarbeit freut' ich mich schon des ziemlich vorgerückten Werkes. Die meisten Behörden der Länder waren hergestellt; Thätigkeit und Ineinandergreifen derselben geregelt; Zustände, Bedürfnisse und Hülfsmittel sämmtlicher unglücklichen Landschaften gemustert, und Rettungspläne entworfen: siehe, da brach Alles wieder in heilloser Verwirrung zusammen. Massena's glänzender Sieg bei Zürich hatte zwar die östliche Schweiz erlöst; aber Suwarow kam nun, mit russischer Heermacht, aus Italien vom Gotthard; und überschwemmte mit seinen Helden das Urnerland, wo sich Lecourbe nur mühsam in Verschanzungen bei Seedorf hielt, während Loison, über die Alpen, nach Unterwalden zurückgestoßen wurde.

Ich, in dem Augenblick zu Schwyz, befürchtete besonders, Suwarows Zug werde abermals Unruhen, vielleicht Empörung des von mir selber bewaffneten Unterwaldens hervorrufen; ward aber sehr angenehm überrascht, als mir Eilboten verkündeten, die von mir organisirte Landwehr-Schaar hätte, bei der ersten Nachricht vom Vordringen der Russen, nicht nur die Höhen und Alpenpässe gegen Uri besetzt, und Loison's Truppen, als Freunde, bei sich aufgenommen; sondern gemeinschaftlich mit diesen die Bewachung aller Schluchten und Zugänge übernommen.

Loiſon ſelbſt bewunderte die Sinnesverwandlung dieſes Volks, welches nur ein Jahr vorher noch, mit Wuth gegen Schauenburgs Brigaden geſtritten hatte, und nun, ohne Rachſucht, den Franzoſen, im Augenblick der größten Bedrängniß, freiwilligen Beiſtand leiſtete *).

Wie geſagt, befand ich mich, gerade zu dieſer Zeit wieder in Redings verlaſſenen Hauſe zu Schwyz. Am Morgen des erſten Oktobers erwacht' ich unter Geräuſch entfernten Kanonen- und Rottenfeuers. Suwarow war von Uri, über den hohen Arenberg her, ins Muottathal niedergeſtiegen, von wo er gegen Schwyz andrang. Maſſena aber war ihm vom Zürichſee her, über Nacht, entgegengeeilt. Ich warf mich aufs Pferd, theils dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber meine Dienſte anzubieten, theils ihm die mir eben zugekommene Meldung zu thun, daß Lecourbe, mit ſeinen Grenadieren glücklich beim Dorfe Brunnen gelandet, dem Feinde im Rücken ſtehe. Aus dem Gefecht kommende verwundete Franzoſen und Ruſſen, alle durcheinander, jene luſtig und ſingend, dieſe ächzend, verrammelten mir mehrmals den Weg; dann ebenſo wieder über die Wieſen zerſtreute, fliehende Soldaten einer zerſprengten Halbbrigade, welche Gewehr und Gepäck von ſich geſchleudert hatten. Maſſena, das „Schooskind des Siegs" war durch Suwarows Fauſt vom Schoos des Sieges herabgeriſſen. Ich fand ihn, mit der Hand in ſeinen Haaren wühlend; ohne Hut; außer ſich ſelbſt. Er hörte mich kaum und jagte fluchend einem weichenden Bataillon entgegen. Ich mußte mich begnügen, müßiger Zeuge des blutigen Treffens zu ſeyn, während ich vor den ruſſiſchen Kugeln, durch ein Bauerhaus am rechten Ufer der Muotta, geſchützt war.

Der Ausgang des blutigen Treffens iſt bekannt. Lecourbe's Erſcheinung änderte Alles. Wie ein finſtrer Bienenſchwarm, in

*) Loiſon meldete es mir ſelber nach Schwyz, eben ſo erſtaunt, als gerührt über dieſen Beiſtand der Unterwaldner. „Ils nous appellent leurs amis et ils viennent au devant de tout ce que je souhaite." Er verließ Unterwalden nach wenigen Tagen wieder, um, in Uri, Lecourbe's Stelle zu erſetzen, der zur Rheinarmee berufen ward. Beim Abſchied dankte er, bis zu den Thränen bewegt, den verſammelten Munizipalräthen des Landes feierlich.

stürmischem Gemenge und Gedränge, fuhren Suwarows aufgelöste Kriegsbanden gegen den engen Schlund des Muottathals zurück, verfolgt von den Franzosen. Noch vierzehn Tage nachher wurden, in Bergen und Gebüschen, Leichen gefunden und verscharrt, und die auf dem Schlachtfelde gesammelten Waffen ins Luzerner Zeughaus geschickt. Zwei Vierpfünderkanonen, welche die Russen auf dem Kirchhof der Gemeinde Muottathal beerdigt hatten, macht' ich dieser, auf ihr Bitten, zum Geschenk, als geringe Entschädigung ihrer Verluste und Schrecken. Molitor übersandte mir auch einige Kisten mit Papieren des österreichischen Korps unter General Rosenberg zur Untersuchung. Die überliefert' ich den Flammen.

Der Orkan der Schlachttage war verwüsterisch vorbeigezogen; die Nachwehen davon zu tilgen blieb mir vorbehalten. „All mein Sorgen und Schaffen ist abermals vergeblich gewesen," schrieb ich der helvetischen Regierung: „ich sehe dem namenlosen Elende dieser Länder kein Ende. Doch will ich Muth fassen, und wieder von neuem anfangen. Eine Wunde ist leichter geschlagen, als geheilt; eine Schlacht leichteres Spiel, als hintennach Aufräumen und Herstellen dessen, was sie zu Grunde gerichtet hat."

Neben der Unzahl von Arbeiten, die mir oblagen und ich nicht anführen mag, war mein Tichten und Trachten besonders dahin gerichtet, in diesen Gebirgslandschaften für die Zukunft, neben besserer Jugendbildung, Sinn für Gewerbfleiß, und, durch Bethätigung desselben, mangelnde Quellen des Wohlstandes zu öffnen. Geldgewinn ist ja sonst der kräftigste Hebel des Volkslebens, und hier wies ihn die gebieterische Noth an. Ich hatte reiche Torflager unbenutzt im Bezirk Einsiedeln und in der Nähe des Muottathales gefunden. Darum ermunterte ich die angränzenden Ortschaften, sie auszubeuten; gab Anweisung; verhieß nöthige Geldvorschüsse von Seiten des Staats. Umsonst! Man mochte dergleichen Betriebsamkeit nicht*).

*) Auf dem bei Einsiedeln gelegnen, weitläufigen Moore wird gegenwärtig aber wirklich Torfstecherei getrieben.

Im Thale von Arth, am Roßberg, war ſchon in ältern Zeiten ein Steinkohlenlager für ehmalige Eiſenſchmelzen am Lowerzerſee angebaut worden. Ich lenkte die Aufmerkſamkeit der Vorſteher dieſer Gegend auf ſolchen Schatz hin; ſprach die Regierung um Sendung von Sachverſtändigen an. Umſonſt! Es fanden ſich keine Unternehmer; die Regierung ließ mich ohne Beiſtand.

Alpenwirthſchaft ward in vielen Kantonen, mit alter Sorgloſigkeit, betrieben; und da und hie noch die magerſte Viehweide des Hochgebirgs Italienern zur Ueberſommerung ihrer Schaafheerden verpachtet; während die Schweiz, aus Mangel an eigner Wolle, alljährlich ungeheure Summen für Tuchwaaren ins Ausland ſtrömen läßt. Es gelang mir, zur Anlegung von Wollentuchmanufakturen, Unternehmer zu finden*). Der vielthätige Miniſter Albr. Rengger ſagte mir Beihülfe der Regierung zu. Man wollte beginnen. Umſonſt! Man ſuchte Arbeiter und fand keine.

Das von jeher vernachläſſigte Schulweſen der Urkantone war ſeit Jahr und Tag in gänzlicher Auflöſung. Die ſtürmiſchen Zeiten hatten beinah überall den regelmäßigen öffentlichen Unterricht der Jugend unmöglich gemacht. Ich verordnete Wiedereröffnung von Winterſchulen in ſämmtlichen Gemeinden; ließ eine Inſtruktion für Lehrer drucken und austheilen; veranſtaltete, daß Kinder der Aermſten unentgeldlich gekleidet wurden, um am Unterricht Theil zu nehmen; lud Pfarrgeiſtliche, Vorſteher, gemeinnützige Männer zur Beihülfe ein, und ging ſelber an keiner Schule in den Dörfern vorüber, durch welche mich, auf beſtändigem Umherreiſen, der Weg führte, ohne da einzukehren, zu ermuntern, zu beobachten und Rath zu geben. In der That ward mir die Freude, daß vieler Orten der Unterricht von einer größern Schülerzahl beſucht ward, als vormals geſchehn war. In

*) Ein ſachverſtändiger Mann von Schwyz, Karl Zäßler, machte alle Anſtalten, eine ſolche Manufaktur in Unterwalden zu eröffnen; eben ſo der Seidenfabrikant Camenzind von Gerſau, dem der Miniſter Rengger dazu die leerſtehenden Kloſtergebäude von Einſiedeln anwies.

sämmtlichen Bezirken thaten sich wackere Männer hervor, die freiwillig zum Gedeihn einer so heilsamen und heiligen Sache mitwirkten. Aber die Mehrheit der Priesterschaft blieb lau und flau. Ich hatte mir Glück zu wünschen, wenn sie, aus Furcht vor Religions-Unglück, nicht gradezu offnen Widerstand leistete.

Die einflußreichen und in den Waldkantonen vielverbreiteten Väter Kapuziner fügten sich, aus Klugheit oder Pflichtgefühl, am friedfertigsten in die neue Ordnung der Dinge; vielleicht auch aus Dankbarkeit für Schutz oder manche Begünstigung, die ich ihnen gewähren konnte. Durch den vorsichtigen und würdigen Pater Provinzial Gotthard in Zug gelang es mir, schädliche Thätigkeit einzelner unbesonnener Ordensglieder dadurch zu lähmen, daß sie in andre Gemeinden und Klöster verpflanzt wurden. Nicht soviel Macht konnt' ich über die störrische Weltgeistlichkeit gewinnen, in deren Augen ich, wahrscheinlich schon als „Ketzer", Gegenstand gerechten Hasses, oder Argwohns seyn mochte. Die bischöflichen Kommissarien von Altorf und Schwyz hatten, beim letzten Einzug der Franzosen, uneingedenk der theuern Hirtenpflicht, die Heerden ihrer Gläubigen feigerweise verlassen, und, nach der Rückkunft in ihren Sprengel, der eine zu wenig Thatkraft für das Gute, der andre zuviel derselben für bürgerliche Zwietracht bewiesen *). In einem Urnerdorfe, Spiringen, predigte der Pfarrer seinen Bauern: es habe die Gottlosigkeit der Einwohner des Hauptorts Altorf allein den Zorn des Himmels gereizt, so große Fülle des Elendes über das Vaterland auszuschütten; eine Mahnung, die eben nicht vonnöthen war, den alten Neid der Landleute gegen die begüterten Einwohner Altorfs stärker aufzureizen, das ohnehin schon in Asche lag **). Als der Bezirksstatthalter, Rädle von Freiburg,

*) Durch Verwendung beim Bischof von Konstanz erhielt ich, daß ihre amtlichen Verrichtungen einstweilen dem bischöflichen Kommissär, Thaddäus Müller, in Luzern übertragen worden waren.

**) Als am 5. April 1799 eine furchtbare Feuersbrunst den schönen Flecken Altorf gänzlich, bis auf wenige Häuser, einäscherte, war eine Menge Volks aus benachbarten Dörfern neugierig herbeigelaufen. Aber niemand leistete zum Löschen und Retten Hülfe; man überließ dies dem zufällig dort befindlichen

übrigens ein guter Katholik, dem Pfarrer, in einem Schreiben, dergleichen Liebloſigkeit verwies: nahm dagegen der biſchöfliche Kommiſſär, zu Altorf ſelbſt, und auf öffentlicher Kanzel, nicht nur die Reden jenes Eiferers in Schutz, ſondern zog das Schreiben des Beamten durch die ſchärfſte ſeiner geiſtlichen Hecheln, unter ungebührlichen Schmähungen und Verdächtigungen der Perſon. Wagt's der prieſterliche Zorn nicht, irgend einen Gegner vor deſſen natürlichen Richter zu ziehn: ſo überantwortet er ihn dem Haſſe des religiöſen Fanatismus. — Ich gedenke dieſer Thatſache nur, um vom Geiſte, der damals in vielen Gliedern des Klerus waltete, ein anſchaulicheres Bild zu geben.

9.

Hülfe in der Noth.

Inmitten alles Widerwärtigen ward mir jedoch hohe Freude, als ich eines Tages den Aufenthalt des biedern Aloys Reding, in einem Briefe vernahm, worin er von mir, für ſich und die Seinigen, Päſſe zur Rückkehr forderte. Er hatte bisher zu Roſchach am Bodenſee, einem Verbannten gleich, gelebt, und dort zufällig erfahren, daß ich in den Urkantonen, als Vollmächtiger der Regierung, ſtehe, und das Haus ſeiner Väter von angedrohter Zerſtörung gerettet habe. Ich gab ſeinem Boten die Päſſe. Und als ich eines Abends, von den Gemeinden am Gotthard, über dem Urnerſee zurück, nach Schwyz kam, ſah ich mich unverhofft von meinem Freunde und ſeiner liebenswürdigen Familie, nach langer Trennung, umfangen und bewillkommt. Es war ein Wiederſehn voll weinenden Jubels. Ich galt fortan, als Glied der Familie, und genoß von neuem die lang entbehrte Süßigkeit häuslichen Lebens. Reding ſelbſt ward durch die Regierung, auf meinen Vorſchlag, zum Präſidenten des Erziehungsrathes ernannt, damit er, auch durch amtliche Stellung, gegen fortwährende Rachluſt franzöſiſchen Militärs geſichert würde.

---

franzöſiſchen Militär. Die Soldaten, empört durch ſolchen Grad von Gefühlloſigkeit, ergriffen mehrere der Bauern und zwangen ſie, thätig zu werden.

Im ganzen Lande nahm inzwischen Elend und Noth, beim Herannahn des Winters, drohendere Gestalt an. Tausenden gebrach es an Nahrung; sogar an Obdach und Kleidung. Umsonst wurden, für die Bedürftigsten, Vorräthe von Lebensmitteln der geringsten Gattung um die Summe von 6000 Franken gesammelt: die Magazine zu Luzern waren ebenso schnell erschöpft, als gefüllt. In Einsiedeln und andern Gegenden verbreiteten sich, wahrscheinlich als Folge schlechter Nahrung, gefährliche Krankheiten. Es entstand, unter den Einlagerungen und Durchzügen der vielen Heerhaufen, allgemeiner Futtermangel, das größte Uebel der Alpenländer, welche größtentheils vom Bestand und Ertrag ihrer Heerden leben. Wie könnt' ich alle Plagen nennen, die zu gleicher Zeit gegen diese Bergthäler anstürmten? Schon sah man den Augenblick nahe, daß viele Häuser, daß ganze Dorfschaften, von Einwohnern verlassen werden würden, um ein kümmerliches Daseyn anderswo zu fristen.

Es war wohl nicht leicht, Rettung zu schaffen; aber ich verzweifelte nicht. Auf Kosten des Staats wurden Heumagazine für die Armee-Bedürfnisse angelegt, um den Aelplern das Wenige zu lassen, was ihnen noch geblieben war, und zugleich, für Ueberwinterung eines Theils von ihrem Vieh, in andern Kantonen gesorgt. Die Generale Massena und Gudin ließen sich durch meine Vorstellungen bewegen, die Kriegsvölker in den unwirthlichen Gegenden zu vermindern. Und, als mir die helvetische Regierung offen die Dürftigkeit der Finanzen, ihr Unvermögen erklärte, dem grenzenlosen Uebel zu steuern, wandt' ich mich in einem öffentlichen Aufruf zum Mitleiden an die ganze Nation. Alle Zeitungen wiederholten meine Bitte *). Der Nothschrei ward durch ganz Europa gehört. Wo Schweizer lebten, in Italien, Spanien, Deutschland, fand er in ihren Herzen ein Echo.

---

*) Er ward in mehrern Tausend Exemplaren und in allen öffentlichen Blättern verbreitet, unter dem Titel: „Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit im Kanton Waldstätten"; und erschien im Oktober 1799. Er ward auch von französischen Blättern aufgenommen; dort ein „**beau morceau d'une noble et simple éloquence**" genannt; aber aus Frankreich, dessen Regierung, dessen Krieger, das namenlose Elend der Gebirgsvölker verursacht hatten, ward zur Milderung desselben kein Heller mitgetheilt.

Zwar die an Geld eingegangenen Liebessteuern betrugen nur 34,211 Franken; aber, ungleich höhern Werthes, strömten aus allen Theilen des Schweizerlandes, Unterstützungen herbei, welche einen Reichthum von Lebensmitteln, Wollen- und Leinentuch, männlichen und weiblichen Kleidungsstücken für jedes Alter, Bettzeugen, Hanf, Flachs, Kirchen-Paramenten und andern Bedürfnissen lieferten. Ein menschenfreundlicher Kaufmann zu Luzern, Joseph Schindler, übernahm die Besorgung der dafür eröffneten Magazine, und, nach meiner Anweisung, die Versendung der Gelder und Waaren. In jedem der hülfsbedürftigen Bezirke hatt' ich vertrauenswürdige Männer ernannt, welche den Dörfern die Gaben vertheilten. Aus ihren Berichten stellt' ich die öffentliche Rechenschaft zusammen, welche in mehrern auf einander folgenden Heften erschien *). „Ich habe", sagt' ich am Schlusse derselben: „in den Waldstätten, meines Lebens bitterste und süßeste Stunden gelebt! Mehr, als einmal, näßte sich mein Auge in wehmüthiger Freude, beim Anblick so vieler Leiden und so vieler Tugend. Unter den Ruinen jener einst glückseligen Hütten lernt' ich die Menschheit kennen, wie sie sich, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Gräßlichkeit, entfaltet hat."

Noch eine Hülfe andrer Art erschien, nicht minder wohlthätig. Den ersten Gedanken dazu hatte der unermüdbare Albr. Rengger, Minister des Innern, gegeben. Zahllose Haushaltungen nämlich waren außer Stande, ihre Kinder zu nähren und zu kleiden. Wie in den Waldstätten, so in Wallis und Glarus. Es erbot sich, in den minder verheerten Theilen des Schweizerlandes, der mitleidigen Familien eine Menge, jene Kinder zu besserer Erziehung und Pflege

*) Sie führten Gegenrechnung und besaßen Verzeichnisse der dürftigsten Haushaltungen in sämmtlichen Dörfern ihres Bezirks. Nach ihrem Gutachten und Verlangen empfing Schindler in Luzern die Weisungen zur Verabfolgung der Unterstützungen. Dankbar führ' ich die Namen dieser schätzbaren Männer an, deren Mühe und Uneigennützigkeit von ihren Landsleuten selten mit Anerkennung vergolten ward. Es waren Aloys Reding in Schwyz, Pfarrer Buesinger in Stans, der nachherige Landammann Karl Müller in Altorf, Pfarrer Meinrad Ochsner in Einsiedeln, und Statthalter Meyer in Andermatt.

aufzunehmen. Der Kanton Solothurn allein trug mir an, 1012 der beklagenswürdigen Kleinen zu versorgen. Ich versandte wirklich über tausend derselben, versehn mit Tauf- und Heimathscheinen, in die Kantone Luzern, Solothurn, Aargau und Bern. An einem einzigen Tage *) ließ ich 120 solcher Kleinen aus den Bezirken Schwyz, Urseren und Einsiedeln, mit ihren Führern, zu Brunnen einschiffen. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, als sich Väter und Mütter von ihren weinenden Lieblingen trennen, und ihr Theuerstes, von übergroßer Noth gedrungen, fernen, fremden Händen anvertrauen mußten. Doch die Freude, zu dieser Hülfe beigetragen zu haben, ward mir bald verbittert.

Von allen Seiten liefen Klagen über Trägheit und Sittenlosigkeit der Pfleglinge ein; über Hang der Meisten zur Bettelei, Unreinlichkeit, Schadenfreude, Näscherei, Lügenhaftigkeit, sogar zum Diebstahl und zu andern Lastern. Die Wenigsten von den Erwachsnern konnten lesen, oder schreiben; ihre Religiosität war gedankenloses Mitmachen todten Kirchenbrauchs. Was mußten, nach solchen Klagen, die Zeitgenossen von der gepriesenen Sitteneinfalt, Unschuld und Frömmigkeit der Hirtenländer urtheilen!

Es ist wohl unnöthig, zu sagen, daß so schmerzreiche Erfahrungen tiefen Eindruck auf mein Gemüth machten. Mein Amt glich dem Trittrade, in welchem der angestellte Sträfling vom Morgen bis zum Abend vorwärtsläuft, und keinen Schritt weiter gelangt. Ich hatte aber weniger Mitleiden mit mir, als mit dem Menschengeschlecht. Wär' ich nicht soviel einzelnen Tugenden desselben begegnet: ich würde den Glauben an die Menschheit verloren haben.

In rastlosem Briefwechsel mit helvetischen, französischen und auswärtigen Behörden **); und im rastlosen Umherwandern kam und ver-

---

*) Es war der 23. November 1799.

**) Im J. 1799 hatt' ich über 2000 amtliche Briefe eigenhändig geschrieben, die, während des Schreibens, zugleich meinem jungen Sekretär Denz von mir in die Feder diktirt wurden.

ſtrich mir der vorletzte Winter des achtzehnten Jahrhunderts. Die geſetzliche Ordnung und Ruhe ward nur noch ein einziges Mal unterbrochen, und auf eine Art, die charakteriſtiſch genug für jene Zeit und das damalige Volk iſt, um hier ganz kurz angedeutet zu werden. In Unterwalden ob dem Wald nämlich verweigerten die auf Bergen, oder in entfernten Thalwinkeln, gelegenen Ortſchaften, zur Tilgung von ſolchen Landesſchulden beizutragen, die, durch militäriſche Requiſitionen und Truppenzüge, in Gemeinden längs der Landſtraße, entſtanden waren und beſonders ſchwer auf dem Hauptort Sarnen laſteten. Bei gewöhnlicher, ſchon erwähnter Eiferſucht der Schweizerdörfer gegen Städte und Hauptorte, entſchieden ſich die Wildeſten unter allen Widerſpenſtigen, den Flecken Sarnen, wegen ſeiner Forderungen ein- für allemal zu züchtigen, das heißt, zu verbrennen und zu plündern. Man rottete ſich wirklich zu dem Zweck bewaffnet, von überall her, auf dem, mit ländlichen Wohnungen überſtreuten Sonnen- oder Schwändiberg, an der Weſtſeite des Sarnenſee's, zuſammen. Schon war der Tag des Ueberfalls beſtimmt, als ich, noch anweſend in Uri, durch Eilboten von der Gefahr unterrichtet ward. Spät Abends, von einigen Chaſſeurs begleitet, traf ich in Sarnen ein *). Aus der Ferne ſchon leuchteten vom Schwändiberg die Wachtfeuer der Inſurgenten. Ich bot die Landwehrmannſchaft auf; berief von Luzern einige Kompagnien Infanterie; ließ den Aufrührern meine Ankunft melden und forderte ſie auf, mir ungeſäumt ihre Beſchwerden zu melden. Als die an ſie Abgeordneten aber, von ihnen mißhandelt, einer derſelben blutend, zurückkehrten, und anzeigten, daß die Banden noch in der Nacht, oder folgendes Morgens gegen Sarnen rücken würden, macht' ich mich, um folgenſchweres Unheil zu verhüten, ſelbſt zum Lager der Meuterer auf den Weg, begleitet von einigen Beamten und wenigen franzöſiſchen Chaſſeurs. Es war mondſcheinhelle Mitternacht, als wir, unſre Roſſe am Zügel leitend, die Höhe des Gebirgs mühſam erklommen hatten. Zu meinem Erſtaunen flohn plötzlich die vor uns, an ihren Feuern gelagerten, Haufen des Aufſtandes, ohne zu warten, aus einander, durch Wald und Buſch und Berghalden, ihren Heimathen zu. Aber-

*) 12. Dezembers 1799.

gläubige Furcht hatte sie ergriffen, beim Anblick blitzender Waffen und berittener Krieger, auf ihrer Berghöhe, wo nie zuvor bewaffnete Reiterei gesehn worden war. Das hatte ihnen gespenstisches Höllenwerk geschienen. Damit aber war auch der Aufruhr abgethan. Die Rädelsführer entwichen; Deputationen baten um Gnade; und die Zerwürfnisse der Gemeinden wurden ohne Mühe geschlichtet.

10.

Ein Paar politische Ansichten.

Mit Beginn des Lenzes *) hatt' ich den Zweck meiner Sendung endlich in den Waldstätten erfüllt; die verfassungsmäßigen Behörden aufgestellt; Ordnung und Frieden überall mit gesetzlicher Kraft gesichert. Der größte Theil der französischen Armee verließ schon die Schweiz, um in Deutschland den Krieg fortzusetzen. So konnt' ich mich nun wieder einmal einer lange vermißten Sorgenfreiheit hingeben, während ich die vom Vollziehungsdirektorium verlangte Entlassung erwartete. Ich beschäftigte mich nur noch mit Abschluß sämmtlicher Geschäfte; mit Vertheilung der letzten Liebesgaben, und mit Ausbreitung von tausend Exemplaren des bekannten Beckerschen „Noth- und Hülfsbüchleins." Diese waren mir von der Regierung gestattet, um sie, bei den öffentlichen Schulprüfungen, den Fleißigsten der Kinder zum Geschenk zu machen, in der Hoffnung, damit Samen neuer Kenntnisse ins Volk zu werfen **). Den größern Theil der Zeit verlebt' ich unter meinen Lieben in Schwyz; philosophirte, dichtete wieder; besuchte mit Reding die Schlachtfelder, wo er an der Spitze

---

*) Im J. 1800.

**) Richtige Hoffnung! Sie ward durch die Priesterschaft vereitelt, welche, sobald ich die Waldstätte verlassen hatte, alsbald in Beckers volksthümlichem Buche Spuren der Ketzerei und Religionsgefahr witterte; allen Haushaltungen das „gottlose Büchlein" abfordern ließ, und, wie mir Aloys Reding mit Betrübniß schrieb, was irgend zur Verbesserung des Jugendunterrichts vorbereitet war, wieder änderte.

ſeines Volks ſiegend gegen die Franzoſen gefochten hatte; ſammelte mit ihm Materialien zur Geſchichte vom Kampf und Untergang der Wald- und Bergkantone; oder beſprach mit ihm die Hoffnungen des Vaterlandes für die Zukunft, und die Mittel, der Schweiz zwiſchen den Nachbarſtaaten würdige, ſichre und unabhängige Stellung zu verbürgen.

Die freie Selbſtſtändigkeit der Schweiz, darin waren wir beide einig, iſt durch Stärke und Tapferkeit ihres Volks ſo wenig gegen Untergang geborgen, als durch Tugend und Ehrfurcht vor Völkerrecht von Seiten der Großmächte, ſondern allein durch deren wohlverſtandenes Intereſſe und Bedürfniß. Einverleibung Helvetiens in Frankreich oder Oeſterreich, oder Theilung des Landes, brächte einem oder dem andern Todesgefahr bei jedem Kriegsausbruch; gährenden Giftſtoff in Friedenszeiten. Verwandlung der Schweiz in ein Königreich, würde den ärmſten und unſicherſten Thron von der Welt, zwiſchen blutigen Empörungen und Auflehnungen im Innern, und gegenſeitiger Eiferſucht der Nachbarmächte, aufſtellen. Aber auch darin waren wir einig, daß die Schweiz zur Sicherung ihrer dauerhaften Ruhe im Innern, ſo wie der Ruhe ihrer Nachbaren, einer weiſer berechneten Bundesordnung bedürfe; weder einer naturwidrigen Einheitsſchöpfung, wie die an der Spitze franzöſiſcher Bajonette gebrachte; noch einer, wie die im Mittelalter durch Zufälle zuſammengebackene geweſen war. Beide ſind ſchlechthin unhaltbar; beide hemmen jede freie Entwickelung des Staatslebens; beide gewähren den Nachbarſtaaten, in allfälligen Kriegen derſelben, keine treue Neutralität der Schweiz. Reding und ich waren überzeugt, daß freie Selbſtverwaltung der Kantone, unter einer ſtarken, alle Theile zu einem Ganzen verbindenden Centralgewalt, allein das Glück der Zukunft begründen könne.

Dieſe Ueberzeugung, von welcher Reding ſpäterhin freilich wieder abließ, ſtand damals ſo feſt in mir, wie heut noch, ungeachtet alle ſpäter erfolgten Umſchaffungen der Staatsverfaſſung, bis auf die heutige Zeit *), noch nichts Entſprechendes aufgeſtellt haben. Unver-

*) 1840.

föhnlicher Parteigroll der Demokraten und Aristokraten, der sogenannten Unitarier und Föderalisten, verhinderten, bei abwechselnden Siegen und Niederlagen der Einen, oder Andern, fortwährend die Schweiz, eine feste Burg der Freiheit ihres Volks und eine sichernde Scheidewand der benachbarten Großmächte in deren Kriegen zu werden. Doch zweifle ich nicht, daß fortschreitende Zivilisation, besonders in den Alpenkantonen, endlich allgemeinere, innigere Verbrüderung der kleinen Völkerschaften und damit größere Einheit in diesen verworrenen Föderalismus eben so gewiß herbeiführen werde, als eben die Fortschritte der Zivilisation dereinst nothwendig die ungeheure russische oder britische Monarchie ihrer Einheit berauben, und wieder in eine Vielheit unabhängiger Einzelstaaten auflösen müssen.

Den ersten, erschütternden Stoß empfing zu dieser Zeit die kaum zweijährige Konstitution der helvetischen Republik, als die gesetzgebenden Räthe eigenmächtig das Vollziehungsdirektorium stürzten *); statt dessen einen Vollziehungsausschuß ernannten, und eine Kommission zur Verbesserung des Staatsgrundgesetzes aufstellten. Dies bewog mich, auch meine Ansichten über Neugestaltung der Eidsgenossenschaft in größern Umlauf zu bringen. Ich galt ziemlich allgemein, als entschiedner Unitarier, und war, durch mannigfache Erfahrung und Kenntniß des Volks belehrt, nichts weniger, als dies; während Andre es waren, und nachher im Kantonalgeist verstockte Föderalisten wurden.

Zur Darstellung meines Innern gehört wohl auch die politische Auffassung jener Zeiten und Umgebungen. Ich gebe sie vielleicht am treusten mit Bruchstücken aus einigen Briefen, die in damaligen Tagen von mir, Behörden oder Freunden, geschrieben wurden, und noch urschriftlich in Archiven vorhanden liegen, oder aber durch die Empfänger selbst dem Druck übergeben worden sind. Schon vor der eben gedachten Regierungsveränderung in Bern, äußerte ich in einer Zuschrift an den helvetischen Senat **), bei Uebersendung der ersten

*) Den 7. Jänner 1800.

**) Unterm 8. Dezembers 1799.

Rechenſchaft über die zur Rettung der Waldſtätte geſammelten freiwilligen Steuern: „Eins noch hat das Volk der Waldſtätte nicht verloren, noch nicht ſeinen unſterblichen Freiheitsſinn. Dieſen beugte weder das Bajonet der Franken, noch der Ruſſen; ſo wenig, als ihm die mit Blut befleckte, nicht ſelbſtgeſchaffne, Konſtitution Vertrauen einflößen konnte. — Bürger Senatoren, an Ihnen iſt's die verlornen Waldſtätte wieder zu gewinnen. Geben Sie dem Volke eine verbeſſerte Staatsverfaſſung, voller Einfalt, Kraft und Freiheit, daß jeder Schweizer ſich, als Schweizer, wieder fühle: und Sie haben das ganze Vaterland gerettet! Jeder verzögerte Tag iſt ein Verluſt."

Beſtimmter erklärt' ich mich nachher in Privatbriefen gegen Einzelne, auf das Verfaſſungswerk einflußreiche Glieder des Senats. „Das Volk der ehmals demokratiſchen Kantone," ſo ſchrieb ich einem derſelben *): „verlangt mit Heftigkeit Frieden. Eine der nordamerikaniſchen nahekommende Bundesverfaſſung genügt, worin es ſeine unmittelbaren Kantonal-Obrigkeiten, wie vor Zeiten, ſelber ernennen, und durch einen „Volksausſchuß" jährlich einmal über Annahme und Verwerfung ſeiner Geſetze ſprechen kann. Um die Centralregierung der ganzen Schweiz iſt es dann ziemlich unbekümmert, wenn ſie nur kraftvoll, und aus rechtſchaffenen, tüchtigen Männern, zuſammengeſetzt iſt. — Sollten bei einem künftigen Friedensſchluß die Franzoſen aus der Schweiz gehn, ehe wir eine vom Beifall des Volks umringte Konſtitution beſitzen: ſo ſag' ich Ihnen voraus, daß der Aufſtand eines einzigen Kantons, den Aufſtand Aller nach ſich ziehn, und dann vielleicht vom Volke dasjenige gethan werden wird, was ich wünſche, daß zu guter Zeit durch unſre Geſetzgeber geſchehe **)."

---

*) Dem Senator Krauer von Luzern, von Schwyz aus, unterm 27. Febr. 1800. Er war zu der Zeit Mitglied einer „Konſtitutions-Kommiſſion", und ich von ihm aufgefordert, meine Anſichten mitzutheilen.

**) Dieſe politiſche Prophezeiung, zu der übrigens wenig Divinationsgabe gehörte, ging nachher faſt wörtlich in Erfüllung, als, im Herbſt 1802, Frankreich alle Truppen aus der Schweiz zurückgezogen hatte, und der allgemeine Aufſtand gegen die helvetiſche Regierung erfolgte, welchem die Intervention des erſten Konſuls Bonaparte und ſeine Mediationsakte ein Ende machte.

Einem andern Senatsgliede *) schrieb ich: „Entweder nur die starken Wurzeln der Gewohnheit, oder der sichre Felsgrund der Ueberzeugung, oder Vorliebe und Vertraun zum Schöpfer einer Konstitution, wie Sparta dies Vertraun auf Lykurg hatte, können eine neue Staatsverfassung dauerhaft erhalten. Auf Gewohnheit dürfet Ihr in Helvetien noch nicht zählen; auf Vorliebe und Vertraun zu den Gebern noch weniger."

„Eine Staatsverfassung, besonders eine republikanische, mag ihre Gewährleistung durch kein andres Mittel empfahn, als durch Zufriedenheit des Volks mit derselben. Ihr werdet sagen: das Volk ist noch zu ungebildet. Man muß das Volk nehmen, nicht wie es ist, sondern wie es seyn sollte. — Nein, nicht immer muß man das Volk nehmen wie es seyn sollte, sondern, wie es wirklich in seinen wichtigsten Verhältnissen ist. So handelten die größten Gesetzgeber der Vorwelt, und sie waren in ihren Arbeiten glücklicher, denn wir. Moses und Lykurg, Solon und Numa, und Peter der Große und Friedrich der Große, traten in Ideen und Vorurtheile ihrer Völker ein, und erreichten ihr Ziel. Unsre Zeitgenossenschaft ist allerdings noch nicht für das Beste reif. Es ist aber leichter, eine neue Konstitution, als ein neues Volk zu machen."

„Die künftige Verfassung der Schweiz sey so demokratisch, als sie es, der Einheit und Stärke des Ganzen unbeschadet, seyn darf. Was das Volk wohl verrichten kann, lasse man aber durch das Volk verrichten."

11.

Der Zug in die italienische Schweiz.

Dem ganzen Welttheil waren schon wieder neue und außerordentliche Schicksale bereitet. Napoleon Bonaparte, wie durch Wunder,

---

*) Meinem Freunde Paul Usteri (datirt Altorf den 1. Febr. 1800). Er ließ den ganzen Brief damals in dem von ihm und Escher herausgegebenen „Neuen republikanischen Blatt" No. LIX. S. 235 ff. abdrucken.

nach Aegypten gelangt, war, wie durch Wunder, von daher zurückgekehrt; zum erſten Konſul der franzöſiſchen Republik erhoben, und rüſtete nun zur Wiedereroberung des verlorenen Italiens.

Die helvetiſche Regierung ernannte mich zum Regierungskommiſſär im Wallis *), dieſem Kanton das zu leiſten, was bisher den Waldſtätten; zugleich auch, den erſten Konſul und deſſen Reſerve-Armee, über den St. Bernhardsberg zu begleiten. Doch hatt' ich ſchon der Familie Reding zugeſagt, den Sommer in freier Muße, und in ihrer Mitte, zu verleben. Ich lehnte die Ernennung ab. Wenig lag mir daran, den größten Feldherrn dieſes Zeitalters ein Paar Tage lang im flüchtigen, amtlichen Umgang kennen zu lernen. Vielleicht würd' es andre gelockt haben, von ihm wenigſtens Gang, Haltung, Miene, Rock und Hut zu ſehn. Ich hätte dafür nicht das Fenſter geöffnet. Mehr freute mich's, ſtatt deſſen mit Aloys Reding in den ſchönen Seitenthälern des Landes umherzuſchwärmen; oder, von ihm mit der Flöte begleitet, am Klavier kleine Lieder zu ſingen, die ich für uns beide in Muſik geſetzt hatte; und mit ihm im Beginn des Maienmondes, in einer ihm gehörigen untern Alp der Rigikette, erhaben über dem traurigen Weltgetümmel, luſtige Tage, bei ſeltſamer Junggeſellen-Wirthſchaft, zuzubringen. Doch die Wonne des Wonnemonds eilte früh zu Ende.

Eines Tages erſchien bei mir ein Adjutant des Generallieutenants Moncey, mich zur Unterredung mit dieſem in Luzern einzuladen. Auf die Frage: weshalb? erfuhr ich, der Vollziehungsausſchuß habe mich zum Regierungskommiſſär für die italieniſche Schweiz und zum Begleiter des Generals ernannt, der mit einem Armeekorps von 20,000 Mann in die Lombardie eindringen werde. Ich begab mich nach Luzern. Der General ſchien mir im Irrthum zu ſchweben; denn ich hatte von Bern keinen Ruf zu einer Sendung erhalten, die anzunehmen ich ohnehin nicht geneigt war. Er aber that mir aus Briefen dar, er ſey an mich gewieſen. Er beſchwor mich, ihm auf dem Zuge

*) 1. März 1800.

beizustehn und widerlegte die Gründe meiner Weigerung mit einer Beredsamkeit, die mich wanken machte. „Sonderbar," — sagte er: „daß ein Fremder, wie ich, einen Schweizer bitten muß, seinen Mitbürgern ein Schutzengel gegen Uebel zu werden, die mit dem Durchzug einer Armee unzertrennlich sind. Ich stehe im Begriff, nach Italien aufzubrechen. Ihre Regierung hat keine Zeit mehr, einen Andern an Ihrer Stelle zu wählen. Ehe der Entscheid derselben eintreffen kann, bin ich schon an den mailändischen Gränzen. Darum bitt' ich Sie, kommen Sie. Wahrhaftig wegen meiner Truppen bitt' ich Sie nicht; die werden sich gut oder übel durchhelfen und überall finden, was sie suchen. Sondern Ihrer eignen Mitbürger willen bitt' ich Sie, daß diese, beim plötzlichen Durchzug einer Armee, Erleichterung und Beistand erhalten können. Wollen Sie denn gegen Ihre eignen Landsleute gefühlloser seyn, als ich, der Fremde?"

Ich dachte an das vielgeplagte, unglückliche Uri; glaubte diesem armen Land noch einmal, und wahrscheinlich den letzten Dienst leisten zu können. Der General umarmte mich und versprach strengste Manneszucht und möglichste Schonung der Gegenden, durch welche der Heerzug gehe. Er brach sein Wort nicht. Moncey, nachmaliger Herzog von Conegliano, ein Mann von ungemein würdevollem Aeußern, hatte ein eben so würdereiches Gemüth. Ich fühlte mich durch seine wachsende Zuneigung geehrt und habe die reinste Hochachtung für ihn bewahrt.

Den Tag vor meiner Abreise zur Armee *) empfing ich in der That vom Vollziehungsausschuß die Ernennung, welche schon sieben Tage vorher ausgefertigt worden war. Mein treuer Zögling Denz, und ein junger, gebildeter Mann von Schwyz, Namens Aufdermaur, den ich im Redingschen Hause kennen gelernt hatte, begleiteten mich. Letzterer, in Neapel geboren, an das Geräusch der Residenzen und Waffen gewöhnt, in der ländlichen Stille seiner Heimath von

*) 27. Mai 1800.

langer Weile gequält, folgte mir, als Freiwilliger *). Ich ernannte ihn zum Kriegskommiſſär. Sein lebhaftes Weſen, wenn auch mit etwas Eitelkeit oder Leichtſinn gepaart, befreundeten mich ihm. Durch militäriſche Kenntniſſe und mehr noch, durch Gewandtheit in italieniſcher Zunge, welche ihm geläufiger, als die deutſche Mutterſprache war, kam er mir ſehr zu ſtatten.

Wir eilten zur Avantgarde, Diviſion Lapoype, die ſchon den Gotthard aufwärts zog. Um uns murmelte, im Gebirg, Donner entfernter Lauinen. Die Gotthardsſtraße glich einem erhöheten Schneedamm, der während des Winters feſtgetreten, für Menſchen und Roſſe oft gefährlich war. Im Pfarrhauſe zu Airolo erwartete mich Moncey. Ich traf ihn in Verzweiflung. Er durfte keine Stunde zögern, nach Italien zu kommen, befand ſich aber noch ohne Munition, ohne Lebensmittel. Beides lag noch in Magazinen, jenſeits des Gotthard, hinter uns. Die helvetiſche Regierung hatte ihm, zum Transport des Heerbedarfs, 1500 Pferde verſprochen; aber nur 212 derſelben geſtellt. Es blieb dafür kein Mittel, als Menſchen zu belaſten. Er gab mir 6000 Livres, die ich unter die Gemeinden an beiden Seiten des Gotthards vertheilte, wofür nun Männer und Weiber, in langen Schaaren, die Bürden über das Gebirg ſchleppten.

Bei ſtürmiſchem Wetter, Regengüſſen und verdorbnen Landſtraßen, ſetzte das Heer langſam den Zug fort. Perſönliche Anſtrengungen, wie in dieſen Tagen, hab' ich nie vorher erlebt, und nie nachher. Ueberall ſchrie Noth. Der Soldat war durch Mangel am Nothwendigſten gezwungen, auf Koſten eines ſchon von Oeſterreichern und Ruſſen früher ausgezehrten Landes zu leben. Er nahm, was er fand,

*) Er war in Neapel geboren und erzogen; ſpäterhin Chef de Bataillon der erſten Legion der Ausgewanderten in Italien geworden, bei Mantua von den Franzoſen gefangen, und auf ſein Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, in ſein Vaterland zurückgelaſſen. Er ſpielte nachher im Aufſtand gegen die helvetiſche Regierung (1802) eine vorübergehende Rolle, ward General eines Schweizerregiments in niederländiſchen Dienſten; zog ſich Verabſchiedung zu, und kehrte nach Schwyz zurück.

und ließ in seinem Rücken Hunger und Schrecken zurück. Moncey stellte vergebens, auf mein Verlangen, längs den Dörfern, Wachten, daß sich keiner zum Plündern vom Zuge entferne. Die Generale Lapoype, Lorge und die übrigen vollzogen den Befehl entweder nachlässig, oder unvermögend, sich Gehorsam zu schaffen. Nahrungsmittel, Schuhe, Kleidung, Alles ward geraubt; es gebrach den Tausenden an Allem. Oder man schrieb unerschwingliche Requisitionen aus, für welche die ausgestellten Gutscheine nie bezahlt wurden *). Bald eilt' ich, um Beistand angerufen, zum Vortrab; bald mehrere Stunden Weges wieder zurück. Unaufhörlich von Adjutanten, Generalen, Kommissären, Magazinbeamten, oder wehklagenden Gemeindsvorstehern und Boten bestürmt, verbracht' ich Tag und Nacht unter Hader und Schreien, unter Bitten und Drohungen. Die Befehlshaber der Truppen schrieben mir Böswilligkeit und aristokratischen Franzosenhaß zu, der bei den Schweizern keine Seltenheit war; und grollten mir um so mehr, je standhafter sich Moncey für mich und meine Verfügungen aussprach **). Uebrigens, die Heeresflut rückte von Tag zu Tag weiter. Außer einem leichten Postengefecht, an der Brücke über die Moesa, zeigte sich nirgends feindlicher Widerstand. Ich jedoch athmete erst freier, als ich die Massen des Armeekorps über die lombardischen Gränzen geschoben sah.

So stand ich nun wieder vereinzelt an den Ufern des Tessins, auf einem mir durchaus fremden Kampfplatz, wie durch eine böse Fee da-

---

*) Täglich wurden für ungefähr 20,000 Mann gefordert: 21,600 Rationen Brod; 21,500 Rat. Reis; 1,500 Rat. Heu, und 20 Stück Vieh zu 500 Pfund. Dazu noch 21,600 Rat. Wein, 16,000 Rat. Salz, und nebenbei auch 3000 Paar Schuhe.

**) Eines Tags (30. Mai) fügte Moncey einer Depesche, die er mir von Giornico zuschickte, freudig und eigenhändig in einer Nachschrift, die Botschaft von einer ersten Eroberung bei, die er gemacht hatte, und in Wegnahme von etwa 600 Schafen und 50 — 60 Kühen bestand, die man den Feinden habe zuführen wollen. Fast gleichzeitig kamen aber die jammernden Eigenthümer der Heerden, die in die Alpen geführt werden sollten, und ihnen nun geraubt waren. Die Eigenthümer wiesen sich, als Schweizer aus: und Moncey gab das Vieh auf der Stelle wieder frei, sobald ich ihn des begangenen Irrthums überführte.

hingezaubert. Ich ſollte, wie in den Waldſtätten, das politiſche Chaos aus einander ſcheiden und es neu, nach helvetiſchen Geſetzen, zuſammengliedern und geſtalten. Ich kannte des Landes Volk, Einrichtungen, Sitten, Vorurtheile und übrige Verhältniſſe nicht. Ich fand nur allenthalben ſchauerliche Denkmale der Anweſenheit franzöſiſcher, öſterreichiſcher und ruſſiſcher Schaaren, welche einander wechſelweis die Päſſe der Alpen ſtreitig gemacht hatten. Zudem war auch nicht einmal einige Gewißheit gegen nahe Wiederkunft der Schrecken vorhanden und der Plagen, welche dieſen Theil des Schweizerlandes ſeit vollen zwei Jahren heimgeſucht hatten. Darüber ſollte erſt zwiſchen Bonaparte und Melas auf den Schlachtfeldern Italiens entſchieden werden.

12.

Frühere Vorgänge.

Die Gegenwart, welche mich jetzt umringte, zu verſtehn und richtig zu behandeln, mußt' ich ihre Mutter, die Vergangenheit, kennen lernen. Darum will ich, damit man ſie verſtehe, hier in flüchtigen Zügen die Zuſtände ſchildern, in denen die Thäler am Teſſin vor meiner Ankunft waren.

Man ſtelle ſich ein unter eidsgenöſſiſchen Landvögten ſittlich-verſtümmeltes Unterthanenvolk vor; heißblütig, aber kraftlos; kirchencifrig, aber im täglichen Leben locker; genußſüchtig, ohne Arbeitsluſt; unternehmend, ohne Beharrlichkeit; verwegen, ohne Tapferkeit; prahlhaft, neben Kriecherei; ſchlau und verſchmitzt neben Unbeſonnenheit; leidenſchaftlich liebend und haſſend; prunkvoll im Oeffentlichen, ſudelich im Häuslichen. Man denke ſich ſolches Volk, deſſen altes Joch plötzlich durch die ſchweizeriſche Staatsumwälzung gebrochen worden. Statt der Freiheit umarmte man jubelnd anarchiſche Frechheit. Man rottete ſich in Parteien. Frage ward: ob ſich zur neugeſchaffnen helvetiſchen oder neugeſchaffnen cisalpiniſchen Republik ſchlagen? Die große Mehrheit der Bevölkerung, durch Gewohnheit geleitet, oder aus Nachbargroll gegen die Lombarden, ſprach für Verbleiben bei der Schweiz; die

Freiheitsschwärmer, unter der Hand von Männern des cisalpinischen Direktoriums ermuntert, oder vom eignen Ehrgeiz gespornt, sprachen für Cisalpinien *). Die Letztern nannten sich „Patrioten", und riefen: „Die Schweiz kann uns nur Steine; Cisalpinien aber Brod und Wein geben!"

Schnell gerieth man darüber zu Thätlichkeiten. Die Patrioten, als Flugblätter nichts über den Volkssinn vermochten, warben alsbald, und zahlten, kleideten und bewaffneten müßiges Gesindel im Mailändischen; überfielen Lugano **), und verbreiteten einige Stunden lang Schrecken. Die Luganesen ermannten sich und trieben die „Briganti" zurück. Es gab Verwundete und Todte auf beiden Seiten. Blutiger noch ward in Mendrisio zwischen den Parteien gefochten. Die Einwohner, vom siegenden Haufen der Patrioten übermannt, wurden durch Gelderpressungen, Requisitionen und andere Gewaltsamkeiten gezwungen, sich für Cisalpinien auszusprechen, bis sie wieder der Patrioten, durch Beistand der Luganesen, ledig wurden.

Klagend wandte man sich nun an den General Berthier. Dieser sandte den General Chevalier, des gesammten Volks Willen zu hören, ob es helvetisch oder cisalpinisch seyn wolle? Sowohl ihm, als dem General Brune, der die Frage wiederholte, antwortete die Mehrheit des Landes: „Wir bleiben Schweizer!" — So geschah die Einverleibung der ehmaligen Vogteien am Tessin in die helvetische Republik. Sie bildeten in ihr nun zwei Kantone: Lugano und Bellinzona. Die Rache der siegenden Partei richtete sich von da an gegen die Urheber der Unruhen und des vergossenen Bürgerbluts. Die Patrioten sahn ihre Sache verloren; fleheten mit Gewandtheit den Schutz der helvetischen Staatsbehörden an, und es ward Amnestie über sie ausgesprochen ***).

---

*) Unter anderm machte der Direktor Moscati dem nachmaligen helvetischen Prefetto von Lugano, Herrn Buonvicini, Anträge zur Vereinigung Luganos mit Cisalpinien, wovon mich dieser überzeugte.

**) In der Nacht vom 14. zum 15. Febr. 1798.

***) Den 26. Nov. 1798.

Das Volk, in der Erwartung getäuscht, die Cisalpinier bestraft, oder sich von ihnen entschädigt zu sehen, ward mit stummem Zorn Zeuge von der Rückkehr der Geflüchteten auf vaterländischen Boden, den diese mit Bürgerblut gefärbt hatten. Furcht vor ihnen, und Unwille gegen die Regierung, stiegen noch höher, als in der Schweiz revolutionäre Maßregeln an die Tagesordnung kamen; als eine Reihe unkluger Verordnungen über Pässe, Militärkonscriptionen, kirchliche Prozessionen u. s. w. erschien; als volksbeliebte Beamte von ihren Stellen entlassen und diese den verhaßten Amnestirten, oder deren Freunden, übertragen wurden. Die Cisalpinischgesinnten, schlau und talentreich, spielten nun die Rolle der Begeisterten für Freiheit und Helvetien; bezeichneten ihre Gegner dafür, als Anhänger der Aristokratie und Oesterreichs. In Lugano ward ein Kriegsgericht niedergesetzt, mit Vollmacht, binnen 24 Stunden Todesstrafe auszufällen. Dies Gericht, dessen Mitglieder meistens zur Zahl jener verabscheuten patriotischen Radikalen gehörten, erzeugte allgemeines Schrecken, schon durch Namen und Vorhandenseyn; noch keineswegs durch sein Verfahren.

Gährung griff von neuem um sich. Die Franzosen, in Italien geschlagen, waren eben in vollem Rückzuge. Nun brach Aufruhr der Thäler aus. Ankunft einiger fliehenden cisalpinischen Soldaten in Lugano, veranlaßte Zusammenlauf und Vorwand, Vertheidigung zu rüsten.*) Der Regierungsstatthalter Capra, von stürmenden Landleuten und Bürgern gezwungen, mußte durch den Aidemajor Stoppani das Zeughaus öffnen lassen. Stracks wurde sodann Stoppani vom wüthenden Pöbel erschossen; das cisalpinische Militär entwaffnet und gefangen; in den Häusern der Patrioten geplündert. Viele von diesen entflohen; viele warf man in die Kerker.

Das Erscheinen einer französischen Halbbrigade, die, im Rückzug begriffen, am Seeufer von Lugano landete, unterbrach nur kurze Zeit die Ausschweifungen der raub- und rachedürstigen Bauern. Mancher der Cisalpinischgesinnten ward gerettet. Kaum hatte aber die Halb-

*) Den 26. April 1799.

brigade ihren Rückzug fortgesetzt, rief das Geheul der Sturmglocken zum frischen Aufstand.*) Bewaffnetes Landvolk strömte von allen Bergen und Thälern der Umgegend nach Lugano, mit Geschrei der Rache gegen Patrioten, Cisalpinler, Jakobiner. Drei von diesen, welche den Muth gehabt hatten, zurückzubleiben, wurden vom rasenden Pöbel zum Freiheitsbaum geschleppt und mit Flintenschüssen getödtet**); während ein, schon unter den ehmaligen Landvögten verbannt gewesener Bösewicht, vom Val d'Agno, mit einer Art, aus dem Gewühl des Volks hervorsprang, und den Kopf eines jungen Mannes, des Advokaten Papi, bis auf den Rumpf spaltete.

Bald darauf erfolgte wieder der Einzug österreichischer Truppen. Dann entstand Ruhe. Nun aber lösete sich ein Bezirk vom andern ab, so daß, von den Gränzen der Lombardie, bis zum Gotthard, alles Land in acht oder neun kleine Freistaaten zerbröckelte, die, ohne Verbindung mit einander, sich selbstherrlich, unter eignen „Regenzen" verwalteten, und wegen Zöllen, Weggeldern u. s. w. unter sich in endloser Zwietracht haderten. Der kaiserlich-österreichische Regierungskommissär, Graf Cocastelli zu Mailand, begnügte sich bloß, die durch ein helvetisches Gesetz aufgehobnen Zehnten wieder einzuführen und ließ übrigens die Leute nach ihrem Gefallen schalten.

So fand ich, bei meinem Eintritt, diesen Theil der Schweiz.

Wie lieblich immerhin einem Sohne des Nordens, in diesen Thälern, der italienische Himmel, die reiche Ueppigkeit der landschaftlichen Natur, ansprechen mag: schwerlich kann er sich mit der, durch Staat und Kirche verzerrten, Menschennatur der Volksmassen eben so leicht befreunden. Man nenne diese Entartung nicht Schuld des Himmelsstriches! Italiens Boden trug einst das weltherrliche Rom, bis es vom Pesthauch der Sinnenschwelgerei angeblasen, Eiterbeulen des Despotismus hervortrieb; Griechenlands Boden trug einst ein

*) Den 29. April 1799.

**) Der Herausgeber der freisinnigen Luganerzeitung, Abbé Vanelli und sein Verleger Agerelli.

Athen, Sparta und Corinth, bevor es Türken und griechiſche Sklaven trug. — Wohl fand ich der achtungswürdigſten Menſchen manche; aber es waren deren nur manche.

13.

Noth von jeder Seite.

Alle jene Begebniſſe, ihr Urſprung und Zuſammenhang, ſo wie die daraus hervorgetretene Zerriſſenheit des Landes, und die fortwährende Todfeindſchaft der Parteien, waren dem Vollziehungsausſchuß zu Bern ſo wenig bekannt geweſen, als jetzt mir. Sobald ich in einer Proklamation Grundſätze, Wünſche und Zweck meines Erſcheinens verkündet hatte, beobachtete man den helvetiſchen Machthaber unter gar verſchiedenartigen Hoffnungen und Befürchtungen. Mit geſpannter Erwartung horchte und rieth man, welcher politiſchen Partei er angehöre? Mir waren an ſich ſchon die Intereſſen von jeder derſelben gänzlich fremd; und Pflicht befahl, ihnen fremd zu bleiben. Weil ich zwiſchen Allen unparteiſam ſtand, umringte mich bald, wie anfangs die ſchmeichelnde Rathgeberei der Faktionsmänner, ihr Mißtrauen. „Es wurde am erſten unter den rührigen Patrioten wach und laut; und, ſeltſam genug, kam ich jählings in Ruf eines Ariſtokraten und Anhängers von öſterreichiſcher Politik.

Einige franzöſiſche Generale vermuthlich hatten mich vorläufig dazu geſtempelt. Aus ihren Hauptquartieren und Büreau-Geſchwätzen war das Verdammungsurtheil unter die gemeinen Soldaten und das Volk gefloſſen. Dazu kam, daß mir, bei meiner erſten Einkehr in Lugano, abſichtlich oder zufällig, Abgeordnete der Munizipalität, im Hauſe des Poſtmeiſters Pietro Roſſi, eines der thätigſten Häuptlinge der ſogenannten ariſtokratiſchen Partei, Wohnung angewieſen hatten. Aber mehr, denn Alles, ſchien den Argwohn der Patrioten zu rechtfertigen, daß ich ſie gegen Verfolgungen von ihren Feinden bloß ſchützen, nicht aber dieſe ſelbſt verfolgen wollte.

Auch von andrer Seite ward, gleich in der ersten Zeit, meine Stellung eine unbehagliche. Der helvetische Vollziehungsausschuß, welcher, der tessinischen Zustände ganz und gar unkundig, nichts von Personen und Sachen wußte, als durch Meldungen, die ich ihm sandte, befahl mir, in sämmtlichen Angelegenheiten, streng nach seinen besondern Weisungen, zu verfahren. Allein beim fortdauernden, ungestümen Wechsel der Begebenheiten und Forderungen des Augenblicks, sah ich mich der Gefahr blosgestellt, entweder strafbar zu werden, sobald ich aus eigner Macht und ohne eingeholte Erlaubniß verfügte, wo es die Noth gebot; oder Verwirrungen anschwellen zu lassen, während ich erst um Verhaltungsbefehle ansuchen mußte.

Darum verlangte ich, nach wenigen Wochen, und wiederholt*), Entlassung oder ausgedehnte Vollmacht. „Wenn dem Vaterlande Unglück droht," schrieb ich: „fühl' ich Pflicht und Nothwendigkeit, auf der Stelle das Einstweilige zu verfügen. Ich kann unmöglich alle zusammenstürzenden Ereignisse der Zukunft vorhersehn, und im Bedrängniß des Tags auf Verhaltungsbefehle von Bern warten, die eine Woche lang unterwegs bleiben können. — — Es wird Ihnen aber ein Kleines seyn, einen tüchtigern Mann auf meinen Platz zu stellen, dessen Geisteskraft leichter vermag, Umstände und Zufälle zu meistern." — Als weder Vollmacht, noch Entlassung, erschien, griff ich ohne anders diktatorisch in die vorwaltenden Verhältnisse ein, mit Gefahr der Verantwortlichkeit; und begnügte mich, der Regierung, oder ihren Ministern, über mein Verfahren, jedesmal treuen Bericht zu erstatten.

Vor Allem hatte man mir, und am dringendsten, schleunige Reorganisation der beiden Kantone geboten. Dies Begehren veroffenbarte mir sowohl die Unkenntniß, als Unfähigkeit des Vollziehungsausschusses. Solch ein Begehren blieb unerfüllbar, so lange noch die Würfel des Kriegsglücks nicht über die benachbarte Lombardie entschieden hatten; so lange noch Truppen-Durchzüge, Truppen-Einlagerungen, Sorgen

*) Den 17. und 23. Juni 1800.

für deren Verpflegung, Umtriebe politiſcher Parteien und tauſendfältiges Ungemach aller Art, Störungen über Störungen brachten. Die ehmaligen Behörden und Beamten des Landes weigerten ſich, bei noch allgemeiner Unſicherheit der öffentlichen Angelegenheiten, die vormaligen Stellen wieder einzunehmen. Sie waren einſt das Opfer ihres Eifers geworden; von der Regierung ohne Beſoldung gelaſſen; nun auf die Rettung ihres zertrümmerten Vermögens bedacht. Ich ſollte, ſtatt ihrer, andre fähige Männer rufen; aber ich kannte deren noch keine. Zwar kam ich mit mancherlei brauchbaren Perſonen in Berührung; doch waren es meiſtens ſolche, die ſich einer, oder der andern Partei zugeſchworen hatten, und ſich geneigter zeigten, dem Intereſſe ihrer politiſchen Meynungsgenoſſen, als dem Intereſſe des Staates und Volkes zu huldigen. Die Parteiloſen und Friedliebenden waren ſelten und hielten ſich klüglich zurückgezogen. Es blieb meine Aufgabe, ſie zu ſuchen *).

So ließ ich, ohne anders, was beſtand, beſtehn; machte mich ſelbſt, umgeben von einer Verwaltungskommiſſion erfahrner, ſach- und landeskundiger Männer, zum Bindemittel und Haupt der dreimal drei Republiketten; und gewann damit Zeit, die innern Zuſtände dieſer Sedez-Staaten tiefer zu durchſchaun, oder das, was künftig geſchehn ſollte, vorzubereiten. Indem auf dieſe Weiſe, das bisher Beliebte und Gewohnte unangefochten verharrte, und, zum Nutzen Aller, doch auch der längſt entbehrte Verband Aller wieder geknüpft war, beruhigte ſich die Mehrheit der Gemüther; und die Zuverſicht des Volks auf meinen guten Willen, ſchloß meiner Wirkſamkeit einen günſtigern Spielraum auf.

Bald aber verſpürt' ich, daß neben mir, noch eine andre Macht herrſche, und eine gewaltigere, als die meinige; die des Clerus! Ich hatte ſie ſchon in den Berg- und Waldkantonen kennen gelernt. Der Stützpunkt ihrer Größe iſt, wie in vielen katholiſchen Staaten Euro-

*) Alle dieſe Gründe leuchteten endlich den geſetzgebenden Räthen der Republik ſelbſt ein, und ſie beſchloſſen, die Reorganiſation der beiden italieniſchen Kantone, ſo wie des Kantons Schaffhauſen bis zum Herbſt zurückzuſtellen.

pens, so auch in der Schweiz, von jeher Geistesbefangenheit der Regenten und Unterthanen gewesen. Jahrhunderte haben ihr diesen Stützpunkt befestigt; es erfordert Arbeit wenigstens eines Jahrhunderts, ihn mit einem edlern zu ersetzen. Wo der Staat innerhalb der Kirche, der Altar über dem weltlichen Thron steht, gehört der Staat dem Priesterthum an, dessen Löse- und Bindeschlüssel, voll magischen Schreckens, über den Köpfen des Volks, und über den gekrönten Häuptern, wie des Damocles Schwert, hängt. Wo Staat und Kirche in Rechtsgleichheit, und scheinbarer Friedfertigkeit, neben einander bestehn, ist der weltliche Arm allerdings schon zur Hälfte seines Landes und Volkes Meister geworden. Doch bezeugt selbst das fortdauernde Suchen nach den Gränzen zwischen Staat und Kirche, wie sehr diese in einander verschwommen sind; und daß der absoluteste Monarch nicht Alleinherrscher in seinem Reiche sey, so lange er darin einen Mitherrscher habe. Die Freiheit des Regenten, neben der seines Volks, beginnt, wo, statt der Kirchenmacht, Glaubensfreiheit, ohne Gefährdung öffentlicher Ordnung, wohnt.

Ungeachtet dieser verketzerungswürdigen Ansichten wagt' ich doch nicht, meinem eignen Mitherrscher den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen. Um das Volk zu gewinnen, mußt' ich die Huld der Geistlichkeit gewinnen. Vorzeiten konnte freilich ein eidsgenössischer Landvogt die Unterthanen am Tessin mit seinem aufgehobenen Finger zittern machen. Sein Weibel galt dem durch Gewohnheit fest gezügelten großen Haufen, einer Armee gleich. Aber die geheimnißvolle, unsichtbare Macht, welche sonst noch große und kleine Majestäten zu umschweben pflegte, war in der Umwälzung aller Dinge ziemlich verstoben. Und da ich, ohne Geld, ohne Truppen, nicht durch Gewalt, noch weniger durch überzeugende Belehrung ein bildungsarmes Volk aus der Anarchie zur Gesetzlichkeit zurückzuführen vermochte, schien mir, ein Bund mit der Hierarchie, nicht das übelste Mittel.

Die zahlreiche Priesterschaft stand unter dem Krummstabe des Erzbischofs Filippo Visconti, und des Bischofs von Como, Carlo Rovelli. Ich bemühte mich umsonst, die Gunst dieser Kirchenfürsten zu erobern. Die Welt- und Ordensgeistlichkeit zeichnete sich, mit

wenigen schätzbaren Ausnahmen*), durch Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse, wohl durch flottes Umhertreiben in Wirthshäusern, Lustparthien und an Spieltischen aus, dergleichen ich in der deutschen Schweiz seltner bemerkt hatte. Sie waren mit handwerksmäßiger Verrichtung ihrer kirchlichen Pflichten zufrieden, und gaben oft nebenbei auch den Knaben in Dörfern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Für Mädchen fand im Allgemeinen kein Schulunterricht statt; er schien für sie entbehrlich, oder gefährlich. Die Pfarrer waren meistens gar kümmerlich besoldet; selbst die Klöster arm.

Das Elend dieser Dorfgeistlichen zu mehren, pflegten sich, beim Durchzug der Kriegsvölker, Soldaten und Offiziere bei ihnen am liebsten einzuquartieren, in Erwartung besserer Pflege und Kost, als in unsaubern Wohnungen der Bauern. Sahn sich die Pfarrer außer Vermögen, ihre Gäste nach Standesgebühr zu bewirthen, erfolgte gewöhnlich ein Ausbruch des Zorns, unter welchem alles im Hause Zerschlagbare oder Zerreißbare zerschlagen und zerrissen ward. So kam eines Tages, und zwar am hellen Tage, ein Pfarrer von Lumino, Namens Thoma Zezi, im abenteuerlichsten Aufzuge gen Bellinzona zu mir, Erbarmen und Beistand flehend. Er hatte die Reise im zerfetzten Schlafrock von buntem Kattun, in Pantoffeln, zerrissenen Hosen und rundem Filzhut, die einem Bauer entlehnt waren, beim übelsten Wetter gemacht.

Wiewohl ich zum Schutz der Geistlichkeit leistete, was in meinen Kräften lag, sogar, um den übeln Geruch der Ketzerei von mir abzuwehren, fleißig die Kirchen besuchte, versöhnt' ich sie nicht. In den Umgegenden von Locarno predigte man ohne Scheu, Aufruhr gegen die helvetische Republik; und in den Kirchen dauerten, selbst während

*) Dahin rechne ich besonders den würdigen Pater J. Anselmo Gobbi, Minor Riformator, im Kloster degli Angioli zu Lugano, der mir, aus eignem Triebe, ein „Progetto di civile-moral educazione“ von seiner Arbeit überreichte. Ich nenne ihn gern, und schon deswegen, weil er nicht nur mit Cicero und Seneca vertraut war, sondern sogar mit Montesquieu, Bielefeld, d'Alembert, Loke und Rousseau.

Anwesenheit französischer Truppen, bischöflich angeordnete Gebete um Beistand des Gottes Zebaoth für Waffenglück und Siege der kaiserlich-königlichen Heerschaaren fort. Zwar Letzteres wurde, als ich mich an Bischof und Erzbischof wandte, unterlassen. Aber ungeachtet die Lippen schwiegen, beteten die Herzen fort.

So sah ich mich gezwungen, sogar aus den Sünden der helvetischen Regierung, mir eine Tugend zu schaffen. Es hatten die neuen Gesetzgeber der Schweiz, im Feuereifer für Gleichheit und Freiheit, die Ungerechtigkeit begangen, Zehnten und Bodenzinse, ohne Entschädigung, aufzuheben. Dadurch waren Weltgeistliche und fromme Stiftungen in bitterste Dürftigkeit versunken. Der österreichische Graf Cocastelli, mein Geschäftsvorfahr, hatte wie schon erwähnt, die Entrichtungspflicht der alten Schuld wieder hergestellt; allein mir ward es nicht so leicht ihm nachzufahren. Und doch wagt' ichs, obgleich der Vollziehungsausschuß der Republik selbst mir keine Erlaubniß dazu gestatten konnte und wollte. Ich aber fand Grund, oder Vorwand, oder Rechtfertigung meiner Nachahmung Cocastelli's darin, daß, so lange in der italienischen Schweiz nicht die helvetische Verfassung, sammt deren Gesetzen und Behörden, förmlich ins Leben zurückgeführt wären, ich auch mit strenger Vollziehung des Zehnt- und Bodenzinsgesetzes noch Ausnahmen machen könne. Die Verkündung dieses meines Beschlusses wirkte, wie ein Zaubermittel. Ueberall ward plötzlich Ruhe; und die Religion sah sich in allen Pfarreien außer Gefahr. Man betete für den allgemeinen Frieden. Was ich zur Befestigung der öffentlichen Ordnung irgend wünschen konnte, ging, durch Kraft bischöflicher Mahnungen, in Erfüllung. Mir ward dazu noch der schmeichelhafte Titel eines „Protettore della religione cattolica" zu Theil.

14.

Faktionenkampf im italienischen Styl.

Als einmal in den Ebenen von Marengo*) das Schicksal Italiens für die nächste Zukunft, durch Bonaparte's Schlachtenglück, ent-

*) Am 14. Juni 1800.

schieden zu seyn schien, trat auch ich fester gegen den ewigen Hader der Parteien auf. Versöhnung nicht, aber Unverletzbarkeit öffentlicher Ruhe, konnt' ich gebieten. Ich erklärte laut genug, aber umsonst, meinen Abscheu gegen die Verirrungen, Ungerechtigkeiten und verübten Greuel der Faktionen; ward dafür von beiden desto mehr gehaßt oder gefürchtet, und von beiden, heimlich und offen, bei helvetischen, cisalpinischen und französischen Behörden verdächtigt; von den Einen, als Revolutionär, von den Andern, als geheimer Agent Oesterreichs, oder als Englands Söldner *). Im widerlichen Kampf mit der leidenschaftlichen Schlauheit und Hinterlist dieser Leute konnte nur rastlose Wachsamkeit und folgerechtes Handeln an's Ziel führen. Zum Glück verriethen abwechselnd die Einen mir immer die Pläne der Andern. Anonyme Drohbriefe von Meuchelmordslustigen schüchterten mich darum nicht ein **).

Indem mich beide Parteien mit ihren gegenseitigen Anklagen fort und fort belagerten, und beide Entschädigung für die, von ihren Gegnern erlittenen, Verluste begehrten, proklamirte ich das erneute Am-

---

*) In Mailand wirkten bei der jungen Regierung Cisalpiniens, die selbst noch in revolutionärer Stellung war, sowohl mir abholde, cisalpinischgesinnte Schweizer, als französische Generale aus Moncey's Armeekorps, daß man mich für einen feilen Anhänger Oesterreichs halten mußte. Unzufriedne luganische Patrioten ließen dort, in italienischer und französischer Sprache, ein compendio storico degli avvenimenti seguiti in Lugano dell' epoca della proclamazione della libertà sino al presente, drucken, worin ich, als Schirmherr der scelleraggini e degli orrori dargestellt ward. Eben so ward ich, als solcher, von den „Patrioten" bei den höchsten helvetischen Behörden angeschuldigt. Anderseits machten sich die Blätter aristokratischer Partei ein Fest daraus, mich, als den „abgefeimtesten Jakobiner" zur Schau zu bieten, der sogar die „biedern Unterwaldner und Schwyzer" verführt habe; und, vor allen Andern, der durch seine Restaurationslehre bekannt gewordene Karl Ludwig Haller, in dessen Augen ich, als „Landstreicher, verlaufener Preuße, voller Revolutions-Fanatismus" galt. (Man sehe z. B. seine: „Geschichte der Wirkungen und Folgen des österreichischen Feldzugs in der Schweiz. 2 Thle. 1801.")

**) Ungeachtet der dringenden Warnungen meiner treuen Begleiter Aufdermaur und Denz, nahm ich auf Reisen, auch über den öden Monte Cenere, nie militärische Escorte mit. Wer keine Furcht äussert, den fürchten die Feigen.

nestiegesetz der helvetischen Republik über alle bisherige politische Vergehen. Man bestritt mir die Anwendbarkeit desselben am Tessin; hier seyen Gewaltthaten der Obrigkeiten und Gerichte, hier bürgerliche Verbrechen, Räubereien, Mißhandlungen, Mördereien zu bestrafen. Die Gerichte und Regenzen der Republiketten hinwieder, beharrten auf Beibehaltung des Güterseqnesters der Cisalpinischgesinnten und Fortsetzung der gegen sie begonnenen Prozesse, welche schon zu beträchtlichen Aktenstößen erwachsen waren. Ich befahl, diese Akten nach Lugano, zu meiner Einsicht, zu bringen. Sie füllten eine oder zwei große Kisten. Um den gordischen Knoten mit einem Streich zu lösen, ließ ich sie allesammt wohlverpackt über den Gotthard nach Bern, an die Archive der Staatsregierung abgehn, in welchen sie noch heute ihren Grabesschlaf halten mögen. So war der Faden gerichtlicher Verfolgungen für immer abgeschnitten.

Die Familien kehrten in Besitz ihres Eigenthums zurück. Das genügte den Patrioten nicht. Sie forderten Bestrafung der provisorischen Regenzen. Ich bewies ihnen, daß keine unabhängig gestandne Regierung irgend einer andern Gewalt verantwortlich seyn könne, als derjenigen, durch welche sie, unter Bedingung der Verantwortlichkeit, das Daseyn empfangen habe. Indem ich auf solche Weise die einstweilen bestehenden Behörden in Schutz nahm, wiewohl sich unläugbar mehrere einer gewissenlosen Tyrannei schuldig gemacht hatten, widersetzten sich dennoch derselben einige, der Vollziehung meines Befehls Genüge zu thun, den Sequester aufzuheben; am hartnäckigsten die von Mendrisio. Mein Drohen, sie, bei längerm Weigern, aufzulösen, oder vielleicht mehr ihre Furcht, Gegnern den Platz überlassen zu müssen, trieb sie zum Gehorsam. Wie übel einem guten Republikaner, wie mir, die altlandvögtliche Gewaltsherrnmiene anstehn mochte: sie war am Platze. Die der Vogtschaft Gewohnten beugten sich unwillkürlich tiefer vor ihr, als vor der Würde des Gesetzes.

Noch ein andrer Zug zum Bilde dieser Zeit und ihrer Menschen. Eines Tags verlangte bei mir ein Frauenzimmer von guter Familie in Lugano Gehör. Es trat eine jugendliche, schlanke Gestalt zu mir ins Zimmer; von Häupten zu Füßen in Trauergewändern, und von einem

ſchwarzen Schleier umfloſſen. Durch dieſe gewohnte Finſterniß leuchtete mir aber ein edles, zwanzigjähriges Mädchengeſicht entgegen. Eh' ich der ſchönen Königin der Nacht ein Wörtchen des Empfangs ſprechen konnte, warf ſie ſich zu meinen Füßen, hob die gefalteten Hände empor mit lautem Schrei: „Vendetta! vendetta!“ — Es dauerte lange, eh' ich ſie bewegen konnte, ihre Angelegenheit mit einiger Gelaſſenheit vorzutragen. Sie war die Schweſter des erſchlagenen Papi, welchem, wie ich ſchon erwähnt habe, der gerichtlich verbannte Meuchelmörder Giuſeppi Curti, unterm Freiheitsbaum, mit der Art den Kopf geſpalten hatte. Der verwegne Bandit hatte ſich wieder auf Schweizerboden, im Val d'Agno, gezeigt, angelockt, ſey es durch den Wunſch ſeiner Parteimänner, oder durch die Sage von meiner ariſtokratiſchen Geſinnung. Nie iſt mir aber eine weibliche Schönheit entſetzlicher geweſen, als die der jungen, rachelechzenden Grazie. Ich entließ ſie, mit Auftrag, mir einen ihrer männlichen Verwandten zu ſchicken.

Einen Mord, wie jenen, ungeahndet laſſen, hieß eben ſo viel, als jeden Böſewicht, in einer Siegesſtunde des anarchiſchen Pöbels, zu ähnlichem Greuelwerk ermuthigen. Ich gab dem Kommandanten der helvetiſchen Kompagnien, Rüttimann von Luzern, Befehl, mir den Mörder lebendig oder todt einzuliefern. In einer Gewitternacht umzingelte der wackre Offizier mit Soldaten das Haus des Curti im Val d'Agno. Ungeachtet der unläugbarſten Spuren von wirklicher Anweſenheit des Mannes, ſchwor deſſen Weib bei Gott und all ſeinen Heiligen, der, den man ſuche, ſey nie aus der Lombardie zurückgekehrt. Der Kerl hatte ſich aber auf das flache Dach der Hütte geflüchtet. Dort von einem der Soldaten entdeckt, ſprang er herunter; und ſchon im Begriff zu entwiſchen, verrieth ihn das Leuchten der Blitze. Sechs Flintenſchüſſe ſtreckten ihn zu Boden. Er war ſchwer verwundet. Sein Weib, mit plötzlicher Sinnesänderung, bedauerte nun, daß er nicht getödtet worden ſey, und verweigerte ſogar, zum Verband der Wunden, ihr altes Linnen. Die Soldaten mußten ein Bett-Tuch dafür zerreißen, während die Megäre ſchrie: „Mag das Aas verbluten! Bin ich doch ſelbſt, und ſein Bruder nicht, vor ihm mehr des Lebens ſicher!“

Der Verbrecher ward den Gerichten überantwortet. Zur Vollendung der kleinen Geschichte bemerk' ich nur, daß der Bandit, endlich von seinen Wunden genesen, vor Beendigung seines Prozesses, sobald ich die italienischen Kantone verlassen hatte, aus dem Kerker entkam, man weiß nicht, wie? Er gelangte wohlbehalten nach Italien *).

Während gelungen war, den politischen Fanatikern ihr unheilvolles Treiben auf vaterländischem Boden zu erschweren, oder unmöglich zu machen, verlegten sie, mit besserm Glück, ihren Kampfplatz auf cisalpinisches und piemontesisches Gebiet. Hier machten sich die patriotischen Parteihelden bei den revolutionären Behörden und französischen Befehlshabern, als verfolgte Freunde der cisalpinischen und französischen Republik, geltend. Hier lauerten sie, Weglagern gleich, ihren Mitbürgern von der Gegenpartei auf, wenn diese, in Handels- oder andern Geschäften, arglos wagten, die Schweizergränzen zu überschreiten. Hier bewirkten sie, unter allerlei Vorwand, deren Verhaftung; oder sie klagten sie, als Anführer des Bauernaufstandes gegen die ehmals im Rückzug begriffenen französischen Truppen an; oder erpreßten Geldsummen von ihnen; oder trieben, mit der mailändischen Polizei einverstanden, andern Unfug **). Kein Wunder, wenn Feindseligkeiten solcher Art, den alten Volksgroll gegen die Patrioten von neuem entflammten.

Doch ekelt mich an, umständlicher in Erzählung dieser Schändlichkeiten einzutreten. Nur will ich erwähnen, daß ich glücklich genug war, mehr als einen rechtlichen Hausvater, aus den Fäusten der

---

*) Das in voriger Note erwähnte Compendio storico argwohnt, die Gegner der Patrioten selbst hätten ihm Mittel zum Entrinnen gegeben.

**) Das damalige Comitato della polizia generale in Mailand erblödete nicht, selbst Briefe aus der Schweiz zu erbrechen und zurückzuhalten. Ich erfuhr dies von einem der Luganer-Patrioten, J. B. Agnelli, selber, der, mit seinen ausgewanderten Parteigenossen, Stefano Riva, Mellini, Quadri, Barca u. a. m. im vertrauten Verhältniß mit den Gliedern jenes Comitato stand.

Rachgierigen zu retten und ſeiner Familie wieder zu geben*); daß mir im beſtändigen Briefwechſel mit den franzöſiſchen Generalen, die Feldherrn Hullin, Bethencourt und Soult edelmüthigen Beiſtand leiſteten; und daß beſonders Maſſena's Nachfolger im Oberbefehl der italieniſchen Armee, General Brune**) auf meine Vorſtellungen, die perſönliche Sicherheit der Schweizerbürger auf italieniſchem Grund und Boden herſtellte und bleibend machte. Als die Unruheſtifter ſich überall gelähmt ſahn, wiegelten ſie noch franzöſiſche Offiziere, ſelbſt den General Mainoni auf, Entſchädigung für die Verluſte vom Gepäck der 44. Halbbrigade zu fordern, welches die luganeſiſchen Bauern im Jahr vorher den Oeſterreichern verrathen haben ſollten***). Doch auch dieſer Verſuch ward vereitelt.

---

*) So z. B. wurde auf Anſtiften der Patrioten ein Bürger von Lugano, Namens Salomon Luigi, unter Vorwand mangelhafter Päſſe, in Como verhaftet und nach Mailand geſchleppt; ein Andrer, Namens Parigi, auf Begehren eines gewiſſen Quadri, zu Cintra angehalten und in die Gefängniſſe von Palanza geführt; ein dritter, der ehmalige Regierungsſtatthalter Buonvicini von Lugano, auf Verlangen eines gewiſſen Giacomo Barca, in Mailand aus ſeiner Wohnung geriſſen und in den Kerker geworfen. Von Zeit zu Zeit kamen auch unterſchriftloſe Briefe aus der Lombardie, in welchen Einer, oder der Andere, ſelbſt ich, mit Rache und Tod bedroht ward.

**) General Brune benahm ſich ſeines Namens würdig; er vernichtete den Spruch des Kriegsgerichts, vor welchem Buonvicini geſtellt war, und ließ deſſen Ankläger Barca in die Citadelle von Mailand führen. Dieſer vertheidigte ſich jedoch glücklich und ließ von ſich ein memoire justificatif nachher drucken. Eben ſo handelte in Betreff des Parigi der damalige Generallieutenant Soult, Kommandant von Piemont. Er ſchrieb mir aus Turin (18. Brumaire an 9), und ich führe die Stelle nur, als einen der Belege für die damals verübten Unordnungen an: „Je viens de donner l'ordre, pour qu'il soit fait sur le champ recherche exacte des auteurs du vol, faits au citoyen Parigi, arreté à Intra. Les coupables doivent rendre la somme exigée et je me reserve en outre de les faire punir, afin qu'à l'avenir de semblables vexations n'ayent pas lieu.“

***) Mainoni, der ſich beim Ueberfall von Unterwalden im September 1798, durch Menſchlichkeit gegen die beſiegten Inſurgenten ausgezeichnet hatte, fand es beſſer, ſich nicht an mich, ſondern, durch die franzöſiſche Geſandtſchaft in Bern, an die Regierung ſelbſt zu wenden. Er ſcheint aber doch keinen hohen Werth auf ſeine Verluſte, oder ſeine Anklagen gelegt zu haben. Denn als

15.

Französische Goldmacherkunst.

Unter allen Quälereien, mit welchen das arme Volk am Tessin heimgesucht ward, Quälereien die sich, durch Rückprall, nothwendig in die meinigen verwandeln mußten, empfand ich keine schmerzlicher, als die gewissenlose Grausamkeit, mit welcher diese Landschaften, von französischen Machthabern, besonders so lange Massena den Oberbefehl führte, behandelt wurden, und zwar einzig nur, um Geld zu erpressen.

Die Schweizerthäler längs dem Tessin sind durch ihre Lage gezwungen, den größten Theil, oder die Gesammtheit ihres Bedarfs an Getraide*) und Salz, aus Italien zu beziehn. Gleich anfangs, beim Vordringen der Franzosen über den Bernhard und Gotthard nach Italien, war der Waarenverkehr und die Postverbindung zwischen der Lombardie und Schweiz unterbrochen. Bald nach dem Einzug der Franzosen in Mailand, begab ich mich, auf Geheiß der Regierung, dahin, theils Wiederherstellung des Unterbrochnen, theils Rückgabe der dem ersten Konsul und seinem Generallieutenant, zum Transport der Kriegsbedürfnisse über die Alpen, hingeliehenen Menschen, Pferde und Fuhrwerke zu erwirken. Zugleich war ich beauftragt, von Moncey Entrichtung der Geldsummen zu fordern, welche er in der Schweiz für Ankauf von Schlachtvieh und andern Lebensbedarf seiner Truppen, schuldig geworden war, und versprochen hatte sogleich, nach Einzug in die lombardische Hauptstadt, baar zu bezahlen**).

---

ich ihm nach Mailand (19. August 1800) schrieb, er möge mir nähere Angaben über die Größe des Verlustes und über die Personen mittheilen, von welchen die Bauern zum Verrath angeleitet worden wären, ließ er die Sache gänzlich fallen.

*) Der damals jeden Monat ungefähr 6000 Malter (moggie) Korn, Mais u. s. w. betrug.

**) Die Summe betrug 50,000 Franken.

Als ich in Mailand ankam war eben vier Tage vorher, die Schlacht bei Marengo geschlagen; Waffenstillstand geschlossen; der erste Konsul im erzherzoglichen Palast zu Mailand anwesend. Alles für mich von guter Vorbedeutung. Aber Moncey zukte, bei meinem Erscheinen, voll Bedauerns, die Achseln. „Der erste Konsul hat mir," sagte er: „große Summen zugesagt; aber sie noch nicht angewiesen. Ich hange gegenwärtig von seinen Anordnungen unbedingt ab, und darf nichts, aus mir selbst, verfügen. Wegen Salz- und Getraide-Ausfuhr, wenden Sie sich an den Staatsrath Petiet, bei dem ich Ihr Verlangen mit allem Nachdruck unterstützen werde. Wegen Auslieferung der Transportmittel, bitt' ich Sie, unmittelbar den ersten Konsul anzugehn. Ich bin eben im Begriff mich zu ihm zu begeben und will ihn von Ihrem Hierseyn unterrichten. Sie werden bei ihm noch heut Audienz erhalten. Oder ziehen Sie vor, mich bei ihm die Sache führen zu lassen? Auch dazu bin ich bereit, und werde gewiß Ihr beredter Fürsprecher seyn."

Einen Augenblick unschlüssig, hielt ichs der Klugheit angemessen, ihm volles Vertrauen zu zeigen und dem letzten seiner Vorschläge Beifall zu geben. „Wohlan, General," sagt ich: „Sie werden jenes Ehrenwort lösen, das ich in Luzern von Ihnen empfing, und ohne welches ich nicht bei Ihnen geblieben seyn würde. Sie besitzen die hohe Achtung des ersten Konsuls. Das Geschäft ist eben so sehr das Ihrige, als das meinige. Sicherlich werden Sie leichter, denn ich, den Zweck erreichen."

Moncey begab sich, sogleich nach dieser Unterredung, zum feldherrlichen Konsul; aber die Antwort, welche er von demselben zurückbrachte, war, wie sie im gemeinen Leben etwa ein luftiger, vornehmer Cavalier dem „bürgerlichen Pack" zu geben pflegt, wenn er an Zahlung seiner Schulden gemahnt wird. „Ich dächte", ließ Bonaparte mir erwiedern: „die Befreiung der Schweizerkantone vom Feinde und die hergestellte Kommunikation mit Italien, könnte wohl ein der Armee gebrachtes Opfer aufwiegen. Sagen Sie dem helvetischen Kommissär, wir sind von den Alpen heruntergestiegen, wie die Narren, alle durcheinander (pêle-mêle, comme les fous), haben uns geschlagen; werden

uns schlagen; müssen jetzt an Vernichtung des Feindes denken. Nachher finden wir uns schon mit den Schweizern ab!"

Indem ich dem Vollziehungsausschuß zu Bern diesen Ausgang meldete *), fügt' ich die Bemerkung bei: „Unser Verhältniß zu Frankreich ist leider so gestaltet, daß wir, bei unsrer Ohnmacht, das Uebel, durch Ernst und Trotz, nur verschlimmern, und uns mit ewigen Klagen nur verächtlicher machen. Man zeigt auf Anstrengungen und Opfer Genua's und Hollands hin; zahlt mit schmeichelnden Hoffnungen; wird zuletzt aber unser Interesse doch bloß in so fern berücksichtigen, als es ein Kontingent zum französischen ist."

Das Dringendste für den Augenblick, Herstellung der Einfuhr von Getraide und Salz in die angränzenden Gegenden der Schweiz, gelang, durch Moncey's thätige Mithülfe, vollkommen. Der Staatsrath Petiet willfahrte meinen Wünschen; Marliani, Präsident der mailändischen Munizipalverwaltung, bot zu Allem freundliche Hand. Ich ernannte einen in Mailand wohnenden sachkundigen und thätigen Mann **) zum Geschäftsführer, und eilte, als Halbzufriedner, nach Lugano zurück.

Aber auch diese halbe Zufriedenheit war von kurzer Dauer. Denn sobald der erste Konsul, nach Paris zurückgegangen, den Oberbefehl der italienischen Armee an Massena übergeben hatte, beschränkte dieser die Kornausfuhr; dann hemmte er sie ganz. Endlich gestattete er sie, nach vielen Unterhandlungen, wie bloße Begünstigung; nur einzeln; nur gegen Ausfuhrscheine, die eigenhändig von ihm unterschrieben seyn sollten; nur gegen Erlegung einer Abgabe von 5 Francs für jeden Sack Getraides oder Hülsenfrucht. Nach und nach erhöhte er auch diese Abgabe. Dann, um sie reicher fließen zu machen, und zugleich Schleichhandel zu verhindern, lagerte er französische und cis-

*) Aus Mailand 21. Juni 1800.

**) Einen Schweizer und angesehenen Handelsmann, Namens Pietro Taglioretti.

alpinische Truppen in die beiden Kantone ein, denen er Lebensmittel versagte, aber doch zur Pflicht machte, dies Kriegsvolk zu ernähren. Dann, als die künstlich geschaffne Hungersnoth vollendet war, und das eingelagerte Militär selber Hunger zu leiden anfing, ward dies zwar zurückgezogen; aber die vier helvetischen Kompagnien, unter dem Kommandanten Rüttimann, erhielten Befehl *), jedes unerlaubte Einbringen von Lebensmitteln aus der Lombardie zu verhüten. So mußten Schweizer knechtisch dienen, Mangel und Elend ihres eignen Landes zu steigern, um den Goldhunger eines französischen Helden zu sättigen. Während aber die armen Gebirgsbewohner Kräuter und Wurzeln suchten, ihr trauriges Leben zu fristen, erschienen von Zeit zu Zeit auf dem Lago maggiore und Luganer-See, kornbefrachtete Schiffe, in welchen französische Proviantkommissäre ihre Waare, zu übergroßen Preisen, den Hungernden feilboten. Um diesen einen guten Markt zu sichern, wurden an den Gränzen, unter den nichtigsten Vorwänden, sogar Getreidefuhren festgehalten und verzögert, obgleich sie mit völlig regelrechten, von Schweizern theuer bezahlten Ausfuhrbewilligungen, versehn waren.

Genug von diesen Blutsaugereien der damals gefeierten Völker-Vampyre!

16.

Gemüthliche Stimmungen.

Tägliche Noth und Sorge, Reisen, Untersuchungen, Anordnungen, Korrespondenzen, Sitzungen in den Behörden u. s. w., selbst viele mißlungene Bestrebungen, erhielten mich in rühriger Thätigkeit. Aber erquickliches Leben war's nicht. Ich sah bald voller Ekel, bald mitleidig, das Menschengeschlecht um mich her, mit seinen zivilisirten Lastern und Albernheiten, und der Tugenden so wenige; die legitimen Mördereien und Gewaltthaten der Schlacht-Heroen unter hingeschlach-

*) Sie waren zwar dem Dienst im Innern der Republik bestimmt, aber in ihrem Vaterlande zugleich dem Befehl der französischen Generalität untergeordnet.

teten Nationen; die Rasereien der vom Parteigift Betäubten; die Priester, mit starrem Heiligenstolz im Demuthskittel, auf den Himmel zeigend, aber von der Erde fordernd; und dann die duldsame Volksheerde, von ihren Herrn und Hirten mit Plagen, mit größern, als je die Plagen des mosaischen Aegyptens gewesen, geschlagen. Zuweilen ward mir, als wäre es meine Bestimmung, Heiland einer Menschenhölle zu werden. Ich hätte gegen solche Bestimmung nicht viel einzuwenden gehabt, wenn ich nur irgendwo eine von mir gründlich vollbrachte Heilung zum Trost gehabt hätte. Statt dessen wuchsen mir, nach jeder besiegten Widerwärtigkeit, zehn andre entgegen, wie dem Herkules die Hälse der lernäischen Schlange. Falsche Münze der Schmeichelei von Hohen und Niedern, öffentliche Ehrenbezeugungen waren für mich der schlechteste Lohn; selbst wiederholte Erklärungen des Beifalls von Seiten der Regierung, keine Genugthuung.

Man sagt: Tugend trage ihre Belohnung in sich. Ich hatte auch lange daran geglaubt; war mir des reinsten Wollens bewußt, und dennoch ohne Freude an meinem Thun. Der Lohn der Tugend besteht nur in der Stille des Gewissens, die erst dann zur wirklichen Freudigkeit aufgeht, wenn wir, ohne Schuld, als Schuldige, verdammt werden. In den meisten Fällen aber wußt' ich selber nicht einmal, ob ich tugendhaft gehandelt habe, oder nur sinnlich-klug.

Ich wohnte jetzt in einem Lande, dessen ganze Natur Poesie ist. Für mich jedoch war da aller Zauberduft und Farbenschmelz durchaus von Hügeln, Hainen und Seen, wie weggeblasen. Ich fühlt' in mir nur noch den kalten, rechnenden Verstand lebendig. Das Herz darbte; gewöhnt zu Zärtlichkeiten der Freundschaft, trieb ich mich ganz gleichgültig unter Gleichgültigen umher. Gewöhnt an jenes Sehnen, Hoffen, Fürchten, welches sonst dem Jünglingsalter weibliche Liebe aufregt, mußt' ich den angenehmen Rausch des Herzens entbehren, in welchem unsre Einbildungskraft selbst über Wüsten Paradiesesreize verbreitet. Ich schien mir in dieser Nüchternheit zuweilen aufgehört zu haben, ich selber zu seyn. Man wird vielleicht das naive Geständniß ein wenig belächeln. Wer im seligen, stillbegeisternden Gefühlleben Fremdling ist, kann mich freilich nicht verstehn.

Sehr selten erhaſcht' ich einige der glücklichen Augenblicke, da ich, meines Frohndienſtes frei, ihn vergeſſen, mir ganz ſelbſt, in mir leben konnte. Gewöhnlich entſchlüpft' ich in irgend eine Einſamkeit, in einen grünen Waldwinkel; oder lagerte mich am Seeufer von Locarno oder Lugano, unter dem Obdach wildwachſender Kaſtanien, Feigen und Kirſchlorbeern; oder auf den Höhen von Bellinzona neben den alterthümlichen Schloßgemäuern. Da las ich zum erſten Mal Gibbon's Geſchichte vom Verfall des Römerreichs; eins der wenigen Bücher, welche ich neben Tacitus, Shakespeare und Walter Scott, mehrmals habe wiederleſen mögen, und worin ich immer Neues entdeckte. Das Buch machte mir zuweilen wirkliches Grauſen, wenn ich im Leſen wahrnahm, daß die längſt verſtorbnen rohen Unholde jener Jahrhunderte noch heutiges Tages leibten und lebten, wie damals, nur mit andern Titeln, Röcken und Mitteln ausgeſtattet. Mich ſelbſt zu beruhigen, mußt' ich mich dann ſo vieler tugendhaften Menſchen erinnern, als ich in der Gegenwart kannte; oder meiner entfernten Freunde und Freundinnen gedenken, mit denen ich dann in Gedanken plauderte. Jede Zeile, die mir von ihnen, über den Gotthard, kam, brachte einen Feſttag.

Doch ſelbſt der zärtlichſte Brief von der Hand einer Geliebten hätte mich nicht in ſo angenehme Beſtürzung ſetzen, und ein ſo ſonderbares Gewirre von Gefühlen in mir aufregen können, als ein Schreiben, welches ich damals von der Hand meines ehmaligen Lehrers, des ehrwürdigen Oberkonſiſtorialrathes Steinbart, empfing. Seit ich Frankfurt an der Oder verlaſſen hatte, war ich ohne nähere Verbindung mit ihm geblieben. Er, den ich, als Student, wie ein höheres Weſen, verehrt und gefeiert hatte, gedachte noch meiner! Gewiß bin ich, beim Erblicken ſeiner Unterſchrift, roth geworden, aus Stolz, aus Freude und Scham. Und doch machten ſeine Worte zuletzt nur einen peinlichen Eindruck, den bloß der Gedanke an ſeine Güte und Liebe veranmuthigen konnte.

Es traten, beim Leſen, zwei Zeiträume aus meinem Leben, in grellem Abſtich, zuſammen, die zwar nur durch fünf Jahre, aber wie fünfzig lang, von einander geſchieden waren. Ich ſah den Mann,

der mir einst so groß däuchtete, wie kleiner geworden, und sah ihn ungern so. Und gleich ihm, schien mir Alles von ehmals, enger und niedriger geworden, wie die Spielräume der Kindertage, wenn man sie nach einer langen Abwesenheit zum ersten Mal wieder erblickt. Mein Sonst und Jetzt hatten nichts mit einander Verwandtes mehr. Der weiland an Gott und Welt irre Bursch, mit dem philosophischen Doktorhut, in Frankfurt, vor der Studierlampe bei seinen Folianten, — es war eine ganz andersartige Figur, als der gebietende Mann an den Ufern des Lago maggiore, welcher jetzt unglücklichen Völkerschaften helfen und Schutzengel vieler Familien seyn sollte.

„Wahre Freude", schrieb unter Anderm der würdige Steinbart, indem er gegen mich noch immer den Ton des väterlichen Freundes und akademischen Lehrers behielt: „wahre Freude haben mir die öffentlichen Nachrichten von Ihnen verursacht, besonders weil Sie nun die Richtung aufs Praktische, was meine akademischen Vorlesungen bezwecken, aus Erfahrung approbiren werden. — Aus eigner Erfahrung weiß ich, wie wohlthätig zur Reinigung unsrer theoretischen und spekulativen Kenntnisse es ist, wenn man eine Zeit lang ins Geschäftsleben hineingestoßen wird; und daher glaubte ich, daß jeder andre Aufenthalt Ihnen vor der Hand zuträglicher seyn würde, als der auf Schulen. — Wie sehr ich aber an allen Ihren Begebnissen Theil genommen, davon sey Ihnen Folgendes ein Beweis. Bald nach unsrer Regierungsveränderung, las ich in einer Zeitung, daß Sie in sehr gefährliche Lage, besonders durch die Oesterreicher, gerathen wären. Zu dieser Zeit schrieb ich an den Oberkonsistorialrath Teller, der jetzt die Hauptstimme im geistlichen Departement führt: ich wünsche, da ich hier, beim Herannähern meines Alters, nicht allein noch der theologischen und philosophischen Professur gewachsen sey; daß mir ein talentvoller junger Mann beigeordnet werde, mit dem ich meine Collegia gemeinschaftlich lesen wolle; und ich glaubte, daß Sie unter den gegenwärtigen kritischen Umständen meine Einladung wohl annehmen würden. Nun aber haben Sie einen größern Wirkungskreis und also ist mein Projekt in Petto geblieben" u. s. w.

Gegen Ende des Schreibens richtete er noch die Frage an mich:

„Was halten Sie von Fichte? Wer sich unter dem Professor Fichte etwas mehr denkt, als eine Komposition von dialektischer Verwirrung und vom unklugen Imperativ, der versteht sich selbst nicht. — Ueberhaupt sucht die kritische Philosophie uns, durch Anatomiren des innern Auges, besser sehen zu lassen. Aber wenn nach ausgenommenem Auge, der humor vitreus, cristallinus, retina, Sehnerven u. s. w. vereinzelt sind, sehen wir mit jedem dieser einzelnen Theile gar nichts mehr."

Indem ich dem vortrefflichen Manne seine Ansicht und sein schneidendes Urtheil gern übersah, konnt' ich mich des Lächelns nicht enthalten, daß mir mein ehmaliges Steckenpferd, die Schulphilosophie, in wenigen Jahren vollkommen fremd geworden war. Auch wandelte mich durchaus kein Gelüst an, es wieder zu besteigen; ließ einstweilen das Reich des Uebersinnlichen, wie einen trüben, undurchsichtigen Himmel über meinem Haupte dahinschweben, mir bewußt, ich wandle in der besten Vorschule, wo ich stille Hoffnung hegen dürfe, durch ausgedehntere Erfahrung und tiefere Kenntniß der sichtbaren Dinge, zur Erkenntniß des Unsichtbaren, Weg zu finden.

17.

Rückkehr aus der italienischen Schweiz.

Mittlerweile hatt' ich, von Sehnsucht gespornt, bald jenseits der hohen Alpen zu wohnen, keinen Tag versäumt, die Reorganisation der Landesbehörden zu vollenden. In den ersten Wochen des Augusts war es vollbracht; jede der verfassungsmäßigen Obrigkeiten, unter gebührenden Feierlichkeiten, in ihren Geschäftskreis eingeführt; an die Spitze des Kantons Bellinzona den Oberst Giuseppo Rusconi, an die des Kantons Lugano, den rechtsgelehrten Battista Franzoni, als Regierungsstatthalter, gestellt; Männer von Einsicht, gemäßigter Denkart und Biedersinn. Der Vollziehungsausschuß zu Bern hatte mir endlich die oft verlangte Entlassung bewilligt, wenn auch mit einigen

Bedingungen, die meinen Aufenthalt verlängern mußten *). Noch andre Begebnisse traten aber ein, welche dem ganzen Lande schwere, selbst blutige Folgen drohten und mein Ausharren einstweilen nöthig machten.

Obgleich General Brune vom ersten Konsul zum Nachfolger Massena's im Oberbefehl der Armee ernannt worden war, dauerte doch die freche Grausamkeit, von Mailand her, fort, einem in erkünstelter Hungersnoth erschöpften Volke, den letzten Heller abzufoltern **). Schon vernahm ich von allen Seiten her, statt bisherigen Wehklagens, Stimmen der Verzweiflung. Wirklich gerieth die Wuth der lange gequälten Menge, eines Tages, auf dem Markt zu Locarno zum Ausbruch. Hier hatte einer der französischen Proviantkommissäre, mit einem fruchtbeladenen Schiffe gelandet; aber mit dem unerschwinglichen Preis seiner Waare die verzweifelnden Landleute dermaßen empört, daß diese sich nicht nur des Getraides gewaltsam bemächtigten, sondern über den Wucherer selbst Blutgericht hielten. Sie riefen einen Kapuziner herbei, dem der Verurtheilte seine Sünden beichten konnte. Dann, als er Absolution erhalten hatte, schossen sie ihn ohne Barmherzigkeit nieder.

Während ich, größerem Unglück zu wehren, dahin eilte, ließ der Divisionsgeneral Gardanne in meiner Abwesenheit französische Truppen bei Lugano ausschiffen, und bei 70 Säcke Korn aus dem dortigen Magazin in die Lombardie zurückschleppen. Es war dies

---

*) Nämlich im Schreiben des Vollziehungsrathes (vom 20. Augusts 1800) war gesagt: „Doch wünschen wir, daß Ihr Euern dortigen Aufenthalt noch eine Zeit lang verlängern möget, indem, wie wir mit Zuversicht glauben, Eure fernere Aufsicht und Weisungen sowohl den Statthaltern, als hauptsächlich den andern Autoritäten, denen überhaupt die nöthige Erfahrung fehlt, von ungemein großem Nutzen seyn kann und seyn wird."

**) Nicht daß ich Brune der Theilnahme an jenen Schändlichkeiten beschuldigen möchte. Er war allerdings schon am 13. Augusts zum Nachfolger Massena's ernannt, aber noch nicht sogleich in seine Stelle eingetreten. Die Gelderpressungen nahmen, bald nach Ankunft des Generals Matthieu Dumas in Mailand, und mit Massena's Entfernung aus Italien, ein Ende.

Rache, oder Trotz, gegen eine meiner vorangegangnen Verfügungen. Als nämlich ein Kommandant von Como, Namens Bouſſin, einige Fuhren Getraides, mit erforderlichen Ausfuhrſcheinen verſehn, unter nichtigen Vorwänden, auf Schweizerboden angehalten, doch wieder, gegen Verheißung, ihm zehn Zechinen zu zahlen, freigelaſſen hatte, war den klagenden Eigenthümern von mir befohlen, nichts zu zahlen; ihr Korn zu behalten; aber den vollen Werth deſſelben bei den Gerichten unterpfändlich niederzulegen, und Entſcheidung durch richterlichen Spruch zu erwarten.

Den rohen, militäriſchen Willküren einmal Schranken zu ſetzen, entſchloß ich mich nun zum Aeußerſten. Ich ertheilte dem Kommandanten der im Lande befindlichen Schweizertruppen ſchriftlichen Befehl, die Kornmagazine mit bewaffneter Fauſt zu vertheidigen und künftig Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Ich weiß", ſagt' ich zu ihm: „Sie ſind dem franzöſiſchen Armeebefehl untergeordnet; aber, vor Allem aus, Schweizer; und, als ſolcher, den Franzoſen wohl zur Vertheidigung des Vaterlandes, nicht aber zu deſſen Verderben beigegeben. Sie dürfen, unter franzöſiſcher Fahne, nicht gegen ihr eignes Vaterland Krieg führen, ohne Landesverräther zu werden! Jede allfällige Verantwortung übernehm' ich." Der brave Rüttimann gehorchte.

Mein Befehl für dieſen, ſo wie die blutige That von Locarno, waren in Maſſena's Hauptquartier zugleich bekannt geworden. Es kam bald darauf ein Brigadegeneral, aus Mailand geſandt *), mir Belehrungen oder Warnungen zu bringen. Ich erwiederte trocken: Er ſolle ſeinem Obergeneral melden, daß ich nur von meiner Regierung, nie von ihm, Befehle anzunehmen habe; daß er in Cisalpinien die Kornausfuhr verbieten möge, ich in der Schweiz die unverbotene Einfuhr geſtatten und ſchützen werde; daß, wenn er Gewalt verſuchen wolle, ich ihn bitten laſſe, mit überlegner Macht zu erſcheinen; denn er werde in dieſen Bergen eine neue Vendée finden, weil ich das ganze Volk in Waffen rufen wolle, um die Geſetze eines mit Frankreich ver-

*) Ich vermuthe, er hieß Desbrueloys, wenn ich nicht irre.

bündeten Staats wider ihn zu verfechten. Der Erfolg möge seyn, welcher er wolle; aber Verzweiflung verleihe auch schwachen Völkern nicht zu verachtende Stärke. Dann möge der Obergeneral, gegen Frankreich, die durch ihn verletzten Verträge Frankreichs, die Vernichtung der von Frankreich anerkannten Selbständigkeit Helvetiens, die Verhöhnung alles Völkerrechts, verantworten. Europa werde richten; der erste Konsul aber seinen Ruhm schwerlich von Untergeordneten, durch deren habsüchtige Wucherei, besudeln lassen.

Der Brigadegeneral reisete mit dieser Antwort zurück; ich brachte sie zur Kenntniß beider Regierungsstatthalter, mit der Mahnung, sich unverzüglich aufs Aeußerste gefaßt zu machen. Indessen vergingen Tage um Tage. Meine Erklärung blieb vom Hauptquartier ohne Erwiederung; sogar die Korneinfuhr ungestört. Wahrscheinlich führte der Wechsel des Oberbefehls der französischen Armee diese unerwartete Stille herbei. Ich beschloß, in Verabredung mit den Regierungsstatthaltern, nach Bern zu eilen und persönlich den Vollziehungsausschuß von der bedenklichen Lage der Dinge zu unterrichten. Eine Proklamation verkündete dem Volke meine Abreise, den Zweck derselben, und meine baldige Wiederkunft. Dem Kommandanten Rüttimann erneuert' ich die gegebnen Befehle *). Das ganze Land war bereit, sich zu seinem Beistand zu erheben. Binnen drei Tagen befand ich mich in Bern **).

Hier hatte, vier Wochen vorher, abermals revolutionäre Bewegung der politischen Parteien, die Mitglieder der Regierung verändert und den Namen des Vollziehungsausschusses in den eines Vollziehungsrathes. Keiner der neuen Machthaber kannte daher die unglücklichen Verhältnisse der „ennetbirgischen" ***) Lande in ihrem ganzen Zu-

---

*) Später erfuhr ich, er sey, bald nach meiner Abreise, vor ein französisches Kriegsgericht nach Mailand gefordert worden, aber erkrankt und an einem hitzigen Fieber gestorben.

**) Am 7. Septembers 1800.

***) Das altdeutsche Wort „ennet", das noch jetzt statt „jenseits" in der Schweiz lebt, verdient, zur Bezeichnung dessen, was jenseits der Alpen (daher ennet-

sammenhang; für mich keine erfreuliche Wahrnehmung. Doch fand ich, zu meiner Beruhigung, lebhafte Theilnahme am Schicksal jener Gegenden. Sogleich in die Versammlung der Regierung berufen, entwarf ich ihr das treue Gemälde von der dortigen Militärtyrannei, von der Verzweiflung des Volks und dessen Bereitschaft zu einem allgemeinen, blutigen Aufstande. Es erfolgte der Beschluß, ohne Zögerung den ersten Konsul in Paris von der gefährlichen Lage der Dinge und den, alle Verträge, alles Völkerrecht beleidigenden Willküren, zu unterrichten; während ich angewiesen ward, den französischen Gesandten Reinhard in Bern unmittelbar von den ausschweifenden Handlungen der französischen Oberbefehlshaber in Kenntniß zu setzen.

Mit Reinhard und seiner Gemahlin, der Tochter des freisinnigen Reimarus von Hamburg bekannt, war es mir leicht, meine Absicht zu erreichen. Reinhard, der mit deutscher Biederherzigkeit, französische Gewandtheit zu verbinden verstand *), nahm sich meiner Angelegenheit mit Wärme an. Ich entwarf ihm die Beschwerden der italienischen Schweiz in einer kurzen Denkschrift **), die er dem General Matthieu Dumas gab, der sich zufällig, mit besondern Aufträgen des ersten Konsuls nach Italien, in Bern befand. Dann führte er mich mit diesem zusammen. Ich fand in Dumas einen Mann voll scharfsinnigen Geistes und strenger Rechtlichkeit. Die Thatsachen und urkundlichen Belege von den verübten Greueln erregten seinen Abscheu. Er verhehlte mir nicht, daß der erste Konsul schon von andern Seiten ähnliche Klagen vernommen, und ihn eben deswegen nach Mailand sende. Er verhieß schnelle Beendigung der rohen Unfugen und Gewaltthaten ***). Wir wurden einig, daß ich ihn über die Alpen begleite.

---

birgisch), oder der Meere (oder ennetmeerisch) liegt, wohl eher der deutschen Sprache eingebürgert zu werden, als das „ultramontanisch, transatlantisch“ und dergleichen.

*) Er war geborner Würtemberger, gemüthlicher Dichter, nachmals mit dem Grafentitel geschmückt, und zu verschiednen Gesandtschaften gebraucht.

**) Vom 12. Septembers 1800.

***) Wirklich hörten sie bald nach seiner Ankunft in Mailand auf.

Allein an demselben Tag hatte der Vollziehungsrath, der meine Rückreise über den Gotthard unnöthig glaubte, mich zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel ernannt *). Hier drohte eben ein Volksaufstand, wegen Bodenzins, Zehnten und andrer Klagen, nahen Ausbruch. Ich sträubte mich vergebens. Ungern entsagt' ich dem Wunsche, nach Abthuung mehrerer unerledigten Geschäfte der italienischen Kantone, die kommenden Wintertage in der Familie Reding zu Schwyz, im „süßen Nichtsthun" hinzubringen, wie ich ihr angelobt hatte; auch nebenbei Zeuge vom Wiedergenesen der verheerten Waldstätte und vielleicht sogar vom Ankeimen oder Aufsprießen mancher Saaten zu seyn, die ich, in unsichrer Hoffnung, ausgestreut hatte. Sehnsucht nach Ruhe, Bedürfniß derselben, galt aber nichts neben der Gefahr von Basel, neben der Verlegenheit der Regierung und dem Pflichtgefühl, einem Lande, das mir immer theurer wurde, je mehr ich für dasselbe gearbeitet, geduldet und geopfert hatte. So lieben auch Mütter das Kind am innigsten, welches ihnen die meisten Sorgen, Nachtwachen und Kummerthränen gekostet hat.

18.

Sturmtage in Basel.

Statt der geträumten Winterfreuden, mußt' ich mich mit einem flüchtigen Besuch der Freunde in Luzern, Schwyz und Stans begnügen lassen. Kaum vierzehn Tage nach meiner Ernennung, traf ich in Basel ein. Es war hohe Zeit; das Landvolk schon im Begriff, Gewalt zu üben. Es gehorchte den Befehlen der Unterstatthalter nicht mehr. Durchaus unbekannt mit den innern Zuständen, Parteiungen und Bedürfnissen dieses Theils der Schweiz, wo mir selbst jede Person fremd entgegentrat, gestattete die täglich wachsende Gährung der Gemüther nicht einmal, mich im neuen Wirkungskreise zu orientiren. Wenige Tage nach der Ankunft veranstaltete ich Versammlung von

---

*) Der bisherige war Mitglied der Regierung geworden.

Abgeordneten aller unzufriednen Gemeinden, im Dorfe Gelterkinden, und begab mich in die Mitte derselben. Es lag mir daran, die Klagen der Leute aus ihrem Munde zu hören und wenigstens den Ausbruch des Sturms einige Zeit zurückzuhalten. Eins ward so schwer, als das andre.

Denn die Einen in jener Versammlung schrien gegen Entrichtung von Zehnten und Bodenzinsen, welche gesetzlich wieder hergestellt waren; Andre über das Verfahren ihrer Munizipalitäten, Agenten und übrigen Beamten; Andre fluchten eben so sehr gegen die neue Ordnung der Dinge, als über das ehmalige, abgeschüttelte Joch der Stadtherrschaft Basels. Die Gesammtheit ihrer Forderungen zu erfüllen, hieß ungefähr soviel, als alle Gesetze abschaffen. Nicht Belehrung, nicht Bitte, nicht Warnung änderte den Sinn dieser Leute. Ihr bäuerischer Eigennutz mit Unverstand, ihr Trotz mit linkischer Schlauheit verbunden, offenbarte mir, in jeder Aeußerung, jenen frechen Uebermuth, welcher Sklaven eigen ist, denen plötzlich die Fesseln von der Hand gefallen sind. In der That, noch wenige Jahre zuvor hatten die Zustände dieses Volks an Zustände der Leibeigenschaft gegränzt.

Ein Paar Tage nach jener Versammlung *) riefen schon die Sturmglocken das Volk der Jurathäler zum allgemeinen Aufruhr, ungeachtet mir gegebner Zusage, keine Unruhen zu beginnen, sondern mir Frist zu gönnen, die Richtigkeit ihrer Beschwerden zu untersuchen. Bei zweitausend bewaffnete Bauern rückten gegen die Stadt Liestal. Einige helvetische Truppen **) in dortiger Gegend, unter Befehl des Obersten Dolder, zogen sich langsam vor ihnen zurück, weil ich verboten hatte, Feindseligkeiten zu begehn oder zu erwiedern. Auf die Nachricht von dem Ereigniß, eilt' ich dahin, im Grunde gar nicht unzufrieden, den Handel sobald, als möglich, auf eine, oder die andre Art, beendet zu sehn. In Liestal, es war schon dunkler Abend, unterrichtete ich mich

*) Den 4. Oktober.

**) Drei Kompagnien Infanterie und eine halbe Escadron Husaren.

von allen bisherigen Vorfällen *); und ließ die Empörer auffordern, mir Abgeordnete zu schicken.

Sie erschienen; bedauerten, aufrichtig oder nicht, den Aufstand; er sey nicht länger zurückzuhalten gewesen; man wisse nicht, in welchem Orte zuerst der Landsturm ergangen sey; Ordnung sey keine zu handhaben; Viele der Leute wären betrunken. Ich schickte sie zurück, ihr Volk zu ermahnen, sich ungesäumt heim zu begeben; den Rausch zu verschlafen; oder der schwersten Strafen gewärtig zu seyn. Folgendes Tages werde ich Untersuchung halten. Vergebens! Der Landsturm näherte sich, eh seine Deputirten wieder zu ihm gelangten. Es ward sogar auf das Militär gefeuert. Oberst Dolder verlangte Erlaubniß zum Angriff. Aber des festen Entschlusses, meinen Eintritt in den Kanton nicht mit Vergießung von Bürgerblut zu beginnen, lieber das eigne Leben daran zu setzen, warf ich mich aufs Pferd; stellte die Truppen vor der Stadt auf, diese zu schützen, und sprengte, begleitet vom Obersten, unter Bedeckung von vier Reitern, den brüllenden Haufen entgegen. Es war Mitternacht, mondhell.

Der Landsturm hielt bei der Brücke eines Baches, in der Vermuthung angegriffen zu werden. Sobald aber die verworrene Menge mich und mein kleines Gefolge erkannte, drängte sie sich heran, mich zu hören. Ich gebot Schweigen; schilderte die Folgen ihrer Unbesonnenheiten; zeigte, im Hintergrund der Empörung, Mord und Brand der Dörfer; den Anmarsch französischer Brigaden. Man gelobte Gehorsam.

Indem die Einen wirklich zurückgingen, traten die Andern hervor. Jeder wollte mich hören; jeder mich sprechen. Hinter mir dehnten sich die Schwärme, die meisten von Wein und Branntewein beseligt, längs der Hochstraße auf den hohen Borden der Aecker aus. Oberst Dolder, für meine Sicherheit besorgt, befahl den Vorgedrungnen zurückzugehn. Man antwortete mit Flintenschüssen. Nun Alles erschrocken

*) Im Flecken Sissach waren Schüsse gefallen und dabei ein Mädchen, vor der Thür seines Hauses, getödtet worden.

durch einander und aus einander; Geschrei auf allen Seiten; Flucht meiner Schutzwacht; Flucht der Bauern um mich her, welche Tod aus der Hand ihrer eignen Leute fürchteten. Ich stand plötzlich verlassen, und wandte das Roß nach Liestal, links und rechts von Flintenschüssen begleitet. Diese kriegerische Mondscheinscene; die Ungeschicktheit der berauschten Schützen; das Auseinanderflüchten ihrer Banden nach allen Richtungen, über die Felder; vor mir das Paar meiner fortgaloppirenden Husaren, ihren Leib tief auf die Sättel niedergeduckt; der tolle Ausgang des tollen Spiels, in welchem sich Einer vor dem Andern fürchtete, wie in Gellerts Fabel die beiden alten Weiber, in enger Gasse — das Alles machte mich, während meines eignen Davonjagens, laut auflachen.

Der Lärmen war damit zu Ende. Schon andern Tages empfing ich zu Basel von einzelnen Gemeinden Zusicherung völliger Unterwerfung; dann, schnell nach einander, als man das Anrücken französischer Truppen, unter Befehl des Generals Montchoisi, hörte, folgten die übrigen. Alle lieferten selber ihre Waffen an das Zeughaus von Basel ab, gemäß dem Gebot, welches ich in einer Proklamation an die aufständischen Bezirke erlassen hatte. „Ihr verschmähtet," sagt' ich darin: „meinen Rath; Ihr habt meine Warnung verachtet; Ihr habt meine Bitten nicht angehört; — Ihr habt Eure Obrigkeiten beschimpft; Eure Gesetze gebrochen: hie und da selbst Eure Geistlichen entwürdigt. — Der Rebell ist von Gott und Menschen verlassen; aber ich kann Euch noch nicht verlassen. Mein Herz blutet bei Euerm Unglück; ich will es vermindern, so weit es in meiner Gewalt steht."

Diese Worte gewannen Vertrauen; und ich erfüllte die Verheißung. Einige der Schuldigsten wurden gerichtlich eingezogen, und, die auf mich in jener Nacht geschossen hatten, mit Todesurtheilen bedroht. Es gelang mir ihre Begnadigung auszuwirken, indem ich der Regierung erklärte: Todesstrafe sey nur verbrecherische Blutrache der bürgerlichen Gesellschaft; ich habe mich den berauschten Rotten des Aufruhrs nicht umsonst persönlich entgegengeworfen, sondern um Blutvergießen zu hindern; es sey mir gelungen; und sollt' ich nun meinetwillen Blut

fließen sehn, würde ich mein Amt mit Abscheu von mir werfen. — Die Bitte fand Erhörung. Im Lande aber blieb es fortan ruhig.

Die Einwohner der alten Handelsstadt Basel empfingen mich bei sich mit üblicher Neugier und Gastlichkeit; die öffentlichen Behörden mit scheinbarer Freundlichkeit. Aus den Achtungsbezeugungen und gefälligen Höflichkeiten wehte mich indessen eine fühlbare Kälte an. Ich war der erste Fremdling, der hier, seit Jahrhunderten, die oberste Landesstelle bekleidete. Meine Person selbst ward gewissermaßen, ohne meine Schuld, zur Beleidigung für das Selbstgefühl einer Bürgerschaft, die der tüchtigen Männer so viele in eigner Mitte besaß. Mehr noch, das Gerücht hatte mich auch hier schon zum Erzrevolutionär gestempelt; die schlimmste aller Empfehlungen in einer Stadt, die mit treuer Vorliebe an altväterlichen Herkömmlichkeiten gern, zuweilen wohl auch an spießbürgerlichen Kleinlichkeiten, festhing. Es fehlte hier ebenfalls nicht, wie in der ganzen Schweiz, an Parteien, die einander, mit eingelegter Lanze, ritterlich, als Aristokraten und Patrioten, gegenüberstanden. Doch war in ihrer Feindschaft kein Italienerthum; mehr deutsche Geradheit. Ich kümmerte mich wenig um sie; hörte ihre Belehrungen, um mich in den neuen Umgebungen leichter zurecht zu finden, und begnügte mich die Haderlustigen aus einander zu halten.

Hätte nicht der französische General Amey, der in der Stadt mit wenigen Kompagnien lag, das Spiel wiederholt, dessen ich schon in der italienischen Schweiz übersatt geworden: die Zeit meiner Statthalterschaft wäre ohne Geräusch verflossen. An den Thoren, wo die Wachten durch Bürgermilizen besetzt waren, hatte er nämlich einige seiner Soldaten, als Plantons, ausgestellt, mit Befehl, alle von Frankreich kommenden Getraidefuhren anzuhalten und dem Platzkommando zuzuführen. Durch Klagen der Eigenthümer davon unterrichtet, ließ ich seine Wachtposten, sobald sie eine Fuhre ergriffen hatten, verhaften und die Fuhren befreien. So kam es zwischen Amey und mir, die wir übrigens in freundlicher Nachbarlichkeit lebten, zur Erklärung. Ich witterte neue Geldschneidereien, und wohl, wie der Erfolg bewies, nicht ganz mit Unrecht. Er berief sich auf Verbot der Kornausfuhr von Frankreich; ich mich auf Erlaubniß der Einfuhr in die Schweiz.

Er drohte, ſtärkere Truppenmaſſen nach Baſel zu rufen; ich ermunterte ihn dazu, weil ich im Begriff ſtehe, Stadt und Land in Waffen aufzubieten, Recht und Geſetz der Schweiz zu vertheidigen. Folgendes Morgens hielt' ich, unter ſeinen Fenſtern auf dem Münſterplatz, Muſterung der Milizbataillone der Stadt; er ſelbſt von mir eingeladen, begleitete mich dabei; dann zum Frühſtück. „General," ſagt' ich lachend, indem wir mit den Gläſern anſtießen: „wir bleiben Freunde, wenn wir uns auch künftige Woche pflichtgemäß vor den Thoren, oder in den Straßen der Stadt ſchlagen müſſen. Warum zanken wir beide? Laſſen wir die Entſcheidung höhern Behörden. Ich will Ihrem Oberbefehlshaber Moreau, und meiner Regierung ſchreiben!" Er fand den Gedanken nicht übel; wollte ſchlechterdings aber nicht, daß ich mich ſelber an Moreau wende. Das beſtätigte meinen Argwohn. Wenige Tage ſpäter, als ich ihm ein oſtenſibles Schreiben der helvetiſchen Regierung, wie ichs von ihr verlangt hatte, vorwies, worin ſie mich zum äußerſten Widerſtand bevollmächtigte, ſtand er ohne Widerſpruch von Allem zurück.

19.

Freuden der Ruhe.

Seit ich einſt das ſtille Reichenau, als Geächteter, hatte verlaſſen müſſen, waren mir im Ganzen wenige Tage zu Theil geworden, an denen ich mich eines reinen, ſturm- und gewitterloſen Himmels hätte freuen können. Nun in Baſel, einer Stadt, wo von jeher Gewerbfleiß und Wiſſenſchaft, neben alterthümlicher Sitte, und häuslicher Wohlſtand, mit frommſinniger Wohlthätigkeit, heimiſch waren, konnt' ich mich kaum an die Ruhe eines geregelten Geſchäftslebens, an das harmoniſche Bewegen aller Stände inner den Schranken der Geſetze, an den feinern Ton des geſelligen Umgangs, an die Genüſſe gewöhnen, welche Kunſt, Luxus, Wiſſenſchaftlichkeit zur Verannuthigung des Daſeyns bereiten. Ich war aus der rauhen Wildheit der Gebirgskantone, aus den Barbareien am Teſſin, wieder in das Gebiet der Civiliſation zurückgekommen, wo uns Alles und Jedes in mildern Formen entgegentritt, und der Menſch menſchlicher erſcheint.

Wohl wußt' ich, daß Civiliſation doch zuletzt nur, wie überall, ein der Brutalität angelegtes Gebiß ſey, und der hohe und niedre Pöbel dennoch Pöbel bleibe, wie ſchön er immerhin von außen das Ekelerregende ſeiner Thiergelüſte den Blicken der Welt verhüllt. Man läßt ſich aber gern von einer ſchmeichleriſchen Täuſchung die Augen verbinden, um nicht immer die troſtloſe Wahrheit zu ſehn. Schon der edlere Anſtand, die bloße, äußere Sittenglätte im gemeinen Lebensverkehr, thaten mir wohl. Ja, ſelbſt die Tugendſchminke auf Laſterwangen beleidigte mich weniger, denn ehmals. Sie verrieth wenigſtens eine geziemende Schaam vor Entblößung des Thieriſchen in der Menſchennatur. Einige Männer von höherer Bildung, von Geiſt und von gemäßigten politiſchen Grundſätzen, ſchloſſen ſich mir im freundſchaftlichen Umgang an. Einige achtbare Familien zogen mich in die Mitte ihres häuslichen Lebens. Selbſt eine Liebe, durch Gegenliebe ſelig, fehlte nicht, mir einen neuen Gemüths-Frühling mit friſchem Blüthenreichthum aufſteigen zu laſſen. Und war er auch nur flüchtig; es war doch abermals ein Lenz! — Dazu traten Wiedererſcheinungen geliebter Geſtalten aus der Ferne; alter Freunde, die eine Vergangenheit in mir verjüngten, welche durch ſie verſchönt worden war. Auch der edle Moncey, auch der gemüthliche Loiſon, der ſinnige Maler und Dichter Karl Graß, ſuchten mich wieder auf; — wie gern ſchreib' ich dieſe Namen! Ich könnte ihnen noch manchen beigeſellen. Neue, liebe Verbindungen ſpannen ſich ältern an und auf Lebensdauer, gleich jenen; wie mit Ulrich Hegner von Winterthur den geiſtvollen Schilderer der Zeitſitte und holbeiniſcher Kunſt*), oder mit Matthiſon, Friederike Brun u. a. m.

Was mir vor Allem lieb war, es ließen mich ſogar die bürgerlichen Parteiungen zu Baſel ungeſtört in behaglicher Ruhe. Die eifrigen Patrioten hatten ſich umſonſt kräftigen Beiſtandes von mir gefreut;

*) Auch außer ſeinem Vaterlande, als anmuthiger Erzähler von ſeinem „Auch ich war in Paris," von „Saly's Revolutionstagen," der „Molkenkur," von „Suschens Hochzeit," ſo wie „Holbeins Leben" u. ſ. w. bekannt. Er ſtarb allgemein verehrt, 3. Jänner 1840, 80 Jahr alt, in ſeiner Heimath Winterthur.

die aristokratischen Familien sich umsonst gefürchtet. Ich hatte nur Thaten, nicht Meynungen zu bewachen; und übte die Duldsamkeit gegen Ueberzeugungen Andrer, weil ich sie für die meinigen wünschte. Freilich ein eitler Wunsch! Jeder mißt den Nachbar mit der Elle, die er selbst von den Händen des Schicksals, oder der Natur seiner Anlagen und Neigungen empfangen hat. Der Parteien Loben und Lästern ließ mich gleichgültig. Ich stand dabei, wie ein Nüchterner in Mitte von Weinseligen; dieser Stellung schon lange gewohnt. Ich ehrte allerdings die öffentliche Meynung. Im Urtheil der Welt liegt eine gewisse Wahrheit, wie im Urtheil des Gewissens; und beide haben ihren Werth. Das Gewissen lehrt, was der Mensch zu seiner Heiligung thun soll; das Urtheil der Welt aber, wie er es, den Umständen angemessen, vollbringen soll. Wer ohne alle Rücksicht auf Verhältnisse, nur einzig der innern Ueberzeugung unbedingt folgt, läuft Gefahr, wie jeder blinde Schwärmer, mit edelm Willen verderbenschwere Thaten zu thun. Wer hinwieder keine andre Richtschnur, als das Urtheil der Welt, kennt, wird zum Mörder des innern Friedens und Lebens, um Spielball der Zufälle zu bleiben. Während er diese mit Klugheit zu benutzen, oder zu meistern meynt, meistern sie ihn. Den Listigsten überlistet zuletzt sein Schicksal. Er verliert den Gewinnst, und hat dabei noch sein eignes Selbst verspielt.

Ich befand mich bei jener Maxime ganz wohl, und bewahrte wenigstens, in Lust und Leid, ohne von Haus aus Stoiker zu seyn, ziemlich stoischen Gleichmuth. Tugendheld war ich nicht; doch von keiner Leidenschaft unterjocht, wenn auch zuweilen nicht ohne deren Anfechtung. Es freute mich heimlich mehr, über mich, als über Andre, zu siegen; denn jenes fand ich gewöhnlich schwieriger, als dieses. Vielleicht mocht' ich manchem, von Lust nach Glanz und Ehren getrieben, ämter- und stellen-süchtig scheinen. Ich hatte mich aber nie um Ehrenstellen beworben. Vielleicht glaubte Mancher, es sey mir um erkleckliche Einnahme zu thun. Ich würde sie nicht verschmäht haben; aber wahrlich, mir waren keine zugeflossen. Ich hatte während meiner Prokonsulate spärlich, oft kärglich, aus meinem eignen Gute gezehrt, und dem Staate unentgeldlich gedient. In Basel aber, dieser alten Handelsstadt, wo selbst Diogenes in seinem Fasse gelernt

haben würde, kaufmänniſch denken, fing ich endlich ebenfalls an, einmal mein Soll und Haben zu muſtern. Es war in der That dazu hohe Zeit; denn mein kleines Vermögen ſenkte ſich zur Neige, weil ich dem Staate daraus, wenn auch für ihn geringe, für mich bedeutende Vorſchüſſe gemacht hatte.

Als ich dem Miniſter des Innern meine Rechnung über dieſe zuſandte, fügt ich dem Schreiben an ihn*) noch den Schlußſatz zu: „Nie hab' ich von der Regierung, als Vergeltung meiner Arbeiten, einen Gehalt gefordert. Wie ich Ihnen ſchon mündlich, bei meiner letzten Anweſenheit in Bern, die Ehre hatte, zu äußern, wünſche ich nur Erſatz derjenigen meiner Auslagen, welcher ich mich noch mit Beſtimmtheit erinnere, damit ich nicht allzugroßen Schaden leide. Allerwenigſtens bitt' ich recht ſehr, für die im Rückſtand gebliebenen Sekretärs**) um deren volle Beſoldung, damit auch dieſe mir nicht ganz zur Laſt falle***). — Ich empfing darauf die vollſtändigſte Entſchädigung. Wär's mir nicht um eine Selbſtſchau hier zu thun, ich würde der geringfügigen Nebendinge keiner Erwähnung gethan haben, die Andern, für ihre Perſon, als großfügige, gelten mögen.

Der einförmige Mechanismus des Geſchäftsganges, ſo wie eine wohlgeordnete, mit wackern Männern beſetzte Kanzlei, gönnten mir, neben dem Genuß heitern, geſellſchaftlichen Treibens, Mußeſtunden genug, mich wieder allen Muſen zu befreunden, die ich ſo lange verlaſſen hatte. Mit wahrer Heißbegier ſchwelgt' ich in der Fülle der neueſten und geprieſenſten Erzeugniſſe deutſcher und franzöſiſcher

---

*) Vom 6. Dezember 1800.

**) In der italieniſchen Schweiz hatt' ich deren zwei vonnöthen gehabt. Aufdermaur ungerechnet.

***) Die Armuth der helvetiſchen Staatskaſſe entſchuldigte dieſe Rückſtände zum Theil. Ich erwähne der Korreſpondenz (in den helvetiſchen Archiven liegen die Originale) nur, als eines Beweiſes, daß Eigennutz wohl fern von mir war. Auch, als Regierungsſtatthalter, bezog ich in Baſel nicht den geſetzlichen Gehalt. Er ward zur Nationalſchuld geſchlagen, und mir erſt viele Jahre nachher (im J. 1816), bei Liquidation derſelben, entrichtet.

Literatur; oder ordnete einen Vorrath eigner und fremder Denkſchriften und Abhandlungen zur Geſchichte der jüngſten Schickſale der Schweiz, zum Behuf eines künftigen Darſtellers derſelben *). Am wichtigſten ſchienen mir für den Augenblick die Angaben und Aktenſtücke, welche ſich auf den kurzen, aber ruhmvollen, Kampf der Urkantone für ihre Freiheit gegen Frankreichs Heermacht bezogen. Aloys Reding hatte mit mir den Schauplatz der Gefechte und Treffen beſucht; mir ſeine Erinnerungen ſchriftlich und mündlich, ſo wie werthreichere urkundliche Belege, mitgetheilt. Ich ſelber war in den Hütten vieler Landleute, welche ſich dort perſönlich im blutigen Kampf für ihr Vaterland hervorgethan hatten, Zuhörer ihrer naiven Erzählungen geweſen.

Ungeachtet mächtigere Nationen und waffengeübtere Heere, im Kampf gegen Frankreichs Verheererwuth, unterlegen waren, ohne Schmach: ſchien doch der plötzliche Untergang der alten Eidsgenoſſenſchaft den übrigen Völkern eben ſo unerwartet, als unrühmlich geweſen zu ſeyn. Das günſtige Vorurtheil altberühmter Tapferkeit und unbeſiegbarer Freiheitsliebe, lag vernichtet. Konnt' ich nun auch nicht hoffen dieſen verlorenen Glauben wieder aufzurichten, durft' ich doch den Verſuch wagen, einer wahrlich unverdienten Verachtung des ſchweizeriſchen Heldenmuthes und Vaterlandsſinns, von Thatſachen begleitet, zu widerſprechen. So ſchrieb ich die „Geſchichte vom Kampf und Untergang der ſchweizeriſchen Berg- und Waldkantone." Die meiſten Thatſachen waren damals ſogar Schweizern ſelber noch wenig bekannt. Sie wurden vom In- und Auslande nicht ohne Theilnahme vernommen **); und erwarben dem tapfern Reding im Vaterlande einen Namen, der ihm leider zuletzt mehr Dornen, als Roſen ernten ließ.

---

*) Sie erſchienen aber erſt in den Jahren 1803, 1804 und 1805 unter dem Titel „Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung" im Druck. Ich kann auf dieſe Sammlung rückſichtlich deſſen, was ich in den Kantonen Graubünden, Waldſtätten, Bellinzona und Lugano erlebte, hinweiſen, wo Manches davon umſtändlicher erzählt ſteht.

**) Dieſe Geſchichte ward ſchon im folgenden Jahre durch Hrn. J. B. Briatte, und, noch einmal 1825, zu Genf von einem mir Unbekannten, ins Franzöſiſche, durch Hrn. Giam-Menico Cetti 1805 ins Italieniſche, und durch Hrn. Aikin zu London, ins Engliſche überſetzt.

20.

Rückkehr ins Privatleben.

Während ich zu Basel, unter angenehmen Umgebungen, glücklicher in meinem Statthalterthum, als der ehrliche Sancho im seinigen auf der Insel Baratraria, lebte, ward die arme helvetische Republik unaufhörlich von neuen Umwälzungen heimgesucht. Zu Luneville war zwischen den kriegführenden Mächten Friede geschlossen. Der zerrüttete, zerrissene, aus tausend Wunden blutende Welttheil begrüßte nun froh die Hoffnungen einer freundlichern Zukunft mit seinem „Te deum"; und ich, wenn auch ein wenig mißtrauisch gegen die bekannten „Ewigkeiten" der Friedensschlüsse, ließ doch den zu Luneville vollbrachten, mit freudigem Kanonendonner von den Stadtwällen, verkünden. Aber, wahrlich, er war nicht des dafür verschwendeten Pulvers werth.

In einem seiner Artikel hatte dieser Friede den Schweizern das natürliche Recht zugesichert, sich selber eine ihren Bedürfnissen angemessene Staatsverfassung zu geben. Die bisherige, gleich einem in den Gefechten der Parteien schon so sehr zerfetzten Banner, daß sich ihm niemand mehr anschließen mochte. Nun sah man jede der Parteien wieder frisch auf den Beinen, ihr eignes Ideal von der glückseligsten der Republiken siegreich zu machen. Die Aristokratie erhob sich, einen entscheidenden Schlag für Wiederverjüngung ihrer Patrizier-, Stadt- und Zunft-Vorrechte zu führen; die Masse der rührigen Patrioten hinwieder, den gefährlichen Streich zu vereiteln. Beide suchten ihre Verstärkung durchs Volk. Das Volk, ohne Heimweh nach der alten Ordnung der Dinge, aber auch unzufrieden mit der vorhandnen Unordnung, verlangte bloß Sicherheit und Ruhe für sich, die jedoch von ihm selber, bald dort, bald hier, vernichtet wurde; gab jeweilen demjenigen Recht, der ihm goldne Berge versprach; traute aber weder dem Einen, noch dem Andern.

Man schritt zur Entwerfung des neuen Staatsgrundgesetzes. Föderalisten und Antiföderalisten standen einander in Schlachtordnung

gegenüber. Ich bedauerte beide; denn sie mühten sich, in vergeblichen Anstrengungen, ab. Ihre Vereinigung und Versöhnung war so unmöglich in jener Zeit, als dauerhafter Sieg einer, oder der andern Partei. Frankreich, gestützt auf kriegerische Ueberlegenheit gegen die übrigen Mächte, zeigte offenbar geringe Neigung, die helvetische Republik seiner bisherigen Vormundschaft zu entlassen; und behielt sich schweigend das letzte Wort vor. „Würde aber auch, durch den Machtspruch des ersten Konsuls, die Schweiz abermals (im alten Styl) föderalisirt," schrieb ich unter Anderm einmal dem Gesandten Reinhard zu Bern*): „so ist ohne Mühe vorauszusehn, daß die Antiföderalisten, durch Uebergewicht ihres Talents, neben wachsender Einsicht des Volks, den Städter-Föderalismus wiederum entkräften, zerstören und neue Umwälzungen begünstigen würden. Eine Revolution, wie die unsrige, und wie die französische, läßt sich, selbst von keinem Bonaparte, wie durch einen Zauberstreich, abthun. Man spricht wohl von politischen und materiellen Interessen; aber hier ist ein einmal aufgeregter, unsichtbarer Krieg der Geister! Es werden noch Tage kommen, welche, von Frankreich aus, in dessen Nachbarstaaten abermals Revolutionen herüberbringen: — Möge die Schweiz eine Staatsverfassung erhalten, welche es immerhin seyn möge, sie wird nie mit allgemeiner Zufriedenheit empfangen werden. Warum aber nicht die Beistimmung, oder den Wunsch vom gebildetern Theil des Volkes, dem Geschrei der unwissenden Menge, oder der in Eigennutz gekränkten Dorf- und Stadt-Patrizier vorziehn?"

Der Entwurf des neuen Staatsgrundgesetzes ward endlich bekannt gemacht.**) Eine von Deputirten sämmtlicher Kantone zusammengesetzte Versammlung, Tagsatzung geheißen, sollte zu Bern das Konstitutionswerk prüfen und für immer feststellen. Die Grundlage desselben war Landeseinheit, mit Recht der Kantone zur Selbstverwaltung unter einer Centralregierung. Die Erwählten des Volks waren, ihrer Mehrheit nach, Freunde der Staatseinheit.

---

*) Unterm 6. Februar 1801.

**) Den 29. Mai 1801.

Nun sich die Föderalisten, wider Erwarten, übermannt sahn, verließen sie störrisch den Saal der Abgeordneten zu Bern. Die übrigen arbeiteten fort, und brachten nach langem Streiten ihr Werk zu Ende*). Fruchtloses Bemüh'n! Kaum fünf Tage später ward das politische Kartenhaus, weil es keiner Partei gefiel, wieder weggeblasen. Verninac, der neue französische Gesandte, und der ihm ergebene Dolder, ein schlauer Mann, unter allen politischen Gestaltungen bisher immerdar oben an, nun nicht wieder erwählt, sprengte mit Militärgewalt, Senat und Tagsatzung aus einander, und wählte, statt der Vertriebnen, andre Leute dazu. Weil die rechtlichern Männer und talentvollern Vertheidiger der Staatseinheit, verschmähten, solchem entehrenden Spiel Hand zu leihen, warf sich Dolder in die Arme der Föderalisten. So gewannen diese jählings wieder das Uebergewicht, und stellten, seines Muthes und Namens willen, meinen Freund von Schwyz, Aloys Reding, als ersten Landammann, an die Spitze der Republik, den Biedersten unter den Biedern, aber keineswegs durch Geistesgaben und Kenntnisse, oder Erfahrung, zu einer solchen Stelle befähigt**).

Jedermann sah voraus, daß die neuen Machthaber von nun an blindlings, zum Port der alten, gebrechlichen Kantonalsouveränetäten, zurücksteuern würden, um darin die verblichenen Rechtsame und Privilegien ihrer Familien und Ortschaften in Sicherheit zu bringen. Kein hellblickender Freund des Vaterlandes hätte dazu helfen mögen. Mehrere Regierungsstatthalter, und andre Vollziehungsbeamte, gaben ihre Ent-

---

*) Den 24. Oktobers 1801.

**) Nicht Ehrgeiz, nicht übermäßiges Selbstvertrauen konnte den vortrefflichen Mann bewegen, eine Stellung in der Republik zu übernehmen, der er durchaus nicht gewachsen war; nur redliche Vaterlandsliebe und übermäßiges Vertrauen der Föderalisten, die in ihm einen Vertheidiger der alten Eidsgenossenschaft, Gegner Frankreichs, oder lenksamen Mann von hoher Achtung zu finden meynten, verleiteten ihn zur Annahme des gefährlichen Platzes. Schon im Jahr 1800, als ich noch in Schwyz lebte, fragte mich Paul Usteri an, ob Reding an die Spitze des Kriegsministeriums gestellt werden könne? Ich verneinte es; zeigte Reding den Brief Usteri's und meine Antwort. Wir lachten beide zu den hohen Vorstellungen, die man sich von ihm gemacht hatte.

laſſung ein; auch ich.*) Alle empfingen ſie, ſobald ſie baten. Reding verweigerte ſie mir. Er beſchwor mich, bei unſrer Freundſchaft, ihm getreu beizuſtehn in dieſen entſcheidenden Augenblicken. Ich blieb den eignen Ueberzeugungen treu; konnte, ohne Vernichtung der Selbſtachtung, nicht Helfershelfer derer werden, welche aus kurzſichtiger Wohlgemeyntheit, oder ſtarrſinniger Selbſtſucht, ein braves Volk in den Sumpf der frühern Unterwürfigkeit und Geiſtesverdumpfung zurückzerren wollten. Ich empfahl einen wackern Mann, den Präſidenten der Verwaltungskammer von Baſel, Wieland, zu meinem Nachfolger im Amt. Er ward ernannt. Ich trat in den Privatſtand zurück, und wählte, für den Winter, Bern zum Aufenthalt, Redings und vieler andrer Freunde Nähe zu genießen. Im Frühling gedacht' ich nach Graubünden heimzugehn, von wannen ich, ſeit vier Jahren, ſehr unfreiwillig, in die Fluten bürgerlicher Unruhen hinausgeſchleudert worden war.

Das ſchöne Korps der Basler Chaſſeurs begleitete meinen Reiſewagen bis an die Gränzen des Stadtbanns. Da ſagt' ich, mit bewegtem Herzen, die letzten Worte des Danks. Wie hätte mir auch nicht eine Stadt, wie Baſel, ſollen lieb und theuer geworden ſeyn, in der ich, nach mehrjährigen, wilden, ſchweren Drangſalen, meine frühere Harmloſigkeit, gleichſam mich ſelbſt, wiedergefunden hatte; wo ich glaubte, nicht meiner Stellung, ſondern meines Selbſtes willen, einige Achtung und Liebe genoſſen zu haben, und wenigſtens niemand ſich meiner zu beklagen hatte.

Aus langer Weile träumt' ich mir unterwegs im Wagen ſchöne Pläne für die Zukunft; bald Erneuerung meines Seminars in Reichenau; bald Ankauf eines beſcheidnen Bauernhofes, wo ich, in tiefer Eingezogenheit, dem Landleben, den Wiſſenſchaften, vielleicht dazu einer liebenswürdigen Lebensgefährtin angehören konnte, ungefähr mit dem kindlichen, fröhlichen Unſchuldsgeſicht, wie ich eines Tages an einem Fenſter in Baſel, flüchtig im Vorüberreiten erblickt, leider aber deſſen

*) Den 11. November 1801.

Namen nie erfahren hatte. Dazwischen trat auch wohl noch der Gedanke an Wiedereintritt in öffentliche Geschäfte, unter veränderten Umständen. Die Gewohnheit, unmittelbar und vielseitig auf die Umgebungen einzuwirken, hatte schon nicht geringe Macht über mich erhalten. Es schmerzte mich, ihr entsagen zu sollen, mehr, denn nun, aus der Sphäre der Hochgestellten und Gefeierten in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesetzt zu seyn; oder auf Ehrenbezeugungen, die doch nur dem Amt galten, oder auf Schmeicheleien derer verzichten zu müssen, die von mir zu hoffen oder zu fürchten hatten; oder gar, daß keine Wachten mehr, bei meinem Erscheinen, unter Gewehr traten; Keiner mehr flog, meinen Wink, wie einen Befehl zu vollstrecken; und daß Andern nun der Vorrang zustehe, in welchem mich bisher scheinbare Ehrerbietung der Menge umringt hatte. Ich glaube, man erkennt den innern Menschen am wahrsten aus seinen heimlichen Gedankenspielen und Träumereien; da ist er im Schlafrock bei sich allein zu Hause.

21.

Eine Unterredung.

In Bern war bald für den Winteraufenthalt bequeme Wohnung, ein Kreis vertrauter Freunde, und ein weiterer von zahlreichen Bekannten, gefunden und ausgewählt. Einen der ersten Besuche weiht' ich Aloys Reding. Aber welche verhängnißvolle sieben Jahre hatten sich zwischen damals, als wir voll jugendlichen Muthwillens in eben diesem Bern unsern ersten Bund schlossen, und jetzt gelagert! Und wie anders standen wir einander gegenüber, seitdem ich den Verfolgten, vom Bodensee, in sein Vaterhaus zurückrief; und jetzt, da ich ihn, als ersten Landammann der Schweiz, begrüßte! Ich ging zu ihm, mit stillem Lächeln über die große Posse der äussern Verwandlungen. — Vor der Pforte seines Hauses schildwachteten bärtige Grenadiere. Die breiten Treppen waren mit Kommenden und Gehenden belebt. Weibel im Vorzimmer kündigten mich dem Haupt der Republik an. Ich ward vorgelassen. Der Saal war mit Offizieren, Ministern und Senatoren

gefüllt. Reding trat aus ihrer Mitte hervor. Wir lagen in ſtummer Umarmung, Bruſt an Bruſt, mit größerer Gemüthsbewegung, als vielleicht der Anſtand erlauben mochte. Solche Umgebung bot weder Ort noch Zeit, uns gegenſeitig frei gehn zu laſſen. Reding war, im eigentlichen Sinn, Sklav der Umſtände und Geſchäfte.

Wie ſich's erwarten ließ, walteten auch über ihn die verſchiedenſten Urtheile in Bern; aber, was mich beinah ſelbſt beleidigte, nur wenige Stimmen ſprachen günſtig. Man betrachtete ihn, als ein willenloſes, leitſames Werkzeug der Ariſtokratie; oder, als einen Mann, der, unter Freiheit, Landsgemeindenwirthſchaft ſeiner Urkantone, verſtehe, und ſie aller Orten geltend machen möchte. Sogar die geweſenen berniſchen Patrizier äußerten ſich über ihn unhold, weil er ſich nicht mit den Beſſern aus ihnen umringte. Ich aber kannte ihn, als treuen, ehrlichen Freund ſeines Vaterlandes; und hatte mehr, denn zu oft, Gelegenheit, ſeine Vertheidigung gegen leidenſchaftliche Anſchuldigungen zu führen.

An einem Abend ließ er mich zu ſich rufen; er wolle, wie ſein Billet mir ſagte, ſich für jedermann verläugnen laſſen, und mich einmal wieder, wie in alter Zeit, allein haben; auch ſey es um eine wichtige Angelegenheit zu thun. Ich ging. Das Geſpräch wandte ſich bald auf die gegenwärtigen Zuſtände. Ich verhehlte ihm nicht die Stimmung, die ich zu Bern, in Betreff ſeiner, bemerkt habe; und ermunterte ihn, entſchieden, feſt und offen aufzutreten.

Mit verdrießlichem Lächeln ſagte er: „Meynt man alſo, ich werde der Büttel von Bernern ſeyn? Die ſich dergleichen einbilden, ſollen ſich garſtig irren. Ich will aber, glauben Sie daran, Ordnung im Lande; Unabhängigkeit von den Franzoſen; Ruhe vor Wühlereien der Einheitsmänner; und, wollen's dieſe mit uns aufnehmen, ſo mögen ſie es wagen! Wir ſtehn jede Stunde bereit, uns mit ihnen zu meſſen; Mann gegen Mann! Wir Andern fürchten ſie nicht mehr. Ich vertraue der Nation; ſie darf mir vertrauen. Ich weiß, was ſie will; und ich will, was ſie."

„O lieber Freund," erwiederte ich: „obschon ich von der Schweiz mehr, als Schwyz und Bern kenne, weiß ich doch noch nicht, was eigentlich die Nation will; und sie weiß es, scheint mir's, selber nicht recht. Sie mag in ihrer großen Mehrheit zwar die heutige Verwirrung der Dinge nicht, aber auch wohl die alte eidsgenössische Verwirrung nicht; vielleicht denk' ich, eine Art von Freiheit, die ihr noch unklar ist."

„Die ich aber wohl errathe!" rief er: „Sehn Sie, es kostete nur einen Wink, nur einen Ruf durch die Thäler: Macht's wie Uri, Schwyz und Unterwalden; jedes Thal mit seiner Nachbarschaft ein Gemeinwesen für sich; unabhängig von den andern; mit eigner Einrichtung und Obrigkeit, — und alles Landvolk würde, ich gehe die Wette ein, zum Abstimmen beide Hände aufstrecken und die Schweiz ihre vierzig, fünfzig Kantone haben. Aber davon ist keine Rede. Sind wir nur erst einmal gegen Frankreich gedeckt, macht sich das Uebrige von selbst, und mögen sich dann die Städte mit ihren Angehörigen abfinden und betten, wie sie wollen und können."

„Städte? Angehörige?" fragt' ich verwundert: „Also Alles wieder beim Alten? die Städter auf weichen Matratzen, die Unterthanen auf Stroh; beide unter Obhut des eidsgenössischen Stanser-Verkommnisses und unter angebornen Magnaten und Herrn? Wie denn, lieber Reding, haben Sie unsern schönen Traum ganz vergessen, den wir uns im Ebnet*) so herrlich vom künftigen Loose des ganzen Vaterlandes gemacht hatten, wo jeder Kanton künftig ein freier Staat, mit Selbsteinrichtung seines Innern, werden sollte, aber mit einer beschränkten Souveränetät, an der auch Tagsatzung und Bundesregierung geziemenden Antheil erhalten sollte? Glauben Sie doch ja nicht, daß sich in unsrer politischen Wüste die Landleute nach dem Frohnen und Ziegelbrennen Aegyptens so stark zurücksehnen, als die Herrn nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Ich könnte Sie wahrhaftig fast um das

*) Der Alp bei Schwyz, in der wir einige Zeit allein mit einander gehauset hatten.

Glück beneiden, einen Platz im Staat einzunehmen, wo sich, zur Verwirklichung des herrlichen Traums, so Vieles thun läßt."

„Traum, ja Traum!" versetzte Reding lächelnd: „Ständen Sie, wo ich, gern würd' ichs Ihnen gönnen; und sähen Sie mit meinen Augen Alles vor sich, nicht wie es seyn sollte, sondern nun einmal ist: Sie würden mehr als zu oft rufen: Traum! Man hat mich auf diese Stelle hingezwungen, zu der ich nicht geeignet bin. Nun steh' ich leider, einmal da, und werde thun, was ich vermag. Ja, es muß, in Gottes Namen, endlich Ordnung bei uns werden. Hören Sie mich nun an, lieber Zschokke. Sie müssen schlechterdings an meiner Seite bleiben; thätig bleiben. Wir beide kennen uns. Sie sollen, im Namen der Schweiz, zum Kongreß nach Amiens, als Gesandter; Diesbach von Carouge, als Gesandter, an den Wienerhof; und ich gehe selbst nach Paris; will vom ersten Konsul klaren Wein; und bestimmt wissen, woran wir mit ihm sind? Wallis müssen wir nicht fahren lassen! Was meynen Sie? Sprechen Sie offen."

Nach einigem Zögern, denn das war ein wirklicher Ueberfall von Entwürfen und Fragen, die mich verlegen machen mußten, gab ich zur Antwort: „Ich fürchte sehr, Eins wie das Andre, wird mißlingen. Was mich betrifft, bin ich ein- für allemal entschlossen, mich aus diesem unheilvollen Parteikrieg zurückzuziehn. Ich danke Ihnen für Ihr Vertauen; gehe aber in keinem Fall nach Amiens. Was soll ich dort, wo die großen Mächte Länderhandel treiben und die Schweiz nichts einzureden hat? Horchen und Wiederberichten! Ich tauge nicht zum Kundschafter; will freier Mann bleiben; kann Nützlicheres thun. — Und Herrn von Diesbach nach Wien? Warum nicht jeden andern Berner? einen Mann von gefeiertem Namen, wie zum Beispiel Bonstetten, den schon sein uralter Adel und schriftstellerischer Ruhm empfiehlt, der zugleich Mann von Geist und Herz; in Geschäften gewandt, und liebenswürdiger Gesellschafter ist? — Und Sie nach Paris? Gewiß schenkt Ihnen der erste Konsul reinen Wein ein; darauf verlassen Sie sich: und wohl noch dazu jeden Tag von andrer Sorte. Er will aus der Schweiz, glaub' ich, eine französische Festung gegen Süddeutschland machen, von deren Bastionen er zugleich Cisalpinien

bestreichen kann. Darum ist ihm wahrscheinlich föderalistische Zerstückelung bei uns willkommen; desto leichter bleibt er dabei unser Festungskommandant."

Wir wurden nicht einig; haderten lange über das große Thema und endeten damit, daß, wie es gewöhnlich geht, sich jeder von uns in seiner eignen Ueberzeugung tiefer eingewurzelt hatte, als vorher. Nicht das that mir leid; wohl aber daß Reding, seit dieser Unterredung, gegen mich, wo nicht kälter, doch zurückhaltender geworden schien. Wir behielten noch den Ton, nicht mehr die unbefangne Traulichkeit von Freunden. Er ist übrigens nicht der Erste, auch nicht der Letzte gewesen von Vielen, die mich gleichgültig fahren ließen, weil ich nicht ihres politischen Glaubens werden, sie nicht täuschen und mich nicht selbst veräußern wollte. — Bald darauf unternahm er die Reise nach Paris *), um vom ersten Konsul die entscheidende Erklärung zu fordern. Doch bevor er von da zurückgekommen war, las man schon in öffentlichen Blättern zu Bern, Bonaparte's bekannten Brief an Reding. Das stolze Oberhaupt der französischen Republik hatte dem Landammann der Schweiz, im gebieterischen Ton geantwortet, ungefähr wie einst der römische Julius Cäsar dem helvetischen Divico; aber mit Zulage einer persönlichen Kränkung, deren Cäsar's Edelmuth unfähig gewesen wäre.

Als ich das Vertrauen des Freundes von mir gewichen sah, wiederholt' ich die Besuche seltner bei ihm. Seine täglichen Umgebungen trugen vermuthlich nicht wenig dazu bei, ihn von mir abzuwenden. Ich galt in ihren Augen, als politischer Sünder, dessen Einfluß gefährlich schien. Ich mußte mir's sogar gefallen lassen, daß die geheime Polizei der Berner meine Schritte und wer bei mir aus- und einging, durch Spione beobachten ließ **). Sie gab sich aber meinetwillen sehr

*) Den 30. Novembers 1801.

**) Die Entdeckung ward sehr zufällig und auf belustigende Weise gemacht, als ich Freunden einst ein fröhliches Nachtessen gegeben hatte, und sie beim Weggehn vor der Hausthür einen verkleideten Polizeimann hingepflanzt erblickten, den sie schon bei ihrer Ankunft da gefunden hatten. Professor Tralles,

unnütze Mühe. Die traurige Tagespolitik zog mich nicht mehr an. Ich trieb ſchon ganz andre Dinge.

22.

Beginnender Gemüthsfrieden.

Unter zahlreichen, lieben Bekannten, deren Umgang den Winter mir verſchönte, befanden ſich zwei junge Männer meines Alters, denen ich mich am liebſten hingab. Sie athmeten faſt einzig für die Kunſt des Schönen, für Poeſie, Literatur und ſchriftſtelleriſche Glorie. Der eine von ihnen, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und ſarkaſtiſchen Witz, den ein Mienenſpiel begleitete, welches auch Milzſüchtige zum Lachen getrieben hätte. Verwandter fühlt' ich mich dem andern, wegen ſeines gemüthlichen, zuweilen ſchwärmeriſchen, träumeriſchen Weſens, worin ſich immerdar der reinſte Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich von Kleiſt*). Beide gewahrten in mir einen wahren Hyperboräer, der von der neueſten poetiſchen Schule Deutſchlands kein Wort wußte. Göthe hieß ihr Abgott; nach ihm ſtanden Schlegel und Tiek am höchſten, von denen ich bisher kaum mehr, als den Namen, kannte. Sie machten mir's zur Todſünde, als ich ehrlich bekannte, daß ich Göthe's Kunſtgewandtheit und Talentgröße mit Bewunderung anſtaunen, aber Schillern mehr, denn bewundern, daß ich ihn lieben müſſe, weil ſein Sang, naturwahr, aus der Tiefe deutſchen Gemüthes, begeiſternd an's Herz der Hörer, nicht nur an's kunſtrichternde Ohr, ſchlage. Wieland wollte ſogar den Sänger des Oberon, ſeinen Vater, nicht mehr Dichter heißen. Das gab unter uns manchen ergötzlichen Streit.

Oberſt Grafenried und Andre, die in Bern einheimiſch waren, erkannten und neckten den armen Tropf unbarmherzig, der gar ehrlich geſtand, der Herr Polizeidirektor wolle wiſſen, wer bei mir ſpeiſe?

*) Noch immer den Deutſchen ein Liebling in ihrer Dichterſchaar. Er endete beklagenswerth 1811.

Zuweilen theilten wir uns auch freigebig von eignen poetischen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckischen Glossen und Witzspielen den ergiebigsten Stoff lieferte. Als uns Kleist eines Tages sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein" vorlas, ward im letzten Akt das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft, wie auch des Dichters, so stürmisch und endlos, daß, bis zu seiner letzten Mordscene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde. Wir vereinten uns auch, wie Virgil's Hirten, zum poetischen Wettkampf. In meinem Zimmer hing ein französischer Kupferstich, „la cruche cassée." In den Figuren desselben glaubten wir ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem zerbrochenen Majolika-Kruge, und einen großnasigen Richter zu erkennen. Für Wieland sollte dies Aufgabe zu einer Satyre, für Kleist zu einem Lustspiele, für mich zu einer Erzählung werden. — Kleist's „zerbrochner Krug" hat den Preis davongetragen.

Kleist verlebte noch einen schönen Sommer an den Ufern des Thuner-Sees, wo er ein kleines Landhaus gemiethet hatte *), bis er

---

*) In einem seiner Briefe von Thun, bald nach unsrer Trennung geschrieben, sagte er unter Anderm: „Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht:

„Ich komme, ich weiß nicht, von wo?
Ich bin, ich weiß nicht, was?
Ich fahre, ich weiß nicht wohin?
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!"

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe. Und das thu ich oft und weit; denn die Natur hat hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet; und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kautz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, die Künstlerin bei der Arbeit eingeschlummert zu seyn scheint. Jetzt zwar sieht auch hier noch unter den Schneeflocken die Natur, wie eine achtzigjährige Frau aus; aber man sieht ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen seyn mag. — Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr; denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur Wenige; etwa den Hauptmann von Mülinen und seine Hofmeister, angenehme Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sey; bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa

mit seiner Schwester, die er nach Genua begleiten sollte, im Herbst die Schweiz verließ.

Unter dergleichen Spielereien, bei gänzlicher Losgebundenheit von Politik und amtlichen Pflichten und Sorgen, im freien Genuß der Wissenschaft und des geselligen Lebens, fehlten indessen auch die Augenblicke ernstern Sinnens nicht. Während ich dem Frühling entgegenharrte, und vorläufig Pläne entwarf, wo ich eine bleibende Niederlassung wählen wolle, sah ich auch auf die abenteuerliche Verschlingung von Begebenheiten zurück, welche mich in eine Laufbahn herübergedrängt hatten, die nie vorher in meinen Wünschen gelegen war. Indem ich sie musterte, war es sehr natürlich, daß ich mich dabei selber musterte. Es freute mich wenigstens, daß ich mir treu geblieben war in meinen Lebensgrundsätzen; daß ich nie meine Leitsterne zum Wahren, Heiligen und Schönen aus dem Auge, nie die besonnene Beherrschung meines Selbstes unter mancherlei Versuchungen verloren hatte. Warum hätte mir für die Zukunft bangen sollen, da die Vergangenheit nichts in mir geändert hatte, als etwa hie und da meine Weltansicht, infolge der außerordentlichen Ergebnisse.

Zwar der Widerspruch jener Ideale mit dem Treiben der Wirklichkeit war noch nicht ganz gelöst; aber er beunruhigte mich schon weniger, denn ehedem. Mir immer bewußt, daß ich Zeitgenoß einer zivilisirten Barbarei sey, sah ich ein, daß die moralischen Uebel und daher alle Leiden der Familien und Nationen, nicht aus reiner, natürlicher Bosheit der Menschen, sondern aus ihren Irrthümern, Verwöhnungen und schiefen Verstandesrichtungen quellen; daß der Edelste nicht sündenlos, der Sündigste aber auch nicht ganz adellos sey; daß in der Welt das Sittlichgerechte dennoch, im Allgemeinen, gegen das Sittlichböse Uebergewicht behaupte, weil sich das Menschengeschlecht außerdem schon vom Erdboden vertilgt haben würde; daß die meisten Vergehn und Verbrechen offenbar Unheilsfrüchte der Volksverbildung inner den

---

höchstens in die, deren Stirn mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Sees stehe."

Schranken verderblicher Gesetze, Einrichtungen, Glaubenssatzungen und Herkömmlichkeiten sind.

So gerieth ich nach und nach, bei einer allmäligen Einkehr in mein Inneres, die ich Jahre lang furchtsam gemieden hatte, bis zum Abgrund der alten Zweifel. Aber welche Verwandlung entdeckt' ich hier! — Der Abgrund schien nie gewesen zu seyn, als in meiner Fantasie; und der Gott, über dessen Daseyn und Walten und Wirken der forschende Verstand in bangen Ungewißheiten geschwebt, — der Gott, an den ich bisher nur aus gemüthlichem Bedürfniß geglaubt, zu dem ich mit kindlicher Inbrunst in Stunden tiefer Bewegtheit gebetet hatte, — doch das Gebet war selten unbegleitet vom Zwischengedanken: „Wenn Er ist!" — dieser Gott war nicht mehr mein Glaube; er war meine Gewißheit. Es war aber nicht der mosaische Gott mit menschlichen Fehlern und Tugenden; nicht der Katechismusgott, mit menschlich erfundenen Geheimnissen und Vollkommenheiten, oft in Widerspruch unter sich. Er war auch nicht die von Philosophen gedachte Natur aller Dinge. Auch nicht aus dem Organismus des Geistes hervorgetriebne Vernunftidee des Absoluten. Sondern, wie das uferlose Weltall nur gleichsam der sichtbare Schleier der in ihr wesenden Natur ist, so erschien mir die Natur, als der Schleier Gottes, in welchem er sich uns offenbart. Und darf ich das Tiefste mit dem Höchsten zu vergleichen wagen: er erschien mir im Verhältniß zum Seyn und Wesen des allgegenwärtigen Weltalls, wie der Menschengeist zu seinem beseelten und belebten Menschenleib, den er in allen Theilen, ohne sie selbst zu seyn, durchherrscht.

In der Natur aber, wie in unserm Geiste, waltet das Unendliche und Unbedingte; dies ist das Gepräge des Göttlichen für beide. Die sinnlich gewahrbare Welt aber ist das „Sich gegen uns Aeußern" der Natur; nicht sie selbst, sondern ihr Gegensatz, ihr Andersseyn in uns; daher nicht ein Unendliches und Unbedingtes, sondern eine Endlichkeit wandelbarer Dinge. So sind unsre Gedanken und Handlungen nur Aeußerungen des Geistes, nicht er selber. Daher können die in ihm waltenden Ideale des unbedingten Wahren, Heiligen und Schönen, deren er sich bewußt ist, nicht, als Unendliches, in die Welt der

Außendinge hinausgestaltet werden; sondern das unbedingte Recht zersplittert sich draußen in bedingte Rechte; das Ewigwahre fällt in begränzte Wahrheiten auseinander; die Heiligkeit wird nur zur Tugend, und das Schöne zu einzelnen Schönheiten.

Der Geist des Wilden, wie des Weisen, ringt aber diesen Idealen nach, denn sie sind das Göttliche in ihm; eins mit seinem Wesen; und er kann nicht anders. Sie können in ihm durch seine sinnliche Natur trüb und verdunkelt seyn; aber sie bleiben das Unvernichtbare und Unverwerfbare. Daher entspringt das allwährende Fortschreiten der Menschheit; das Ringen nach Vollkommenheit in Erkenntniß des Wahren, in Erstrebung des Guten und Schönen. Aber Sinnentäuschung, Erfahrungslosigkeit und Verwöhnung, erschweren das klare Erblicken des Wahren; und wir umarmen statt seiner nur allzu oft den Irrthum und verehren ihn. Wie die Wahrheit, so muß auch die Tugend in der Welt erkämpft werden, und der Geist im Kampf dabei erstarken. Daher stammt, wie in wilden Horden, so in barbarischen und zivilisirten Nationen, das allzeit wache Sehnen nach Freiheit; nach Entfesselung des allgemeinen, naturgemäßen Menschenrechts von den Banden, die es in den wirklichen Lebensverhältnissen zu fest umschnüren. Widerstrebend lehnen sich dagegen Selbstsucht und Selbstverblendung einerseits, Unwissenheit, thierische Genußsucht und feige Trägheit der Herrscher und Beherrschten auf. Und immerdar streitet die Idee des Menschenrechts fort und fort gegen die, durch Menschenwillkür geschaffnen, Rechte. Die vernunftgemäße Freiheit bahnt sich aber immer wieder eine Gasse durch allen Wust, Druck und Zwang gesellschaftlicher Konvenienzen, Interessen und Irrthümer.

Diese Ansicht erfrischte mich zu neuer Anstrengung der Kräfte für Besseres. Zwar fand ich, daß weitaus die Mehrheit von gegenwärtiger Bevölkerung des ganzen Erdballs noch tief im Schlamme ihres Thierthums liege, und daß diejenigen Nationen, welche sich der höchsten Gesittung und Bildung rühmen, immer noch mit ihren vielerlei Künsten, Wissenschaften, gesellschaftlichen Ordnungen und verfeinerten Sitten, tief unter der Linie des Hochmenschlichen, des Natur- und Vernunftmäßigen, stehn: doch eben das ist's, was die ächten

Gottespriester zur Thätigkeit aufbietet, ich meyne die Gottespriester auf Thronen und Rathsstühlen, auf Kanzeln und Kathedern, auf Rednerbühnen und Schreibsesseln, daß sie die Menschheit um sich her allmälig menschlicher machen sollen. Ob ihnen dafür Dornen auf Erden, oder Palmen im Himmel wachsen, soll ihnen gleichgültig seyn. Mich wenigstens kümmerte die Ungewißheit über Fortdauer nach dem Tode nicht mehr. Ich hatte Gottes-Gewißheit in mir. Sie beseligte mich; beruhigte mich über alles Andre. In einem dieser Augenblicke schrieb ich damals einen Psalm: „Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren," der meine Gemüthsfreudigkeit aussprach *). Ich lächelte zu den oft seltsamen Beweisen, welche von Philosophen für Unsterblichkeit der Seele ersonnen waren, und sagte mir: daß uneigennützige, reine Tugend der Sterblichen Unmöglichkeit seyn würde, wenn wir vom Zustande des Geistes, nach seiner Ablösung vom Leibe, unwidersprechliche Gewißheit besäßen. Ich dachte, wie Petrus Pomponatius **), der Selbstdenker des sechszehnten Jahrhunderts, der — im Vorbeigehn sey es gesagt — zu meinen alten Lieblingen gehörte: Und wäre keine Unsterblichkeit: so müßte der Geist doch, als er selbst, handeln; nicht anders. Eine durch Furcht vor Strafen erzwungene, oder durch Lohn-Erwartung in der Ewigkeit bestochene Tugend, ist höchstens eine halbe Tugend; in jedem Fall nur kaufmännische Frömmigkeits-Spekulation.

Dies ungefähr war damals der Stand meiner Ueberzeugungen, und aus ihnen ging Seelenfrieden hervor. Ich blickte, fast etwas bedauernd, auf meine frühern Zustände zurück, und bereuete, manches, was ich in jenen Tagen des Zweifelns und Verzweifelns gedacht, gesprochen, geschrieben hatte. Es war mir nicht mehr unbekannt, daß

---

*) Mein Freund und Verleger H. R. Sauerländer nahm ihn in der von ihm veranstalteten Sammlung „ausgewählter Novellen und Dichtungen" von mir auf.

**) Während der Studienjahre zu Frankfurt an der Oder hatte mich das Werk des edeln Mantuaners, de Fato, besonders angesprochen, wenn gleich mehr, als jedes andere, in meinen Vorstellungen von göttlicher Vorsehung und freiem Menschenwillen irre gemacht.

ich nicht der einzige Unglückliche war; sondern manch Andrer noch umherwandle, der unter ähnlichen Qualen sein Leben still in sich vertrauert. Wie gern hätt' ich diesen „Heimlichkranken" mein Glück gewährt!

23.

Alamontade.

Ein Traum, den ich, was etwas seltsam klingen mag, fast für mehr, als Zufall hielt, obwohl mir eben kein Aberglauben aus Kinderjahren nachzuschleichen pflegte, und ich gewiß war, daß kein blindes Ungefähr seine Hand in das göttliche Schicksalsgewebe strecken könne: ich sage, ein Traum, der, obwohl ich seinen Ursprung erklären konnte, mir dennoch, wie ein Gottes-Wink, vorkam, führte mich zu dem Versuch, den „Heimlichkranken" das darzureichen, was meinen Seelenwunden Heilung geschafft hatte. Ich will ihn kurz erzählen. Er ist so viel und so wenig werth, als manch anderes Gelebte; mir aber noch immer gegenwärtiger, und lieber, denn viel anderes Geschehene.

An einem Morgen erwacht' ich aus ihm mit Thränen, die ich geweint hatte und noch fortweinte. An einem sandigen, öden Ufer des Meeres war ich einem schönen Jüngling begegnet, der die armselige Tracht und eiserne Kette eines gemeinen Verbrechers trug. In seinem blassen, etwas gesenkten Antlitz lag Ausdruck stillen Duldens, und es lächelte doch zugleich ein ganzer Himmel, wenn er sprach. Ich fühlte mich, wie in Verzauberung, zu ihm hingezogen. Und im Gespräch tauschten wir, wie Liebende, Seele um Seele. Es war Ueberirdisches in seinem Wesen. Und der graue Sträflingskittel, und die klingenden Fesseln? — Er war ein Galeerensklav; hieß Alamontade; ließ in jedem seiner Worte ungewöhnliche Geistesbildung, und eine Gemüthserhabenheit erkennen, die man in Personen seines schmachbedeckten Standes nicht erwartet.

Weil er Wohnungen und Leben unschuldiger Menschen, gegen Tigerwuth ihrer Tyrannen, hatte retten wollen, war ihm, zum Lohn seiner schönen That, Verdammung zu den Galeeren, ohne Urtheil und Recht, durch Machtspruch zu Theil geworden. Nun mußte er, ein reiner Jesusjünger, lebenslang dem Umgang der Edlern entrissen, aus der Fülle und Anmuth des Wohlstandes ins Elend bittrer Entbehrungen herabgestürzt, unter rohen Bösewichten zubringen, die mit viehischen Lastern und Greueln prahlten; mußte, was ihm auf Erden das Heiligste und Theuerste gewesen, Vaterland und Geliebte, zärtliche Verwandte und Freunde auf immer verloren geben; mußte, bis zum Grabe, ohne Möglichkeit einer Rechtfertigung, den Fluch der Welt, Verschmähung von Guten, Verspottung von Bösewichten, mit sich schleppen; einsam in der Welt, jeder Unbill der Witterung auf der Ruderbank Tag und Nacht preisgegeben, im langen Ungemach erkrankend, unter Peitschenhieben des rohen Guardians zitternd, vom Tode seine Erlösung erwarten. Und dieser junge Dulder, welcher mehr, als je ein Hiob, erlitt: noch liebte er die Menschheit; noch verließ ihn sein Glaube an Gottes unendliche Güte nicht; noch stand sein Tugendmuth ungebrochen. Ich hätte diesem Heiligen des Himmels zu Füßen sinken mögen; ich sank mit wehmüthiger Bewunderung in seine Arme. Da scholl Kettengerassel eines Zuges der Galeerensklaven heran. Mein Liebling mußte von mir scheiden; in ihre Reihen sich eingliedern. Ich weinte ihm nach, und erwachte. Ich streckte sehnsüchtig die Arme nach dem entflognen Traum aus, als sollt' ich aus den Fittigen des entweichenden Engels mir eine Feder reißen.

Noch in der ersten lebhaften Bewegung entwarf ich, am nämlichen Morgen, die Umrisse jener Erzählung, die nachher unter dem Namen: „Alamontade, der Galeerensklav" *) im Druck erschienen ist. Es war eben nicht darum zu thun, einem schönen Traum ein Denkmal zu stiften, obgleich man's zuweilen auch nichtigern Dingen setzt, son-

*) Sie erschien, seit 1802, in mehrern Auflagen und Ausgaben, auch in französischen und englischen Uebersetzungen, und ist noch jetzt im besondern Verlag von Orell, Füßli u. Comp. in Zürich.

dern den Heldengeist wahrer Tugend, im hoffnungslosesten Elend zu schildern, mich selbst und vielleicht auch Andre dafür zu stärken. Denn nicht selten hatte ich mich schon gefragt, ob ich, bei gegenwärtigen religiösen Ueberzeugungen, unter allen Verhängnissen, in den Höhen des Glücks, wie in den Tiefen des Unglücks, festen Gleichmuth würde behaupten können? Ich hatte mich oft in die schmerzreichsten, verzweiflungsvollsten Zustände des Lebens hinein gedacht, die mich treffen könnten, und mich darin jedem Uebel der Armuth bloßgestellt gedacht; oder der öffentlichen Entehrung, der Schande des Kerkers, den Qualen der Krankheit, oder des Verlustes aller Liebe unter Menschen.

Wahrscheinlich hatten diese Spielereien der Einbildungskraft mir den Morgentraum zugeführt. Aber zugleich wollt' ich im Alamontade meine Ansicht vom Werth des irdischen Daseyns und von göttlichen Dingen darstellen, so wie von der Macht solcher Ueberzeugungen in den Wechseln der Schicksale. Mehr noch war mir daran gelegen, denen einen Weg zur Seelenruhe zu zeigen, welche über das, was die höchste und geheimste Angelegenheit aller Sterblichen bleibt, in bangen Ungewißheiten verzagen, und keinen Trost in Lehrbegriffen und Verheißungen ihrer Kirchenpartei finden, weil sie den Glauben daran unwiederbringlich eingebüßt haben. Für sie hüllt' ich Alles in das leichte Gewand der Erzählung ein. Eine dürre philosophische Abhandlung wäre etwa nur in die Hand dieses oder jenes Schulgerechten gerathen, um allenfalls die Schärfe seines Messers, im Zergliedern, zum Behuf eines kritischen Journals, zu versuchen.

Die Anzahl jener Heimlichkranken ist groß. Ich wußte es auch schon damals; und ward späterhin *) durch Zuschriften mir ganz unbekannter Personen aus Deutschland und Frankreich davon belehrt, die gütig genug waren, zu glauben, mir danken zu sollen. Wenn ich auch ganz gut fühlte, daß ich in solchen und ähnlichen Fällen auf keinen Dank Anspruch machen könne, that es doch dem Herzen wohl,

*) Sogar, nach beinah vierzig Jahren noch, seit Erscheinung des Buchs.

zu wissen, eines der Saatkörner habe irgendwo Boden gefunden, dem es zusagte.

Das Leiden so Vieler unter Foltern eines religiösen Zweifelns ist offenbar nicht ihre eigne, sondern die Verschuldung derer, welche, ohne selber auf dem Wege des Zweifels Wahrheit gefunden zu haben, unbekümmert und amtsmäßig, das, was sie dafür empfangen und gedächtnißtreu bewahrt haben, in Schulen und Kirchen lehrend wieder austheilen; oder welche zuletzt das, was ihnen, als sie es selber lernten, in Rücksicht des Wahren oder Falschen, noch sehr gleichgültig gewesen seyn mochte, endlich für unerschütterliche Gewißheit halten, weil es in ihrem Gedächtniß unerschütterlich, und mit dem übrigen Gewebe ihrer Vorstellungen, verflochten worden ist. Weit entfernt, hier einen Vorwurf zu geben, kann ich auch solche Männer willig ehren, und mein „Wohl ihnen!“ über sie und ihren sie beseligenden Glauben ausrufen, so lange sie nicht, in christuswidrigem Glaubenszorn, über den irregewordnen Zweifler, oder jeden Andersdenkenden, den Stab brechen.

Wo Zweifel herrschen, besteht schon halbe Aufklärung; liegt schon unsichre Dämmerung über das, was vorher in einem Dunkel unbeachtet blieb, in das nun die ersten Lichtstrahlen des zur Selbstthätigkeit aufgegangnen Geistes gefallen sind. Eifre doch niemand gegen diese halbe Aufklärung, gegen diese beginnende Dämmerung in der Geisteswelt; denn sie ist Naturnothwendigkeit, göttliches Wirken, und breitet sich über die Niederungen des Menschengeschlechts aus, während dessen Höhen schon im Voll-Licht glänzen. Das alte Griechenland und das römische Weltreich wohnten in den Dämmerungen des Heidenthums, bevor die Christussonne aufgestiegen war; und als diese ihr erstes Morgenroth ausgoß, schlummerten die damals bekannten Gegenden der Erde noch lange im matten Zwielicht halber Aufklärung; in einer Mengung des Altheidnischen und Neuchristlichen. Die Entwickelungsgeschichte der Nationen ist der Entwickelungsgeschichte jedes einzelnen Sterblichen ähnlich. Auch der Einzelne tritt aus dem Schlaf, wie jene, zum Erwachen über, und aus verworrenem Geträume zum klaren Bewußtwerden. Wer vermag es, die alte Nacht mit ihrer Stille fest

zu zaubern, wenn der vorrückende Tag einmal stärker leuchtet und lautes Leben aufregt, wo es vorher schlummerte? Niemand unter den Menschenkindern! — Vertraue doch Jeglicher, in der wunderbaren Ordnung der Natur und des Geisterreichs, der Macht und Weisheit ihres Schöpfers mehr, als der eignen! Ja wohl, selig sind die, welche glauben und nicht sehen; aber auch selig die, welche wissen, weil sie sehen.

Des Mannes Jahre.

Hier steht mir offen
Das Buch der Welt;
Mein Glauben, Hoffen,
Wie aufgehellt.

J. H. v. Wessenberg.

1.

Einsamkeit und Liebe.

Der Frühling des Jahres 1802 war erschienen. Ich sehnte mich recht sehr nach jener Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel, die mich einst in Reichenau beglückt hatte. Doch, nach Graubünden zurück, lockte mich einstweilen noch kein Gelüst. Denn dort waren nun beide kämpfenden Parteien, Sieger wie Besiegte, während der Staatsumwälzungen und Empörungen, und Kriege zwischen Franzosen, Oesterreichern, Russen, dem gemeinschaftlichen Unglück unterlegen; jede nun tief gebeugt, und jede der andern die Schuld der allgemeinen Zerstörung beimessend. Durft' ich da ein freundliches Gesicht erwarten? Ich zog vor, mich in einer anmuthigen Landschaft des Kantons Aargau anzukaufen, wo ich unbekannt wohnen, und dem wilden, aber fruchtlosen Gezänke politischer Faktionen fern stehn könnte. Noch einmal, beim Abschiede, bat ich den guten Reding, im Einverständniß mit den einsichtsvollsten und redlichsten Häuptern jeder Partei, Versöhnung Aller zu versuchen, und durch Ausgleichung ihrer gegenseitigen Forderungen, gegenseitiges Vertrauen und innern Frieden des Vaterlandes herzustellen. Allerdings fand ich selber die Aufgabe schwierig; er sie unmöglich. Er wähnte sich auf den Willen des ganzen Schweizervolks stützen zu können, den er nicht kannte.

Ich verließ mit trauriger Ahnung ihn, und bald darauf Bern. — Kleist und Wieland begleiteten mich auf der Fußwanderung nach Aarau. Wir wählten eben nicht den nächsten Weg. Man mag sich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorstellen, die überall Paradiese und Wüsten, Göttinnen und Ungeheuer sahn, wo sie kein andres Auge fand. Es war das Umherschwärmen von Schmetterlingen, die der winterlichen Verpuppung eben entschlüpft, über Wiesen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.

In Aarau hatt' ich das Glück einen ehrwürdigen Freund, den ehmaligen Senator Rudolf Meyer, zu beſitzen. Es war derſelbe verdienſtvolle Greis, welcher, auf ſeine Koſten, die Schweiz jahrelang von Geometern und Malern hatte bereiſen, und dann den bekannten Atlas der Schweiz anfertigen laſſen; den erſten von dieſem Gebirgslande *). Er und ſeine Gemahlin ſtanden mir, zur Erfüllung meiner Wünſche, treulich mit Rath und That bei. Ich miethete vorläufig das unbewohnt ſtehende Schloß Biberſtein, kaum eine Stunde Wegs von Aarau entlegen; einſt ein Sitz der Johanniter-Ritter, dann der berniſchen Landvögte; damals Staatseigenthum.

Hier, am Fuße des Juragebirgs, welches über Schloß und Dorf ſeinen Felſengipfel, die Gyſulaflue, bei 3000 Fuß hoch, maleriſch aufſtreckt, gedacht' ich in tiefſter Eingezogenheit, das Ende der politiſchen Unruhen und Umtriebe zu erwarten. Hier wollt' ich, neben Studien der Phyſik, Chemie, Geognoſie, Botanik, des Forſtweſens und, der Himmel weiß, welches Wiſſenswürdigen allen, dichten, philoſophiren; der Freieſte und in ſich Glücklichſte der Sterblichen ſeyn. Ich ließ das obere Stockwerk des Schloſſes bequem herſtellen, für mich, meinen Bedienten und einen treuen Pudelhund; drunten ins Erdgeſchoß den obrigkeitlichen Schaffner, mit ſeiner zahlreichen Familie, einziehn, um neben der Verwaltung von Staatsgütern auch die Bedürfniſſe meiner kleinen Haushaltung zu beſorgen. Ein Gärtchen und dabei, auf dem Felſen über dem Aareſtrom, ein heitres Kabinet, mit weiter Fernſicht durch das anmuthige Thalgelände und deſſen Dörfer, Burgen, Höfe, und aufſchwellende Hügel, bis zum zackigen Silberſaum der Gletſcher und Firnen am Horizont, verliehn meinem Pathmos den höchſten Reiz.

Den höchſten ſollt' ich ihn freilich nicht nennen! Noch Anderes war, das die alterthümliche Burg zum Feenſchloß umwandelte. Denn,

*) Vater Meyer, wie man ihn zu nennen pflegte, hatte auch beſonderes Verdienſt um die Stiftung eines höhern Gymnaſiums in ſeiner Vaterſtadt, und um Verbeſſerung des Weinbaus im Aargau. Ihm auch verdankt man die Darſtellung aller Schweizertrachten in einer Reihe von Oelgemälden des genialen Reinhard, die noch immer zu den Sehenswürdigkeiten für Reiſende gehören. Der Menſchenfreund ſtarb den 11. Septembers 1813.

kaum ein Viertelstündchen von Biberstein, erhob sich ein einsamer Hügel, und darauf eine Kirche und das Pfarrhaus für zwei abgelegne Dörfer. Da wohnte der greise Seelsorger derselben, Pfarrer Nüsperli, mit seiner liebenswürdigen Familie. Und, als das Liebenswürdigste derselben, galt, in jedermanns Augen, ein Mädchen von sechszehn Frühlingen; es war selber das frischeste Frühlingsbild; Nanny genannt. Man sagt, gute Ehen sind im Himmel geschlossen; ich glaube selbst daran, und recht gern. Denn dasselbe Engelsköpfchen, welches ich hier zum ersten Male zu bewundern glaubte, hatte mich früher schon einmal durch seine Anmuth überrascht, nicht im Traum; aber flüchtig und vergessen, wie ein Traum.

Als ich zu Basel eines Tages, in Begleitung meiner Chasseurs (Bürgersöhnen aus den besten Familien der Stadt), durch die Straßen ritt, bemerkt' ich mehrere Frauenzimmer an einigen Fenstern zusammengedrängt, neugierig, ihren jungen Regierungsstatthalter zu sehn. Indem ich dankbar für schmeichelnde Aufmerksamkeit, und wohl eben so neugierig, wie die Schönen, grüßend zu ihnen hinaufblickte, nahm ich das Unschuldsgesicht einer jugendlichen Gestalt wahr, die mir werth schien, eine von denen zu seyn, welche Raphaels Madonnen geflügelt zu umschweben pflegen. Mir that die Strenge des Wohlanstands leid, welche nicht erlaubte, unter den Fenstern der Damen Halt zu machen, was auch meinem kriegerischen Geleite gewiß nicht ungelegen gewesen seyn würde. Kaum einige Schritte vorüber, ward die Eine unser Gespräch. Aber Keiner kannte sie. Sie mußte eine Fremde seyn. Der Genuß des Augenblicks war, wie mancher andre, verschwunden und vergessen.

Während der ersten Tage aber, nach meiner Ankunft in Aarau, hatte man mich in ein Konzert geführt. An solchem Orte gönnt man wohl auch, wie den Ohren, so den Augen ein stilles Konzert. Ich musterte die Blumenflor der versammelten Schönen durch alle Reihen. Doch nur an einer einzigen dieser Blumen blieb mein Blick behangen, zweifelnd ob sie eine halberschlossene Rosenknospe, oder eine Blüte aus Eden, sey? das Letzte gewann die höchste Wahrscheinlichkeit. „Wer ist sie?" fragt' ich einen der Nachbarn. „Die Tochter des Pfarrers

von Kirchberg!“ lautete die Antwort. Ich erinnerte mich dunkel dieſes Geiſtlichen. Er hatte mich einſt in Baſel beſucht. Natürlich kannt' ich keine dringendere Pflicht, als ihm den Beſuch, ſobald wie möglich, zu erwiedern.

So ſah' ich die „Blüte aus Eden“ wieder; aber, in ihrer Wohnung, irdiſcher; aber ſchöner; in häuslicher Einfachheit, ſchmucklos, geſchäftig umherflatternd. Mir ahnete nicht, daß ich hier abermals das Unſchuldsgeſichtchen von Baſel bewundere. Ich erfuhr es erſt lange nachher, und von ihm ſelbſt. Mit ſehr unruhigem Herzen verließ ich das Pfarrhaus und dachte: „Gefährliche Nachbarſchaft für einen Nachfahren der Johanniter-Ritter!“ Mir träumte nicht, daß Nanny bald Aehnliches denken würde, wenn ſie den Blick, vom Kirchhügel, auf Biberſtein warf.

Eingezogen und ungeſtört ſchwelgt' ich von nun an in allen Schätzen der Wiſſenſchaft; oder ſtreifte durch Berge und Wälder; ſammelte Pflanzen, Steine, Hartflügler und Netzflügler; las und ſchrieb. Doch leider an's Philoſophiren war nicht mehr zu denken. Alles ward in mir und außer mir, Poeſie. Ich ſetzte das ſchöne Lied von Salis in Muſik, und ſang in glühender Andacht am Klavier:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir der letzte Wunſch gewährt.

Der letzte war's auch wohl nicht, aber der ſehnlichſte, und dabei der verzeihlichſte von der Welt für einen jungen Mann, der „keine Seele auf dem Erdenrund“ die ſeine nennen konnte. Und doch ſchämte ich mich wieder heimlich dieſer Trunkenheit des Gemüths, die mir für alles Andre den Sinn raubte; mich vielleicht ſogar über Nannys Eigenthümlichkeiten und allfällige Launen blendete. Denn man weiß, daß auch die Engel, ſobald ſie unterhalb dem Himmel wohnen, ebenfalls Launen haben. Ehmals verflog mir dergleichen Räuſchchen oft ſchon über Nacht; jetzt ſchien das Uebel mit den Tagen zu wachſen. Das ward mir bedenklich. Es war Zeit mich zu ermannen. Und ich ermannte mich; beſuchte von dem Augenblick an das Pfarrhaus, als guter Nachbar, wöchentlich nur einmal, oder zweimal; beobachtete gar

abgemessenes Betragen; strenge Wachsamkeit gegen Selbstverrath in Wort und Miene, und am strengsten, sobald ich wahrnahm, vielleicht früher, als die fromme Unschuld selber, daß sich ihre Neigungen zu mir wandten. Zwar entschiedner, denn je, ward in mir das Gelübde: „diese, oder nie eine, zur Gefährtin des Lebens! — aber auch nie eines Lebens, welches sie in Gefahr und Verderben mit mir reißen könnte!“ Wie hätt' ich die kleine Heilige zur Genossin von Schicksalen machen dürfen, die mich noch in fortdauernden Stürmen der Staatsumwälzungen erwarten mochten? Oder wie hätt' ich den Frieden eines unerfahrnen Herzens leichtsinnig mit Hoffnungen stören sollen, die vielleicht unerfüllbar bleiben mußten?

2.

Neuer Sturm.

Denn ununterbrochen folgte noch Stoß um Stoß des langen politischen Erdbebens, welches den Bestand der Republik in ihren Grundvesten erschütterte, und Frieden, Recht und Eigenthum jedes Hauses unsicher machte. Seit jener stolzen, schneidenden Antwort, welche der erste Konsul zu Paris dem Landammann der Schweiz gegeben hatte, war das öffentliche Vertrauen des Volks und der Parteien von diesem abgefallen, und er dann bald darauf, mit seinen Anhängern im Senat, von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verstoßen *). Während die Begünstiger einer kräftigern Staatseinheit sich von neuem des verlorenen Ruders bemächtigten, um das lecke Schiff, oder vielmehr den Wrak, zu retten, welches ohne Segel, Masten und Anker, ein Spiel von Wind und Wellen, umhertrieb,

---

*) In allzugroßer Zuversicht auf den Bestand der Dinge hatten sich Reding und mehrere Senatoren nach ihren Heimathen begeben, um da sorglos in ihren Familien die Ostern zu feiern. Während dessen ward geschwind, mit gewöhnlicher Leichtigkeit, eine Regierungs-Revolution (17. April 1802) gemacht und Reding, nebst seinen politischen Meynungsgenossen, von den freisinnigern Gegnern verdrängt. Er protestirte umsonst, und erließ sogar eine Protestation an den ersten Konsul Frankreichs, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden.

brüteten die Unzufriednen über Verschwörungen. In Schwyz, Unterwalden, Uri, den kleinen Hirtenländern, in welchen die reichern Geschlechter und Priester von jeher Wissen und Gewissensthat der Menge leiteten, wurde im Stillen Bürgerkrieg vorbereitet. Zu gleicher Zeit, und zu gleichem Zweck, traten die Entschlossensten der vormaligen Patrizier der Städte in engern Verband unter einander, für ihre verschollenen Privilegien und Herrlichkeiten. In der Stadt Thun bildete sich ein geheimer Ausschuß von Bernern, mit dem Zweck, nach Abzug der französischen Truppen aus der Schweiz, allgemeinen Aufstand gegen die helvetische Einheitsregierung zu bewirken *).

Frankreichs Oberhaupt, wohlunterrichtet, wartete schweigend dem Gähren der Leidenschaften ab, bis der Zeitpunkt vorhanden war, in welchem sein Wink genügte, Alles in namenlose Verwirrungen zu stürzen, die er dann, für Frankreichs Intresse und den Glanz seines Namens, gemächlich ausbeuten konnte. Und als die Zeit erfüllt war, erfolgte sein Wink. Die Brigaden der französischen Republik räumten die Schweiz **). Der Grimm der Parteien und Faktionen ward alsbald von der Kette losgelassen. Nun Anarchie und Bürgerkrieg überall. Flucht der helvetischen Regierung von Bern nach Lausanne. Aloys Reding triumphirend, rief eine Tagsatzung in Schwyz zusammen. Sein Glück aber war von kurzer Dauer.

Auch durch Biberstein zog eine der Rotten des aufgemahnten Landsturms. Ich saß vor einem Bauerhause, unter müßigen Zuschauern, und ließ die buntbewaffnete Horde an mir vorüber ziehn. Sie war aus den untersten Klassen des Volks zusammengeschaart; berauscht, jauchzend und johlend; Weiber und Kinder dazwischen, mit Säcken und Körben, die durch Plünderung der Reichern gefüllt werden sollten. Da flammte keine Begeisterung für Volksrecht, Freiheit und Vaterland.

---

*) Von den Protokollen dieses geheimen Komité's in Thun erhielt ich durch warnende Freundeshand einen Auszug. Ich fand darin auch meinen Namen unter denen, welche scharf zu beobachten wären, wiewohl man glaube, daß ich mich im Ernst von allen politischen Händeln zurückgezogen habe.

**) Im August 1802.

Lust an Neuerungen und straflosen Ausgelassenheiten, Aussicht auf gute Beute, Wein und Geld: das waren die wirklichen Hebel, welche diese Massen bewegten. — Ich mochte dabei weder unthätiger Augenzeuge der neuen Zerrüttungen, noch Gegenstand des aristokratischen Argwohns seyn; und zog vor, mit einem Freunde von Bern, dem Berghauptmann Gruner, während der schönsten Herbsttage die Gebirge des Schwarzwaldes zu durchwandern. Biberstein empfahl ich unterdessen dem Schutze Redings.

Wir vergaßen auf unsern Kreuz- und Querzügen aller Politik. Ich bereicherte mich mit neuen Freunden; und, im Besuch der Hüttenwerke, Holzflößereien, Bergwerke des Breisgau's, mit neuen Kenntnissen; zumal unter Anleitung eines so sachkundigen Meisters, als mein Reisegefährte war. Auch ins Elsaß hinüber, ins gastfreundliche Mühlhausen, Thann und St. Amarinenthal wurden Abstecher gemacht.

Eh' ich noch wieder, nach kurzer Abwesenheit, zu den Ufern der Aare zurückgekommen war, hatte schon das Machtwort des gewaltigen Konsuls, oder Cäsars zu Paris, Stille geboten. Die Tagsatzung von Schwyz war verschwunden; die helvetische Regierung von neuem auf ihrem Sitz zu Bern, und das ganze Land mit französischem Kriegsvolk überfüllt. Die Häuptlinge der unglücklichen Gegenrevolution saßen gefangen auf dem Felsenschloß von Aarburg, wo sie einen langen, traurigen Winter zu verleben hatten; unter ihnen auch Reding*). Während dessen eilten auf Bonaparte's Geheiß, Abgeordnete aller

*) Er trug dort in sich Gefühl, und stolzen Muth eines Märtyrers. „Es freut mich recht sehr," schrieb er mir (Aarburg 23. Dezember 1802): „aus Ihrem Briefchen zu vernehmen, daß Sie sich wohl, und wiederum auf Biberstein befinden. Auch ich befinde mich wohl, wenn schon in Gefangenschaft, indem ich mir in dieser ganzen Zeit so ziemlich gleich geblieben bin und mir zur Regel gemacht habe, mich im Glück nicht zu übernehmen und unter den Schlägen des Schicksals unter mein Selbst hinabzusinken. Ich erhielt heut einen Brief von Toneli (seinem jungen Neffen), welcher mich recht herzlich gefreut hat. Er beweist mir so klar, wie zweimal zwei vier sind, daß ich jetzt der freieste Mann auf Gottes Erde sey. — — Wenn Sie mich mit einem Besuch erfreun wollen: so müssen Sie die Erlaubniß schriftlich vom General Eppler in Solothurn begehren, der Ihnen solche nicht abschlagen wird," u. s. w.

Meynungsparteien nach Paris zur angesagten Consulta, um dort über die künftige Staatseinrichtung Helvetiens Wünsche zu äußern, die dem Gebieter Frankreichs und Italiens zur Entscheidung überlassen werden mußten.

Kaum hat ein Eingeborner der Schweiz die damaligen Verhältnisse und Bedürfnisse derselben unbefangner und richtiger gewürdigt, als der erste Konsul in seiner Erklärung an die Consulta. Seine Vermittelungsurkunde, oder die sogenannte „Mediations-Verfassung", welche weder unbedingte Staatseinheit, noch unbedingte Selbstherrlichkeit der Kantone, aber jedem Schweizer gleiche Freiheit und gleiches Recht gab, bleibt ein weises, das heißt ein eben so gerechtes, als zeitgemäßes Werk. Unter seiner mächtigen Aegide stellte sich allgemeine Ordnung und Ruhe, aber keine Unabhängigkeit von Frankreich her, obwohl dessen Kriegsvölker die Schweiz, nach vollbrachter That, bald verließen.

So löste sich die bisherige Einheit der helvetischen Republik auf, und mit ihr die Centralregierung *). Jeder der neunzehn kleinen Freistaaten richtete seine Haushaltung ein, gemäß den grundgesetzlichen Vorschriften des Vermittlers. So that auch der Kanton Aargau, der durch das ehmalige österreichische Frickthal, die Grafschaft Baden und die anstoßenden Freiämter und deren sechs Klöster, beträchtlich vergrößert worden war. Es verstrich ein volles Jahr, bevor das Alles zu Ende geführt wurde. Ich, nur Gast, nicht Bürger in diesem Lande, wohnte ungestört indessen auf meiner Ritterburg. Aber man schien mich nicht vergessen zu haben. Der gesetzgebende große Rath übersandte mir das Geschenk des Staatsbürgerrechts **), und zugleich der kleine Rath, als vollziehende Gewalt, die Ernennung zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamts, in welcher Eigenschaft mir zuletzt die

*) Im März 1803.

**) Den Anfang davon machte die Gemeinde Ueken, im Bezirk Lauffenburg, die mich eines Tags (d. 25. August 1804) mit dem Geschenk ihres Ortsbürgerrechts überraschte, ohne welches in der Schweiz kein Staatsbürgerrecht gewährt wird. Es ist mir unbekannt geblieben, was oder wer sie zu diesem Schritt bewog, durch welchen ich dem Aargau fester angeschlossen ward und der Heimkehr nach Bünden vergaß.

Leitung des gesammten Forst- und Bergwesens anvertraut wurde. Der politischen Laufbahn übersatt, trat ich willig in die administrative ein, dem jungen Freistaat nützlich zu werden.

3.

Der Forstmann.

Theils Lust, einsam in grünen Bergwäldern umherzustreifen; theils der Anblick von Mißhandlung und Verwüstung derselben, hatte mich schon sehr früh bei Bereisungen der Alpen, mehr noch während der Sendungen in die Waldstätte und in das schweizerische Italien, auf die allgemeine Vernachlässigung des Forstwesens in der Schweiz aufmerksam gemacht. Die Viehweiden der Alpen sah ich ihrer Quellen durch Entziehung des Waldschattens verlustig, am Werth vermindert; die Gebirge, von Waldungen entblößt, ihres schützenden Mantels gegen Regen und Sturm beraubt, und mit Verschwinden der Erddecke, ihre nackten Felsen entblößen. Regierungen, sonst emsig genug, Wohlstand des Landes, oder Einkünfte des Staats zu steigern, ließen noch immer den zehnten, sechsten, oft fünften Theil des Landes, mit Sorglosigkeit verwildern, wie der Landwirth die ihm angehörenden Waldstrecken, während er doch jede Schuhbreite des übrigen Grundeigenthums eifersüchtig bewachte und zum höchsten Ertrag zu bringen suchte.

Diese Beobachtungen hatten mich in Biberstein gleich anfangs zu dem Gedanken geführt, im Felde des Forstwesens nebenbei hülfreich zu werden. Die in den Ebnen Deutschlands übliche Waldwirthschaft war aber für die Schweiz nicht ganz anwendbar. Ich forschte dem Zweckmäßigern nach. Wiederholte Alpenreisen, Walduntersuchungen, und botanische Beschäftigungen, brachten mich aber ganz unversehens in Ruf eines erfahrnen Forstmannes, so daß sich sogar der General Ney, damals bevollmächtigter Minister Frankreichs in der Schweiz, mit Aufträgen an mich wandte *), für die Gemahlin des ersten Kon-

*) Schon Anfangs des Jahres 1803.

ſuls nicht nur Pflanzen und Samen der ſchönern Alpengewächſe zu beſorgen, ſondern auch Vorſchläge zu machen, die Sandebnen und Dünen, im Departement Les Landes, durch Bewaldung zu befeſtigen. Ich wußte nicht, ob ich über den ſeltſamen Antrag lachen, oder glauben ſollte, man wolle ſich mit meiner Vielwiſſenheit Scherz erlauben*). Ich that aber endlich Genüge, wie ich konnte. Dann riefen mich bald einzelne Gemeinden der Nachbarſchaft, als ihren Wald-Arzt, um Rath und Hülfe an, wenn der Borkenkäfer die Nadelhölzer verheert, oder die Axt das letzte Buſchwerk an ihren Bergen abgetrieben hatte. So kam es, daß mich auch die Regierung vom Aargau zum Oberforſt- und Bergrath ernannte; ein Ehrentitel, den ich unter allen Titeln am letzten erwarten konnte.

Indeſſen ſucht' ich ihn ehrlich zu verdienen; bereiſete ſämmtliche Staatswaldungen; entwarf ein Forſtgeſetz; ſchrieb, um der Unwiſſenheit der Unterbeamten und Gemeinden zu Hülfe zu kommen, ein Lehrbuch, „den Gebirgsförſter", den ich unentgeldlich allen Ortsvorſtehern vertheilen ließ; und es gelang mir, nach und nach, freilich in einer ziemlichen Reihe von Jahren, dieſen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu ordnen und für den Kanton fruchtbar zu machen**). So ward der Aargau unter allen Kantonen der erſte, in welchem ſämmtliche Staatsforſten, ſelbſt ein ſehr beträchtlicher Theil der Gemeindswaldungen, vermeſſen, chartirt, in regelmäßige Schläge und Großhaue ein-

---

*) Meine anfänglichen Entſchuldigungen fruchteten wenig. General Rey ſchickte ſeinen Aide de Camp Vogt zu mir nach Biberſtein, um meine Beſcheidenheit, wie er meynte, zu überwinden. Alſo überſandt' ich der Gemahlin des erſten Konſuls Sämereien und lebendige Pflanzen der Alpen, nebſt Anweiſung ihrer Behandlung. Ich zweifelte, daß ſie lange Freude an dieſen Kindern des Hochgebirgs genoſſen habe. In Betreff der Dünenbefeſtigung empfahl ich die Mittel der Holländer bei den ihrigen, und Hinſendung ſachverſtändiger Männer zu denſelben, eben ſo ſtatt der ſchweizeriſchen Nadelhölzer, die dort wild wachſende Pinus maritima.

**) Anfangs warfen die Staatswaldungen im Aargau (ungefähr 6000 Juchart zu 45,000 Geviertſchuh) kaum mehr ab, als das für die öffentlichen Gebäude nöthige Bau- und Brennholz; nach und nach, bei regelmäßiger Bewirthſchaftung derſelben, ſtieg der nachhaltige Ertrag von Jahr zu Jahr, endlich auf 50,000 Franken, ohne noch das Maximum erreicht zu haben.

getheilt, mit Bewirthschaftungsregulativen versehen; auch die nachtheiligen Weidgangs- und Holzberechtigungen, nebst andern Servituten ausgeschieden und abgelöst wurden. Später folgte man dem Beispiele in einigen andern Kantonen, wozu ich mehrmals mit Freuden verlangten Beistand gab.

Nichts weiter von dieser Gattung meiner Beschäftigungen. Doch erwähn' ich nicht ungern, daß ich ihr auch die nähere Bekanntschaft des vortrefflichen Karl von Bonstetten verdankte, der mich, auf seiner Rückkehr von Rom und Latium, besuchte und mir Sämereien und Pflanzen aus Italien mitbrachte*). Wir wurden schnell vertraut und für's übrige Leben befreundet. Er wunderte sich über meine Abgeschiedenheit von der Welt, und mein Umhertreiben in Wäldern. „Das geht nicht!" rief er: „Warum wollen Sie, in dem verwitterten Schloß, Anachoret werden, oder unter Dachsen, Füchsen und Wölfen Ihrer Wälder verwildern! Ich schleppe Sie nach Genf, in den Kreis geistreicher Männer, hochgebildeter Frauen und ausgezeichneter Fremden aller Welttheile. Sie gehören nicht hieher und begehn Todsünde, unter Bauern und Spießbürgern zu versauern!" — Er meynte es damit in vollem Ernst. Denn bald ließ mich die berühmte Frau von Staël in Coppet durch ihn einladen, ihr Reisegesellschafter, unter Bedingungen, wie ich sie selber stellen könne, zu werden. Vermuthlich hatte er dieser gepriesenen Schriftstellerin eine Schilderung von mir gegeben, die mehr Merkmale begeisterter Freundschaft, als strenger Wahrheit, trug. Ich hätte die einfache, edle Nanny auf dem Kirchhügel, um alle gelehrten Weiber von Europa, nicht vertauschen mögen, und lehnte das Anerbieten ab**), vielleicht etwas zu schnöde.

Denn die Zumuthung Bonstettens bewies, er verkenne mich; oder ich stehe in seiner Achtung etwas tief. Er hatte mir, der bisher

---

*) Es war im August 1803; doch schon im Sommer 1801, während meines Aufenthalts in Basel, hatte ich mich eines Besuchs von ihm zu erfreun gehabt.

**) Bekanntlich übernahm einige Zeit nachher Hr. A. W. Schlegel bei der Frau von Staël das mir zugedachte Loos, dessen er, in jeder Hinsicht, würdiger war, als ich.

selbstständig und freithätig auf Welt und Leben einzuwirken gewohnt war, angesonnen, im Grunde nichts anders, als unter schonendem Namen, erster Hausdiener einer reichen, eiteln, wenn auch geistvollen Frau zu werden, welche für literarischen Flitterglanz, und Schmeicheleien schöngeisternder Salons ihr Daseyn vergeudete. Vielleicht that ich der Tochter Neckers in meinem Urtheil unrecht; gewiß aber dem gutmüthigen Bonstetten, in Vergeltung seines arglosen Wohlwollens durch stolze Empfindlichkeit.

Beiläufig erwähn' ich noch, daß auch die Geschäfte im Bergbauwesen mich in Verhältnisse mit einigen Personen führten, die mir hohes Interesse einflößten. Die Geschäfte selbst in diesem Fache waren unbedeutend. Das Innere des Jura ist arm an Erzen, außer mächtigen Bohnerz-Nestern im Thonflötz. Ein Alabasterbruch, den ich in Gypsablagerungen aufschloß, brachte mich zum freundlichen Briefwechsel mit dem ehrwürdigen Fürsten Primas Karl von Dalberg; und mein Suchen nach Salz- und Steinkohlenlagern späterhin in Bekanntschaft mit einer jungen, etwa zwanzigjährigen Rhabdomantin, Katharina Beutler, aus dem Thurgau*). Der bekannte Geognost Dr. Ebel in Zürich, hatte mir diese empfohlen.

Personen mit der geheimnißvollen Naturgabe ausgestattet, unterirdische stehende, oder fließende Wasser, oder Metalle und andre Fossilien, durch ein eigenthümliches Empfinden in sich, gewahren zu können, findet man beinah in jedem Kanton der Schweiz. Ich habe mehrere gekannt und ihre wunderbare Eigenschaft auf die Probe gestellt. Zu ihnen gehörte auch der Abt des Klosters St. Urban (K. Luzern) Ambrosius Glutz, einer der wissenschaftlichern Prälaten.**) Doch jenes Frauenzimmer übertraf, in dieser Hinsicht, Alles, was mir je von Leistungen eines Pennat, Campetti und andern Rhabdomanten be-

---

*) Erst in den Jahren 1817 und 1818.

**) Theils von ihm selbst, theils von mir aufgezeichnete Beobachtungen, sind im Jahrgang 1808 der „Miszellen für die neueste Weltkunde" (S. 74 und 194) mitgetheilt.

kannt geworden war*). Auf mehrern kleinen Reisen führt' ich sie, in Gesellschaft ihrers Begleiters, in ihr und ihm fremde Gegenden, deren Gebirgslager, unterirdische Salz- und Süßwasserkanäle, Grubenbaue ꝛc. ich genau kannte. Bei keinem der Versuche, die sie ohne Wünschelruthe zu bewerkstelligen pflegte, ward sie durch ihre wundersame Empfindungsweise irre geführt. Sorgfältige Beobachtungen zwangen mich, den hartnäckigsten Unglauben und Argwohn fahren zu lassen, und zeigten mir eine fremde Seite der Natur, obschon bloß in räthselhafter Dämmerung. Ich würde zu weitläuftig, wollt' ich umständlich jedes Versuches darüber erwähnen. Doch gedenk' ich dieser Erfahrung im Allgemeinen, um wenigstens anzudeuten, wodurch ich veranlaßt ward, in der Art meines Welt- und Gott-Anschauens, von Ansichten Andrer zuweilen abzuweichen.

4.

Vermählung und Hausglück.

Um Pflanzenleben, atmosphärisches und geognostisches Verhalten der Pyrenäen, mit dem der Alpen, zu vergleichen, hatt' ich noch den Plan, eine Reise zu jener fernen Gebirgskette zu machen. Der gelehrte Ramond, in Paris, zeigte sich geneigt, mich dahin zu beglei-

---

*) Die junge, vollkräftige, nichts weniger, als nervenschwache Person (nachmals einem Hrn. Rittmeister Hippenmeyer im Thurgau vermählt), konnte mir das Eigenartige ihrer Empfindungen bei verschiednen Fossilien, mit Worten, wie natürlich, nur mangelhaft andeuten. Gyps bewirkte ihr z. B. krampfhaftes Zusammenziehn der Halsmuskeln; Steinkohle, eine Wärme im Innern des Leibes; Schwefel eben so, aber andersartig; Salz, Schweiß der Vorderarme und Salzgeschmack; Anhydrit, Stechen auf der Zunge, wie vom Pfeffer; Alaun, kaltes ätzendes Wasser an den obern Zähnen; Mergel, Brennen im Magen; Wasser, ein säulenartiges Aufsteigen, wie vom Wasser, im Leibe und tropfenweises Wiederzurückfallen davon; Kupfer, warmes, bitteres Wasser im Munde; Eisen, sehr kältendes Wasser an der Zunge; Arsenik, unangenehmes, starkes Schlagen im Kopf; Silber, starkes Klemmen in den Eingeweiden u. s. w. Ebel hatte mit ihr mancherlei elektrische Versuche veranstaltet; selbst einzelne Sterne sollte sie rhabdomantisch

ten *). Der Gedanke ward jedoch bald wieder aufgegeben. Ich hatte ja schon jene freiherrliche Gewalt verloren, mit der ich sonst allein über mich verfügen konnte. Mehr, als die Flora des Montperdu, Marboré und Gabisos, zog mich immer die Flora des Nachbarhügels von Kirchberg an; und statt der Pyrenäenfahrt, beredeten Nanny und ich eine Brautfahrt, die für mich fast, es fehlte wenig, zur Himmelfahrt unter Donner und Blitz, wie die des Elias und Quirinus, geworden wäre.

Während ich eines Abends spät, nach heißem Sommertage, und bei heranziehenden Wetterwolken, in meinem Schlafgemach noch ein Buch zum Lesen auf den Nachttisch legte, erlosch plötzlich auf demselben das Licht der Kerze. Statt dessen leuchtete einige Sekunden lang, in der Finsterniß, vor mir ein funkensprühender Feuer-Ballen, fast schuhdick, der vom obern Eisenkloben und Angelband des Fensterladens zum untern niedersprang. Es ergab sich bald, daß der Blitz, vom gefährlichen Schmuck der Dachfirst, hohen Metallknöpfen, angezogen, in einem Doppelstrom vor und hinter mir niedergefahren war, das Wandgetäfel des Schlafzimmers zerrissen, die dicke Schloßmauer von oben nach unten gespalten und die beiden Fenster des Eckzimmers so zerschmettert hatte, daß die Glassplittern Boden und Stubengeräth bedeckten. Obgleich mich selbst der blitzische Funke, an Nacken und Hüfte, mit Brandmalen gezeichnet hatte, empfand ich doch, während dessen, weder Erschütterung, oder Luftdruck, noch überlauten

---

gewahren können, was mir von Allem das Unglaublichste schien. Auf Gefahr hin, für getäuscht oder leichtgläubig gehalten zu werden, erzähl' ich Folgendes: An einem dunkeln, neblichten Abend kehrt' ich, mit ihrer Begleitung, ins Pfarrhaus Birmenstorf (Aargau) ein. Hier, fremd, wie ich; im Zimmer; draußen kein Stern sichtbar, verhüllt' ich ihre Augen fest; führte sie in mancherlei Richtung her und hin, und verlangte von ihr, mir des Polarsterns Stelle zu zeigen, weil ich die keines andern kannte, und ohne Beihülfe eines Kompasses mich nicht einmal würde haben orientiren können. Nach einigem Suchen mit ausgestrecktem Finger zeigte sie, während eines Zuckens im Arm, Gegend und Stelle des Sterns. Den gleichen Versuch wiederholte sie in Aarau bei mir, in Gegenwart mehrerer Personen, eben so richtig.

*) Seine Voyages au Mont-Perdu et dans la partie adjointe des Hautes-Pyrénées waren erst wenige Jahre vorher (Paris 1801) erschienen.

Schall, und so wenig Erschrecken, daß ich dem Glanz der Feuerkugel mit ruhiger Verwunderung, oder Neugier zusah. Besonnen durch die Finsterniß tappend, verließ ich das Gemach. Diese Unerschrockenheit, oder Unempfindlichkeit, war jedoch, glaub' ich, mehr auf Rechnung des schnellen Werdens und Vergehns der furchtbaren Erscheinung, als meiner Geistesgegenwart, zu setzen. Der Wetterstrahl hatte zum Glück nicht gezündet; aber in der Hausflur mehrere Personen leblos zu Boden geschlagen. Es gelang mir, sie alle, binnen zwo Stunden, durch die in solchem Fall üblichen Mittel, ins Leben zurückzubringen, ehe noch der von Aarau berufene Arzt kam. Es ist nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß ich vom Blitze dergleichen Besuche empfangen habe *).

Das Ereigniß hatte der Familie des Pfarrhauses größeres Entsetzen, als mir, verursacht. Nanny verrieth unverholen, daß ihr Leben am meinigen hange. Ich aber richtete nun den von mir bewohnten Theil des Schlosses mit Veränderungen bequemlicher für eine künftige Haushaltung ein und feierte darauf im Winter **) mit der Verlobten, auf einfachste, patriarchalische Weise das Vermählungsfest. Außer der auch mir lieben Jugendgespielin der jungen Braut ***), erschien dabei kein fremder Zeuge. Kein Zurschaustellen eiteln Gepränges störte Andacht und Lust des schönen Tages. Die Braut, wie

---

*) Am merkwürdigsten war jener, den ich in Gesellschaft meines früher erwähnten Freundes, des Professors Bartels, zu Reichenau erfuhr, da wir, im Gespräch verloren, eines Mittags am Fenster des Pavillons auf der Terrasse des Schloßgartens standen. Unter uns floß der Rhein, und, kaum zwanzig Schritt von uns, fiel der Blitz in die Wellen des Stroms nieder. Er glich einem ovalen Feuerklumpen, ungefähr 6 — 7 Zoll im Durchmesser, aus welchem, oder in welchen, dunkelrothe, erbsengroße Funken, mit blassen, gekrümmten Lichtstreifchen zwischen sich und dem Feuerball, fuhren. Auch damals hatt' ich weder besondern Schall des Donners, noch Lufterschütterung, noch Schreck empfunden, und rief im gleichen Augenblick Bartels zu: „Sehn Sie! sehn Sie!" Dieser aber, der das Phänomen, dem sein Rücken zugekehrt war, gar nicht gesehn hatte, ward todtenhaft bleich und zitternd und sprachlos, ohne irgend Verletzung erlitten zu haben.

**) Am 25. Februar 1805.

***) Charlotte Frey, Gemahlin des nachmaligen Oberrichters Friedrich Frey.

ich, blieben im alltäglichen Gewande. Der im Silberhaar ehrwürdige Pfarrer Nüsperli traute mir, mit Worten herzlicher Rührung, seine Erstgeborne, neben demselben Taufstein an, über welchem er ihr einst die erste christliche Weihe gegeben hatte. So hatt' ich's mir gewünscht.

Doch der Feiertag war umsonst verheimlicht gehalten, um uns seine Lust in aller Reinheit zu geben, unverwässert durch Glückwünsche und Fraubasereien. Während des fröhlichen Mahles trat ein junger Bauersmann ins Zimmer, und überreichte mir einen mächtigen Brief. Wie angenehm überraschte mich der liebenswürdige allemannische Sänger, vom fernen Karlsruhe her, Hebel, mit seinem naiven Liede „an den aufrichtigen und wohlerfahren Schweizerboten zu seinem Hochzeittage!" *) Da leibte und lebte nun um mich her Vossens reizendste Idylle, „Louise", in der Wirklichkeit. Wohl nicht mit Unrecht argwohnt' ich, Freund Remigius Sauerländer stehe mit dem Prälaten von Karlsruhe, hinter dem Spiele verborgen, das meiner selbstsüchtigen Geheimnißkrämerei Trotz bieten sollte.

Im Roman ist das Sichsuchen und Finden der Liebenden, Würze und Kern; in der Wirklichkeit aber, eine glückliche Ehe, der schönste Roman. Wir athmen in einer neuen Welt, weil wir ein Dopelleben im eignen Selbst empfangen. Das Einförmige der Tage löset sich in ein magisches, mildes Farbenspiel auf, worin das Gemeinste höhere Bedeutsamkeit annimmt. Ich will daher glauben, daß unglückliche Ehen Höllen auf Erden werden, weil glückliche ein Himmelreich sind. Jenes aber zu verhüten, schloß ich, in den ersten Stunden alleinigen Beisammenseyns, mit dem jungen Weibchen einen Ehevertrag **), bessern Werthes, als jeder gewöhnliche, in welchem man sich gegenseitig um Geldsummen und Aussteuern oder Wittwengehalte vergleicht.

---

*) In Hebels allemannischen Gedichten enthalten. Den Namen des Schweizerboten gab mir der Dichter wegen einer Wochenschrift mit diesem Titel, die ich damals seit einem Jahre herausgab.

**) Die Hauptgedanken kleidete ich später, als bewährt gefunden, in eine Novelle ein, betitelt: „Der Abend vor der Hochzeit." Wenn sich von meinen Söhnen Einer vermählte, hörte sie das Brautpaar an einem der Abende vor der Hochzeit an.

Und was für uns damals nur noch gute Grundsätze seyn konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten. Wir beide lebten in diesen allein nur uns selbst; täglich einander klar und durchsichtig, selbst ohne Verhüllung des Fehlers; nur uns vertrauend und Gott, niemandem sonst, selbst Blutsverwandten und Freunden, und Vater und Mutter nicht. Einfach und schlicht in äußern Umgebungen, hüteten wir häuslichen Wohlstand, der uns Unabhängigkeit von Menschen, aber auch Mittel bewahrte, ihnen zu helfen. Ohne geselligen Vergnügungen zu entsagen, leisteten wir doch Verzicht auf jene, welche von Konvenienz, Etikette oder langer Weile geschaffen, in üppigen Gastmahlen, zierlichen Abendzirkeln, am Spieltisch, oder in höfischer Medisance, gewöhnlich Geld- und Zeitverschwendung, oft Frieden in und außer dem Hause, zum Opfer verlangen; mittlerweile man für Leidende, oder für gemeinnützige Werke, weder Sinn, noch Zeit, noch den Thaler erübrigen mag. Eine so dicht um uns abgeschlossene Lebensweise, die wir auch dann fortsetzten, als ich, einige Jahre später *), das romantische Biberstein, mancher Bequemlichkeit willen, mit dem eignen Hause in Aarau vertauscht hatte, konnte wohl Manchen sonderlingshaft dünken. Doch wir beide ließen uns nicht irre machen.

So baut' ich mir die beste der Republiken inner meinen vier Pfählen: Liebe ihr Gesetz; die übrige Welt mit ihrem Getümmel, draußen unter den Fenstern, nur Schauspiel, belehrend, belustigend, warnend oder ermuthigend. Die junge, erfahrungslose Hausfrau in Mannigfaltigkeit von Geschäften und Sorgen früh einzugewöhnen, umringt' ich sie mit einer Menge derselben, vielleicht etwas unbarmherzig, schon in den Flitterwochen. Ich nahm vier junge deutsche Gelehrte zu mir ins Schloß, auf Ansuchen eines Freundes, die nach seinen Angaben bei mir ein großes physikalisches Werk zu bearbeiten hatten **).

---

*) Im J. 1807.

**) Von diesem Werke, „Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre", welches Joh. Rud. Meyer der Jüngere, von Aarau, nach seinem Entwurf, bearbeiten und auf seine Kosten drucken ließ, erschienen

Genug an dieſer flüchtigen Bezeichnung unſers Stilllebens. Die wichtigen Kleinigkeiten einer friedlichen Haushaltung ſind jedem Andern ohne Intereſſe; höchſtens dürftiges Futter für die Neugier des Nachbars. So übergeht ja auch die Weltgeſchichte ſchweigend Glückszeiten der Nationen, und wird nur bei deren Wehklagen laut, in Zeiten des Trübſals. Mir fehlten dieſe. Und ſchlich zuweilen ein Wölkchen des Kummers, oder Mißmuths, über unſer Paradies, konnt' es doch allein nur den Reiz des Hausglücks ſtärken, wie der Schatten ſein Licht. Schöpfer ſeines Uebels iſt der Menſch allein; Schöpfer alles Beſeligenden, Gott. Er gab mir die ungeahneten Freuden des Vaters im Anblick eines erſtgebornen Sohnes. Das ſetzte die geſammte Zukunft in Gegenwart um. Ich pflanzte nun in dieſer; und ſah, in jener, ſchon Blüten und Früchte prangen. Das erſte Lächeln, das erſte Wort, die erſten Schritte des Kindes ſind Weiſſagungen. — Warum fehlt dies fromme, häusliche Seyn, in geregelter Tagsordnung, Millionen Sterblichen, die auf Erden, ſtatt eines Vorhimmels, ein Thränen- und Jammerthal ſehn wollen? Wie vielen Elendes bin ich in Palläſten und Hütten Zeuge geworden! Der Großtheil der Menſchheit iſt noch nicht menſchlich genug; er betet noch falſche Götter in Thiergeſtalten an.

5.

Der Volkslehrer.

Von nun an ward mein Leben ein ſtiller, leiſer Strom, der ſonſt von ſeiner Quelle hinweg, ſo ſtürmiſch über Felsklippen im Zickzack fortgebraust war. Es gab keinen Reichthum von Schickſalswechſeln mehr und von bunten Abenteuern. Daher kann ich Schaffen und Treiben und Ereigniſſe ganzer Reihen von Jahren, in einzelne Rubriken zuſammenfaſſen. Ich war nicht mehr Jüngling; war Mann,

---

vier ſtarke Bände in Quart mit Kupfern (1806 — 1808), die drei erſten von Dr. Ludwig v. Schmidt-Phiſeldek, der letzte von Dr. Karl Albr. Kielmann geſchrieben.

in der Schule ernster Erfahrungen erzogen; im Gefühl der Vollkraft eines Alters, das ausgedehntern und edlern Wirkungskreisen gewachsen schien.

Es trat eines Tages, es war schon ein Jahr vor meiner Vermählung, der verdienstvolle Vater Rudolf Meyer, von Aarau, zu mir, in Biberstein, und sprach: „Gott hat mir über Nacht einen Gedanken eingegeben; der führt mich zu Ihnen. Was sagen Sie zu Bonaparte's Mediationsakte? Ist sie nicht eine bloße Brücke, die er über den Abgrund schlug, den die Revolution aufgethan hatte, um uns unmerklich in die alte Zerstückelung und Ohnmacht des Vaterlandes, zur alten Patrizier- und Priester-Wirthschaft, zur Verdummung und Wiederverknechtung unsers Volks, zurückzuführen, statt zur Freiheit und Stärke, durch Aufklärung und Versittlichung der Nation? Warum legen Sie nun müßig die Hände in den Schoos und schweigen dazu? Treten Sie noch einmal, als Schweizerbote, hervor, wie vor fünf Jahren in Luzern, mit Ihrem Volksblatt. Belehren Sie die Leute von dem Schatz der Freiheit, den man ihnen erkämpft hat; die Leute kennen ihn noch nicht. Wenn sie ihn aber kennen gelernt haben, lassen sie ihn nicht wieder von herrschsüchtigen Schlauköpfen sich aus den Händen locken. Sie werden ihn festzuhalten und zu vermehren wissen!"

Wir sprachen Vieles darüber. Der ehrwürdige Patriot hatte, nicht nur in der Sache, Recht, sondern auch den mir angemessensten Beruf angegeben. In Aarau befand sich nur eine kleine Buchdruckerei. Ich hatte mir längst eine stattliche Buchhandlung in der Nähe gewünscht, um mit dem Gang der neuern Literatur vertrauter zu bleiben. Das Mittel dazu war nun gefunden. Was dafür in Unterhandlungen mit Zürich mißlang, gelang mit Basel. Ein junger, biederherziger Mann daselbst, Heinrich Remigius Sauerländer, Theilhaber einer dortigen Buchhandlung, erbot sich zur Erfüllung meines Wunsches; ließ sich in Aarau nieder, und mit Anfang des Jahres 1804 erschienen schon wöchentlich die Blätter meines „Schweizerboten."

Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich; Thorheiten verspottend; Vorurtheile untergrabend; freisinnig,

ohne Herold einer Partei zu seyn; Wahrheit und Recht bekennend, ohne durch höhnende Persönlichkeiten einen Gegner zu erbittern, begann ich damals das Volksblatt und setzt' ich's unverdrossen über dreißig Jahre lang fort. Es ward schnell das Blatt des Volks; und drang, in mehrern Tausend Exemplaren, durch die ganze deutschredende Eidsgenossenschaft, selbst, wo irgend Schweizer wohnten, nach Italien, Frankreich, Deutschland und Amerika. Zahlreiche Beiträge, die ich nach eigner Weise zuweilen verarbeitete, kamen mir von Handwerkern zu und Magistraten, Landwirthen und Gelehrten, Geistlichen jedes Ranges und jedes Bekenntnisses. Es war für mich mehr Unterhaltung, als Mühe dabei. Aber ich erkannte darin meinen eigentlichen Beruf.

— Den Fürsten mag ich gern ihr Zepter gönnen, Feldherrn das Schwert, Kaufherrn Maschinen und Flotten, Künstlern Pinsel und Meißel und all' ihre Lorbeern dazu. Ich wählte Feder und Buchdruckerpresse, mir eine Thätigkeits-Sphäre zu erschaffen, größer, als jedes meiner öffentlichen Aemter gab, um nach allen Richtungen Besseres zu fördern. Und, fürwahr, heut noch kenn' ich keinen heiligern Ehrgeiz, als sich, im eitelkeitslosen Streben für das Gute, den Edlern unsers Geschlechts zuzugesellen. Denn in diesen allein seh' ich die ächten Heroen der Menschheit, die wirklichen Fürsten der Geisterwelt, welche unvergänglich in ihr wirken, ähnlich der ewigen Natur in der Sinnenwelt. Die Alexander, Cäsaren und Attila's, all die glänzenden, großen Eintagsheroen verschwanden mit ihren Eintagswerken zugleich; und Schulkompendien bewahren nur ihre Namen noch zur Warnung und Lehre der Nachwelt. Ist's denn der Mühe werth, um solchen Preis vorhanden gewesen zu seyn?

Ich hatte dem Boten in seiner Art die Charakter-Maske eines treuherzigen Plauderers gegeben, der mehr zu wissen scheint, als er eben sagt, und mit schlauer Einfalt und kindlicher Gutmüthigkeit Wahrheiten zu Markte trägt, wie unabsichtlich, oder als verstände er sie selber nicht; dabei aber in muntrer Laune doch nicht unterlassen kann, seinen schelmischen Blick hierhin und dorthin auf Lieblingsthorheiten der Vornehmen und Geringen zu werfen. Während seiner

dreißigjährigen Wanderung ließ ich ihn gleichsam mit seinen Lesern allmälig aufwachsen; männlicher urtheilen, unterrichteter und unterrichtender sprechen, so, daß er zuletzt einem schlichten, derben, erfahrnen Landmanne voll gesunden Menschenverstandes glich, der, im Gefühl seiner republikanischen Rechtsgleichheit, mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedern, ein anständiges Wort wechseln darf.

Doch nach und nach witterten diejenigen, die anfangs selbst über ihn mitgelacht hatten, aber keine große Freude von Volksbelehrung, zumal in politischen Dingen, waren, hin und wieder schon Unrath; und, unter der Larve des Boten, einen gefährlichen Gesellen. Klerisei und Patriziat fingen an (ich will die Geschichte des Boten hier kürzlich einschalten), vor ihm menschenfreundlich zu warnen. Doch erst nach dem „Restaurationsjahr" 1814, als überall geistliche und weltliche Hirten ihre Völkerheerden von der Weide im Freien, in die alten Ställe zurücktreiben wollten, machte man in der Schweiz dem Boten offnen Krieg, nannte ihn den „Wolf im Schaafspelz," und hetzte gegen ihn zornmüthige Parteiblätter an; oder versuchte ihn, mit umhergeworfnen Flugschriften, zu erschlagen. In mancher Schule, in manchem Beichtstuhl, von mancher Kanzel sogar ward gegen den Volksverführer, mit frommem, volksfreundlichem Zorn, geeifert. Der Bote jedoch vertheidigte sich nie oder selten, gegen die Bissigen, mit seinem Wanderstabe; hatte es auch nicht Ursach; denn die Leute öffneten ihm aller Orten, als einem guten Bekannten, ihre Hausthür. In mehrern Kantonen, wie Bern, Luzern, Freiburg u. s. w. verboten die Regenten seinen Eintritt; züchtigten die, welche ihn heimlich aufnahmen, mit harten Geldstrafen. Es blieb umsonst *). Man versuchte in vertraulichen Besprechungen auf der Tagsatzung, ihn durch einen Beschluß derselben, allgemein zu unterdrücken. Allein die wohlherkömmliche Uneinigkeit von anderthalb Dutzend eidsgenössischer Souveränetäten rettete dem armen Botenmann das Leben, dessen Untergang wohl selbst die Regierung des Aargau's, im jung-aristokratischen Stolze

*) Im Kanton Luzern ward die Regierung sogar von den Stellvertretern des Volks im großen Rathe genöthigt, das lächerlich gewordne Verbot wieder aufzulösen.

nicht ungern gesehn haben würde. Diese schlug ihn späterhin nur in Censur-Fesseln; aber er wußte seine Ketten so drollig zu schütteln, daß das Geklirr derselben den hohen Ohren der Staatsherrn bald unerträglich ward.

Eine Lebensgeschichte des Schweizerboten wäre nicht uninteressant zu lesen und würde auf die Sittengeschichte und den Entwickelungsgang der Schweiz, während seiner Wanderungszeit, manche grelle Schlaglichter werfen. Den politischen und kirchlichen Verketzerungen des Blattes begegnete ich mit wohlbedachtem Stillschweigen. Ich vertraute der Macht der Wahrheit und des Rechts, sich selber vertheidigen zu können. Meinen Irrthümern aber das Leben zu erhalten, besaß ich weder Kraft, noch Eigenliebe genug. Selbst gegen öffentliche Verleumdungen meiner Person unternahm ich keine Rechtfertigung. Mein häuslicher Wandel, mein amtliches Handeln in acht bis zehn Kantonen, lag unverhüllt vor Jedermanns Augen; und freundschaftliche Achtung vieler namhaften, geehrten Männer des gesammten Schweizerlandes bewies mir, daß ich unter den Pfeilen der Gegner keine Gefahr laufe. Eine Sprache, wie diese, klingt vielleicht ein wenig stolz. Aber jede Wahrheit trägt, ihrer Natur nach, stolzes Ansehn.

Es lag mir Alles daran, noch in die dunkeln Hütten der Aermsten, die kein Buch, kein öffentliches Blatt, höchstens im Jahr einen Kalender um wenige Kreuzer kaufen und lesen, Licht zu bringen. Ich ward demnach auch noch Kalendermacher, und, um nicht dem Landmann anstößig zu werden durch Verletzung seines ihm anerzogenen Aberglaubens, mußten, im „Schweizerboten-Kalender", Bauernregeln, und „Kinder in diesem Zeichen geboren", Aderlaßmännlein und Wetterprophezeiungen, astrologische Zeichen und andrer Bocksbeutel, getreulich beibehalten werden. Nur erlaubt' ich mir, sie nach und nach, unter muthwilligen Scherzen, in die wirksamsten Mittel zu verwandeln, den Unflath der Spinnstuben-Weisheit wegzufegen, den man, seit Jahrhunderten, „mit gnädiger Erlaubniß der Obern," unter den Strohdächern der dürftigsten Volksklasse angehäuft hatte. Man lachte und las. Weit mehr aber, als der Beifall, freute mich, daß die übrigen Kalendermacher, aus redlichem Sinne, oder aus

Brodneid, sich dann um die Wette beeiferten, wie sonst aus Aberglauben, nun aus Aufklärung des gemeinen Mannes, Profession zu machen, und den Schweizerboten sogar zu überbieten. Nach drei oder vier Jahren überließ ich zufrieden meinen Kalender andern Händen. Der Weg zum Bessern war ja angebahnt.

Es kann den Schein haben, als wäre, was ich hier gesagt, eine ziemlich überflüssige Episode in der Darstellung des eigentlichen innern Lebens. Aber wie läßt sich dies Innere ohne Zusammenhang mit dem Aeußern, und das geheime religiöse Bewegtseyn des Gemüths, ohne seinen Einfluß auf Handlungsweise geben? Jene dunkeln Gefühle der Kindheit, jene mit Schwärmerei geliebten Ideale des Jünglings, waren es, die jetzt, mit Mannes-Erfahrung ausgerüstet, wider die ekelhafte und übermüthige Barbarei des Zeitalters in offne Fehde traten. Darum mußt' ich Kalendermann werden. Und wenn auch meiner Wißbegier eine Beschäftigung in den höhern Gebieten der Wissenschaften angenehmer zugesagt hätte: hier gebot eine höhere Pflicht. — Für die gebildeten, reichen, wohllebenden Stände sind in allen Staaten hundert Federn dienstfertig; aber wie selten erbarmt sich ein Benjamin Franklin, ein Heinrich Pestalozzi, ein Zacharias Becker, oder Hebel u. s. w. der untern, vielversäumten Volksklassen?

Alles ist Religionsthat, was die Sterblichen über das Thierthum zu ihrer eigentlichen Würde emporhebt, und sie näher zum Göttlichen führt. Darum verschmäht' ich nicht, über Haus- und Landwirthschaft und Viehzucht und Gewerbe bessere Kenntniß auszustreun. Wie Kräuter und Bäume, aus geeignetem Erdreich, sich am kräftigsten himmelwärts aufstrecken: so steigt der in gesundem Leibe wurzelnde Menschengeist am mächtigsten zu seinen Blüten und Früchten auf; so geht eine Nation, durch allgemeinen Wohlstand, gleich fern von Ueberfluß und Mangel, am leichtesten von Barbarei und Civilisation, zu edlerer Gesittung über. Ist uneigennütziges Bemühn für Verbesserung irdischer Volkszustände nicht auch Religion? — Ist Verstandes-Erlösung, von Kettenzwang des Irrthums und geheiligten Vorurtheils, nicht auch Religionsthat? Warum sonst brachte der Welterlöser sein Licht vom Himmel, das Licht der Wahrheit und

Heiligung, Allen; den Zöllnern und Sündern, den Bettlern, wie Prieſtern und Königen; jenes Licht, vor deſſen Alles verwandelnder Kraft, Phariſäer und Sadducäer, Neronen und Diocletiane erſchracken? Sie erſchrecken noch heut vor demſelben auf ihren Thronen, Rathsſtühlen und Kanzeln; und ächten, in frommer Unwiſſenheit, oder ſelbſtſüchtiger Klugheit, den Himmelsſtrahl, wenn er in Winkel dringt, wohin er nicht fallen ſoll; oder ſie verſchreien ihn, als Finſterniß, weil er ſie blendet. — Iſt Wiedergewinnung des ewigen Rechts, für einen großen Theil der mißhandelten, zertretenen Menſchheit, nicht auch Religionsthat; jenes Rechtes, aus welchem ſich barbariſcher Kaſtenſtolz Vorrechte über Pariah's, und eiſernes, oder goldenes Geſchmeide, für Geiſt- und Leibeigene, ſchmiedete?

Sey es, daß man dieſe Aeußerungen falſch deute, oder meine Ueberzeugungen, als fire Ideen aus der Knabenzeit, betrachte. Eben dieſe firen Ideen waren es, die mich unter den Trauerbildern, welche die Zeit vorführte, aufrecht hielten, und mir, dem Greiſe, nun eine ſüße Sterbeſtunde bereiten ſollen. Sie weckten mich immer wieder auf, wenn ich etwa einmal im weichen Arm der Lebensbequemlichkeiten einſchlummern wollte; und riefen mir wieder Muth zu, wenn mir unter Gefahren bange ward. Und fühlt' ich mich je in Fehl und Irrthum verlockt, ſie waren die Schutzengel, welche mich zur Tugend entſchloſſener, und zum Wahren freudiger zurückführten.

6.

Die Stunden der Andacht.

Aber ich möchte von einer mir wichtigern Angelegenheit reden.

Schon war ich ſiebenunddreißig Jahr alt und rückte dem Ernſt der Vierziger entgegen. Heitern Sinnes, in angenehmen Verhältniſſen; ohne Reue um meine Vergangenheit, ohne Furcht vor der Zukunft; glücklich durch die zärtliche Liebe von Weib und Kindern, fühlt' ich mich noch glücklicher durch Ausſöhnung meiner innern Welt mit der äußern. Von reichen Erfahrungen befruchtet, hatte die Urtheilskraft

vollere Reife gewonnen; die sonst oft allzuvorlaute Phantasie ihr ungestümes Einreden gemäßigt; und die Aeolsharfe der Gefühle rauschte nicht mehr, beim leisesten Lüftchen, zu hell auf. Ich hatte endlich erkannt, es liege das heilige Kleinod, welches ich seit den Knabenjahren umsonst gesucht, weder auf den Kathedern der philosophischen Schulen, noch auf den Altären der kirchlichen Parteien. Da hatt' ich, statt den Oelzweig des Geistesfriedens, nur den Giftdorn des Zweifels gefunden und mit mir genommen.

Seit dem klösterlichen Einsamwohnen im Schlosse Biberstein hatt' ich mich vorzugsweise wissenschaftlichem Forschen in den Erscheinungen der Natur und Völkerschicksale hingegeben. Hinter den Erscheinungen aber sucht' ich Höheres, als sie selbst. Man hat heutiges Tages, scheint es, sogar eine monarchische und eine republikanische Weltweisheit, eine Philosophie für evangelische und für katholische Christen. In jenem Tempel der Natur und des Schicksals hingegen, den kein Staub des Jahrhunderts, kein Rauch der Altäre schwärzt, gelangt' ich zu einem bessern Verständniß mit dem geheimnißvollen Draußen; oder, wenn man's so nennen will, zu einer Philosophie, die mich zu ihrer heiligen Zwillingsschwester der Religion, führte; zur Religion, wie freilich nicht immer Athanasius oder Arius, nicht Luther, nicht Zwingli, oder Calvin und Zinzendorf gepredigt hatten, sondern wie Christus, und nur er allein dem Menschengeschlecht sie gegeben. Philosophie ist sehnsüchtiges Ringen des Geistes nach Erkenntniß des Unbedingten, das heißt, des Göttlichen; Religion hinwieder Ringen nach Selbstheiligung im Lieben des Göttlichen. Kann Liebe des Göttlichen, ohne dessen Erkenntniß; kann Erkenntniß des Göttlichen, ohne Liebe desselben, bestehn?

Früher fühlt' ich beim Anblick des sogenannten Positiven in den mancherlei Religionen der Völker, eine Art schmerzlichen Mitleidens mit den Menschenkindern; nun aber eine Ehrfurcht dafür, die weit gerechter war. Ich vergaß jedoch bei dieser Religionen-Menge keineswegs, daß nur eine einzige in allen Weltaltern und Welttheilen, wo Menschen athmen, allein wahr seyn könne, nämlich die Selbstoffenbarung Gottes, welche im Geist des unmündigen Kindes und des rohen

Wilden, wie dunkle Ahnung des Ueberirdiſchen, aufkeimt, und ſich endlich im Licht der Erkenntniſſe verklärend entfaltet. Man nennt ſie zwar, oft mit Verachtung ſogar, natürliche Religion; betrachtet ſie, wie eine Art Heidenthum. Aber ſie geht allen poſitiven Religionen vorher; iſt Wurzel und Stamm jeglicher Glaubensgattungen; ohne ſie wären dieſe ſelbſt nie vorhanden geweſen. Alle Glaubensſtifter läuterten ſie nur, nach Maßgabe eigner Einſichten, von rohen, kindiſchen Vorſtellungen ihres Volks, und hüllten ſie, nach Bedürfniß des Zeitalters, in edlere Form; anders Moſes, anders Confutſe, anders Mahomed, anders Nanek. So iſt jene ſogenannte natürliche Religion (mag ſie auch, gleich der Philoſophie, manchmal der frommen Unwiſſenheit ein Aergerniß ſeyn), die urheitliche des Menſchengeſchlechts, doch nicht in überall gleich vollendeter Entwickelung. So iſt der Kern der Lehre Jeſu dieſe Selbſtoffenbarung Gottes, aber in bewundernswürdiger Reinheit und Vollendung, wie ſie vor und nach ihm kein Andrer der Welt gab.

Und wenn wir die arme, bildliche Sprache des Orients, die duldſame Einläßigkeit Jeſu Chriſti in moſaiſche Vorſtellungsarten und iſraelitiſche Vorurtheile ſeiner Tage, wenn wir die ſpätern Zufügungen von Judenchriſten und Heidenchriſten, oder die durch fromme Schwärmerei, oder hierarchiſche Staatsklugheit, durch mittelalteriſche Unkunde, oder theologiſche Spitzfindigkeit, hinzugeſellten Dogmen und Bräuche von dem abſtreifen, was der Welterlöſer urſprünglich, als Weſentliches, als die ewige Wahrheit, die uns von den Banden der Finſterniß frei macht, gegeben hat: ſo iſt die Chriſtusreligion, ſelbſt noch in ihrem poſitiven Theil, die wahre Weltreligion, unabhängig von den verſchiednen Klimaten, Regierungsformen und Geſittungsſtufen der Nationen, und für ſie alle.

Der poſitive Theil iſt ein für uns Sterbliche dem Ueberſinnlichen umgeworfner Schleier. Der Geiſt des weiſeſten Denkers auf Erden bleibt unvermögend, ſich in den Höhen des Unbedingten und Unendlichen, wo das All in Eins und das Eins in das All verrinnt, lange zu bewahren. Ihn zieht ſein Irdiſches, aus dem Reich des Ueberirdiſchen, in den Staub des Lebens; aus dem Unendlichen in das

Endliche, Begränzte stets wieder zurück. Er betet wieder, als Kind, und gern vom Erd-Stern empor durch die Sternen-Reiche des Himmels. Er bedarf zu den reinen Ideen im Religiösen gleichsam eines sinnlichen Seyns derselben, wie er, zur Verbindung mit der Welt, eines Leibes vonnöthen hat. Auch ich war allzeit wieder zur sinnlichen Vorstellungsweise des Uebersinnlichen, wie Jesus sie mir gegeben, heimgekehrt, und um so inbrünstiger, weil sie nicht nur dem Gemüthe ein vernunftgemäßes, volles Genüge leistete, nicht nur dem Unmündigen erfaßlich, dem Scharfsinnigsten erhebend ist, sondern weil sie zugleich die letzten Ergebnisse spekulativer Philosophie in menschlich schöner Form umfaßt. Da wird das Höchste aller Wesen ein Vater dieser Wesen; es wird die Natur sein Wort zu uns; das Schicksal seine liebende, leitende Hand. Da sind die Mitglieder des Menschengeschlechts, die Bekenner jedes Glaubens, Mitglieder einer einzigen Gottesfamilie, Brüder und Schwestern; wir sind alle göttlichen Geschlechts. Da ist das allgegenwärtige All des Vorhandnen unser Vaterhaus, und im Hause unsers Vaters sind viele Wohnungen. Da sehn wir im Wandel Jesu die Erreichbarkeit eines Gottähnlichwerdens und, in dieser Selbstheiligung der Geister, die Würde des Menschenthums mit seiner ewigen Bestimmung.

Ja, was mir, als Knabe und Jüngling, oft schwer geworden war: ich verzieh es nun gern, wenn eine Mehrheit der Sterblichen, stärker von Sinnenmacht, als Geistesmacht, geführt, auch noch andre äußerliche Mittel, als Krücken ihres religiösen Seyns, benutzte. Zwar der Wink Jesu, „wenn du beten willst, geh' in dein Kämmerlein!" genügte mir vollkommen. Aber auch der Anblick einer in Anbetung versunkenen Menge, sey es in Scheuern der Wiedertäufer, oder in Münstern und Domen der „herrschenden" Kirchen, wirkte tief in mein Gemüth ein; und gern vergaß ich dabei, mit freiwilliger Selbsttäuschung, daß der große Haufe jene Krücken des Glaubens, oft für den Glauben selbst, hielt; daß er gewöhnt worden war, kirchliche Werkseligkeit für innere Gottseligkeit zu achten.

Nur erregte es in mir Unmuth und Trauer, die Einfalt und Klarheit der durch Jesum enthüllten Offenbarungen Gottes vielmals

unter einer todten Laſt von Bräuchen faſt erdrückt, oft erſtickt, — oder, von ſtreitſüchtiger Stubengelahrtheit der Theologen, mit Wortwerk und Wuſt unverſtändlicher Lehrſatzungen verdunkelt zu ſehn, alſo, daß das Höchſte und Heiligſte im Menſchengeiſte endlich zu einer ſyſtematiſch-geordneten Wiſſenſchaft menſchlicher Unwiſſenheit werden mußte, dergleichen der Welterlöſer nicht kannte, nicht lehrte, nicht wollte. Das Wort des ewigen Heils ſollte die Völker zu einer Gottesfamilie auf Erden verbrüdern; aber theologiſche Meynungswuth riß ſie, in Glaubensverfolgungen und Glaubenskriegen, auseinander in unverſöhnliche Sekten und Kirchen, und verwandelte die Religion der Liebe in Religion des Haſſes. Die im Selbſtdenken ungeübten oder irregewordnen Haufen der Chriſten mußten ſich mit hohlen Formeln und Feierlichkeiten zufrieden ſtellen; und frommer Unverſtand beredete ſie, durch Concilienbeſchlüſſe, Dekretalen, Concordienformeln, Religionsedikte, ſymboliſche Bücher, politiſche und hierarchiſche Ordonanzen, den leiſen Geiſterſchritt in der Geiſterwelt feſtbannen zu können.

Allein er geht, — ſeht den zurückgelegten Weg von heut in die vergangnen Jahrhunderte! — er geht dem Licht von oben ſtill entgegen. Die göttliche Selbſtverkündung des Allerheiligſten in unſerm Innern verſchwindet nicht; und kann es nicht. Und wenn der beſſere Führer im Labyrinth der religiöſen Lehrmeynungen fehlt, tappt jeder der eignen Ahnung nach; wird, nach Maßgabe ſeinen Einſicht, Gemüthsweiſe und äußern Umgebungen, entweder Verächter alles Poſitiven und Kirchlichen, oder myſtiſcher Schwärmer, Sektenſtifter, oder Proſelyt einer andern Glaubenspartei.

In dieſen und ähnlichen Gedanken ſaß ich an einem Abend des Jahres 1807 allein in meinem Arbeitskabinet. Vor mir lagen Zeitungen. Sie hatten mich verſtimmt. Es war noch die große Leidenszeit Europa's; den mißhandelten Völkern bang um Troſt; in Kirchen und Kapellen, bei Predigt, Abendmahl und Meſſe, Prozeſſionen, Wallfahrten, innigere Andacht. Nie ſchien mir die zahlloſe Menge der Duldenden ſo ſehnſüchtig nach jenem Starkmuth der Seele verlangt zu haben, den nur Religion gewähren kann, und nie empfänglicher

für Belehrung und Heimkehr in das Innere und Heilige des Jesussinnes gewesen zu seyn.

„Warum erhebt sich aber für das, was jetzt Tausenden wohlthätig seyn würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten?" — fragt' ich in gedanklichem Selbstgespräch, und antwortete mit der Gegenfrage: „Warum wagst du es selber nicht, wenn Andre schweigen?" — Die wie von einem andern Munde gekommene, unvorbedachte Frage überraschte mich. Daß ich wohl nicht der Geweihte sey, fühlt' ich; aber doch lag hier eine ganz neue Bahn großartigen Wirkens vor mir. Kannt' ich nicht längst das Volk und wessen es bedürftig war? Verstand es nicht seit vier Jahren die Sprache, welche ich zu ihm redete, von Dingen seines bürgerlichen Lebens, und war sie erfolglos geblieben? Hier war es um Erweckung religiösen Lebens, um Ermuthigung zu dem zu thun, was der Mensch, der ächte, nicht der Schein-Christ, unter schweren Verhängnissen seyn soll. Ich konnte ja den Hochsinn, die Einfalt, die Gottergebenheit des Urchristenthums in manches Herz zurückführen. Hatte nicht schon mein „Alamontade" mehr denn einem Heimlichkranken wohlgethan? Die Unruhen unzähliger Familien unter den Schrecken des Zeitalters würden vielleicht meinen Worten eine Macht verleihn, die ich aus mir nicht schaffen konnte.

Im stillen Streit der Gedanken wog ich mir die Schwere der Aufgabe. Leicht war es nicht, in Haushaltungen des Reichen und Armen, eben so gut Vertrauter des Glaubenslosen, als des Gerngläubigen zu werden; dem Denker hier und dem Gefühlseligen dort, durch Verstandesbefriedigung zugleich und durch Wärme der Begeisterung zu entsprechen. Daß aber Sehnsucht nach Selbstheiligung, nach einem In-Gott-Leben in allerlei Volk lebendig werde, mußten sowohl die Schicksale und Arbeiten des Heilandes der heilungsbedürftigen Menschheit, als die unmittelbaren Gottesoffenbarungen im Menschengeiste; mußte sowohl der geheimnißvolle Gang der göttlichen Weltordnung, als der geheimnißvolle Gang der Herzen unter ihr, beachtet werden. Und den widerspenstigen Argwohn getrennter Kirchen und Sekten nicht aufzuwiegeln, forderten die Unterscheidungslehren derselben sehr leise Berührung, oder zartes Umgehn.

Noch war dies nicht Alles. Das Vorurtheil des großen Haufens, der Amtsstolz eines großen Theils der Geistlichkeit jeder Konfession, konnte, bei ganzer Güte und Reinheit meiner Absicht, das Ziel derselben vernichten. Ich hörte in meinen Gedanken schon rufen: „Reine Absicht hin und her! um Geld schreibt er, um Geld! Ein bloßer Laie, ein weltlicher Staatsbeamter, ein Märchen- und Schauspieldichter, ein Philosoph, ein Indifferentist, mischt sich in geistliche Sachen!“

Freilich, seit dem Schuhmacher Jakob Böhme bis zum Hofrath Jung-Stilling, hatte ja auch schon mancher Laie gewagt, das Volk von göttlichen Dingen zu belehren. Aber die meisten gehörten zur Zahl jener geheimnißseligen Frommen, die für sich selbst einen abgeschlossenen Kreis bilden, oder deren Gemüthlichkeit die dürre Moral, die kalte Dogmatik der „Landeskirchen“ nicht zugesagt hatte. Doch das schüchterte mich nicht ein. Ich blickte auf Christus. Wie sprach die jüdische Priesterschaft seiner Zeit über den Zimmermannssohn von Nazareth? — Ich konnte der Welt aber doch meinen Namen verbergen. Hier war eine That, nicht ein Buch zu vollbringen. Was gilt Ehre oder Schande, die das Vorurtheil unsrer heutigen zivilisirten Barbarei spendet? Eine Gewissenspflicht rief. Kleinliche Rücksichten traten in den Hintergrund.

Ich entschloß mich, die religiösen Ideen, welche das Ergebniß meines Forschens, meiner eignen innern Kämpfe von früher Kindheit an, gewesen waren, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzutheilen. Folgendes Tages, auf einem Spaziergang, erfuhr Freund Remigius Sauerländer meinen Willen; das Blatt sollte im niedrigsten Preis hingegeben werden, damit es auch den unbemittelten Haushaltungen zukäme; meinen Namen aber sollte die tiefste Verschwiegenheit decken. Sauerländer gelobte diese, und hat sich, als Mann von Wort bewiesen. Weder der Londner Buchhändler Woodfall hat bei den „Juniusbriefen“, noch der Edinburger Ballantyne bei den „Waverley Romanen“ Walter Scott's, sein Geheimniß treuer bewacht.

So erschien, mit Anfang des Jahres 1808, von Woche zu Woche,

ein Blatt von „den Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.“ Ich setzte die Blätter ununterbrochen acht Jahre lang fort. Nur sparsam verirrten sie sich über die Gränze der Schweiz hinaus. Da aber, nach Vollendung des letzten Jahrgangs, der Verleger sie, als ein Ganzes zusammendrucken ließ, vernahm ich, mit angenehmem Erstaunen, ihr Eindringen in die entferntesten Gegenden. Manche Zuschrift aus der Fremde, dem unbekannten Verfasser durch des Verlegers Vermittelung übermacht, beruhigte mich, den wohlthätigen Zweck nicht gänzlich verfehlt zu haben, dem ich die Morgenstunden, mir wahrhaft heilige Stunden, von acht Wintern geweiht hatte.

Zugleich begann nun aber auch das in Deutschland nur allzuübliche literarische Geschwätz über den Verfasser. Nicht selten gerieth ich in Verlegenheit, wenn vertrautere Freunde, die meine religiösen Ansichten und Grundsätze, oder Eigenthümlichkeiten meiner Schreibart, zu kennen glaubten, Anspielungen machten; oder wenn sich in Deutschland, auf meinen Lustreisen, müßige Neugier der Frager geradezu an mich wandte. Weil ich dann weder Wahrheit bekennen, noch Lüge sagen wollte, entschlüpft' ich gewöhnlich mit ausweichenden Antworten, die so ziemlich Orakel-Räthseln glichen *).

Sobald sich indessen das Werk durch wiederholte Auflagen, Nachdrücke, Auszüge, Nachahmungen und Uebersetzungen in die verschiedensten christlichen Ländern und Kirchenparteien ausbreitete, wurden bald andre Stimmen wach. Unter den Protestanten fanden es manche nicht rechtgläubig genug; zuviel des Vernunftgemäßen darin **). Unter den Katholiken suchten es einige sogar zu verdächtigen; von den

*) Wie z. B. als ich bei meiner Anwesenheit in Darmstadt (1828) dem trefflichen Oberhofprediger Zimmermann erwiederte: „Wär' ich der Verfasser, würd' ich's, wie er, nicht sagen; wär' ich's nicht, dürft' ich's nicht.“

**) Noch im Jahre 1840 fühlte der fromme Theolog Dr. A. Tholuk in Berlin die Nothwendigkeit, besondere „Stunden der christlichen Andacht“ für diejenigen Christen herauszugeben, denen, wie er sagt „die rationalistische Auffassung des Evangeliums“ nicht genügt.

Kanzeln herab es zu verdammen. Man verbot es hie und da; nannte es ein Werk des Satans *). Papst Pius VII. sogar soll es in den Katalog der librorum prohibitorum gesetzt haben. Der edle Cajetan Weiler in München bearbeitete eine den katholischen Gläubigen unanstößige Ausgabe **). Der gelehrte Professor Tschirner wagte selbst öffentliche Vertheidigung dieser Stunden der Andacht***). Ich ließ schweigend das göttliche Schicksal über die ausgeworfene Saat walten. Die lieblosen priesterlichen Schmähungen steigerten das freudige Bewußtseyn in mir, sie nicht verdient zu haben.

So lange der unduldsame Glaubenseifer namentlich, oder mit unzweideutiger Hinweisung auf mich, meiner zürnte, ließ ich ruhig gewähren. Wenn aber eine irre Frömmigkeit, in wilder Verblendung, andre Männer, statt meiner feindselig antastete, Männer, die in ihren Kreisen höhern Werthes standen, denn ich je in dem meinigen; Männer, wie den guten und weisen Generalvikar von Wessenberg in Konstanz, oder den achtungswürdigen Kirchenrath Schwarz, in Heidelberg, oder den katholischen Pfarrer Keller †), zu Aarau; führte

---

*) Es erschienen 1819 — 1821 drei Hefte, betitelt: „die Stunden der Andacht, ein Werk des Satans", voll unglaublicher Leidenschaft, in der ich keinen Christusgeist fand. Minder roh war die in München gedruckte Schrift: „Deutschlands Katastrophe, das ist: Nothwendiger Verfall der christlichen Religion und bürgerlichen Ordnung, durch das Werk: die Stunden der Andacht." Aber noch herrscht in Deutschland bürgerliche Ordnung, und nicht nur Religion, sondern auch Religiosität.

**) Oder, wie sich Herr Wolfg. Menzel in seinem Buche über die neueste Literatur etwas unzart ausdrückte, es als „Hausmöbel für Katholiken" ihnen anzupassen. Verdiente die gute Absicht dieses ehrwürdigen Mannes eine solche Behandlung!

***) In seiner Schrift: „Die Anklagen der Stunden der Andacht geprüft und gewürdigt von einem Freunde ihres Verfassers." Er kannte mich nicht persönlich, noch weniger, als Verfasser, und stand nicht einmal mit mir in brieflicher Verbindung.

†) Keller, ein würdiger, wissenschaftlicher, hellgeistiger Mann, mit dem ich, bis zu seinem Tode, in freundschaftlichem Verhältniß stand, Verfasser einiger Schriften (des „Katholikons", der „Ideale für alle Stände"), war gewiß nichts weniger, als mein „Schüler und Champion", wie ihn Hr. W. Menzel

mich reger Unwille nicht selten in Versuchung, plötzlich den Schleier der Anonymität zu zerreißen.

Das thörichte Geräusch ist nun vorüber; die Neugier verflogen. Es liegt ein volles Menschenalter zwischen dem damaligen Beginnen und heut; und noch heut kann ich das damalige Streben nicht bereun. Es ist für den Zweck desselben nun auch nicht nur gefahrlos, sondern, ich fühl' es, Pflicht ist's, am Abend meines Lebens, in der Nachbarschaft meines Grabes, über einen langen Irrthum zu enttäuschen, der dem Rufe jener ehrwürdigen Männer irgend nachtheilig werden könnte.

7.

Eine Freimaurerloge.

Zu meinen besondern Freunden gehörte, seit mehrern Jahren schon, der großherzoglich badensche Geheimerath Joseph von Ittner *). Sein Name war, wie den Deutschen, den Schweizern lieb; er aber selbst war, wie die Schrift sagt, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Als ich ihn im Jahr 1810 einmal zu Freiburg im Breisgau besuchte, machte ich die Reise in Gesellschaft einiger Herren aus Aarau, welche in dortiger Freimaurerloge die Weihe des Meistergrades empfangen wollten. Unterwegs ward vielerlei über Maurerthum geplaudert; denn jene wußten, daß ich längst einer der Geweihten war. In Freiburg half auch kein Sträuben; ich mußte der feierlichen Aufnahme meiner

---

herabwürdigend nennt. Er starb 1827, ohne je den Namen vom Verfasser des Buches erfahren zu haben, dessentwillen er Anfechtungen leiden mußte. Vielleicht daß er durch seine kleine Schrift: „Dankadresse des Satans an die Kritiker der Stunden der Andacht", von der ich gehört, die ich nie gesehn, wohl selbst seine persönlichen, oder seine Meinungs-Gegner, in dem gehässigen Argwohn gegen sich bestätigte.

*) Der Edle starb im Jahre 1825 zu Konstanz. Seine gesammelten Schriften gab Dr. Heinrich Schreiber, im Jahre 1827, zu Freiburg im Breisgau heraus.

Reisegefährten beiwohnen, obwohl ich, seit Frankfurt an der Oder, nie wieder eine Loge besucht, ja sogar alle darin üblichen Bräuche vollkommen vergessen hatte.

Einander bei dieser Gelegenheit bekannter geworden, beschlossen wir, nach der Rückkunft in Aarau, wöchentlich mit einander einen Abend geselliger Unterhaltung zu verbringen. Da besprachen wir dann Politik, Literatur, Inland und Ausland, oder was eben Tag und Stunde Neues brachten; auch die Maurerei. Ich verhehlte nicht, daß die Richtungen, welche, im Lauf der Zeiten, die meisten maurerischen Gesellschaften genommen, wenig Genießbares und Erbauliches für mich hätten. Die einen trieben demagogische Schwindeleien, die andern alchemistische; die einen gefielen sich in theologischen Geheimnissen, die andern in faden Charlatanerien. Jeder träumte sich, in die alten Symbole und hohlen Formen, andern Inhalt hinein; und ich läugnete nicht, daß ich ungefähr das Gleiche thue, wenn auch die höhere Bedeutsamkeit, welche ich in meinen Gedanken dem Maurerthum gäbe, Wenigen behagen möchte. Denn ich stellte das Institut desselben höher, als man pflege, nämlich dem Institut der Kirche und des Staats gegenüber, oder vielmehr, nicht gegenüber, sondern zwischen beide, als Mittelglied, als fehlenden Ring in der zerbrochnen Kette von Staat und Kirche, der beide, aber in erhabnerm Sinn, wieder zu einer einzigen und ganzen mache.

Der Gedanke gereichte meinen Freunden zwar nicht zum Aergerniß; aber doch vielleicht zu einiger Ueberraschung. Wiewohl sie selber in dem räthselhaften Verein nur Fortdauer eines ehrwürdigen, geselligen Brauchs alter Zeit, zur Beförderung der Menschenliebe, erblickten, wußten sie doch, daß die Wächter der Altäre und Thronen oft darin Feindseliges gegen diese zu argwohnen geneigt wären.

Wir Menschenkinder, sagt' ich: sind schon auf Erden Genossen zweier Welten, der äußern und innern oder geistigen; des Irdischen oder Ueberirdischen. Im Irdischen wohnen wir neben einander, als Gleichberechtigte und Gleichverpflichtete; aber mit ungleichen Gaben und Kräften. Dies ist das Urverhältniß der Menschheit, das natur-

und vernunftgemäße. Durch jene Gleichheit stehn wir verbrüdert da; durch diese Ungleichheit werden wir einander zum gegenseitigen Dienstbedürfniß, und daher einander zum geselligen Leben unentbehrlich. So entsprangen naturnothwendig Familien, Horden, Völkerschaften, Staaten. Aber unter Einfluß verschiedner Klimate, Gewöhnungen, Interessen, Leidenschaften, geistiger und sittlicher Bildungen, verschwindet das Urverhältniß der Menschheit fast gänzlich, oder wird so mannigfach umgestaltet, daß es oft bis zur Natur- und Vernunftwidrigkeit verartet. Familien, Horden und Staaten treten mit Nationalhaß aus einander; sind nicht mehr verbrüdert; haben allerlei Vaterlande; die Brüder werden unter sich Herrn und Sklaven.

Im Reich des Ueberirdischen, oder, als Geister, wo wir nicht mehr auf dem Boden der Vergänglichkeit und des Endlichen, wohnen, sondern im Ewigen und Unendlichen, erkennen wir uns zwar abermals, als gleichgeschaffne Wesen, als Brüder; aber zugleich, als Kinder eines und desselben Allvaters in seinem Hause, im gränzenlosen wunderbaren Weltall. Dies Urverhältniß aller Sterblichen zu Gott und Ewigkeit, ist das religiöse, höhere Leben der Geister; ist das durch göttliche Offenbarung in uns Gelegte, durch Jesum Entschleierte; und abermals Natur- und Vernunftgemäßes. Denn die Gesetze der Natur und Vernunft sind Gottesgesetze. Aber wie jenes gesellschaftliche Urverhältniß der Familien und Völker unter sich, wird auch das religiöse, und durch dieselben Einflüsse, in seiner Reinheit mannigfach getrübt; ebenfalls, wie jenes, und oft zur Natur- und Vernunftwidrigkeit umgestaltet. Es entstehen allerlei Religionen; in den Religionen allerlei Kirchen; in den Kirchen allerlei Sekten, und Verketzerungslust und Glaubenshaß zwischen allen.

Die Wiederherstellung vom gesellschaftlichen und religiösen Urverhältniß der Sterblichen unter sich, das heißt Verbrüderung der in Rechten, Pflichten und Hoffnungen, ursprünglich Gleichgebornen, ohne Rücksicht auf Menschenstämme, Vaterlande, Nationalreligionen u. s. w.; die Wiederanknüpfung der heiligen Bande, welche durch gesellschaftlichen und kirchlichen Zwang, durch Vorurtheile und Leidenschaften, zerrissen worden sind: diese Wiederherstellung und

Wiederanknüpfung, sag' ich, konnte von jeher nur Sehnsucht der Weisern und Edlern seyn. Schon die Baukünstler des Mittelalters, dann auch die Genossen anderer Handwerksinnungen, wenn sie von Stadt zu Stadt ihrem Gewerb nachreiseten, und einander, als Fremde berührten, erkannten und behandelten sich, als Verwandte gleicher Kunst und Gewerbschaft, als Weltbürger, ohne Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Heimathen und Sprachen. Wahrscheinlich war dies der Keim vom daher entsprossenen freien Maurerthum. Man erkennt ihn noch in den heutigen Formen der Logen. Da erscheint die Bauhütte, als Sinnbild der Welt, in der das heilige Licht von Osten strahlt; und jeder in ihr, sonst im bürgerlichen Leben durch Herkommen, Vaterland, Stand, Reichthum, Glaubensbekenntniß vom Andern geschieden, steht zum Andern, als Bruder, ihm gleich. Wo im Alterthum, oder in spätern Zeiten, einige Männer mit jener Sehnsucht nach Herstellung vom Urverhältnisse der Menschheit zusammen traten, um, wenn auch nur auf Augenblicke, und wenn auch nur im engern Kreise, das Ideal, wie Wirklichkeit, gelten zu lassen: da lebte der geheime und schöne Sinn des sogenannten Maurerthums.

Die Loge ist, mit ihren Symbolen, nur Form des maurerischen Gedankens; der Staat nur Form der bürgerlichen Gesellschaft; die Kirche nur Form des religiösen Vereins. Die Formen mögen, als Sinnliches, verschieden gebildet seyn; der urheitliche Gedanke, das Geistige in ihnen, bleibt einzig das Wesenhafte.

Die Kirche ist eine Stiftung zur Versinnlichung der Idee unsrer Kindschaft zu Gott, unsers Daseyns im Ewigen. Fürst und Bettler, ohne Unterschied eines bürgerlichen Ranges, der im Reich der Geister nicht mehr gilt, werfen sich vor dem Allvater in gemeinschaftlicher Anbetung nieder; vernehmen den Ruf zur Selbstheiligung und Weihe für das Unvergängliche. Sie Alle sind da, im Verhältniß zur Gottheit, nur gleiche Brüder und Schwestern. Außerhalb der Kirche bewegt sich der Geist nicht allein mehr im Geistigen, sondern die Ungleichheit des bürgerlichen Lebens tritt wieder ein. Diese, die nur innerhalb dem Tempel, der Moschee, und Synagoge nicht gelten darf, wird, wie in ihnen, auch in der maurerischen Bauhütte ver-

gessen. So sind Kirche und Loge einander verwandter, als der große Haufe meynt; nur daß in der Loge, auch noch sogar der Unterschied der Kirchen verschwindet, und nicht mehr, wie in diesen, Brüder trennt.

Der Staat ist Form und Mittel der bürgerlichen Gesellschaft zur leichtern Entwickelung ihrer Anlagen, kraft des ursprünglich gleichen Rechts jedes Menschen auf Freiheit zu solcher Entwickelung, auf Erwerbung von Eigenthum, oder Mitteln zur vollendetern Selbstentfaltung, und auf Sicherheit, in solchen Befugnissen nicht beeinträchtigt zu werden, so wenig er andre beeinträchtigen darf. Der Staat ist also eine Stiftung zum gemeinen Nutzen; zur Wohlthat aller seiner Bürger; zu ihrer allmäligen Emporführung in einen hochmenschlichen Zustand. Eben dazu besteht auch in den Maurerlogen die Verpflichtung der Brüder; sie sollen den „rohen Stein" der menschlichen Entartung edler formen, und beschlagen, zum Bau vom Tempel allgemeiner Glückseligkeit.

Indem Kirche und Staat, zum Besten der Menschheit, naturnothwendige Ordnungen für sie sind; aber nicht selten, feindselig getrennt, gegen einander überstehn, wenn Verblendung ihrer Wächter, durch Irrthum oder Leidenschaft, stattfindet: stellt sich das Maurerthum versöhnend zwischen beiden, indem es seine reingeistige Seite dem Religiösen und Göttlichen in allen Völkern, und seine irdische, weltliche Seite dem Befördern des Wohlthätigen und Gemeinnützigen in der bürgerlichen Gesellschaft zuwendet. Doch, seiner wahren Natur nach, scheidet es alles Reinpolitische, alles durch Klimate, Kulturstufen, Gesetzgebungen dieses oder jenes Volks Gewordene und Bestehende, von sich aus, weil es nur das Urverhältniß des Menschen zum Menschen im Auge hat. Eben so scheidet es alles Reinkirchliche von sich ab, weil es, ohne Rücksicht auf Glaubensunterschied, nur das Urverhältniß der Menschheit zu Gott und Ewigkeit, und, in der menschlichen Bevölkerung des Erdballs, nur eine große Gottesfamilie wahrnimmt.

In diesem Sinne lebten und leben tausend edle Männer, als ächte

Freimaurer, wenn sie auch nie das Innere einer „gerechten Loge“ sahn; während Tausende es sahen, ohne darum ächte Maurer zu seyn; gleichwie auch in allerlei Religionen fromme Geister im Geiste Jesu lebten, ohne je einen christlichen Tempel besucht zu haben, während Tausende der Christen, eifrig in der Kirche und für die Kirche, wohl nicht zu den wahren Nachfolgern des göttlichen Meisters gehören. Denn so wie Viele den Schein für das Wesen, das Mittel für den Zweck, die Kirchlichkeiten für die Religion selbst halten: so halten Viele auch die Logenbräuche für Maurerei.

Ungefähr dergleichen Gedanken und Ansichten waren es, welche ich meinen Freunden äußerte, nachher auch schriftlich mittheilen mußte*). Es läßt sich begreifen, daß kirchlich-strengen Gemüthern eine Zusammenstellung von Dingen befremden muß, die sich einander gegenseitig auszuschließen scheinen, und daß dem überfrommen Zartsinn mancher „Rechtgläubigen“ ein Aergerniß und Anstoß werden könne, in dem Verfasser der „Stunden der Andacht“ zugleich den Mitstifter einer maurerischen Bauhütte zu erblicken. Aber hier kein Wort zur Rechtfertigung meines oder meiner Freunde**) Strebens. Würdiger ist's dem selbstständigen Manne, wenn auch mit Gefahr schnöder Verdächtigung, das Gottgefällige und Wahre, auf allen Wegen herbeizurufen, statt unfrei mit dem großen Haufen, unter der Fahne des Vorurtheils durch's Leben zu ziehn***).

---

*) Zuerst in einem Schreiben an den damals in Aarau lebenden Professor Heldmann (gestorben zu Darmstadt 1823), der mich dazu besonders aufforderte. Das Schreiben erschien nachher durch ihn (in seinem maurerischen Taschenbuch „Akazienblüten“), auch wohl anderer Orten im Druck. Die wenigen, oben angeführten Sätze sind Stellen daraus.

**) Ich nenne mit Vergnügen die Namen dieser wohldenkenden Männer. Es war der Oberstlieutenant von Hallwyl, der eidsgenössische Oberst von Schmiel, der Buchhändler Remigius Sauerländer und der Professor Heldmann.

***) Hr. Ludwig von Haller, von seltsamen Vorstellungen über meine unbedeutende Person befangen, stellte mich (noch im Jahr 1840), in seiner Schrift gegen die Freimaurerei, als ein gar bedeutsames Glied dieser, wie er meynte, „Thron und Altar gefährdenden Gesellschaft“ dar, und daß ich sie zu den verdammlichsten Zwecken zu leiten trachte, während ich schon seit einigen Jahrzehnden nicht einmal mehr die Loge von Aarau besuchte.

Wir wurden einige Jahre nachher wirklich Stifter einer Maurerloge „zur Brudertreue“ in Aarau, gegründet in jenem Geist und Sinn. Das Direktorium der „rektifizirten schottischen Maurerei“, zu Basel, ertheilte der neuen Bauhütte die Weihe. Der nichtige Firlefanz von höhern, als sogeheißenen „drei Johannesgraden“, ward beseitigt und das gedankenleere Formelwerk des Rituals, mit einem, für Geist und Herz wenigstens, gefälligern Inhalt gefüllt.

8.

Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Doch ehe dies geschah, noch im Jahr 1810, freut' ich mich des Entstehens einer andern Verbindung, welche geeignet war, unmittelbarer und kräftiger für Gemeinnütziges thätig zu werden. Auch davon einige Worte.

Inmitten der Friedensstille, welche Napoleons Vermittlerwerk den Schweizern wiedergegeben hatte, und welche unter seinem kaiserlichen Zepter geschirmt blieb, regte sich von Kanton zu Kanton ein junges, frisches Leben und Streben zum Bessern, wie nie seit Jahrhunderten vorher; der Talisman der Freiheit that Wunder; das Volk lernte ihn in dieser Zeit kennen und lieben. Mit ungefesselter Hand baute es schöner auf, was in Tagen bürgerlicher Zwietracht zertrümmert worden, und gründete einen Wohlstand, den es in solcher Allgemeinheit vorher nie genossen. Schulen wurden gestiftet, oder verbessert; Fabriken und Manufakturen erstanden in Dörfern und Städten; Ackerbau und Viehzucht wurden erweitert. Die Pestalozzi, Fellenberge und Wehrli traten mit Lehre und Beispiel voran. Auch mein treuer Freund, der greise Baptista von Tscharner in Chur, blieb nicht zurück.

Er dachte in Graubünden an Wiederbelebung einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, und sandte mir den Entwurf des Unternehmens. Das Eigenthümliche desselben bestand darin, daß ein Einziges von den, in allen Thälern des Hochlandes, zerstreut wohnenden Mitgliedern im Stande seyn sollte, durch freiwillige Thätigkeit, die ganze Kette der

übrigen in Bewegung zu setzen. Der Gedanke schien mir ausführbar, und auch dem Aargau vortheilhaft werden zu können. Die kleinen Gebiete und Völkerschaften, aus denen er seit kaum zehn Jahren aneinandergekittet worden, waren nur zusammengefügt, nicht zusammengewachsen. Es fehlte noch an Gemeingeist und jedem Löblichen, was aus diesem, dem Staatsleben ersprießen konnte. Ein Bund der gemeinnützigsten Bürger in sämmtlichen Landestheilen wäre zu wünschen gewesen, nicht nur einzig Verbesserung der Landwirthschaft zu befördern, sondern, was irgend zur Beförderung von Wissenschaft, Industrie und Volksbildung beizutragen geeignet seyn konnte.

In einer der abendlichen Unterhaltungen theilt' ich, auch den maurerischen Freunden, Tscharners Entwurf und den Gedanken seiner Anwendbarkeit in größerer Ausdehnung, für unsern jungen Freistaat, mit. Die Sache fand Gegenklang; ward berathen; durch Spruch und Widerspruch, geläutert und ohne Säumen ausgeführt.

So entstand *) die „Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau"; anfangs unscheinbar; bald zahlreicher an Mitgliedern, die endlich in fünf Klassen für Gewerb und Wohlstand, Geschichte des Vaterlandes, Naturkunde, Pädagogik und Landwirthschaft vertheilt wurden. Bald gesellte sich jegliche dieser Klassen sachkundige Männer ihres Fachs, in den übrigen Bezirken des Landes, zu, die dort, wenn sie zahlreich genug waren, abermals selbstständige Vereine bildeten und im steten Verkehr mit der Muttergesellschaft zusammenhingen. Nur einmal im Jahr versammelten sich die Mitglieder aller Bezirke zur gemeinsamen Berathung und persönlichen Befreundung.

Diese Vereinung, ihrem schönen Ziele treu, dauert noch heut in nützlicher Wirksamkeit fort. Der Aargau dankt ihr mehr, als ein gutes Werk; Gründung einer wohlthätigen Hülfsgesellschaft; einer naturforschenden, einer landwirthschaftlichen Gesellschaft; einer zinstragenden, von ihr selbst verwalteten Ersparnißkasse für den ganzen Kanton.

*) Im Jahr 1810.

Durch sie angeregt und unterstützt, entstanden hier die ersten Mädchen-Arbeitsschulen und Fabrikschulen; manches Andre dergleichen, was hier nicht anzuführen der Ort ist.

Nur einer dieser Stiftungen will ich noch erwähnen, die damals Bedürfniß der Schweiz war; vielleicht für manche Gegenden derselben noch ist; auch vielleicht in andern Ländern der Nachahmung werth seyn könnte, wenn daselbst das gesammte Schulwesen so lange brach lag, wie in mehrern Schweizerkantonen der Fall gewesen war. Es war dies eine höhere Lehranstalt, unter dem Namen des „bürgerlichen Lehrvereins" zu Aarau *); bestimmt für junge Männer, welche, durch eigne oder fremde Schuld, im Wissenschaftlichen an ihren Gymnasien zurückgeblieben, sich zum Besuch der Universitäten vollenden, oder auch, ohne Rücksicht auf Hochschulen, Kenntnisse erwerben wollten, die jedem Manne unentbehrlich sind, der als Vorsteher größerer Geschäfte, oder als Bürger, in Aemtern des Staates, brauchbarer werden möchte. Der Unterricht in den verschiedensten Zweigen des Wissens, in alten und neuen Sprachen, ward unentgeldlich ertheilt und zwar von Männern, die von Halbjahr zu Halbjahr, freiwillig zusammentraten, Vorträge in ihrem Lieblingsfache zu halten. Diese Anstalt ward sehr bald und fleißig von erwachsenen Jünglingen aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz besucht; und wohl Keiner jener Jünglinge, nun Männer, blickt heut, ohne stille Erkenntlichkeit, auf jene Lehrzeit zurück, in der sein Geist gleichsam zuerst in sich erwachte. Der größte Theil derselben steht in diesen Tagen geachtet und volksbeliebt, in öffentlichen Aemtern und Würden, weltlichen und geistlichen, beider Konfessionen. Wie hätte auch ein Unterricht erfolglos bleiben können, zu welchem sich, was an gewöhnlichen Schulen selten ist, alle Schüler aus selbsterkanntem Bedürfniß, alle Lehrer, aus eigner Lust zur Mittheilung ihrer Kenntnisse, drängten?

Das Beste für ein Volk muß allezeit, aus dem Volke selber, hervorgehn. Denn es fühlt und kennt am besten, wessen es bedarf;

*) Sie bestand bis zum Jahre 1830, in welchem die neuen politischen Wirren ihre zehnjährige Dauer endeten.

wenn auch nicht immer die rechte Weise, dem Bedürfniß zu genügen. Regierungen sind Ruhmes werth, wenn sie das Löbliche begünstigen oder es nur nicht hindern. Sie haben Geschäftes genug, das Räderwerk der Staatsmaschine im geregelten Gang für das Gesammtwohl zu erhalten, oder auszubessern. Greifen sie aber in das Einzelne und Besondre des volkischen Strebens und Schaffens ein, dann wirken sie störend gegen das Leben zahlloser Haushaltungen und gründen, ohne es zu wollen, verderbliche Tyranneien des Gesetzes.

9.

Die Restaurationszeit in Europa.

Während der Diktator des europäischen Abendlandes, Napoleon, mit dem Blute von hundert Schlachten die Länder, vom Tajo bis zur Moskwa, färbte; Thronen zerschmetterte, neue schuf; Länder zerstückelte und Völker ausplünderte, genas unter seiner Hut die Schweiz gemach von langem Leiden und fing an sich ihres Aufblühns zu freun. Zwar fühlte auch sie jeweilen die Schwere des eisernen Kaiserzepters *), unter welchem die übrigen Nationen des Welttheils gebeugt lagen. Doch schonte er ihrer fast mehr, als des eignen Frankreichs. Er kannte den Werth dieser Vorveste gegen Deutschland und die Lombardie, so wie den geringen Gewinn, oder die Gefährlichkeit, ihres Besitzes. Die Schweiz, ich wiederhol' es, ist für einen Eroberer nicht unbezwingbar, aber vielleicht unzähmbar. Sie einem andern Staate einverleiben, heißt in dessen Inneres den Brand griechischen Feuers werfen, den kein Blut löscht, und, wenn er Brennstoff findet, auch nach einem Jahrhundert neu auflodern wird. Man ertrug die Unbilden der Zeit, und erwartete, mit dem Wechsel des Schlachtenglücks, oder

*) Z. B. bei der Militärkapitulation, kraft deren 18,000 Mann Schweizertruppen, freilich auf Kosten Frankreichs, in der napoleonischen Armee stehn und jährlich ergänzt werden mußten; — oder bei Sperrung des Verkehrs vom Festlande mit England und dessen Kolonien; oder bei völkerrechtswidriger Einlagerung französischer Mauthbeamten, Gensdarmes und cisalpinischen Militärs, gegen Schleichhandel im Kanton Tessin.

mit dem Verschwinden des Weltgebieters von der politischen Bühne, das Bessere.

Er verschwand. Aber das Bessere blieb aus. Die verbündeten Heere Europens zogen über die Pyrenäen und den Rhein. Die Eidsgenossen besetzten die Nordgränzen ihres Landes; erklärten ihre Neutralität. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich zeigten sich zur Anerkennung derselben geneigt; nicht aber also die schweizerische Aristokratie. Einige Genossen derselben sannen und spannen in Waldshut Hochverrath. Man verdünnte, von Basel bis Schaffhausen, die ohnehin schwache Schnur des Gränzheers; man zog Theile davon zurück; man bewog den Fürsten von Schwarzenberg, den Weg durch die Schweiz gegen Frankreich zu wählen. Er wählte ihn. Die Hochverräther jauchzten. Ewiges Dunkel verhülle ihre Namen. Und dem Zuge der österreichischen Kriegsschaaren über Schweizerboden folgten Familienjammer und tödtliche Seuchen in Fülle. Das Volk sah mit stummem Zorn das Ereigniß; die ehmaligen Vormünder des Volks sahn es mit heimlichem Frohlocken.

Behend ergriffen gewesene Magnaten, Zunftherrn, Patrizier u. s. w. unter Segenswünschen der Klerisei, die Gelegenheit beim Schopf, das Gewesene zur Gegenwart, und die Gegenwart zum Gewesenen zu machen. Bern begann die Umwälzung der bisherigen Ordnung; stürzte die Regierung, und die andern Orte folgten dem Beispiel. Das napoleonische Vermittlungswerk ward zerrissen. Man verkündete: es sey der Wille der verbündeten Großmächte; man restaurire in der ganzen Welt. Das Schweizervolk schwieg und sah auf die österreichischen Bajonette.

Gleich dem ausgewanderten Adel Frankreichs, hielten die alten Hauptstadt-Bürger Alles, von 1798 bis 1815, für ein leeres Blatt der Weltgeschichte, und Freiheit und Recht des Volks für einen Raub am wohlererbten Familien- und Kirchengut. Sie dachten nicht daran, daß die ehmaligen Angehörigen und Unterthanen, aus Napoleons Vermittlungs-Urkunde, seit zehn Jahren, Viel gelernt hatten; dachten nicht daran, daß es zu spät sey, gleich jenen Ausgewanderten zu sagen: „Il faut que le peuple soit abruti, pour être gouvernable“; dachten

nicht daran, daß zum Wiederaufbau der ehmaligen Aristokratie deren ehmalige Grundlage, Alleinbesitz der Bildung und des Vermögens, durch Freiheit der Schule, der Presse und des Gewerbfleißes, zerstört sey. Bern forderte die Kantone Waat und Aargau stolz, als altes Eigenthum, zurück. Diese zeigten statt der Antwort 20,000 Bajonette. Murren und Ingrimm sprach in andern Völkerschaften. Nur Furcht vor Einmischung fremder Mächte zügelte den Groll im Großtheil der Nation.

Nach zweijährigen Unruhen und Zerwürfnissen gelang es endlich der siegenden Partei, einen Bundesvertrag abzuschließen, welcher den Bestand von 22 Souveränetäten und 114 Klöstern gewährleistete; in Allem locker und lose, dem ähnlich, welcher den Untergang der alten Eidsgenossenschaft beschleunigt hatte. Ohne Vollmacht empfangen zu haben, schrieben in den Kantonen die Männer am Staatsruder ihrem Volke neue Grundgesetze vor, wesenhaft aristokratisch, doch schlau, mit demokratischem Flitterputz, geziert; und hielten es der Mühe nicht werth, anzufragen, ob die Bevölkerungen des zufrieden seyen. Man ließ sich huldigen.

Nun schloß auch der schöne Aargau, eben sowohl wie die andern Schweizerrepubliken, in die Hülse seiner neuen Staatsverfassung, den Lebenskeim der Aristokratie ein. Die Aemterdauer ward auf zwölf Jahre verlängert, ungefähr soviel, als auf Lebensdauer. Die Regierung, oder „kleine Rath", ward mit Befugnissen ausgestattet, zum Theil größern, als die des Fürsten in konstitutionellen Monarchien. Die Gerichte waren von ihr nicht unabhängig; nicht einmal der gesetzgebende, oder „große Rath." Alles ward vorbereitet, das Volk von seiner Theilnahme an Vaterlands-Angelegenheiten zu entwöhnen, und wenigen Familien der Beamteten Rang und Einfluß zu sichern.

Auch mich wählte man in den großen Rath der Gesetzgeber *). Der nun folgende Zeitraum vernichtete, wie im ganzen abendländischen

*) Im Jahre 1814.

Europa, im Schweizerlande viel des aufgekeimten Beſſern. Ich tröſtete mich damit, daß jedem Unheil endlich ein größeres Heil entwachſen müſſe; daß es auch im Meer der beweglichen Meynungen und der von ihnen umhergeworfnen Völkerzuſtände, Ebben und Fluten gebe; daß die erwachte Menſchheit keine Rückſchritte mache, als nur, damit ſie einen ſtärkern Anlauf nehme, um vorwärts zu fliegen.

Manche meiner Freunde wollten verzagen; auch der edelſinnige Ittner. Er nannte die Reſtauration mit ihren Wirkungen, Rückfall in die alten Staatsſünden; allgemeines Unglück der europäiſchen Menſchheit, „gigantiſche Tragödie.“ Ich tröſtete ihn. „Gewiß“, ſchrieb ich ihm: „Gewiß iſt das Trauerſpiel noch nicht zu Ende. In der Regel muß es ja fünf Akte haben. Von der Zuſammenberufung der Nationalverſammlung, bis Ludwig's XVI. Tod, war der erſte Akt; von da und den Robespierraden und dem Republikanerrauſch, bis Bonaparte's Heimkunft aus Aegypten, der zweite; von Napoleons Kaiſereien, bis zur Ueberheerung Frankreichs, der dritte; von da und den Gährungen Deutſchlands, Spaniens, Frankreichs, Italiens und der Schweiz, durch Vermiſchung der Maximen des eilften und neunzehnten Jahrhunderts, wird wohl nun der vierte ſeyn. Den Anfang des fünften wird man uns im Elyſium melden, wenn wir beide da, unter ewigen Lebensbäumen, mit allen Heiligen über die irdiſchen Verirrungen lächeln; da, wo auch Cato lächelt; Tacitus nicht mehr zürnt; Jeſaias nicht mehr donnert, und wir mit Chriſtus ſagen: in Gott iſt Seligkeit, ohne Aufhören“ *).

Und ein anderes Mal: „Laſſen Sie ſich doch die Welthändel nicht anfechten. Dieſe tollen Geſchichten haben auch ihr Erhebendes. Wer über die Gegenwart verdrießlich ſeyn will, müßte ſich wahrhaftig beim Leſen der Weltgeſchichte, ſeit Kain und Abel, bis zur ewigen Neu-

*) Dieſe Briefſtelle, wie die nachfolgende, ließ Hr. Hofrath Heinrich Schreiber, im vierten Band der von ihm, im J. 1819, herausgegebnen Schriften des Staatsrathes Joſ. v. Ittner, aus deſſen hinterlaſſenen Papieren, abdrucken Ich benutze dieſelben, weil ſie wohl von meiner damaligen Denkart und Anſicht, als treueſte Urkunden, dienen können.

tralität-Erklärung der Schweiz (die Ewigkeit währte vierzehn Tage), die Augen aus dem Kopf weinen. Ich aber kann jetzt eine Schlacht, in der 30,000 Mann fallen, mit vieler Erbauung lesen. — Apropos, Schlachten! Ich werde Ihnen nächstens ein ganzes Gericht von Schlachten und Metzeleien, in rothem Saffian mit goldnem Schnitt, auftischen. Der Buchbinder arbeitet gewaltig lange am Rahmen meines Gemäldes."

Die letzten Worte bezogen sich auf die Geschichte des baierischen Volks, von welcher eben damals der erste Band im Druck erschienen war. Das vieljährige und umständliche Forschen in eben dieser Geschichte hatte mich nicht wenig über die Gegenwart beruhigt. Ich hatte überall in Leben, Lust und Leiden der Nationen „den Finger Gottes" erkannt. Und wenige Jahre nach jenem Briefe schrieb ich das Ergebniß meiner Beobachtungen, eine Art politischen Glaubensbekenntnisses*), noch immer mein jetziges, das ich eben darum hier wiederhole.

„So wahr das Menschengeschlecht des ganzen Erdbodens sich der gleichen Vernunft freut," schrieb ich: „so wahr muß das Vernunftgemäße unter allen Völkern endlich die gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnungen durchdringen und sie von den unsaubern Werken barbarischer Dummgläubigkeit, oder selbstsüchtigen Gewaltthums, sowohl in Volks- als Fürstenreichen, reinigen. Denn nicht Republik, nicht Monarchie, sind an sich im Widerspruch mit dem Heil der Menschheit, sondern was in beiden Formen dem Gerechten und Guten feindlich bleibt. Die göttliche Natur unsers Geschlechts aber läßt sich nicht ewig in die Thierhaut einspannen, worin arglistiger oder alberner Hochmuth sie vermummt halten möchte. Dafür leistet die Geschichte vergangner Jahrtausende, dafür das Schicksal unseres Zeitalters unverwerfbare Bürgschaft. Licht und Recht immerdar frei zu stellen, dazu mußten in allen Zeiten Feinde und Freunde, Willkür und Nothwendigkeit, Glück und Unglück, Verbrechen und Tugend, sich unbewußt

*) Ich gab es zum Schlusse der „lebensgeschichtlichen Umrisse" vor der Sammlung meiner Novellen.

verbinden. Wer an Gott glaubt, wird daher nie das Recht und die Wahrheit, die unterdrückt werden sollen, sondern nur die Verblendung des Unterdrückers beklagen, der für Unmögliches alles mögliche Böse wagt. Der Unterdrücker aber ist jedesmal nur der Parteimensch, auf welcher Seite er immerhin stehe; der, aus Liebe zum Himmel, Bösewicht, aus Liebe zur Freiheit, Tyrann, und, im Eifer für öffentliche Ordnung und Glückseligkeit, ihr unbarmherziger Verwüster werden kann."

„Ich erblickte mit Bewunderung den Thatengang Napoleons, des größten Feldherrn und Staatsmannes der Zeit; aber, in den Triumphzügen desselben, nicht das, was der Held sah, sondern nur erweiterte Pflanzungen dessen, was göttlich ist, über dem Schutte zusammengestürzter, alter Götzentempel. Der Kriegsmann führte nur den eisernen Pflug; aber die Hand der Vorsehung streute ihre Saat in das aufgerissene Erdreich. Und wenn den Beobachter ein Grausen ergriff, beim Anblick des wachsenden Weltreichs, trösteten ihn vergangene sechs Jahrtausende, in denen kein Weltreich lange, aber das göttliche Reich des Wahren, Guten und Schönen ewig, und immerdar glänzender, stand. Ist die Sonne einmal aufgegangen, wird es Tag; und die Wolke, welche am Himmel spielt, löscht die ewige Leuchte nicht aus."

10.

Drei Reisen durch Baiern.

Vorhin erwähnt' ich der Geschichte Baierns. Ich hatte zehn Jahre lang mit Lust und Liebe an dieser Monographie eines der deutschen Stammvölker gearbeitet. Sowohl Johannes Müller in Berlin (der Geschichtschreiber), als Ittner und andre Freunde, hatten mich in ihren Briefen zuweilen gemahnt, ein Werk bleibenden Werthes zu liefern, das meinen Namen zur Nachwelt tragen könne. Dem guten Müller lag an dieser Nachwelt viel; dem lebensweisen Ittner wenig; mir nichts. Die Begierde nach Namensunsterblichkeit verräth,

wie Sehnſucht, ſo auch Zweifel, am ewigen Seyn des Geiſtes. Der Achtung achtungswürdiger Zeitgenoſſen würdig zu ſeyn, war mir aber nicht gleichgültig. Schlichtegroll, Direktor der Münchner Akademie, mit dem ich längſt ſchon lebhaften, freundlichen Briefwechſel pflog, forderte mich auf, einen Abſchnitt der Geſchichte Baierns zu bearbeiten, um ihn den Denkſchriften der Akademie beifügen zu können. Dies führte mich weiter, als ich wollte; zuletzt zur geſchichtlichen Unterſuchung vom ganzen Lebenslaufe des alten Volks. Ich ſah ohnehin mit Wohlgefallen auf das Land, welches damals angefangen hatte unter König Maximilian Joſeph und ſeinem ſtaatsklugen Miniſter von Montgelas, die mittelalteriſchen Rinden zu ſprengen und kräftiger zu erwachſen. Ich liebte das Land, in welchem nicht nur Schlichtegroll, ſondern auch der großartig wirkende Geheimerath Joſeph von Utzſchneider, der geniale Scherer, Bibliothekar der königlichen Bibliothek und andre meiner deutſchen Freunde wohnten. Einer Geſchichte Baierns die möglichſte Vollendung zu geben, ſandt' ich Abſchriften des erſten Buchs an die namhafteſten Geſchichtsforſcher daſelbſt, und that ich drei Reiſen in das Land; durchſtreifte es vom Lech zum Inn, von den Alpen zur Donau, um die Bühne von Begebenheiten zu kennen, deren Drama ich zu ſchreiben verſuchte. Ich denke noch gern an jene Tage zurück, und will mich auch gar nicht enthalten, davon Einiges zu erzählen.

Während der erſten Reiſe *), umarmt' ich in München meinen trauten Schlichtegroll, den ich noch nicht perſönlich kannte, obgleich wir, in unſern Briefen, ſchon Brüderſchaft auf Du und Du geſchloſſen hatten. Er ſtand im erſten Augenblick nicht wenig betroffen vor mir, als ich den Scherz trieb, ohne mich zu nennen, und ohne leere Höflichkeiten zu erwiedern, ihn mit meinem Du zu begrüßen, und ihn dann mit freundlichem Schweigen zu betrachten. Es war dieſem vortrefflichen Manne kein andrer Vorwurf zu machen, als daß er zu lieb und gut ſey, und kaum in eine Welt, wie dieſe, gehörte, als etwa nach tauſend Jahren. — Ich ſah den edeln Utzſchneider wieder,

*) Im J. 1813.

der mich schon im Schlosse Biberstein besucht hatte; den oft verkannten Mann; den in meinen Augen damals größten Bürger Baierns; neben dessen bewundernswürdiger, gemeinnütziger Vielthätigkeit, ich mich meines geschäftreichen Nichtsleistens fast schämte.

Unter andern Berühmtheiten, sah ich auch den Minister von Montgelas, der, was mir willkommen war, mich zu sprechen wünschte. Von Schlichtegroll zu ihm begleitet, berührte mich's jedoch etwas unangenehm, in einer öffentlichen Audienz empfangen zu werden, die er zwanzig im Halbkreis ehrfurchtsvoll hingepflanzten Besuchern, oder Bittstellern, ertheilte, während sie mit Kaffee und Liqueur bedient wurden. Ihn hinwieder berührte es unangenehm, als er in der Reihe zu mir trat, daß ich auf seine Frage, wie mir Baiern auf der Bereisung gefallen habe? neben Vielem, das ihn freute, auch manches nannte, wovon ich vielleicht hätte schweigen sollen. Etwas empfindlich, schlug er mir die Zustellung eines Berichts über baierische Finanzen ab, der schon vor Jahren gedruckt, dann aber unterdrückt, und im Staatsarchiv unter Siegel gelegt worden war. Der Graf von Montgelas, der anfangs halbleise mit mir gesprochen hatte, erklärte die Abweisung meines Ansuchens aber plötzlich mit so lauter Stimme, mit so ministerlicher Grandezza, daß die glänzende Versammlung alle Augen auf den Mächtigen und mich richten mußte. Ich wußte dergleichen Höflichkeit mit keiner andern zu erwiedern, als daß ich mich schweigend verbeugte, der Exzellenz und dem Kaffee den Rücken kehrte und fortging. „Der Minister," sagt' ich zu Schlichtegroll, um dessen Entsetzen über meine Unart zu beschwichtigen, „hat vergessen, daß ich keiner seiner Untergeordneten, sondern ein Freier, und ein Fremder bin!" *)

*) Das hinderte mich nicht, dem Minister, gleich nach dem Erscheinen des ersten Theils der Geschichte, ein Exemplar zu übersenden. Aber eben sobald erschienen in München bitterböse „Bemerkungen" über das Buch im Druck. Sie wurden unentgeldlich in einem Zimmer des Reichsarchives ausgetheilt. Sie waren von dem geistvollen Reichsarchivar Heinrich von Lang, und zwar auf besonders Verlangen des Ministers geschrieben, wie Lang mir selber erzählte, als ich ihn auf meiner dritten Bereisung Baierns (1817) besuchte, da er in königliche Ungnade gefallen, wenigstens verabschiedet, war. Seit diesem

Drei Jahre ſpäter *) that ich die zweite Reiſe, durch Tyrol und über Wien, wo der Sänger der Schirin, der Schatzgräber in den Fundgruben des Orients, der liebenswürdige Joſeph von Hammer und die eben ſo liebenswürdige Familie von Gerold, beſonders meine Eroberung machten. Ich ſuchte im Wiener Archiv vorzüglich nach dem nirgends zu findenden Nymphenburger Vertrag **) und fand ihn auch hier nicht. Nach neuen Kreuz- und Querzügen zu alten Denkmalen, Klöſtern und Schlachtfeldern Baierns, kam ich gen München, und beſuchte meine alten Freunde und Feinde wieder; auch den Miniſter von Montgelas.

Diesmal nahm er mich in ſeinem Arbeitskabinet, gefälliger, mittheilender auf. Wir beſprachen zwanglos vielerlei. Ich lernte den ausgezeichneten Mann hochſchätzen, wenn auch zuweilen unſre Meynungen etwas weit aus einander wichen. Beſonders überraſchte mich eine ſeiner Fragen, die mir, vor Jahren ſchon, ein alter Herr von Salis in der Stadt Chur, faſt mit denſelben Worten, gethan hatte. Indem wir nämlich vom Schulweſen, und von fortſchreitender Volksbildung überhaupt, ſprachen, rief der hellgeiſtige Staatsmann: „Wie weit wollen Sie es mit dieſer Bildung des großen Haufens treiben? Muß ſie nicht endlich Gefahr bringen? Wo ſind denn die Gränzen?“ — Eine ſolche Aeußerung hatt' ich aus dem Munde des großen Reformators von Baiern am wenigſten erwartet. „Excellenz,“ erwiederte ich: „richten Sie, ich bitte, die Frage nicht an mich, ſondern an Gott. Hätte man vor tauſend Jahren ſchon, von Staatswegen, ſolche Gränze auf immer feſtſtellen können, würde das ſchöne Baiern vermuthlich noch heut ſeyn, was zur Zeit des heil. Severin, und nicht was unter Ihnen.“

Beſuch blieb Lang mir zugethan, und bis zu ſeinem Tode dauerte ſein freundſchaftlicher Briefwechſel mit mir fort.

**) Im J. 1815.

***) Nämlich der vom Jahr 1741. Ich erhielt endlich eine vidimirte Kopie deſſelben aus dem königlichen Archiv von Paris, durch Vermittelung des Herrn François Guizot, die ich, nach gemachtem Gebrauch, dem Münchner Archiv überſandt habe.

Auch der den Baiern unvergeßliche König Maximilian Joseph hatte die Güte, mich zu sich rufen zu lassen. Ich begab mich nach Nymphenburg. Wären nicht einige Herrn in halbvergoldeten Uniformen, mit starrer Ehrfurcht, im Zimmer seitwärts gestanden, ich würde kaum geglaubt haben, mich einem Monarchen, sondern eher dem edelherzigsten Privatmann von Baiern zu nähern. In den unbefangnen Aeußerungen seiner Liebe für Land und Volk verkündete sich die wahre Königswürde und Majestät. Ich konnte mir nun die kindliche Begeisterung seiner Unterthanen für den Volksvater erklären. Andern Tags schickte er mir, durch einen Herrn von Ringel, eine goldne Dose mit seinem Namenszug in Brillanten. Ich schob sie etwas gekränkt zurück. Ich wünschte wohl, der Achtung eines so herrlichen und seltnen Fürsten würdig zu seyn, aber mir kein Geschenk, das gewöhnlich von Fürsten gegeben wird, für mich aber demüthigend schien. Ich mußt' es, auf Schlichtegrolls und des Ueberbringers Mahnung, jedoch wohl annehmen *), denen meine Uneigennützigkeit, oder gekränkter Stolz, Beleidigung eines wohlwollenden Fürsten schien. Späterhin sandte mir auch die Königin Karoline einen Brillantring mit ihrem Namenszug. Der Minister von Zentner trug mir sogar später die Stelle eines residirenden Mitgliedes der Münchner Akademie an. Ich lehnte sie ab, selbst, als mir gestattet werden sollte, drei Viertheile des Jahrs in der Schweiz zu wohnen. Selbst Schlichtegroll, der mich anfangs zur Annahme lebhaft ermuntert hatte, gab meinem Entschlusse nachher Beifall. „Nachdem die ersten Stunden vorüber waren," sagte er in einem seiner Briefe **): „setzte sich auch bei mir die Ueberzeugung fest, Du müssest hoch und frei stehen bleiben, wie Du jetzt stehst, und auch nicht auf einige Monate hieher gehn, unter den vortheilhaften Bedingen, mit denen man Dir entgegenkömmt. Das Providenzartige, welches in Deinem Unternehmen liegt, Baierns Geschichte zu schreiben, ist, als ein Ausländer, der von Baiern nichts sucht, nichts wünscht, der Geschichtschreiber dieses Volks und seiner Fürsten geworden zu seyn."

---

*) Doch mußten sie mir geloben, davon öffentlich nichts laut werden zu lassen, meine Beschämung nicht zu vergrößern.

**) Vom 27. Juni 1818.

„Nein, so lieb mir auch München ist," schrieb ich bei diesem Anlaß dem treuesten meiner Schweizerfreunde, Heinrich von Orell in Zürich *): „München, wo ich der Lieben so viele zähle, und so große, wissenschaftliche Genüsse haben könnte, — ich kann und mag doch die Schweiz nicht verlassen; bin nun einmal mit ihr zusammengewachsen. Darum hab' ich den ehrenvollen Ruf nicht angenommen. Ich möchte München wohl gern dann und wann besuchen; aber nie da ansäßig seyn. Ich bekäme Heimweh. Ich lebe ja nicht des Geldes, sondern des Vaterlandes willen, und bin in diesem mit meinem Wenigen glücklich. Und wenn das Vaterland mir dann und wann auch wohl böse Mienen macht, meynt's am Ende doch nicht böse mit mir."

„Ich denke, Du Lieber, wir wollen bei mir im Herbst für uns eine akademische Sitzung halten; und Dein Nettly," (Orells Gemahlin) „wenn es mir einmal schmollt, hält mir dann Vorlesungen, die mich mehr freun werden, als die grundgelehrteste Rede am Namenstage Sr. Majestät gehalten."

Vier Jahre später schickte Fürst Wrede, auf Geheiß des Königs, den Major von Völderndorf, mir, ich weiß nicht, Indigenat, Adelsdiplom, Orden oder dergleichen anzubieten. Ich lehnte die Gnadenbezeugung ab, nicht ohne von so viel unverdienter Güte gerührt zu seyn. Was mit meinen Grundsätzen, als Republikaner, in Widerspruch stand, wäre mir wohl, als Bürger einer Monarchie, gewiß sehr erwünscht gewesen, um wenigstens mit Andern auf gleicher Linie zu stehn. Der Baron Völderndorf, der seitdem mit mir freundschaftlich verbunden blieb, beherzigte meine Gründe, und ihm dank' ich's, daß meine scheinbare Sprödigkeit durchaus nicht übel gedeutet worden ist **).

---

*) Im J. 1818. Heinr. v. Orell ist Mitglied des Obergerichts, und um die Blinden- und Taubstummen-Anstalt in Zürich besonders verdienstvoll.

**) Der Freiherr von Völderndorf und Waradein, nachmals Oberst und Mitglied der Militärkommission des deutschen Bundestages zu Frankfurt am Main, ist Verfasser einer werthreichen Geschichte der baierischen Feldzüge zur Zeit Napoleons. So oft er in die Schweiz kam, begleitet von seiner liebenswürdigen Gattin, den Vater derselben (den Gouverneur v. Zastrow in Neuchatel) zu besuchen, brachte er auch mir einige Freudentage.

Wenn ich von solchen Dingen erzähle, und ich erzähle sie mit einem gewissen Unbehagen, geschieht es nicht aus Eitelkeit, — sie wäre allenfalls eine von der Art, mit der sich der Philosoph von Sinope in seiner Tonne brüstete. Aber ich bin wohl jener königlichen Familie schuldig, die großmüthige Weise anzuerkennen und zu ehren, mit welcher sie das geringe Verdienst des Geschichtschreibers zu belohnen gedachte. Zu derselben Zeit flog zugleich auch ein Schwarm von Flug- und Fluch- und Schmähschriften, meistens von Welt- oder Klostergeistlichen verfertigt, aus Baiern durch's Land und in die Schweiz, in denen ich, unter pöbelhaften Beschimpfungen, verdächtigt wurde, als such' ich, „gleich gewissen Andern" (vermuthlich den damals in Baiern verhaßten Norddeutschen), in Baiern einträgliche Stellen zu erschleichen *).

Eh' ich das Geschichtswerk vollendete, hatt' ich für dasselbe noch eine dritte Durchreisung Baierns unternommen **). Das Land, sein Fürstenhaus, sein biderbes, gutmüthiges Volk, soviel edle Glieder desselben, waren mir theuer geworden. Ich hatte mich in ihre Geschichte so tief hineingelebt, daß ich sie mit vollem Recht die „Braut meines Geistes" nannte. Als ich, auf der Rückreise, über München kam, fand ich in dieser Residenz aber manche unerwartete Verwandlungen. Der Minister von Montgelas war, kurze Zeit vorher, von seiner hohen Stellung, in Gnaden entlassen. Nun galt bei einigen Personen für den gestürzten Staatsmann anderes Maas und Gewicht. Schadenfrohe Bosheit, oder triumphirender Neid, machten sich gegen ihn Luft, und mancher ehmalige Kriecher erhob sich auf den Zehen, als stolzer Höhner. Gerade dies bewog mich, ihm nach meiner Ankunft, einen der ersten Besuche abzustatten.

---

*) Sämmtliche Flugschriften, soviel nämlich mir davon (meistens anonym) zugesandt und bekannt geworden sind, hab' ich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der baierischen Geschichten genannt. Sie gänzlicher Vergessenheit zu entreißen, übergab ich, einen ganzen Band derselben, der Staatsbibliothek des Kantons Aargau. Es versteht sich, daß ich mich nicht zu einer Vertheidigung versucht fühlte. Der Freiherr Christoph von Aretin, Herr von Klökl, sogar Hr. v. Lang übernahmen nachher die an sich undankbare Mühe.

**) Im Jahr 1817.

Diesmal empfing er mich als guten Bekannten. Ich traf ihn in seinem Bücherſaal beim Frühſtück, wo er eben eine gegen ihn friſch erſchienene Schmähſchrift las. Er bot ſie mir lächelnd. Ich hatte ſie ſchon denſelben Morgen bei dem Miniſterialrath von Hörmann geleſen. Montgelas, mir durch Klarheit des Geiſtes, Weltkenntniß und großartiges Wirken hochachtbar, ward mir noch ehrwürdiger in ſeiner unerkünſtelten ruhigen Größe. Er ſchien über Alles mehr verwundert, als verdroſſen. Noch am Abend vor ſeiner Entlaſſung hatte ihn, wie er erzählte, der König mit gewohnter Huld behandelt; ihn beim Weggehn freundlich begleitet, dann aber ihm folgendes Tags die Entfernung vom Miniſterium angezeigt. Ich hörte und lernte Vielerlei vom Spiel an Höfen. Und wie Montgelas gegen mich, ward auch ich gegen ihn offener. Er ſchien einigen Werth auf das gerechte Lob zu legen, das ich ſeinen Verdienſten zollte, vielleicht weil ich Muth gehabt hatte, nicht, wie viele Andere, jede ſeiner Anſichten willfährig zu billigen. Wir näherten uns mehr, denn zuvor je; und ſo oft er nachher in die Schweiz kam, einen hoffnungsvollen Sohn in Fellenbergs Anſtalten zu Hofwyl zu beſuchen, vergaß er auch meines Hauſes nicht.

Beiläufig will ich eines andern Vorfalls von dieſer Reiſe erwähnen. Ich fuhr mit Utzſchneider nach einer ſeiner Beſitzungen, dem ehmaligen Kloſter Benediktbeurn, wo er mir ſeine Entſumpfungsarbeiten, Pflanzungen, Tabaksfabrik und Glasſchmelze zeigte. In der Unterhaltung mit dem Vorſteher der letztern vergaß ich aber alles Uebrige. Erfahrungen und Ideen dieſes Mannes über Elaſticität der Körper, über Strahlenbrechung, Farbenzerſtreuung des Lichts u. ſ. w., meiſtens neu, ſetzten mich in nicht geringes Erſtaunen, um ſo mehr, da er meine ſchüchternen Zweifel immer ſogleich mit angeſtellten Experimenten vernichtete. In München hatte mir niemand von dieſem außerordentlichen Geiſt geſprochen. Man kannte ihn nicht. Es war der Naturforſcher Fraunhofer. Ich bat ihn um Bekanntmachung ſeiner Entdeckungen. Er meynte beſcheiden, es wären das nur Hobelſpäne, die bei der Arbeit zur Verbeſſerung optiſcher Werkzeuge abgefallen wären. „Aber dieſe Hobelſpäne,“ rief ich: „ſind für die Wiſſenſchaft ſo wichtig, vielleicht wichtiger, als Ihre Gläſer!“ Er

lächelte und blieb ungläubig. In München sprach ich mit Begeisterung von dem Manne, der eine Zierde jeder Akademie seyn würde, und zwar in einer Gesellschaft mehrerer Akademiker. Man lächelte auch da ungläubig. Indessen ward, auf des berühmten Sömmering und Schlichtegroll Vorschlag, eine Lustreise zum Wundermann von Benediktbeurn beschlossen. Als ich nachher Frauenhofers Aufnahme in die Akademie erfuhr, und, in den Denkschriften derselben, einen seiner Hobelspäne, die Abhandlung „über die Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens" wiederfand, freut' ich mich nicht wenig meines Triumphes über die ungläubigen Lächler.

11.

Die Blumenhalde.

Während jener Streifzüge im südlichen Deutschland, erfüllte sich ein Wunsch, den meine Nanny mit mir längst gehegt und gepflegt hatte; nämlich der Wunsch für immer des Landlebens genießen zu können. Manchen Winterabend ergötzten wir uns mit Erbauung von Luftschlössern, und entwarfen und verwarfen Grund- und Aufrisse zu einer niedlichen Villa. Aber die Hoffnung, sie in der Wirklichkeit je zu erblicken, versagten die beschränkten Vermögenskräfte. Da überraschte mich ein kleiner Goldregen. Einige Geldsummen, schon seit den Revolutionsjahren verloren geschätzt, gingen ein; sogar der von meiner Basler Regierungsstatthalterschaft rückständige Gehalt, bei nunmehriger Liquidation der helvetischen Staatsschuld, ward endlich ausgezahlt. Sogleich macht' ich mich an's Werk. Ring und Dose der königlichen Geber bewahrt' ich zu deren Andenken; aber die Edelsteine verwandelt' ich, ohne chemischen Prozeß, in Kalksteine. So konnt' ich doch sagen: ich wohne in Diamanten!

Am linken Ufer des Aarestroms, auf sonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber, führt' ich nach eignem Bauplan*), mein

---

*) In den Jahren 1817 und 1818.

anſpruchloſes, aber bequemes Landhaus auf. Da wollt' ich, als Greis dereinſt, „in otio cum dignitate, musis et amicis“ leben.

„Mein Tusculum in der Blumenhalde,“ ſchrieb ich an Ittner: „wird niedlicher, als ich ſelber gedacht habe; macht ſogar, weil einigermaßen in italieniſchem Styl gebaut, in der Ferne nicht ungefälligen Eindruck. Durch die flachen Dächer der etwas vorſtehenden Anbaue, oder Flügel, nimmt es zwiſchen den Bäumen faſt die Geſtalt eines Tempelchens an. Ich umring' es mit geräumigem Garten, von fünfzigerlei Roſenarten umzäumt. Hinter dem Hauſe, wo ein, von hohem Pfeiler getragner, breiter Gang die Ebendächer von beiden Seiten verbindet, und eine ſchattige Laube bildet, ſprudelt im Hofe ein kryſtallheller Quell Waſſers aus der Bergwand. Der Brunnen dafür iſt in Solothurn gemeißelt; die Zeichnung dafür gab ich nach einer Vignette von Salomon Geßner zu ſeinen Idyllen. Auch Ihr Magiſterſtübchen iſt fertig, mit der reizendſten Fernſicht über das Aarethal. Vor Ihnen ſchwebt die Stadt, der Strom; links der hohe Bergweg neben dem Felsgipfel der Gyſulaflue. — Macht Sie denn das Alles nicht lüſtern, bald bei mir einzukehren? Und mein großes, frauenhoferſches Teleſkop, Utzſchneiders Geſchenk, mit 230maliger Linearvergrößerung! — Melden Sie mir Ihre Ankunft, und Sie ſollen im Monde droben die Schönen unſers Trabanten (alſo unſre Trabantinnen), von Stutzern umflattert, ſehn, wie ſie in den anmuthigſten Ringthälern ſpazieren gehn.“

Den Werth des Landſitzes zu erhöhn, kündigte ſich bei mir General Rapp, einer der napoleoniſchen Kriegsgefährten, als Nachbar, an. Die Ungnade Ludwigs XVIII. fürchtend, hatte er das Schloß Wildenſtein, am linken Aarufer, zwei Stunden entfernt von mir, zum Aufenthalt erkoren und angekauft. Ein Mann der Schlachten und dabei ſeltſam weichen Gemüths! Als ich ihm im Geſpräch den Abdruck des bekannten Steins von Roſette, mit der Inſchrift in drei Sprachen, zeigte, traten ihm, unter Erinnerungen an Leiden und Freuden Aegyptens, helle Thränen ins Auge. Auch der geniale Graf Benzel-Sternau, und ſeine liebliche Gemahlin, verhießen eine

baldige Nachbarschaft. Sie standen im Begriff das Schloß Biberstein, sammt Gütern, meinen vormaligen Wohnsitz, zu kaufen. Doch die schönen Hoffnungen gingen leer aus. Denn der General kehrte wieder in die Gunst seines Königs und nach Paris zurück; der Graf aber schenkte bald, einem Landgute am Zürichsee, den Vorzug.

Darum jedoch mangelte es nicht an genußvollem Umgang in meiner neuen Einsiedelei, sey es mit einigen ausgewählten Männern und Familien der Stadt; oder mit alten lieben Bekannten und Freunden in der Eidsgenossenschaft, die mein nicht vergaßen, wenn sie vorüberzogen; oder an Besuchen von Reisenden, welche Wanderlust in die Schweiz gelockt, oder ein Windstoß des Schicksals hieher verschlagen hatte. Ich wußte dergleichen Ehren zu würdigen, und, aus eigner Erfahrung, wie man auf Reisen gern zuweilen Gelegenheiten benutzt, leere Augenblicke auszufüllen, um sich zu belehren, oder die Ernte der Erinnerungen zu vergrößern. Ich gab mich gelassen dafür hin. Fiel mir zuweilen diese Art Tugend etwas lästig, vergalt sie sich mitunter wieder durch Bekanntschaft merkwürdiger Persönlichkeiten; oder durch Anregung einer wunderlichen Gattung von Sehergabe, die ich mein „inneres Gesicht" nannte, mir aber noch immer räthselhaft ist. Beinah fürcht' ich mich, von dieser ein Wort zu sagen, nicht, weil man mich für abergläubig halten dürfte, sondern weil ich damit leicht Andere in abergläubigen Neigungen bestärken könnte. Und doch wär' es ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde. Also gebeichtet!

Bekanntlich pflegt nicht selten das Urtheil, welches wir über unbekannte Personen, bei deren erstem Anblick, fällen, richtiger zu seyn, als dasjenige nach längerer Bekanntschaft mit denselben. Der erste Eindruck, der uns, wie durch seelischen Instinkt, zu dem Fremden hinzieht, oder von ihm abstößt, wird später, durch dessen Anderserscheinen, oder durch unser Gewöhnen, endlich verdunkelt und zerstreut. Man spricht auch von unwillkürlichen Sympathien und Antipathien in solchen Fällen, und nimmt dergleichen zuweilen sogar bei Kindern wahr, denen Menschenkenntniß abgeht. Andre sind ungläubig daran und thun sich lieber ein wenig auf physiognomische Kunst zu Gute. Nun von mir.

Es begegnete mir zuweilen, beim erſtmaligen Zuſammentreffen mit einer unbekannten Perſon, wenn ich ſchweigend ihr Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten, darin, oft nur dieſe oder jene beſondre Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich, und im Zeitraum weniger Minuten. Während deſſen iſt mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des fremden Lebens ſo völlig verſunken, daß ich zuletzt weder das Geſicht des Unbekannten, in welchem ich abſichtslos las, deutlich mehr ſehe, noch die Stimme des Sprechenden verſtändlich höre, die mir vorher gewiſſermaßen, wie Kommentar zum Text der Geſichtszüge, klang. Ich hielt ſolche flüchtige Viſionen lange Zeit für Tändeleien der Fantaſie; um ſo mehr, da mir die Traumgeſichte ſogar Kleidung, Bewegung der handelnden Perſonen, Zimmer, Geräthe und andre Nebendinge zeigten. — Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählt' ich einmal, im traulichen Familienkreiſe Kirchberg, die geheimen Geſchichtchen einer Näherin, die ſich eben aus dem Zimmer und Hauſe entfernt haben mochte. Ich hatte die Perſon nie vorher geſehn; aber man erſtaunte und lachte, und ließ ſich nicht ausreden, daß ich die Verhältniſſe der Beſprochnen wiſſe; denn was ich geſagt, ſey vollkommene Wahrheit. Nun erſtaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entſpreche. Ich ward aufmerkſamer, und, wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählt' ich denen, deren Leben an mir vorübergangen war, den Inhalt meiner Traumſeherei, um Widerlegung, oder Beſtätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Beſtätigung, nicht ohne Beſtürzung derer, die ſie gaben *).

Am wenigſten konnt' ich ſelber Vertrauen zu dieſen Gaukelſpielen der ſeeliſchen Natur faſſen. So oft ich jemandem meine ihn betreffende Traumſeherei kund that, erwartete ich mit Zuverſicht, die Antwort zu hören: „So war es nicht!" Mir wandelte immer heimliches Grauen

*) „Welcher Dämon inſpirirt Sie? Soll ich wieder an Beſeſſene glauben?" rief der geiſtreiche Jochmann von Riga, als ich ihm in der erſten Stunde unſrer Bekanntſchaft, ſeine Vergangenheit erzählte, mit der ihm erklärten Abſicht, zu wiſſen, ob ich mich täuſche. Wir riethen lange am Räthſel herum; aber auch ſein Scharfſinn konnt' es nicht löſen.

an, wenn der Zuhörende entgegnete: „So war es!“ oder wenn mir, noch bevor er's sagte, seine Verwunderung verrieth, ich irre nicht. Statt vieler Beispiele führ' ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

An einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben), von einer Waldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speiseten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmers Magnetismus, Lavaters Physiognomik u. dgl. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwiedern, besonders einem hübschen, jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Grade das Leben desselben war an mir vorbei geschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, meynt' ich, als Lavaters Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehn, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählt' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangne kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweißten Wänden, wo, rechts der braunen Thür, auf einem Tische, der schwarze Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand überm Tisch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beisammen. Er lebt vielleicht jetzt noch.

Wohl konnt' ich mir erklären, wie eine lebhafte Einbildungskraft, aus dem gemuthmaßten Charakter einer Person, Handeln und Gebahren

derſelben unter gewiſſen Umſtänden, romanartig zuſammenſtellen könne. Woher aber kam mir das unwillkürliche Wiſſen von Nebenſachen, an denen mir nichts gelegen ſein konnte; und von Leuten, meiſtens mir ſehr gleichgültigen, mit denen ich keine Verbindung weiter hatte oder verlangte? Oder war das zufällig Eintreffende dabei ein ſich immer und immer wiederholender Zufall? Oder hatte der Zuhörer jedesmal, wenn ich ihm ſeine Erlebniſſe ſchilderte, vielleicht dabei ganz andre Vorſtellungen, als die meinigen, während er in erſter Ueberraſchung die meinigen und ſeinigen wegen einiger Aehnlichkeiten, für gleichartig hielt? Und doch hatt' ich, eben dieſes Zweifels willen, mir mehrmals Mühe gegeben, die geringfügigſten Dinge zur Sprache zu bringen, die mir das Wachträumen gezeigt hatte.

Kein Wort weiter von dieſer ſeltſamen Sehergabe, von der ich nicht einmal ſagen kann, daß ſie mir je genützt habe; die ſich nur ſelten, und dann unabhängig von der Macht des Willens, und mehrentheils in Beziehung auf Perſonen geäußert hat, an deren Durchſchauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wohl nicht der Einzige, der in ihrem Beſitz iſt. Auf einer Reiſe, mit zweien meiner Söhne, traf ich einſt mit einem alten Tyroler, der mit Citronen und Pomeranzen im Lande umherzog, im Wirthshauſe des untern Hauenſteins, eines der Jura-Päſſe, zuſammen. Er richtete eine Zeit lang die Augen auf mich; miſchte ſich in unſer Geſpräch; ſagte: obwohl er mich nicht kenne, kenne er mich doch; und fing an von meinen Beſtrebungen und Erſtrebungen zu erzählen, zu nicht geringem Befremden der anweſenden Bauern und zur Verwunderung meiner Kinder, die es beluſtigte, daß auch Andre die Gabe ihres Vaters hätten. Wie der alte Citronenhändler zu ſeinem Wiſſen komme, wußt' er weder ſich ſelber, noch mir anzugeben. Er ſchien ſich aber doch auf dieſe geheime Weisheit etwas einzubilden.

12.

Einige Fremden-Besuche.

Das vorhin erwähnte Einsprechen von Reisenden in meiner Klause war nicht ganz ohne Werth für mich, bald belehrend, bald ergötzlich. Ohne die engen Gränzen des kleinen Landgutes zu überschreiten, sah ich in der Reihenfolge der Jahre auf diese Art, eine Reihenfolge interessanter Personen und Charaktere an mir vorübergleiten, welche mir, ohne mein Zuthun, die Ansichten des Lebens und der Welt erweiterten. Noch immer gern mustr' ich, in einem müßigen Stündchen, die bunte Gallerie dieser Erscheinungen von Deutschen und Briten, Franzosen und Italienern, Spaniern und Griechen, Amerikanern und Russen, die, wie Bilder einer Zauberlaterne, vorübergingen. Männer, die, wie ein Minister von Wangenheim, Graf Capo d'Istria, Dr. Bowring, General v. Pfuel, Staatsrath Nebenius u. a. m. großthätig in das Getriebe ihrer Verhältnisse einzugreifen wußten, vergißt man so leicht nicht.

Der unglückliche Capo d'Istria! Ich sagte ihm fast sein schwarzes Loos voraus, als er seiner Bestimmung nach Griechenland entgegenging *). Er schien mir zur Vollendung seiner Aufgabe, zu mild und menschenfreundlich; mehr geeignet, sich, als gewandter Diplomat, in der Atmosphäre eines Fürstenhofes, mit Glück zu bewegen, denn berufen, ein in vielhundertjähriger Knechtschaft verschmitzt und grausam gewordnes Volk zu entwildern. Unter Barbaren handelt nur ein großsinniger Barbar mit Glück. „Ich fürchte," sagt ich zu ihm: „Sie gehn einen gefährlichen Gang. Sie wollen eine Nation zügeln und leiten, die, in Freiheit oder Sklaverei, nie des Gesetzes gewohnt war. Sie werden an der Rechten einen eisernen, an der Linken einen seidnen Handschuh tragen müssen!" Er schüttelte lächelnd den Kopf; sprach mit Begeisterung von seinen Landsleuten und forderte von mir, ihm nur eine Kolonie schweizerischer Landleute zu schaffen, um das Beispiel besserer Feldwirthschaft und Viehzucht aufzustellen.

*) Im Jahr 1827.

Die, mehrere Jahre später, erfolgte Ermordung des mir theuer gewordnen Mannes erschütterte mich ungemein; doch kaum so sehr, wie jenes herbe Urtheil, welches der mit Recht verehrte deutsche Gelehrte Thiersch, in einer Schrift, über ihn ausfällte. Diesem zufolge wäre er ein feiger Despot gewesen; unkräftig in Verwaltung und Gesetzgebung; undankbar, unklug; Kunst, Gewerb und Wissenschaft verhindernd; der Volksbildung widerstrebend; Landessitte verhöhnend; sogar Verräther begünstigend; Beichtgeheimnisse von bestochenen Priestern erlauschend u. s. w. Ein entsetzliches Bild, dessen Züge keineswegs durch den Zusatz gemildert werden, daß Capo d'Istria im Grunde kein böses Herz gehabt habe, sondern nur, durch eignen Ehrgeiz und durch Schlechtigkeit seiner Umgebungen, verderbt worden sey. Sollte sich denn der gute Capo d'Istria, der so wenig Aehnlichkeit mit einem tückischen Tyrannen zu haben schien, im schroffen Gegensatz zu seinem frühern Leben, plötzlich in ein sittliches Ungeheuer verwandelt haben? Sollte Hr. Eynard in Genf, sein vieljähriger Vertrauter und Freund, sollten die Höfe, welche ihn nach Griechenland schickten, seine Gemüthsart, seine Fähigkeiten gar nicht erkannt haben?*).

Gern auch gedenk' ich der erfreulichen Stunden, welche mir von Zeit zu Zeit das Erscheinen gelehrter Männer, Künstler und Dichter, in meiner Einsamkeit, gewährte; wie der edle Weltweise Jacobi, oder die Naturforscher Charles Gimbernat aus Spanien, Dr. Lortet von Lyon, d'Hombre-Firmas aus dem Languedoc, Marklin aus Westerbothnien; oder wie Stephan Schütz von Weimar, Professor Gans von Berlin, Schacht von Darmstadt, der humoristische Börne, Heinr. Malten zu Mainz, Joseph von Laßberg, der deutsch-biedre Freund altdeutschen Sanges, der Pariser Alterthumsforscher Raoul-Rochette (der nachher, freilich mein kleines Haus, oder vielmehr mich, etwas übereilt, verdächtigte, doch später nicht ohne Reue blieb**);

*) Noch im Jahr 1841 sagte mir der um Rußlands Literatur wohlverdiente Staatsrath Iwanowitsch Gretsch, daß Capo d'Isteria, von dem er selbst mit Verehrung sprach, bei Allen, die ihn näher gekannt, als Mensch und Geschäftsmann, noch immer in Petersburg hochgeachtet im Andenken stehe.

**) Paul Usteri hatte ein Werk von Raoul Rochette, ich weiß nicht welches? öffentlich herbe beurtheilt. Der gekränkte Autor hielt mich für den Kritiker.

Uhland, der Dichter, dessen kindlich-schönes Gemüth sich in jedem seiner Lieder abspiegelt; Heinrich Laube und seine liebenswürdige Gattin, bei der Rückkehr beider von Algier, und so viele Andre.

Oft genügte eine erste, leise Berührung mit Manchen, mich ihnen zu befreunden, und auch in der Ferne unser Bündniß zu lieben. Wie gern hielt ich daran fest mit dem scharf- und feinsinnigen Jochmann von Riga und Freiherrn Armin zu Koblenz; oder dem Grafen Tullio Dandolo von Venedig*); dem edelherzigen Fürsten Friedr. Otto Hermann v. Hohenzollern-Hechingen; dem freikräftigen Emil Hofmann von Darmstadt; oder dem Manne des Rechts und der Wahrheit, v. Rottek; oder mit der von Bonstetten, als zweite Corinna, gepriesenen Gräfin Anastasia de Circourt u. s. w. Indem ich diese schönen Namen, unter denen ich den deutschen Fenelon, J. H. v. Wessenberg zu Konstanz nicht verschweigen will, und andre nie vergessen werde, unter noch schönern Erinnerungen schreibe, fang' ich an, über meinen Glücksstern zu erstaunen. Ich gewann durch sie aber eine gewisse Selbstachtung, die oft Schutzengel meiner bessern Grundsätze ward.

Auch nicht Wenige der, wegen politischer Meynungen und Thaten aus ihren Heimathen Verstoßene, welche in der Schweiz ihr Asyl

---

Er besuchte mich, während Gesellschaft bei mir war, auf seiner Reise durch die Schweiz. Ich kannte ihn nicht einmal dem Namen nach. In seinem Voyage en Suisse aber erzählte er den Lesern, wie betroffen ich bei seiner Erscheinung gewesen; wie ich eine Villa bewohne, deren sich kein Berner Patrizier zu schämen habe, und nur die bei mir genossene Gastfreundschaft gebiete ihm Schweigen, wie ich durch die Revolution reich geworden seyn möge. Als er aber nachher seinen lächerlichen Irrthum erfuhr, bat er nicht nur schriftlich um Verzeihung, sondern ließ auch in der zweiten Ausgabe des Voyage das ganze Kapitel von Aarau hinweg und gab mir, ohne mein Verlangen, Ehrenerklärung in der Vorrede zu seiner Histoire de la révolution suisse.

*) Sohn des in Italien bekannten Oekonomen und einst von Napoleon sehr geschätzten Staatsrathes der cisalpinischen Republik. Außer seinen Saggie di lettere sulla Svizzera, ist Tulio Dandolo auch Verfasser der Studio sul secolo di Pericle.

ſuchten, kehrten unter mein Dach ein; Perſonen, oft ausgezeichneten Talents und Schickſals. Unter allen dieſen Wanderern wider Willen aus Griechenland und Polen, Spanien und Italien, Frankreich und Deutſchland erregten die griechiſchen Flüchtlinge, meine, wie faſt aller Schweizer, beſondre Theilnahme. Ich ſammelte zur Unterſtützung der Verfolgten, und ihres Kampfes gegen die barbariſchen Unterjocher, Steuern *). Die ſpaniſche Revolution führte mir den gelehrten Don Vincente Cavanillas, Bruder des bekannten Naturforſchers, zu. Als Alcalde von Barcelona, weil er die Stadt nicht den Franzoſen überliefern wollte, mit Mina entzweit und gewaltſam von dieſem gefangen, hatte er auf immer ſein beklagenswerthes Vaterland verlaſſen **). Ich war ſo glücklich, ihm, wie zwei Jahre vorher, dem franzöſiſchen General Dermancourt und deſſen Begleitern eine friedliche Zuflucht zu verſchaffen. Letzterer, ein ſchlichter, wackerer Kriegsmann (ich vermuthe derſelbe, welcher nachmals, in Nantes, die abenteuernde Herzogin von Berry entdeckte und gefangen nahm), war in der Verſchwörung von Belfort verflochten geweſen, welcher auch Lafayette nicht fremd geblieben. Nach den Unruhen Neapels und Piemonts wandten ſich mehrere Theilnehmer an denſelben, von Freunden empfohlen, mir zu, die wegen ihrer höhern Bildung und Denkart meine Achtung mit ſich ins Exil nach England nahmen, wohin ſich faſt alle retteten. Unter den Flüchtlingen ſämmtlicher Nationen ſchienen mir aber keine, durch ihr trauriges Verhängniß, ſo ſehr mit der Welt und ſich ſelber zerfallen, wie die Deutſchen. Immer ihren ſtaats- oder weltbürgerlichen Idealen, oder ihren Hoffnungen auf Rache, nachjagend; nirgends zufrieden; mit Eigendünkel über Alles abſprechend; undankbar gegen die Schweiz, welche ihnen Freiſtätten eröffnet hatte, verſuchten Viele von ihnen die Ruhe auch hier zu ſtören, oder Brandfackeln in benachbarte Länder zu ſchleudern. Ich ſage, Viele. Denn mehrere lernt' ich ſchätzen, die eines beſſern Looſes würdig ſchienen,

*) Die eingekommenen Geldſteuern verwendete ich, durch Vermittelung meines Freundes Emil Hofmann in Darmſtadt, in Ankauf von Gewehren, die ich an Maurocordato ſandte. Die Dankbezeugung des Letztern, nach Ankunft der Gabe, ward allen Gebern durch den „Schweizerboten" kund.

**) Im Jahr 1824.

wie Siebenpfeiffer, Venedey u. a. m. Männer von Kraft und Geist, nur, durch Verirrungen jugendlicher Schwärmerei, von ihnen angemessenern Laufbahnen entfernt.

Unter den Verbannten insgesammt machte den trübesten Eindruck auf mich der entthronte König von Schweden, Gustav Adolf IV, der im J. 1821 eine Zeit lang, als Oberst Gustavson, in Aarau wohnte. Ohne gefällige Anmuth und Hoheit, mit senkrechtsteifer Bewegung und Haltung, stellte sich mir, gewissermaßen schon in seinem Aeußern verkörpert, die Ungelenkigkeit eines Geistes dar, der nicht leicht mit einem Gedanken, dessen er sich, oder der sich seiner einmal bemächtigt hatte, einen fremden verbrüdern konnte. So oft er mich besuchte, verlangte er meine Verwendung, als Offizier in das aargauische Militär eintreten zu können. Ich zeigte ihm vergebens das Unausführbare seines Wunsches; rieth ihm, nach Ankauf eines freundlichen Landgutes, eingedenk seines königlichen Abstammens, der stillen Pflege seiner Aecker, Wiesen und Blumenbeete zu leben, wie einst zu Salona Diocletian; oder wie König Joseph in Amerika, nach Verlust seiner spanischen Krone; oder auch, Denkwürdigkeiten seiner Tage zu schreiben, wie Napoleon auf St. Helena. „Zum Ersten fehlt mir die Neigung," erwiederte er: „zum Andern aber Tüchtigkeit. Ich habe nur mangelhaften Unterricht genossen; anfangs gute, deutsche Lehrer gehabt; da lernt' ich viel und mit Lust. Mein Herr Vater entzog sie mir. Er wollte mich durch und durch zum Schweden machen; und gab mir schwedische Lehrer. Es waren die unrechten Leute und zu meinem größten Schaden."

Bei weitem anziehender erschien mir Hortensia, die entthronte Königin von Holland, deren Sohn Louis Napoleon mich mehrmals in meiner Einsiedelei aufsuchte. Die Herzogin von St. Leu, vielleicht ein wenig theatralisch in ihrem Sich-Gehaben, aber noch immer liebenswürdig, auch nach verblichenem Jugendglanz, zeigte sich in der Unterhaltung eben so reich an Gemüth, als Geist; und, sobald das Gespräch Napoleon berührte, wie eine Begeisterte. Welch eine seltene Frau, ganz würdig Königin zu seyn, und doch immerdar unglücklich! An ihrem Hochzeittage, in vollendeter Jugendschöne, unter

Diamanten und Blumen strahlend, aber mit verheimlichten Thränen, gab sie einem ungeliebten Gemahl die Hand; verlor dann, ohne Thränen den Thron; dann mit Schmerz das Vaterland; dann, mit noch größerm, in der Verbannung, hoffnungsvolle Söhne; und sank zuletzt, erdrückt von Kümmernissen, in ihr Grab. Prinz Louis Napoleon gewann durch Talent und Charakter meine wahre Zuneigung. Aber, gleich seiner Mutter, konnte ihn leicht irgend ein kühner, großer Gedanke bis zur Selbstvergessung entflammen. Ich sah ihn zum letztenmal, als er, im Oktober 1836, von der eidsgenössischen Militärschule von Thun zurückkehrte. Er versprach noch einen folgenden Tag bei mir zuzubringen; hinterließ aber durch Billet Nachricht: empfangene Briefe zwängen ihn, schnell zurückzueilen. Er eilte seinem Unglück entgegen. Wenige Wochen später ward er, des Aufruhrs in Straßburg schuldig, Staatsgefangner.

13.

Schriftstellerisches Streben.

Im milden Wechsel des Lichts und Schattens flossen die Jahre hin. Eine mir nach und nach fast zur Ungebühr aufgebürdete Menge öffentlicher Aemter und Stellen*) ließ es nicht an Gelegenheit fehlen, dem jungen Freistaat, der mich bei sich eingebürgert hatte, die Zinsen der Dankbarkeit zu entrichten. Doch war dieser Geschäftskreis nur auf die engen Gränzen eines kleinen Schweizerkantons beschränkt. Ich

---

*) Von denen, im Vorbeigehn gesagt, doch nur eine einzige (die des Oberforst- und Berginspektors) mit dem mäßigen Gehalte von 1200 Franken verbunden war; die übrigen alle, nach Sitte der Republiken, wurden ohne Besoldung bekleidet. Gleichzeitig war ich damals auch Mitglied des gesetzgebenden großen Raths, des evangelischen Kirchenraths, der Kantons-Schuldirektion, des Bezirksschulraths, der Stadtschulpflege, Inspektor einiger Landschulen, Mitglied der Kommission der Staatsbibliothek, sogar Suppleant des Kantonsobergerichts; ungerechnet daß ich dazu noch in der Direktion der Gewerbschule der Stadt Aarau, und manches Jahr in der Gesellschaft für vaterländische Kultur, das Präsidium zu führen hatte.

hätte lieber für das gesammte Helvetien, für das ganze Zeitalter thätig seyn mögen. Wie viele Wünsche, Entwürfe und Ideen gährten in mir! Nicht ein langer Lebenslauf, sondern ein thatenvoller, ist ein großer, und ein dem allgemeinen Besten geopferter, ein seliger.

Mir gab der Genius des Lebens keine Mittel dafür, als die Feder. Aber das Pult des Schriftstellers ist eine Lehrkanzel, um welche sich die unsichtbare Gemeinde von Tausenden horchend sammelt; und eine unbekannte Jüngerschaar pflanzt sein Wort ins Leben über. Ich übernahm die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift, „Miszellen für die neueste Weltkunde.“*) Ihr besonders dankt' ich ausgebreitete Verbindung mit angesehenen Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes, deren Briefwechsel meine eigne Ausbildung, deren Beiträge den Werth der Zeitschrift, erhöhten, den man ihr vielleicht zugestehen mochte. Daneben ertheilt' ich meinen Kindern Unterricht in Schulkenntnissen, in alten und neuen Sprachen; und wieder jungen Männern aus verschiednen Kantonen zugleich unentgeldliche Belehrung im theoretischen und praktischen Forstwesen. Bei dem Allen aber blieb das Lieblingsgeschäft meiner Jugendjahre, auch heimliches Lieblingsgeschäft des Mannes, nämlich, mir den verworrenen Knoten des großen Welträthsels zu lösen. Es war, als sey dies für das Bedürfen meines Geistes die unentbehrlichste und edelste Aufgabe. Dafür wurden alle übrigen wissenschaftlichen Studien nur Mittel und Werkzeug. So focht das Gespenst der Langenweile mich selten an. Wer mit Minuten zu wuchern weiß, findet zu Allem ein Uebermaas der Zeit; wenn auch nicht zu Allem das volle Maas der Kraft.

Fühlt' ich von ernstern Arbeiten und Anstrengungen Uebermüdung: drängte sich mir das fröhliche Feenreich der Fantasie entgegen, wie, nach Ermattung von Tagesmühen, dem Einschlummernden, der Traum. Dann brach ich Blumen in einer idealen Welt; wand sie zu Sträußen und Kränzen, wie es eben gerieth; dichtete Lieder, kleine Märchen

*) Sie erschienen vom Jahr 1807 bis 1813, und in ihrer Fortsetzung, als „Ueberlieferungen zur Geschicht unserer Zeit“ vom J. 1817 bis 1823.

größere Erzählungen. Jene ganze Gemüthsseligkeit zog wieder zu mir ein, die mich, in freudenarmen Jugendtagen, mit der abstoßenden Wirklichkeit zu versöhnen pflegte. Die Muse erschien dann ungerufen, und verschwand unverabschiedet, wie es ihrer eigensinnigen Laune gefiel. Mir fehlte die Zauberformel, sie herbeizubeschwören, oder zu bannen.

Was ich in solchen Stunden, Tagen und Wochen dichtend vollbrachte, hatte für mich keinen Werth, als das Vergnügen seines Entstehens. Nachher lag es vergessen. Zuweilen las ich in winterlichen Abendstunden davon den Meinigen, zur Unterhaltung, vor. Vollendetes zu liefern gebrach's mir an Lust, an Zeit, an Beharrlichkeit, am Bewußtseyn des Mangels höherer Weihe. Wessen Harfentönen nicht die Jahrhunderte mit Entzücken zuhören mögen, der verschwendet sein Leben umsonst in Klimpereien. Wohl kamen mir aus Deutschland Einladungen zur Theilnahme an Zeitschriften, Almanachen, Novellenkränzen, Rezensionsanstalten und dergleichen. Höchst selten, und dann nur aus persönlicher Freundschaft gegen die Bittenden, konnt' ich eine geheime Scheu überwinden, welche mir das gewöhnliche, literarische Treiben in Deutschland eingeflößt hatte, wie es mir von mehr als einem Gelehrten und Schriftsteller geschildert worden. Am schneidendsten hatte darüber mir Börne eines Tages sein Urtheil gefällt.

„Sehn Sie," sagte er: „bei uns in Deutschland gibts kein eigentliches öffentliches Leben, wie bei Ihnen in der Schweiz. Die bessern Köpfe schaffen es sich selber, wie sie es können; wenigstens auf dem Papier. So haben wir beinah eine Million Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Wer sich bemerkbar machen, wer Beförderung in Stellen will, schreibt. Wer Geldnoth leidet, tritt in Buchhändlerdienst und schreibt. In unsrer Gelehrten-Republik gilt ebenfalls Freiheit und Gleichheit. Einer tritt dem Andern in die Schuhe; man drängt sich vor, und vertheilt und empfängt Rippenstöße links und rechts. Wie in allen Republiken, gibts auch in der unsrigen Faktionen, die einander moralisch todtschlagen, bis endlich ihr natürlicher Tod von selbst dazu kömmt, nämlich andre Mode, andrer Geschmack, und gänzliches Vergessenwerden vom Publikum. Um nicht im Gedränge aller Ritter von der Feder erdrückt und zertreten zu seyn, muß man zur Fahne irgend

welcher literarischen Cotterie halten. Da wird man gehoben, weil man Andre heben hilft. Das sind schriftstellerische Handwerksknisse. Man muß sie kennen. Es thut mir um die deutsche Nation leid! Sie trat mehr, als die französische und britische, wie ein Riesenkind, aus dem Mutterschoos der Natur. Allein man hält dies alte Kind in den Windeln fest eingefäscht mit Armen und Beinen, daß es seine Glieder nimmer gebrauchen lernen kann."

Mochte Börne's sarkastisches Urtheil mehr oder minder gerecht seyn: für mich lag nun einmal die höchste Würde des Schriftstellerthums in Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit, Menschenrecht, und Geistesveredlung der Zeitgenossen. Dafür mußten selbst die dichterischen, einer leichten Unterhaltung gewidmeten Gebilde, dienen, in die ich meine Erfahrungen und Ansichten hüllte, wie der Arzneihändler seine Pillen in Goldschaum, oder Zucker. Bloße Gaukelspiele des Witzes, Bambocciaden und Luftsprünge der Einbildungskraft, wieviel sie der sogenannten poetischen Höhe und Tiefe haben mögen, genügten mir nie; und noch heut nicht. Was nicht auf eine oder andre Art den Menschengeist emporlüpft, trägt nicht das reine Gepräge des Schönen; ist nur Seiltänzerei der Fantasie, gleich derjenigen, die der Markt auf der gespannten Schnur zeigt, wo man zwar mit Ergötzen oder Verwunderung, mit Gelächter oder Grausen, eine Weile zusieht, aber endlich mit nüchternem Mißbehagen, oder gleichgültig, von dannen geht. Wahrhaft Schönes läßt einen langen Nachhall des Wohllauts in der Seele zurück.

Die meisten meiner kleinen Bildwerke erschienen jedoch nach und nach endlich in der Zeitschrift „Erheiterungen" *), zu deren Herausgabe ich mich um so leichter hatte bereden lassen, weil sich für sie glänzendere Talente vereinigten, denn das meinige. Ich mußte mich wohl, ich gesteh' es, verwundern, daß die Spielereien meiner seltnen Mußestunden, in Deutschland so freundliche Aufnahme erhielten; und

*) Die Zeitschrift erschien seit 1811. Ich selbst pflegte dazu jährlich nur eine oder zwei Erzählungen zu liefern; desto reicher ward sie von Ittner, Kotzebue, K. Graß, Haug u. a. m. ausgestattet.

daß leicht hingeworfne Erzählungen mehr Aufmerſamkeit fanden, als viel Anderes, dem ich weit größere Sorgfalt und Mühe zugewandt hatte; ja, daß ſie ſelbſt in fremde Sprachen übertragen wurden. Es erging mir faſt damit, wie dem Kapitän Rouget de Lille mit ſeinem Marſeiller Kriegsſang *), den er für ſein Unbedeutendſtes hielt, und der durch den Welttheil am weiteſten klang.

Für gebildetere Stände der bürgerlichen Geſellſchaft iſt allenthalben zum Ueberfluß mit nützlichem und unnützem Naſchwerk geſorgt. Für ſie blüht im Muſengarten Hülle und Fülle der Roſen und Lilien. Für die bildungsärmern Stände gibt es kaum einige Wieſenblumen darin. Kunſt geht nach Brod und Ruhm; kümmert ſich wenig um den gemeinen Mann, d. i. um den Großtheil jeder Nation, der freilich weder Ruhm noch Brod ſpenden kann. Ich, wenig auf Künſtlerehre erpicht, fühle immer noch, wie ſonſt, für die Vergeſſenen im Volk mehr Theilnahme, als für die Wohlgepflegten. Ich nahm mir auch vor, eine ganze Reihe belehrender, kleiner Erzählungen für den gemeinen Mann zu entwerfen. Der Vorſatz war zwar leichter gefaßt, als auszuführen. Dennoch ließ ich einige ſolcher Hiſtorien ausfliegen.

Von dieſer Art war z. B. die Erzählung „Das Goldmacherdorf"; eigentlich nur für ſchweizeriſche Landleute berechnet. Es freute mich indeſſen ſehr, daß das Büchlein auch in Frankreich, Italien und ſogar bis Rußland verbreitet wurde **); aber weit mehr noch, daß es in Nachdrücken, von Lieder- und Bücherhauſirern, an den Jahrmärkten, in Hütten der Dörfler eingeſchmuggelt wurde, wo es ſeinen Ehrenplatz zwiſchen Till Eulenſpiegel, der ſchönen Meluſine, dem gehörnten Sieg-

*) Er machte nämlich (wie Touchard La Foſſe in ſeinen Souvenirs d'un demi-siècle erzählt), auf Bitten des Maire Dietrich zu Straßburg, Text und Muſik der Marſeillaiſe in einer Nacht, da man folgenden Tages (im J. 1792) den ankommenden Schaaren der Freiwilligen ein Feſt geben wollte, welche zur Armee zogen.

**) Eine franzöſiſche Ueberſetzung gab der bekannte Volksſchriftſteller de Jussieu; ein Ungenannter im Italieniſchen La val d'oro, und der Pfarrer J. W. Lundbergu zu Birſchu und Sallas-Drandſes das deutſche und lettiſche Leſebuch: „Zeems kur ſeltu taiſa."

fried und andern unsterblichen Werken, „gedruckt in diesem Jahr", erhielt. Ein fast ähnlicher Lorbeer ward einer Trauergeschichte, „die Branntweinpest" genannt, zu Theil. Auch schon einen kühnern Schritt hatt' ich früher gewagt; sogar eine „Geschichte des Schweizerlands für's Schweizervolk" versucht. Ich nenn' ihn kühn, weil ich bald anfangs gewahrte, meine Kraft sey von mir überschätzt worden. Ich würd' ihn sogleich zurückgezogen haben, hätten nicht Männer, deren Urtheil mir hoch galt, unter ihnen besonders Paul Usteri, mich mit ermunterndem Zuruf, aufgefrischt *).

— „Wollten Sie nicht bald", fragte der geist- und gemüthvolle Ulrich Hegner, von Winterthur, in einem seiner Briefe **) an: „mit Ihrer Geschichte an's Ziel kommen, um der saft- und kraftlosen Idolatrie der Alt-Schweizerei, die wieder aus allen Kehlen zum Ekel ertönt, ein Ende zu machen? — Ehre unsern Vorfahren! Aber wenn jedes Volk von den seinigen so ein unmündiges Geschrei erheben wollte, wie wir, was würde aus der neuern Geschichte werden? Müller hat, mit seiner übertriebnen Vorliebe für alte Namen und berühmt gewesene Geschlechter, geschadet. Dem Hochherzigen lallen nun die Kleinherzigen nach, und indem sie sich beständig zum Anstaunen der alten Heldenzeit reizen, verlieren sie, gerade dadurch, Klugheit und Kraft für die Gegenwart. Denn die Kraft liegt nicht in fantastischer Einbildung."

Mein wahrer Zweck war, das Schicksalsgemälde der Schweiz, in einen engen Rahmen, so klar, so leicht übersehbar, aufzustellen, daß sich das besondre Leben der vielen kleinen, lose verknüpften Staaten darin zu einem einzigen Leben aufzulösen scheine; und zugleich anziehend genug, daß sowohl das Auge des erfahrungslosen Aelplers

*) Ich gab Kapitel um Kapitel der Geschichte in die Blätter des Schweizerboten, damit sie von Woche zu Woche, in alle Gauen vertragen, mit Aufmerksamkeit gelesen und durchdacht; oder auch daß von Geschichtskundigen mir allfällige Verbesserungen, vor Vollendung des Ganzen, mitgetheilt werden könnten, wie denn wirklich geschehn ist.

**) Winterthur 23. Febr. 1822.

am Spiel der Farben und Gestalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann, im hellen Durchblick der Begebenheiten, von deren höhern Bedeutsamkeit ergriffen werde. Wohl hatte bisher der Landmann von Wilhelm Tell und Winkelried und alten Freiheitsschlachten gesungen und gelernt; aber, wie die Freiheit im Lauf der Jahrhunderte verloren und vergessen werden mußte, das war ihm klüglich verborgen gelassen. Selbst Rathsherrn, Landammänner, Bürgermeister und Beamte, ungeachtet sie Johannes Müller und Leonhard Meister gehabt, kannten in ihrer Mehrzahl, zu jener Zeit, weder eigentlich die Ineinander-Verschlingung der Begebenheiten, noch die Ursachen vom Aufblühn und Verfall ihres Vaterlandes.

Die Entschleierung alter, glanzvoller Zustände der Schweiz und nachfolgender schuld- und schmachvoller Tage, vor den Augen alles Volks, blieb nicht ohne Wirkung. Raths- und Staatsherrn, die sich mit größerer Einsicht brüsteten, konnten von nun an nicht ohne Scham den Bauer in vaterländischen Dingen bewanderter sehn, als sie selbst seither waren. Aus einigen Kantonen erhielt ich briefliche Anfragen der Ortschaften, über deren ehmalige, nun verkümmerte Eigenthumsrechte. Aus andern Kantonen erschienen persönliche Abgeordnete bei mir. In den innern Rhoden Appenzells erregte die Schilderung vom Justizmorde, der schon vor einem halben Jahrhundert am Landammann Joseph Suter begangen worden war, einige unruhige Bewegungen. Die Landesobrigkeit daselbst fand sich sogar genöthigt, die Regierung vom Aargau anzugehn, mich zu fragen, wer das Kapitel mit den „derben Unwahrheiten" von Suters Tod, zu meiner Geschichte, „eingesandt" habe? So unwissend über Geschichtschreibung waren damals noch Schweizerregenten! *)

*) Man könnte an der Wahrheit der naiven Einfrage Zweifel hegen. Ich setze das Schreiben an die Regierung Aargau's vom 22. Mai 1822 treu her:

„Neu und alte Räthe haben in ihrer Sitzung den 25. dies mit unangenehmer Empfindung ablesend, die von Heinrich Zschokke in seiner Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk aufgenommene Geschichte vom Landamman Sutter in Appenzell Innerhoden vom Jahr 1770 bis 1784 vernommen und beschlossen, die hohe Regirung des Standes Aargau freundeidsgenössisch zu ersuchen, Sie möchte den Herrn Heinrich Zschokke, Bürger in Aarau,

Als aber endlich das Vereinzelte, in ein Ganzes zusammengedruckt, ans Licht trat; als das Büchlein in Städten und Dörfern, Rathsstuben und Schulen, selbst im Auslande allgemeine Aufnahme fand *), tröstete mich dieser Beweis des lautgewordnen Volksbedürfnisses einigermaßen über die Mängel der Arbeit; über den Unwillen der seit 1814 neugebornen Aristokratien; selbst über die im Aargau bis zur gesetzlosen Willkür verschärften, zuweilen auch ins Lächerliche überstreifenden Censur **).

---

einvernehmen, wer Ihm die Geschichte, wie sie als wahre Ereigniß angegeben wird, zum Druck eingesandt habe und uns dann ferner hievon zu berichten."

„Wir entzogen uns keines Weges dieser Schlußnahme Folge zu geben, da einerseits die Vorgabe mit derben Unwahrheiten dargestellt ist, anderseits zur Störung der Ruhe diese Darstellung benutzt werden wollte."

„Ueberzeugt, daß auch Ihr, Tit. zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens bundesmäßige Pflicht gegen andere Mitverbündete leisten, so zweifeln wir keineswegs, Ihr werdet auf dieses unser Begehren den Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, Verfasser der Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk, einvernehmen, von wem er den Aufsatz 55. Geschichte vom Landamman Sutter in Appenzell verbürgt erhalten habe."

„Nicht nur gegenseitige Willfahr in andern Fällen erbieten Wir mit wahr Eidsgenössischer Pflichterfüllung, sondern Wir werden mit Dank, das Resultat von Euch Tit. aufnehmen und Euch sammt Uns der Obsorge Gottes bestens empfehlen."

Im Namen des Großen Raths:
Der regirende Landammann
Brühlmann,
Haim, Landschreiber.

*) Die Geschichte erschien französisch in zwei Uebersetzungen, die eine von Prof. Monnard, die andre von J. L. Manget; italienisch von Franscini; englisch von W. Howard Howe.

**) Das Büchlein erschien 1822, also, was nicht zu vergessen ist, in der „Restaurationszeit." Sauerländer hatte nicht den Muth, vor Versendung des Werks an die Buchhandlungen, das Schlußwort desselben in den „Schweizerboten" einzurücken. In Bern ward den Handlungen das öffentliche Ankündigen des Buchs untersagt. Die Verschärfung der Censur im Aargau war auch besonders Folge von einem meiner Aufsätze: „Ueber eine große Angelegenheit des Vaterlandes", und später mahnten doch mehrere Regierungen selber an das darin gerügte Gebrechen des eidsgenössischen Bundesvertrages.

14.

Macht der Verleumdung.

Einſt, als verwaiſetes Kind, von den Menſchen mir ſelbſt anheimgeſtellt, im Sturme des Lebens entfaltet, unter Mühſalen nur von den Urbildern des Hochmenſchlichen aufrecht gehalten, ſtand ich der bunten Menge meiner Lebensgenoſſen noch immer, wie vormals, gegenüber; mein Inneres verbergend; mein Aeußeres dem Mummenſchanz der Welt gemäß. Unter ziviliſirten Völkern iſt, Kunſt des Täuſchens, Gipfel aller Lebensklugheit. Wenn ich mich aber auch in die Mode des Tags ſcheinbar fügte, glaubte ich doch nicht, darum mein Heiligthum fahren laſſen zu ſollen; glaubte mich weder verpflichtet, noch berechtigt, ſtatt eines geiſtigern Volkslebens, Volksverdummung, ſtatt religiöſen Ueberzeugungsglaubens, hohlen Gedächtnißglauben; ſtatt Erlöſung aus den Banden mittelalteriſcher Barbarei, Befeſtigung derſelben befördern zu ſollen. Es gibt der Edelherzigen viele unter uns, die wahrhaft große Menſchen ſeyn könnten; ſie haben nur nicht den Muth, ihren Adel zu zeigen.

Wiewohl ich, nach meiner Gewohnheit, friedlich und freundlich mit aller Welt lebte, und half, wo ich's vermochte; den Geſetzen Gehorſam leiſtete; im häuslichen und amtlichen Leben ohne Vorwurf ſtand; nie Beleidigungen vergalt, auch wenn ſich Gelegenheit bot: kam ich doch in immer ſchlimmern Ruf. Der Meynungshaß nannte mich einen revolutionsſüchtigen Aufklärer, Feind der Religion und bürgerlichen Ordnungen. Er predigte wider mich von Kanzeln; verdächtigte mich in Flugſchriften und öffentlichen Blättern, und ſchämte ſich zuletzt keiner Lügen mehr. Mein Name ward ſogar an fremden Höfen ins ſchwarze Regiſter geſetzt, als Name eines der gefährlichſten Umwälzer. Von Rom meldete mir's der Maler und Dichter Graß. Von Paris her warnte der Profeſſor Couſin, nachdem er aus dem Verhaft in Berlin entlaſſen war: Paul Uſteri, Fellenberg und ich ſollten uns hüten, ohne diplomatiſche Miſſion, Luſtreiſen in Deutſchland zu thun; in den Berliner Verhören ſey er um ſeine Verhältniſſe mit uns befragt worden. Dies und Andres erregte mir mitunter ein komiſches Erſtaunen;

aber Aerger gewiß nicht. „Ich möchte doch wohl wissen," schrieb ich zu derselben Zeit einem Freunde *): „welcher Don Quixote der Ultra-Narrheit sich so gern mit mir bald im „österreichischen Beobachter", wie ich höre, bald in Pariser Blättern zu schaffen macht. Gestern sagte man mir, der „Drapeau blanc" habe mich sogar zum Chef geheimer demagogischen Gesellschaften erhoben! Ich antworte Verleumdern nicht. Mein öffentliches und häusliches Leben ist Antworts genug."

Mußte sich's doch auch der tugendhafte Abbé N. Pierre, den Rousseau la raison parlante et organisante nannte, gefallen lassen, lächerlicher Träumer und Halbnarr zu heißen, weil er einen europäischen Bundestag, Verminderung der Pensionen zur Verminderung der Staatslasten, Verkürzung des Prozeßgangs, öffentliche Berathung der Gesetze verlangte, oder Duelle für Verbrechen, Kriege wegen Erbschaften, wegen Fürstenehen u. s. w. für empörenden Unterthanenmord hielt. Und doch reifen heut eben diese Ideen immer mächtiger endlich ihrer Verwirklichung entgegen. Ein Irrthum kann Jahrhunderte alt werden; aber eine Vernunftwahrheit dauert ewig, wie die Vernunft. Nur war mir's ein herzbeklemmender Gedanke, zu wissen, daß oft genug unschuldigen Personen, ihre Freundschaft für mich, zur Sünde gerechnet, ja zum Unglück verwandelt wurde. Ich will ein Paar Beispiele, die Keinen verwunden können, der diese Blätter lieset, und zwar aus Spanien, anführen. Denn selbst bis dahin war der Fluch des Parteizorns wider mich erschollen, vielleicht anfangs nur von Schweizern an dortige Schweizer übergetragen.

Ein junger Mensch, Namens Antonio Oller, Sohn eines angesehenen Hauses zu Benicarlo in Valencia, hatte fünf Jahre lang in meinem Hause Erziehung und Unterricht, neben meinen Kindern, und, bei dem katholischen Pfarrer in Aarau, Herrn Vok **), sorgfältige Unterweisung im Glauben seiner Väter genossen. Bei seiner

*) An den Oberrichter H. v. Orell in Zürich, den 10. Dezembers 1824.

**) Jetzt Domdechant in Solothurn.

Ankunft wußte er wenig von Christo, nur von der Jungfrau Maria und andern Heiligen zu sagen, die er aus Gebeten kannte. Als zwanzigjähriger Jüngling, kenntnißvoll und sittlich, in seine Heimath zurückgekehrt *), athmete sein erster Brief an mich Dank und Freude, sich glücklich in den Armen der Seinigen zu sehn. Der zweite aber war ein langer, tiefer Seufzer. Denn sein würdiger Vater hatte, mehrere Wochen lang, in den Gefängnissen der Inquisition zu Barcelona das Verbrechen abbüßen müssen, seinen Sohn den Händen eines „berüchtigten Ketzers" anvertraut zu haben. Der Jüngling entkam mit der schimpflichen Kirchenbuße, wöchentlich einige Gebete auswendig zu lernen, und sie, zur Erbauung oder Warnung der Gläubigen, öffentlich herzusagen.

Ungleich schwerer traf, mehrere Jahre nachher, das Fluchgeschick den biedern Obersten Voitel, von Solothurn. Der Name desselben ist auch in Deutschland nicht ganz fremd geblieben, seit er die pestalozzische Lehrweise nach Spanien übergepflanzt hatte, wo er erst selber mit Soldatenkindern seines Regimentes Schule hielt; dann, nach Madrid berufen, mit Beistand seines und meines Freundes Andreas Schmeller **), auf königliche Kosten, hundert Zöglinge, nebst dem Infanten Don Francisco de Paula, unterrichtete. Wie dies, so zeugt auch für die Würde seines Charakters wenigstens, daß sich selbst der Erzbischof von Tarragona ihm thätig anschloß; oder, daß er gegen Napoleons Heere in mehrern Treffen mit Auszeichnung focht; im Kampf bei Molins del Rey seinem General Caldaput Freiheit und Leben rettete, bis er dann selber französischer Kriegsgefangner wurde, und, als solcher, in der Schweiz wohnen dürfte; daß ferner, sobald er nach Spanien zurückkam, sein persönlicher Freund, der Oberbefehlshaber Castannos, ihn zu seinem Aide de Camp machte, bis König Ferdinand IV., mit Frankreichs Hülfe, dem unglücklichen Lande den Segen der Restauration gab, und den vielbekannten Grafen d'Espagna zum Gouverneur von Catalonien erhob.

---

*) Im Jahr 1820.

**) Jetzt Custos an der königl. Bibliothek zu München.

Auf Befehl dieses Grafen ward Voitel eines Tages *) aus den Armen seiner Familie gerissen und in einen feuchten Thurm der Felsenveste Mont-Jouy geschleppt, nachdem man sich seiner Papiere, und eines Bildnisses von mir, bemächtigt hatte, welches über seinem Schreibtische hing. Während dreizehn Monaten sah er dort keinen Menschen, außer dem Kerkermeister, und ward er, nur ein einziges Mal, ins Verhör geführt. In diesem hatte man ihn, unter Vorweisung jenes Bildnisses, bloß befragt: ob er, befreundet mit mir, im Briefwechsel mit mir stehe; ob er Freimaurer sey? — Dann wurde er, laut Richterspruch, zehn Jahr und einen Tag lang, zu den Galeeren verdammt; und, ohne von Weib und Kind Abschied nehmen zu dürfen, in Gesellschaft andrer Elendsgefährten, mit Priestern, Gelehrten und gemeinen Verbrechern, nach Ceuta in Afrika gebracht.

Solche Grausamkeit und solche Veranlassung derselben, hätt' ich sie nicht aus den Briefen seiner trostlosen Gemahlin, und nachher aus dem Munde des Unglücklichen selbst, vernommen, würde mir unglaublich gewesen seyn. Laut Inhalt des Urtheils, welches er aber selbst erst nach seiner Freilassung erfuhr, bestand sein Verbrechen darin, daß er, „der Vertraute des Heinrich Zschokke, mit diesem und andern Revolutionären der Schweiz, in gefährlichem Verkehr stehe." Wahrlich, unser Briefwechsel, der, mit strenger Umsicht, alle Politik gemieden hatte, war stets nur auf Familienverhältnisse, oder Sendungen von Conchylien, Pflanzen, Fossilien Spaniens und des Mittelmeers für mein kleines Naturalienkabinet beschränkt gewesen. Ungebeugten Muthes meldete Voitel mir aus Ceuta, mit der Unterschrift „Alamontade", sein hartes Loos **). Ich will nicht mein erstes Entsetzen,

*) Im Jahr 1829.

**) Es mag wohl gestattet seyn, einen seiner Briefe, den ich noch aufbewahrt habe, hier beiläufig mitzutheilen. Derselbe ist datirt von Ceuta, den 7. März 1831.

„Möge das Schicksal, mein Theurer, dieses Blättchen in Deine Hände führen, Euch alle glücklich treffen und meinen Dank bringen für die werkthätige treue Freundschaft und die brüderliche Hilfe in Noth und Trübsal. Kommt Dir dieses zu, so wirst Du Näheres über mich erfahren. Meine Gattin hat

bei der Nachricht von ſeiner Gefangennehmung, nicht meine immer wache Angſt, nicht meine und Andrer flehentliche Verwendung bei hochgeſtellten Perſonen in Frankreich, ſchildern. Wirklich ward er wieder, und ſchon nach ſechs Wochen, aus Ceuta, durch die Königin Chriſtina, entlaſſen; nicht nur unſchuldig erklärt, ſondern auch in ſeinen Rang eingeſetzt. Mit Schmerz und Seligkeit ſchloſſen wir, in der Blumenhalde, einander zum erſten Mal *) wieder in die Arme.

---

mir wiſſen laſſen, daß ſie eine Bittſchrift an die Tagſatzung geſchickt und um Verwendung bei der hieſigen Regierung angeſucht habe. Wenn, wie ich hoffe, gewährt werden ſollte, ſo wünſche ich, daß ſelbe nicht an meinen ehemaligen Freund, den General Wimpffen, ſondern directe an den Staatsminiſter Gonzales Salmon geſchickt werden möge; denn durch W. Dazwiſchenkunft würde dieſelbe fruchtlos bleiben, weil er immer fürchtet compromittirt zu werden. Das Beſte für mich wäre, wenn ich dem franzöſiſchen Geſandten in Madrid empfohlen werden könnte. Vielleicht könnte auch dieſes durch die Tagſatzung, oder durch den Marſchall Moncey, wenn Du ihn darum erſuchſt, geſchehn. Ich kenne das Verbrechen noch nicht, deſſen man mich beſchuldigt; ich wünſche daher bloß, daß mein Prozeß, oder was es ſeyn mag, an den oberſten Kriegsrath verwieſen, und unterſucht würde. Ich bin mich keiner Schuld bewußt, und alle die unerhörten Leiden, die ich ertragen habe und noch dulde, ſind nur Folgen der allgemeinen Verfolgung, oder falſcher Anklage, was ſich vor jedem unparteiiſchen Richter ſogleich ergeben muß. Ich habe Alles verloren, was mir die Menſchen nehmen konnten; mir aber iſt das Beſte, das Unvergängliche, geblieben: das innere reine Bewußtſeyn, mein hartes Loos nicht verdient zu haben, und der unerſchütterliche Muth, die Geduld und das unbeſchränkte Vertrauen auf den lieben Gott, daß er mich ſtark und im Sturm nicht ſinken laſſen wird; und die reine treue Liebe und bewährte Freundſchaft meiner Freunde in der Noth. Ich hoffe derſelben, möge mein Loos ſeyn, welches es wolle, ſtets würdig zu bleiben. Was in meinem Unglück mich am ſchwerſten drückt, iſt meine Familie; doch der Vater, der die Vögel in der Luft ernährt und die Lilie auf dem Felde kleidet, wird ſich der unterdrückten Unſchuld auch erbarmen. Möge mein Schickſal enden, wie es wolle, meine Familie muß jenes unſelige Land verlaſſen. Ich empfehle ſie Dir und meinen treuen übrigen Freunden; das iſt meine letzte Bitte. Wenn Du an Schmeller ſchreibſt, grüße ihn herzlich. Möge die Vorſehung mein theures Vaterland ſchützen im Sturme der Begebenheiten, das iſt mein heißeſter Wunſch.

„Lebet wohl, Theure! Gottes Segen ſey mit Euch; gedenket zuweilen Eueres

Alamontade."

*) Den 3. Juni 1831.

Von allen mir je, durch feindselige Leidenschaft der Menschen, widerfahrenen Uebeln, ist dies das bitterste gewesen.

15.

Die Freuden des Unglücks.

Vielleicht dürfte Mancher aus Allem, was ich bis hieher von guten und bösen Tagen erzählt habe, den Schluß folgern: ich sey doch im Grunde einer von den Lieblingen Fortunens gewesen; habe gut philosophiren gehabt, und rosenfarbne Laune bewahren können, weil, kleine Selbstqualen der Einbildung abgerechnet, mir selten oder nie Unglück begegnet sey. Was der Mensch gewöhnlich großes Unglück und Uebel nennt, auch ich hab' es erfahren; aber nie so genannt. Ich empfing, wie jeder Sterbliche, meinen Antheil an der Bürde sogenannten menschlichen Elendes. Die erste Wucht einer plötzlichen Last konnte auch mich wohl, wie jeden Andern, einen Augenblick erschüttern, oder niederdrücken. Aber mit erhöhter Federkraft des Gemüthes richtete ich mich doch schnell genug wieder auf und trug immer die mir beschiedne Bürde, ohne Unmuth; ja noch mehr, und möge der gewöhnliche Mensch ungläubig den Kopf schütteln, oft war mir ein irdisches Leiden gar nicht unwillkommen. Es entwöhnte mich vom Vertraun auf Vergänglichkeiten, und zeigte mir den Grad von Stärke und Selbstständigkeit an, den ich noch in Passionszeiten des Lebens behalten hatte.

Es gibt, des war und bin ich vollkommen überzeugt, kein Uebel in der Welt, als die Sünde. Nur Bewußtseyn eigner Schuld spinnt einen schwarzen Faden, der durch das bunte Gewebe der Tage bis an's Grab reicht. Nicht Gott ist Schöpfer des Unglücks, sondern der Mensch ists in seiner Selbstverweichlichung, in seiner Ueberschätzung pomphafter Nichtigkeiten; in eigensinniger Pflege seiner Begehrlichkeiten. Er weint, wie das Kind, dem man nicht nach Willen thut; und ist, nach siebenzig Jahren, noch nicht Mann geworden. Er weint und klagt und verzweifelt, weil ihm Gott nicht — gehorcht! Aber jedes

äußere Unglück ist wahrlich eine so werthe Gottesgabe, als jedes äußere Glück.

Auch ich habe, gleich Andern, schnöden Undank vieler Menschen erlitten; aber ohne Mißmuth; denn ich hatte nichts, ihres Dankes willen, gethan. Freunde haben mich getäuscht; ich zürnte ihnen nicht; denn ich selbst hatte mich nur in ihnen getäuscht. Ich ertrug Verkennung und Verfolgung mit aller Gelassenheit, weil ich die naturnothwendige Ungleichheit der Meynungen und die sie begleitenden Leidenschaften kannte. Auch ich habe die Beschwerden der Armuth erduldet, ohne Seufzer; denn ich erfuhr es an mir, äußere Armuth bringe innern Reichthum. Ich habe auch Verluste eines mühevoll erworbenen, mäßigen Vermögens erfahren *); dergleichen Verluste haben mir keinen Tag verbittert; mich nur arbeiten und sparen gelehrt. Ich bin ein glücklicher Vater glücklicher Kinder gewesen; — zwölf Söhne zählt' ich und eine Tochter. Und mit zerissenem Herzen mußt' ich am Sterbebette von vier dieser Söhne sitzen. Ich fühlte bei ihrem letzten Athemzug eine „göttliche Traurigkeit," die das Innere verklärt.

„Siehe!" schrieb ich, beim Tode des zweiten Sohns, an Freund Orell in Zürich **), und diese Worte mögen am besten meine damalige Gemüthsstimmung bezeugen: „Siehe, ich habe, — ich, der wahrlich mit anspruchlosem, reinem Herzen für alles Gute im Vaterlande und in der Welt zu wirken trachte; der ich deswegen so viel gelästert und verkannt werde; der ich lächelnden Muthes, für das Gerechte und Wahre, jedes Opfer bringe; der ich Reichthum, Lob, Ehrenstellen nie suchte, weil ich ihren nichtigen Werth kannte, sie höchstens auf Erden,

---

*) So z. B. eine für mich beträchtliche Summe von 17,691 Fr. die ich zu einem Kapitalfond hingegeben hatte. Um nicht zwei rechtschaffene Familien ins Verderben zu stürzen, feierte ich meinen Geburtstag im Jahr 1816 durch Verzichtleistung auf das Ganze.

**) Das Schreiben ist vom 27. Februar 1819 (einen Tag nach dem Tode des Geliebten). Es kömmt hier und noch manchmal mir zu statten, daß der gütige Freund meine Briefe aufbewahrte, und sie mir zum Behuf dieser Erinnerungen gefällig mittheilte.

als Mittel für Besseres annahm, — ich habe keine Freude, keine Seligkeit auf Erden, als mein Weib und meine Kinder! — Und dieser einzige, enge Kreis ist gebrochen!"

„Aber es soll seyn! Gott will es. Ich soll auf Erden an nichts hangen. Ich ergebe mich schweigend und anbetend in den Willen des Vaters. Ich weine; es bluten all meine süßen Gewohnheiten; — doch bin ich im Innersten still. Mein Geist hängt am Vater des Weltalls. Mir ist wohl! Meine Verstorbnen sind von mir noch ungetrennt. Der Tod ist etwas Festliches, Großes, wie Alles, was von Gott her erscheint. — Der Tod meiner Kinder heiliget mich; reißt mich immermehr vom Gaukelspiel des Irdischen ab, dem Göttlichen zu; läutert meine Gefühle, meine Gedanken."

„Schon seit Guido's Scheiden war mein Herz der gemeinen Lebenslust und Lebensherrlichkeit sehr entfremdet; — nun durch Hermann's Heimgang noch mehr."

„Tröste uns nicht. Wir weinen, weil wir Kinder des Staubes sind; aber sind geistig beruhigt und heiter, weil wir wissen, wem wir, und die Unsrigen, angehören."

So lernt' ich wahrlich, wie jeder, die vermeynten Uebel des Lebens kennen; und es war meine Bahn nicht immer mit Rosen bestreut. Aber beharrliches Ueben religiöser Willenskraft, schleuniger und lebendiger Vergegenwärtigung des Ewigwahren, bringt Sänftigung des Seelenschmerzes; bringt mächtigere Herrschaft des Geistes über Sinnengewalt, daß sich unser Unmuth, wie im Freudenrausch der Uebermuth, in festen Gleichmuth verwandelt, und unbesonnener Leichtsinn in jenen leichten Sinn, welcher Gunst und Zorn des Glücks, wie ein vergängliches Nebelbild, kommen und verschwinden sieht.

Auch noch in spätern Zeiten (denn ich lasse hier, wie oft schon, in der Erzählung, die strenge chronologische Ordnung gern fahren), lag die Hand des Schicksals schwer auf mir. Von jeher mich gewöhnend, im Wohlseyn, nie dessen Schattenseite; und wieder im Ungemach, nie dessen Lichtseite, aus den Augen zu verlieren, blieben mir selbst Krankheiten, denen ich erlag, nicht ohne Anmuth. Die schwerste der Krankheiten, war ein Schleimfieber, welches mich sechs

Wochen, und, nach einem Rückfall, abermals ſechs Wochen folterte *). In der Umgegend ging ſchon Sage von meinem Tode; und unter Landleuten das Gerücht, ich ſey durch einen Brief vergiftet worden. Ich ſelber glaubte einmal den Augenblick naher Auflöſung zu fühlen; wenigſtens war's ein Augenblick der Krankheits-Entſcheidung. Acht Tage lang hatt' ich vollkommen ſchlaflos zugebracht. Ich lag zwar in tiefſter Ermattung; aber mit hellerm Wachſeyn des Geiſtes, als in Tagen der Geſundheit; ohne Hoffen, ohne Fürchten, gefühllos. Dann ward's in mir plötzlich lichte Vorſtellung: „Jetzt! der Uebergang in's Ewige iſt vorhanden!" — Ich behorchte mich innerlich, wenn ich ſo ſagen darf, um nun das Scheiden des Geiſtes im leichten Gewande ſeiner Pſyche, vom entkräfteten Leibe zu belauſchen.

Wie ſeltſam es klingen mag, dieſe Wochen und Monden haben für mich, trotz allem Weh, zu den genußreichſten im Leben gehört. Ich hatte da nicht nur gelernt, was Sterben heißt; mich ergötzte es nicht nur, dem Gange des Leidens, den Umſtimmungen der Nerven, aufmerkſam in mir nachzuſchleichen: ſondern jeder Blick auf meine Nanny, auf meine Kinder, auf ihre Liebe unter einander und zu mir; dann auf meine Unabhängigkeit in der bürgerlichen Geſellſchaft, auf meine vorwurfsreine Vergangenheit, gewährte ungewohntes Vergnügen. Mir war, als ſey ich zum erſten Male im eignen Hauſe recht heimiſch geworden. Ich hatte bisher faſt mehr für Andre, und in endloſen Geſchäften, geathmet; mir ſelber nicht angehört. Ich ſegnete die Krankheit, weil ſie mich zur Erkenntniß meines beneidenswerthen Looſes auf Erden gebracht hatte. Länger denn ein Jahr dauerte aber unbehagliche Entkräftung nach, bis mein trefflicher Aesculap und Freund Dr. Schmuziger mich ins naſſauiſche Schlangenbad verwies **). In der That, wie eine Schlange ihre Haut in Dornen, ſtreift' ich meine Noth in den heilſamen Schlammbädern ab, und ging

*) Im Oktober 1826.

**) Joh. Heinrich Schmuziger, geb. 24. März 1776, ſtarb am Schlagfluß 9. Auguſt 1830. Als Arzt in der Schweiz berühmt und geſucht, war er Gründer des Sanitätsweſens und vieler gemeinnützigen Einrichtungen im Aargau; immer arm; und immer reich für Andre.

ich aus ihnen, ein neuer Mensch, hervor, erquickt an Geist und Herz durch Verkehr mit liebenswürdigen Männern und Frauen, welche mit mir um die Heilquelle versammelt gewesen waren.

Genesen kehrt' ich in die Schweiz heim. Von den schönen Tagen im Schlangenbad, in Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg u. s. w. will ich nicht erzählen; nicht von unverdienter Huld und schmeichelhaften Ueberraschungen, während der Heimreise. Kleinodien der Erinnerung können den Besitzer nur im Stillen beglücken, aber nicht ohne Selbstbeschämung zur Schau gestellt werden. Doch als ich wieder in die fromme Blumenhalde einzog, ward mir, als sey ich, aus einem glänzenden Scheinleben, in die weit schönere Wirklichkeit zurückgekommen. Wie ein guter Paladin legt' ich Lorbeer- und Eichenlaub-Kränze, Gedichte und Diplome zu Nannys Füßen.

„Kömmt man aus Deutschland in die Schweiz," sagt' ich zu meinem Orell, bald nach der Heimkunft*): so tritt man, aus der Belletristerei, in die Politik. Das ist eine ganz andre Welt hier; aber fürwahr eine bessere, trotz dem, daß man meine Wenigkeit dort beweihrauchte und hier indessen beteufelsdrekte. Ich war der Ehre von beiden Seiten nicht werth." —

„Wir Alle lernen nun immermehr einsehn, daß die Schweiz von 1828 durchaus nicht die Schweiz von 1798 ist, und nie wieder werden kann. Leider, oder vielleicht glücklicherweise, fängt die Masse der Nation an, heller zu schaun, als viele ihrer Regenten in blöder Rathsherrn-Politik. Und, nimm mir's nicht übel, wenn ich mir ganz heimlich etwas darauf zu gut thue, seit dem Jahre 1804, als Alles zu verstummen und aller Gewinn aus den Schrecken der Revolution schien mit Füßen getreten zu werden, daß ich, anfangs fast allein, damals die heilige Sache eidsgenössischen Gemeinsinns, der Oeffentlichkeit, der Denkfreiheit fest und aufrecht zu halten gestrebt habe, was man auch dagegen, und wie man gegen mich, eifern mochte. Nun kann ich schweigen; denn Andre reden, und stärker, denn ich!" u. s. w.

---

*) In einem Briefe vom 22. August 1828.

Ich will auch noch einen, den herbesten und spätesten meiner Unfälle nicht verschweigen. Es war im Jahre 1840, als vom Frühling bis zum Herbst das bösartigste Nervenfieber mein Haus in ein Lazareth verwandelte. Fünf der Söhne lagen schwer danieder; dann auch die treue Mutter, ihre zärtliche Pflegerin. Das frohe, laute Leben der Blumenhalde war verstummt. Keine Fremde, keine Freunde und Freundinnen wurden in die Zimmer der Leidenden eingelassen, um Verpestung zu verhüten. Nur ich und meine junge Tochter Cölestine blieben von dem grausenhaften Uebel verschont. Ich zitterte nicht selten vor der möglichen Trennung von Einigen, oder Allen. Und nicht immer ließ sich da ein tröstender Unglaube herbeivernünfteln. Doch ein Blick auf Gott und Ewigkeit; und Muth und Heitersinn blieb stark in mir, mit dem ich auch die theuren Meinigen erheitern half.

Aber der Todesengel ging diesmal gar gnädig an uns vorüber, und das Leben blühte uns Allen unendlich schöner und köstlicher, denn je zuvor.

Ich bin hier der Zeitfolge um zehn Jahr vorangeschritten; deswegen kehr' ich, um eben so viel, in der Erzählung zurück.

Lebens-Sabbath.

Es ist
Der Weg zur wahren Größe, die den Schein
Und eiteln Glanz verschmähend, keinen Ruhm
Des ernsten Strebens würdig hält, als den
Der Tugend, den der Menschheit Ausspruch, spendet.
Vorwärts, auf dieser edeln Bahn, o Freund,
Und nie zurückgeschaut!

Heinr. v. Ampringen.

1.

Ein Blick in's häusliche Leben.

Es kam das Jahr 1830. Es führte mich an die Schwelle der Sechsziger! Ich konnte mir's selber kaum glauben, nun schon betagter Mann heißen zu sollen, ich, der kaum erst leben gelernt hatte; konnte kaum glauben, den Tagen nahe zu stehn, von denen man sagt: „sie gefallen uns nicht!" und die mir doch besser gefielen, denn die frühern; den Tagen nahe zu stehn, welche des beginnenden Alters Schwächen und Gebrechen mit sich führen sollen, während ich mich doch ganz Jüngling fühlte. Ich gerieth sogar ein wenig in Versuchung, irgend einen Irrthum in der Rechnung zu argwohnen. Aber der Taufschein zeigte mir hartnäckig die alten Zahlen. So mußt' ich mich denn allerdings darin ergeben, den Sabbath meines Lebens zu beginnen. Die Landleute in der Schweiz pflegten ehmals, mit dem sechszigsten Jahre, vom Milizdienst frei zu seyn und sich, zum Zeichen ihrer Ehrwürdigkeit, den grauen Bart lang wachsen zu lassen. So hatt' ich längst beschlossen, mit Vollendung dieses Stufenjahrs, mich aller Stellen und Aemter im Dienst des Staats zu entschlagen; allenfalls noch Sitz in der Versammlung der Gesetzgeber zu behalten, wo auch Greise mit ihren Erfahrungen sich nicht ganz am unangemessenen Orte befinden. Uebrigens, wenn ich mir das Jahrzehend der halbbewußten Kindheit, und ein Dritttheil der Zeit abrechnete, die dem Schlaf überlassen gewesen, hatt' ich doch erst, meines Wissens, ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren durchlebt.

Nanny, frischen und fröhlichen Sinnes, wie vor fünf und zwanzig Jahren, mahnte lächelnd an den fünfundzwanzigsten Februartag, an die nahe Feier unsrer Silberhochzeit, und wir sahn doch noch keine sonderliche Silberspur in unserm Haar. Wie die Poeten es mit den vier Weltaltern halten, sollte man's auch mit den Jubelhochzeiten thun;

die erste, zwar jubelreiche, aber nicht jubelnd genannte, sollte eigentlich golden heißen; die zweite silbern; die dritte ehern oder irden, denn sie liegt in der Nachbarschaft der Grabschollen. Doch jubelnd, im Kreise unsrer Kinder, feierten wir, wie eine ächt-goldene, die silberne; dann vier Wochen später eben so meinen Eintritt in's sechszigste Jahr. Jene ward zwar nicht, wie das erste Mal, durch ein Lied von Hebel verschönt; dieser aber durch ein Geschenk verherrlicht, welches mir von meiner Geburtsstadt Magdeburg zukam, von der ich mich kaum noch gekannt meynte. Sie sandte mir, in Begleitung einer Zuschrift ihres gemeinnützigen, verdienstvollen Oberbürgermeisters Franke, das Diplom ihres Ehrenbürgerrechts. Anfangs stand ich vor der überraschenden Gabe mit angenehmer Bestürzung; dann mit Thränen. Es war der schönste Kranz, welchen die Vaterstadt auf das Leben eines entfernten Sohnes niederlegen konnte, den sie wieder unter ihre eingebornen Kinder zurücknehmen wollte. Wär' ich jemals ein menschenfeindlicher Timon gewesen, dieser Tag würde mich wieder zum Menschenfreund gemacht haben. Es wäre aber undankbar, davon zu schweigen, daß auch schon fünf andre Gemeinden, in vier Schweizerstaaten, mich mit ihrem Bürgerrecht *), eben so mehrere wissenschaftliche, oder gemeinnützige, Gesellschaften mit Aufnahme in ihre Vereine, beehrt hatten **).

---

*) In den Kantonen Graubünden (Malans); Aargau (zu Ueken und Aarau); Baselland (Lausen) und zu Beromünster, im Kanton Luzern. Im letztern konnte mir verfassungsmäßig nicht zugleich das Recht eines Staatsbürgers gegeben werden, weil ich evangelischen Glaubens, nicht Katholik war. — Diesem könnt' ich noch beifügen, daß mich später auch in Amerika lebende Schweizer und Schotten (1837) in der von ihnen am Verbindungspunkt der beiden großen Eisenbahnen neuerbauten Stadt Highland, County Madison, im Staate Illinois, einheimisch machten, indem sie mir, in einer nach mir genannten Straße, Hausplatz, Garten und Land, durch förmliche Schenkungsurkunde zuerkannten.

**) Unter den Gesellschaften des Auslandes beehrten mich mit Diplomen die Wetteranische Gesellschaft für gesammte Naturkunde; die kaiserl. russ. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau; die Sachsen-Gothaische Gesellschaft für Forst- und Jagdkunde; die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau; die kameralistisch-ökonomische Societät in Erlangen; der Gewerbsverein zu Annaberg im Erzgebirg;

Ich konnte mich wohl, beim Anbeginn des Greisenthums, einen glückseligen Mann nennen, und, als Vater von zwölf Söhnen, denen eine Tochter gefolgt war, wie den Söhnen des Patriarchen Jakob, die schöne Dina, mich im Scherz dem Stammvater Israels vergleichen lassen *). Enkel und Enkelinnen tanzten damals, wie heut noch, um mich; und die liebende Stammmutter Aller war ihnen, an muntrer Lebhaftigkeit, gleich. Sah ich auch schon Einige derselben in andre Wohnungen des göttlichen Vaterhauses vorangegangen, war deshalb doch die Kette der Liebe unter uns nicht zerrissen. Es schmiegten sich die Zurückgebliebnen nur um so inniger an einander, indem sie den Heimgegangnen mit Inbrunst nachschauten. Es ward Sitte meines Hauses, der Verstorbnen zu gedenken, als lebten sie noch in unsrer Mitte; Sitte, ihre kleinen Abenteuer, naiven Einfälle und edeln Charakterzüge zu erzählen, und jedes Denkwürdige von ihnen, wie von den Lebenden, in einer etwas eigenthümlichen oder sonderbaren Familienchronik aufzuzeichnen, um es vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Ich nenne sie „sonderbar", weil sie von den Kindern selbst, in Gestalt und Ton einer Art Zeitung, genannt „der Blumenhaldner", geschrieben wurde, die uns an winterlichen Sonntagsabenden belustigte,

---

die Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste, eben so die des Museums zu Frankfurt am Main; endlich auch der Verein des großen kölnischen Faschings-Volksfestes. Schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre hatte mich die damals in Frankfurt an der Oder bestandne königl. Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede gewählt. — Ich erwähne hier nicht sechs oder sieben inländischer wissenschaftlicher, oder gemeinnütziger Gesellschaften; sondern bekenne nur, und nicht ohne Beschämung, daß ich mich dieser Auszeichnungen allzu wenig, durch thätiges Mitwirken, werth gemacht habe. Das enge Maas der Zeit erweiterte sich nicht mit dem Zuwachs der Pflichten und Geschäfte.

*) Vier derselben standen im J. 1842 in Amt und Beruf; der Erstgeborne, Theodor, als Arzt und Professor der Naturgeschichte an der Kantonsschule zu Aarau; der andre, Emil, als Pfarrer und Mitglied des Erziehungsrathes zu Liestal, im K. Baselland; der dritte, Alexander, als Stahl- und Kupferstecher zu Aarau; der vierte, Julius, als Rechtsgelehrter, Mitglied des Landraths und Kriminalgerichts in Basellandschaft; ein fünfter, Eugen, widmet sich der Arzneiwissenschaft auf der Hochschule zu Berlin. Drei Söhne, Achilles, Alfred, Olivier, leben noch unter dem väterlichen Dache, so wie die jüngstgeborne Tochter, Cölestine.

und den entfernt Wohnenden regelmäßig gesandt ward, damit auch sie von den kleinen Begebnissen der Familie in Kenntniß erhalten würden. Diese häusliche Spielerei, und darum erwähn' ich ihrer, bewährte sich, unbeabsichtigt, auch als treffliches Erziehungsmittel. Die Entferntwohnenden wurden, durch Vergegenwärtigung ihrer Heimat, enger zu dieser angezogen; und die jungen Mitarbeiter dabei auf ihr eignes Leben und Weben achtsamer. Denn jeder findet darin die Geschichte seiner Vergangenheit, mit ernsten und schalkhaften Bemerkungen kommentirt, und sieht, wie manchen Vorfällen, die an sich selbst sehr unerheblich schienen, eine Reihe schwerer Folgen nachhinken kann.

Man hat über Erziehungskunst ganze Bibliotheken geschrieben; und keine Kunst in der Welt ist doch einfacher. Wie jede Pflanze, jedes Thier, entfaltet sich auch der Mensch von selbst zu dem, was er nach eigenthümlichen Anlagen und Gaben werden kann. Wer mehr, oder weniger, oder Anderes aus ihm bilden will, als wozu die Natur Form und Stoff gab, wird nicht Bildung, sondern Verbildung und Verkrüppelung bewirken. Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, das zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfs hemmt, oder irrt. Nachahmungstrieb, Gedächtniß, dann Einbildungskraft werden im Kinde am ersten thätig. Darum neigt es sich gern hin, das zu seyn, was die Umgebungen beispielweis lehren. Verdorbne Kinder sind durch Verdorbenheit, oder Verkehrtheit, oder Fahrlässigkeit der Eltern, oder Erzieher, zuerst verderbt worden.

Kinder sind ohne Sünde, ohne Tugend. Man nennt sie mit Recht unschuldig. Die sogenannte Erbsünde der Theologen ist nichts anders, als die Thiernatur des menschlichen Leibes. Diese muß, wie bei allen zähmbaren Geschöpfen, zuerst gezähmt werden. Dann erst wendet sich das Auge des Erziehers dem geistigen Wesen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchschaun, sind Unwahrheit und Verstellung, als die schwersten Vergehn der ersten Kindheit, zu rügen. Niemandem erlaubt' ich, in meinem Hause, den Kindern, auch nur im Scherz, Lüge zu sagen; mithin auch kein abergläubiges Geschwätz.

Unwahrhaftes Gesinde ward sogleich entfernt; eben so Umgang mit jugendlichen Altersgenossen, deren sittliche Reinheit im mindesten zweideutig schien.

Den Knaben vor allen Dingen Selbstständigkeit im Wechsel künftiger Schicksale zu geben, wurden sie früh abgehärtet; an Arbeit und Entbehrung gewöhnt; zwar reinlich, aber fast ärmlich, gekleidet; und Nachts auf Spreukissen gelagert, bis sie das Vaterhaus verließen. Vom zehnten Jahr an, schickt' ich sie auf sommerliche Fußreisen; erst paarweis, dann einzeln; Habersack auf den Rücken, mit kärglichem Reisegeld; erst in benachbarte Städte, zu Freunden; dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletscher, ihre botanischen, oryktognostischen und entomologischen Sammlungen zu bereichern. Das übte sie früh, wochenlang sich selbst überlassen, unter Fremden, für sich zu handeln und zu sorgen, wo niemand für sie handelte und sorgte.

Jedem, war er reif, stand Wahl des künftigen Berufs frei. Wählte er einen wissenschaftlichen, mußte er zugleich, als Lehrling in die Werkstatt eines Handwerkers, oder Künstlers treten; und nicht die Hochschule eher, denn als eingeschriebner Gesell seines Gewerbes beziehn. So blieb allen der „Dünkel junger Herrn" fremd; jeder Stand ehrenwerth. Und, nach dem Ende der akademischen Studien, fühlten sie den vollen Werth dieser schlichten Erziehung auf ihren Reisen durch Nord- und Süddeutschland, Dänemark oder Frankreich, Schottland und England.

Ungeachtet vortrefflicher Schulanstalten in Aarau, zog ich, für die Söhne, häuslichen Unterricht vor, damit sie nicht manche Verirrung, manche Sünde der Jugend früher kennen lernten, als sie stark genug wären, dieselben, ohne fremde Mahnung, aus eigenem Triebe zu scheun. Bei unwandelbarer Hausordnung, Winters und Sommers gleich, ward ihnen geregelte Thätigkeit allmälig Bedürfniß, dann Lust. Vom Vater empfingen sie ihren wissenschaftlichen Unterricht in den meisten Fächern; in vielen leitete er sie an, Autodidakten zu werden. Dafür standen ihnen im Hause, neben einer ausgewählten Bücherssammlung, Naturalienkabinet, physikalischer Apparat, musikalische In-

ſtrumente u. ſ. w. zu Gebot. Ich erübrigte täglich für ſie, neben andern Geſchäften, noch drei bis fünf Stunden, theils ihre Tagsarbeiten einzeln mit Sorgfalt zu prüfen; theils geordnete Vorträge über das zu halten, was ſie durch eignen Fleiß nicht erſtreben konnten. Doch in Allem, im Studium der Klaſſiker, wie der Geſchichte der Nationen, der Erd- wie der Naturkunde, bezielt' ich, als Höchſtes, ſie das Menſchlich-Edle vom Gemeinen, Weſen vom Schein, Ewiges vom Vergänglichen, unterſcheiden zu laſſen.

Eben dieſes Letzte wurde ihre erſte Weihe zum Religiöſen. Freilich nicht einen Katechismus, nicht Gebete lernten ſie auswendig; wohl aber, aus eignem Herzen dankend und bittend, zum unſichtbaren Gott reden. Solch kindliches Beten und Beichten vor dem Allwiſſenden, nicht todtes Wortwerk, führt zur wahren Jeſusjüngerſchaft. Man hielt ſie nicht eher zum Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes an, bis ſie, in einem Alter von ſechszehn bis achtzehn Jahren, Verſtandesreife genug beſaßen, um in den beſondern Wahrheiten des Chriſtenthums Unterweiſung zu erhalten und zur Theilnahme am Gedächtnißmahl Jeſu vorbereitet zu werden; bis ſie, aus der Geſchichte der Menſchheit, Urſprung, Werth und Loos aller Religionen im Allgemeinen erfahren hatten. Ein würdiger Geiſtlicher ihrer Vaterſtadt, deſſen nicht geringes Verdienſt ſeiner Tiefblick in das Jugendgemüth iſt, vollendete, was ich begonnen.*) Nichts trägt in der chriſtlichen Welt ſo ſehr zum Verfall des Chriſtenthums bei, als das herrſchende Herkommen, Kindern ſchon höhere Religionsideen in einem Alter mittheilen zu laſſen, in welchem nur ihr Gedächtniß, nicht ihr Verſtand, Fähigkeit hat, ſie aufzunehmen; und in welchem ihnen eine feierliche, rührende Handlung zur bloßen bürgerlichen Sitte und Uebung herabgewürdigt wird, die man, Anſtandes und Brauches willen, mechaniſch mitzumachen hat.

Die erwachſenen Söhne ſind nun ihrer Eltern Freude geworden, deren Segenswunſch ihnen durchs Leben folgt. Religiöſen Sinnes,

*) Sein Name iſt Jak. Friedrich Pfleger. Dankbar nennen ihn meine Söhne mit mir.

anspruchlos, gemeinnützig und vielthätig, dienen sie dem Vaterlande, der Menschheit, der Wissenschaft und Kunst. Wie sie ihre Berufsbahnen frei nach eigner Neigung wählten, eben so auch die liebenswürdigen Gefährtinnen ihrer Tage, und darum glücklich. Im eignen Hause setzen sie die anerzogne Weise des Vaterhauses fort, in welchem sich ihre Zukunft bereitete, die nun ihre Gegenwart ist. Die Uebrigen, welche noch unter dem Dache ihrer Heimath wohnen, sind holdweissagende Blüten, deren Frucht aber dem Vater kaum erlaubt seyn wird zu schaun.

Und auch diese Blätter, welche Euch, Ihr Lieben, zunächst angehören, sollen zu Euern Herzen die Worte des Vaterherzens tragen, und dann noch, wenn es nicht mehr schlägt.

2.

Ein Ausflug in die Normandie.

Das Jahr 1830, das mich, bei seinem Eintritt, gar friedlich und festlich angelächelt hatte, glich einem Tage mit prächtigem Sonnenaufgang, mit schwülen Mittagsstunden, aber in schwarzer Gewitternacht endend. Eh' ich davon erzähle, will ich zuvor einer Frühlingsreise gedenken, welche mir merkwürdige Eindrücke hinterließ.

Ein auf seinen Pflanzungen in Cuba wohnender Schweizer hatte seinen Sohn, Kind einer schönen Negerin, in eine Erziehungsanstalt nach Unterseen am Thuner-See geschickt, mir aber die Geldzahlungen für ihn anvertraut. Als er nach einigen Jahren den jungen Knaben zurückforderte, entnahm ich ihn der Anstalt, und begleitete ihn auf des Vaters Bitte selber gen Havre, um die Einschiffung nach der westindischen Insel zu sichern. Angekommen in Paris, überraschte mich angenehm die Erscheinung meines ältesten Sohnes, den ich noch in den Spitälern von Lyon vermuthete. Es war ihm daran gelegen gewesen, nachdem er die Hochschule Münchens und Berlins verlassen, und im Vaterlande schon einige Jahre praktischer Arzt gewesen, noch

unter dem berühmten Dupuytren, die Fortſchritte Frankreichs in der Wundarzneikunſt zu beobachten *).

Auf einer Morgenwanderung durch das Labyrinth der Straßen, trat ich in den Garten der Tuilerien. Jählings ſtand eine alte Vergangenheit in unverblichnen Farben vor meinen Augen. Ich glaubte noch dieſelben Bäume, dieſelbe Bank zu begrüßen, auf welcher ich vor mehr den drei Jahrzehnden, in der Schwermuth des Heimweh's nach den Schweizerbergen, Pläne für die Zukunft geſchaffen hatte; glaubte noch den theuern Schlaberndorf und Oelsner aufſuchen zu müſſen, deren Aſche doch längſt das Grab deckte. Ich warf mich auf die Bank hin, träumte mir keine Pläne mehr; ſondern ließ nur einen Blick über das lange, wunderbare Geſpinnſt der Erlebniſſe ſeit jenen Tagen, hingleiten. Das hatte meine Hand nicht geſponnen und gewoben; eine unſichtbare, gewaltigere! Nicht Maler, nicht Schulmeiſter in einem glarniſchen Bergdorfe, war ich alſo jetzt. Im Wogendrang der Erſcheinungen fortgeflutet, wo mir nichts, als der Wille über mein inneres Selbſt blieb, und ohne mein Zuthun in ein weites Feld des Schaffens geſchleudert, mußt' ich Kräfte da verſuchen, die ich vorher in mir nicht erkannt hatte. Es überwältigte mich, unter ſolchen Erinnerungen ein Gefühl beklommener Demuth vor dem ewigen Ordner der Weltverhältniſſe; ein Gefühl von Bangigkeit, ob ich genug gethan habe? — Dieſer Augenblick im Tuilerien-Garten, im grellſten Gegenſatz zu dem frühern, ward mir ſo feierlich, wie jener. Selten mag dieſer Garten wohl Zeuge ähnlicher Gemüthsbewegungen geweſen ſeyn.

Kunſt und Pracht der Weltſtadt aber verſchwand zum Nichts, beim Anblick der erſchütternden Majeſtät des Weltmeers, welches in Havre ſich vor mir aus einanderrollte. Sey es, daß ich im Hafen die Matroſen, am dünnen Seilwerk der Schiffe, durch die Luft wandeln ſah,

*) Kaum zwei Monate ſpäter hatte er das Glück, unter Oberaufſicht dieſes ausgezeichneten Mannes und zu deſſen Zufriedenheit, im Hotel Dieu vorzugsweis die ärztliche Behandlung der im Barrikadenkampf verwundeten Schweizer übernehmen zu können.

wie Spinnen an Fäden; oder in der Ferne Segel sah, wie Geister des Oceans, über der uferlosen Einöde des Gewässers schleichen; oder, wie geregeltes Uhrwerk, den Gang der Ebbe und wieder heranbrüllenden Flut; oder im abendlichen Dunkel den sich selbst phosphorisch beleuchtenden Wellentanz; oder in der Nacht, unter Geißeln der Blitze, das aufflammende Meer, wenn es sich heulend himmelan bäumte, als wollt' es die Wolken-Vulkane verlöschen — ich war ganz Begeisterung, Entzücken, Gebet! — Mein Landsmann und Freund Wanner, einer der angesehensten Handelsherrn der Seestadt, und der Schiffskapitän Eduard Corbière*), weideten sich nicht wenig an meiner immer von neuem auflodernden Lust. Nur die lautlose Einsamkeit der Hochalpen, mit ihren Blumenfluren neben bleichen, von Gewölken umschwommenen Eisbergen, Felstrümmern und Abgründen, kann mit der Majestät jener Erscheinungen verglichen werden. Und der Mensch vor diesem erhabenen Schauspiele, dort, wie hier? — der Hirt des Gebirgs und der Schiffer des Oceans, beachten es kaum; gehn gleichgültig inmitten der Wunder, nur ihrem Futter nach, wie Seemöve und Gemsthier!

Es war mir nicht ganz leicht geworden, den kleinen Mulatten, zur Ueberfahrt nach Westindien, endlich auf einem amerikanischen Schiffe zu verdingen. Man fand nähere Gemeinschaft mit ihm anstößig. Als ich eines Abends den Knaben, im Hotel des Indes, mit mir an die Wirthstafel genommen, stand ein amerikanischer Kapitän im Begriff, voll Abscheu's den Tisch zu verlassen, hätt' ihn nicht seine verständigere Gattin leise von der Albernheit abgehalten. Der stolze Ekel ennetmeerischer Republikaner vor farbigen Mitmenschen ist bekannt. Europäern dünkt das Vorurtheil mit Recht lächerlich, oder empörend. Aber doch ist ihnen, bei all ihrer vermeinten Lossagung von Vorurtheilen, der Unterschied zwischen adlichem und unadlichem Geblüt; oder der

*) Er ist in Deutschland durch seine sogenannten „Seeromane", und deren treue Schilderung des Lebens und der Sitten auf dem Meere, nicht ganz unbekannt. Im ersten der von ihm erschienenen Romane „Le Negrier" spielte er noch, in der an mich gerichteten Zuschrift, auf meine damalige Begeisterung an.

Glaube an Selbſtentehrung durch ſogenannte Mißheirathen u. dgl. m. weder lächerlich noch empörend. Ragen ſie wohl einen Zoll höher aus dem mittelalteriſchen Meynungsſumpf hervor, als jener Amerikaner? Fürwahr, unſre Amerikaner und Europäer, ſtolz auf Bildung, Wiſſenſchaft, Kunſt und Chriſtenthum, ſcheinen mir mit ihrer gleisneriſchen Geſittung ohne Sittlichkeit, ihren kriegskünſtleriſchen Völkerzerfleiſchungen, ihren völkerrechtsmörderiſchen Staatsmaximen, noch immer nicht um Vieles weiſer und ſelbſt chriſtlicher zu ſeyn, als vor zwei- bis dreitauſend Jahren die feine Welt des heidniſchen Athens und Roms!

Nach gelungener Einſchiffung des jungen Weſtindiers, trieb ich mich noch manchen Tag, und jeder ward ein Feſttag, längs den Geſtaden des Meers im Havre, in Fecamp und Dieppe umher, und trat erſt wieder in das proſaiſche Weltleben zurück, als ich dem alterthümlichen Rouen entgegen reiſete. Im Vorplatz des Eilwagens befand ſich neben mir, mit ſeiner Gemahlin, ein Mann von Bildung und Gewandtheit; Geſandter einiger kleinen Fürſten Deutſchlands an Karls X Hofe; vertraut mit den Zuſtänden dieſes Hofes, der nicht an das neunzehnte Jahrhundert glaubte; und eben ſo vertraut mit den Zuſtänden der „großen Nation", die weder Freiheit noch Knechtſchaft ertragen kann*). Er wahrſagte mir mit Beſtimmtheit die Wiedererwählung jener Männer in die Deputirtenkammer, welche dem Monarchen erklärt hatten, daß ſein Mißtrauen gegen das Volk in dieſem einen Gegenklang des Mißtrauens wachgerufen habe; wahrſagte ſogar nahen Ausbruch des in Millionen gährenden Zorns.

Von jeher erlaubt' ich mir, bei Wetterpropheten und bei deren politiſchen Kollegen, ein wenig ungläubig zu ſeyn. Doch die Juliuswoche mit ihren Donnerſchlägen belehrte mich des Beſſern vom Seherblick meines angenehmen diplomatiſchen Reiſegefährten. Es iſt merkwürdig, daß man von unten deutlicher nach oben ſieht, als oben, vom

*) Man nannte mir nachher ſeinen Namen; Fabricius, glaub' ich, hieß er. Falls er dieſer Zeilen anſichtig wird, mögen ſie ihm die angenehmen Stunden danken, die er einem unbekannten Reiſegenoſſen dankte, nach welchem er ſich damals bei dieſem ſelber ſo gütig erkundigte.

Thron herab, nach unten! Karl X, wie einst sein Namensvorfahr, Karl IX, von herrschlustigen oder glaubensstolzen Priestern und ruhmlosen Söhnen ruhmreicher Ahnen umringt, sah Frankreich nicht mehr in Frankreich, sondern nur in seiner Camarilla; und das Murren des gesammten Volks verklang in den Vorzimmern und Sälen seines Palastes zum fernen dumpfen Tosen eines lärmerischen Pöbels, der zur alten Zucht zurückgepeitscht werden müsse. Er schleuderte in böser Stunde den sechsfachen Blitz seiner Ordonnanzen durch die gährende Masse. Eine Flamme aber fuhr von ihr auf und zerschmetterte den Thron der Bourbonen zum andern Mal.

3.

Rückblick in die restaurirten Übel der Politik.

Der Schlag erdröhnte weit durch den Welttheil. Seit anderthalb Jahrzehnden hatte, wie in Frankreich, in andern Ländern die Selbstsucht geistlichen und weltlichen Kastenthums eine Fülle des Zündstoffs zusammengehäuft. Zwar, als Europa, nach Napoleons Verbannung ins Elend von St. Helena, zum ersten Mal wieder frei hatte aufathmen können, war ein schöner Augenblick gekommen; der Augenblick freudigen Hoffens eines der Menschheit würdigen Zeitalters. Könige hatten für Völkerglück einen „heiligen Bund" geschlossen. Dankbar wurden Zusagen gegeben, das unermeßliche Opfer von Blut und Gold der Nationen für Thron und Vaterland, mit freisinnigern Stiftungen, und erweiterten Rechten der Bürger, zu vergelten.

Doch die Gelübde, einst in Tagen der Noth, oder im Wonnerausch der Erlösung, gethan, empfingen unvermuthet neudiplomatische Auslegungen, und die Verheißungen gingen zögernd, kärglich, oder gar nicht, ihrer Erfüllung entgegen. Man bangte vor dem wachgewordnen Selbstgefühl der Nationen, und bemühte sich, zur Beruhigung der Staaten, jenes Selbstgefühl allgemach wieder einzuschläfern. Die warnende Orakelstimme des Schicksals war selbst von gerühmten Staatsmännern nicht verstanden worden. Ihre Politik sprach wohl von staats-

bürgerlicher Gleichheit der Pflichten, aber auch von Wiedergeburt mittelalterischer Privilegien und Hochherrlichkeiten bevorrechteter Stände; von napoleonischer Centralisirungskunst, neben Flor materieller Interessen. Leisen Schrittes kehrten Gespenst und Gespinnst aus den alten Gräbern voriger Zeiten zurück. Die Aristokratie ermahnte zum Schmieden einer starken „Adelskette"; die Hierokratie an Errichtung sicherer Glaubensbollwerke und an Wiederbevölkerung der Klöster. Jesuiten, vom heiligen Vater in die Welt zurückgerufen, siedelten sich unvermerkt von Land zu Land an. Wunder, zur Pflege des Aberglaubens, wurden gefeiert oder geduldet. Ein Bauer, Martin Michel, ein Prinz von Hohenlohe, wetteiferten wunderthätig, Kranke in hundert Meilen weiter Ferne mit Gebet zu heilen. Die Pfennige der heil. Philomele wurden gangbare Glaubensmünze. Bücher-Censoren prägten dienstbeflissen Wahrheit zum Irrthum, und Irrthum zur Wahrheit. Mysticismus ward Modeton in der Philosophie; frömmelnde Romantik, in der Poesie; pietistisches Sektirerthum, im großen Haufen der Bildungsärmern.

Auch in der Schweiz wurde der Spielraum freiern Strebens zum Bessern in allen Kantonen, von Jahr zu Jahr, enger beschränkt. Schon hab' ich der mißlungenen Schöpfung eines Bundesvertrags von 1815, und der aristokratischen Staatsformen, mit demokratischer Vergoldung, früher erwähnt. Loyola's Jünger erschienen im Wallis, dann zu Freiburg im Uechtland; erst in Demuth, dann mit Pomp, als bewährte Schildwachten der Altäre und Rathsherrnstühle. Vorrechte und Maximen von Familien- und Priesterherrschaft ertrotzten neue Gültigkeit. Selbst ehmalige Freiheitshelden der Revolutionszeit, durch Ehr- oder Habsucht bekehrt, thaten Buße und wurden streitsame Schildknappen des alten und neuen Patrizier- und Mönchthums. Extreme, weiß man ja, berühren sich ohnehin leicht. Ist die rothe Jakobinermütze einmal, vom Alter, schwarz, und das schwarze Jesuitenbaret, vom Alter, roth geworden, sehn sie einander, zum Verblenden, ähnlich.

Wie allenthalben, so geschah auch im Aargau. Dieser Aargau ist ein winziges Pünktchen auf dem Erdenrund. Es ist kaum der

Mühe werth, zu sagen, welchen Schlamm der über Europa gegangene trübe Strom einer restaurirenden Politik auch hier absetzte; oder, wie ich und manch Andrer von Muth und hellem Sinn, sich, vergeblich ihm entgegen, abmühete, als könnten Ameisen das Meer eindämmen. Aber dieser kleine Freistaat war doch meine Heimath, der ich zunächst dienen sollte; ich saß doch in den Reihen seiner Gesetzgeber! Darum darf ich mir erlauben, ein Paar Worte darüber zu verlieren, wenn es auch nur, wie ein französischer Witzkopf sagen würde, die Geschichte eines Orkans in einem Glase Wassers betrifft. — Mit Wenigen vereint, half ich treulich gegen Anmaßungen der besoldeten „Landesväter", oder „Landesherrn", wie sie sich gern betitelt hörten, Opposition bilden. Wir kämpften gegen einschleichendes Gönnerschaftswesen und Nepotismus; gegen unrepublikanische Titel- und Ordenssucht; gegen ungleiche Vertheilung öffentlicher Lasten; gegen ungemessene Forderungen der römischen Curie und vieles Andre, heut nicht mehr des Nennens werth.

„Es sieht mir in der Welt aus," sagt' ich damals zu Ittner*): „als wolle das zehnte Jahrhundert schlechterdings wieder zum Durchbruch kommen. Der Kampf ist groß. Auf Schlachtfeldern wird jetzt nicht soviel entschieden, als mit Feder und Dinte. Ist aber Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder ans Blut kommen. — Wir wollen jedoch dem Himmel und der Erde zum Trotz, gutes Muthes bleiben in secula seculorum."

Ich blieb wirklich gutes Muthes. Gleich den Stimmen Anderer, fanden auch meine Worte im Schweizervolke noch Wiederklang; sey es, wenn ich in Versammlungen der helvetischen Gesellschaft öffentlich sprach; oder in Blättern des Schweizerboten gesunden Menschenverstand predigte. Man machte mir dafür freilich von Seiten derer, die sich Conservative nannten, weil sie für sich das Bessere, für Andre das Schlechtere conserviren wollten, allseitigen Krieg. Weil mich aber freundliche Schmeichelei so wenig, als Schimpf und Spott in Ueberzeugungen ändern, noch weniger zum Knecht der Tagesmeynung

*) Schreiben vom 16. Jänner 1819.

machen konnten: erachteten „Bürgermeister und Kleiner Rath des Standes Aargau", mir ihre Ungnade bemerkbar zu äußern. Als ich einst im großen Rathe, Namens einer Commission, über die Staatsrechnung Bericht erstattete, und, neben andern Verwaltungsmängeln, auch den Mangel weiser Sparsamkeit zu rügen hatte, wandten sie die weise Sparsamkeit sogleich in Verminderung meines geringen Gehalts und desjenigen einiger weniger andern Beamten an. Ich fand zwar nicht ihre Gründe dafür, aber die Sache selbst sehr löblich; und erbot mich sogar, dem Staate unentgeldlich zu dienen, wenn die Regierungsglieder, auch nur den vierten Theil ihrer Besoldungen, dem Bedürfniß des Landes zum Opfer bringen wollten. Vermuthlich schien ihnen solche Großmuth etwas übertrieben. Sie änderten den Sinn und ließen jedem, so auch mir, den ungeschmälerten kleinen Gehalt.

Nachher unterwarfen sie meinen Lichtträger, den „Schweizerboten", gar gestrenger Censur, die mit unbarmherziger Federwillkür zuweilen ganze Seiten strich. Ich ließ die Censurlücken offen. Das leere Papier ward für das Volk belehrender, als das mit Worten gefüllte; und kein Gesetz untersagte dem Buchhändler, weißes Druckpapier in Umlauf zu setzen.

Endlich erschien für die mir zürnenden Machthaber ein besserer Anlaß, den Verlust ihrer Huld zu äußern. Ein, mit hoher Censurbewilligung, vom Schweizerboten aufgenommener Artikel des vorzüglichen Rechtsgelehrten Casimir Pfyffer von Luzern, über Zustände im Kanton Schwyz, hatte Neugier, oder Wißbegier der Regierung dieses kleinen Kantons nach dem Namen des Einsenders erregt. Sie wandte sich also mit Anfrage deshalb an den kleinen Rath des Aargau's, der dienstgefällig, ohne Zeitverlust, das Bezirksgericht außerordentlicher Weise versammeln ließ, mich zur Nennung des Namens anzuhalten. Das Gericht trat nicht ein, weil durchaus keine Anklage, nur eine bloße Anfrage, vorhanden war. Die Regierung aber, ohne Appellation zu ergreifen, übergab dem Appellationsgerichte den gleichen Auftrag. Und diese höchste Justizbehörde des Landes, gefügiger denn eines ihrer Untergerichte, schlechterdings ohne Kenntniß der schon vorangegangenen Verhandlung; ohne mich auch nur vorzubescheiden; mit

Uebergehung aller Formen; mit Verletzung des Gesetzes, auf dem die Behörde selbst beruhete, verurtheilte mich, ohne Anrufung eines Gesetzes für solchen Fall, den Namen des Einsenders zu nennen; aber hinwieder verfällte sie, seltsam genug, die Regenten in Zahlung der gerichtlichen Kosten. So stand es mit damaliger Justizpflege! Gehorsam dem Spruch, nannte ich den Namen, welchen ohnehin schon jedermann wußte. Ich legte aber sämmtliche Stellen, die mir von der Regierung anvertraut waren, nach solcher Regierungsthat, nieder. Ich schämte mich, einer ihrer Beamten zu seyn *). Vielleicht wär' ihr willkommner gewesen, ich hätte auch meinen Sitz im großen Rath oder, der Schweizerbote hätte seinen Wanderstab verlassen. Auf diese Art ward mein Vorsatz, mich im sechszigsten Jahre ämterfrei zu machen, früher vollstreckt, als ich bestimmt hatte.

Wachsendes Verderben durch stolzes Herrnthum in den meisten Schweizerrepubliken, und Fruchtlosigkeit alles Gegenstrebens von rechtschaffenen Männern in fast sämmtlichen Kantonen, reizte zu immer allgemeinerm Mißmuth. Der unwillige Volksgeist fing allmälig an, hie und da sogar in die gesetzgebenden Versammlungen einzuwirken. Ehe noch der Pariserwelt die Nähe ihrer blutigen Juliuswoche ahnen konnte, regte sich in der Schweiz schon ernster Wille, dem eingerissenen Unwesen Schranken zu baun. Die großen Räthe im Tessin und Waatlande, in Luzern und Zürich waren (1829) die ersten, welche Hand an Verbesserung ihrer Staatseinrichtungen legten; doch schüchtern und mit mächtigem Widerstand ihrer Regenten.

---

*) Es geschah im Sommer des Jahrs 1829. Ich berühre diese Kleinigkeiten, nur um den Zustand der Schweiz (in andern Kantonen ward es mitunter noch übler getrieben), in jener Zeit zu schildern; und keineswegs aus Groll gegen Personen. Daher nenn' ich keine Namen derselben. Mit den über diese lächerliche Geschichte zwischen der Regierung und mir gewechselten Briefen macht' ich späterhin meinem Freunde, dem nachmaligen Obergerichtspräsidenten K. R. Tanner, von Aarau (auch durch seine kleinen Dichtungen in der deutschen Literatur nicht unbekannt) ein Geschenk.

4.

Eine Scene im Rathssaal.

Nachdem aber im folgenden Jahr Frankreich, voll gerechten Zorns, das Joch zertrümmert hatte, welches ihm, von den Händen der alten Adelschaft und des hohen Priesterthums, bereitet war; und als die gewaltige Erschütterung des ganzen europäischen Abendlandes einen Riß in den heiligen Bund gesprengt hatte, ward auch der Ruf nach freiern Zuständen in den gewerbs- und bildungsreichern Kantonen der Eidsgenossenschaft stärker. Sie sind, mit Land und Volk, der größere Theil der Schweiz. Die kleinen Hirtenländer im Innern des Alpengebirgs, arm, kaum mit denjenigen öffentlichen Anstalten versehn, die einem Staatswesen unentbehrlich sind; nur einfachen Bräuchen ihrer Vorfahren folgend, blieben, unter der Hut ihrer weltlichen und geistlichen Obern, unbewegt.

Längs dem Jura, vom Bodensee bis zu den Ufern des Leman, erscholl das Losungswort: „Verfassungsreform!" Man forderte Trennung der höchsten Staatsgewalten und Controle derselben; Nichtlebenslänglichkeit der Aemter; Verantwortlichkeit der Regierungsbehörden; Abschaffung erblicher Vorrechte; staatsbürgerliche Rechtsgleichheit; Freiheit der Presse, des Handels und Gewerbes. Es wandten sich größere und kleinere Volksversammlungen deshalb, in ehrerbietigen Zuschriften, an ihre Landesobrigkeiten.

So geschah auch im Aargau, wo man immer noch der vernichteten Mediationsakte, wie eines geliebten Todten gedachte, dessen Fehler man über seinem Grabe vergessen hat. Die Regierung beachtete Bitten und Warnungen der Bürger nicht. Durch schmeichelnde Amtsberichte der Angestellten, oder durch persönliche Eigenliebe getäuscht, beredete sie sich gern, Alles sey ohnmächtiges Getriebe ehrgeiziger Stellensucher, demagogischer Wühler und politischer Schwindelköpfe. Zufällig war im Aargau das Jahr 1830 aber auch der Zeitpunkt, in welchem das Volk, verfassungsgemäß, einmal wieder nach zwölf Jahren, Abgeordnete in den großen Rath der Gesetzgeber wählen sollte. Diese Wahlen

wurden nun vom Volk verweigert; wiederholte Aufforderungen des kleinen Rathes nicht mehr gehört. Sein Sträuben gegen den Wunsch des Volks vermehrte den Ungestüm desselben. Man pflanzte zum Zeichen der Lossagung vom bisherigen Grundgesetz, Freiheitsbäume. In den Umgegenden der Klöster, den Bezirken längs dem Reußstrom, rüstete man sogar bewaffneten Widerstand. Die Regierung, vorher zu furchtlos, nun zu furchtsam, versammelte eilends den großen Rath und schlug vor, eine durchs Volk zu wählende konstituirende Versammlung, d. i. einen Verfassungsrath, aufzustellen.

Im Rathssaal herrschte, bei Verlesung des Dekretsentwurfs, statt sonstigen Geräusches, ängstliche Stille. Kein Redner dafür oder dawider erhob sich. Einer blickte verlegen den Andern an; oder starrte stumm auf das Blatt des gedruckten Entwurfs, als wollt' er darin seine eigne Zukunft lesen. Das peinliche, anhaltende Schweigen zu enden, nahm ich endlich das Wort; dankte dem kleinen Rathe für Geneigtheit, zur Erfüllung des allgemeinen Wunsches, Einleitung treffen zu wollen; aber verhehlte nicht, daß der Hauptgedanke des Entwurfs meine Erwartungen überschreite. Denn in der That schien gefährlich, bei schon aufgeregter Stimmung des Landes, das Reformwerk, statt dem gesetzgebenden Rathe, einer aus dem Volke hervorgerufenen eignen Behörde zu übergeben *). Doch der Regierungsantrag war leider kein Geheimniß mehr; und Widerspruch dagegen wäre zu spät nun gewesen. — Nach mir ermannten sich Andre; sie sprachen gleich mir. Die Regierung erntete Beifall. Es ward, wie üblich, eine Kommission ernannt zur nähern Prüfung des entworfenen Beschlusses, und dieser sogleich in zahllosen Exemplaren unter die Menge der Neugierigen vertheilt, welche vor dem Rathhause, aus allen Landesgegenden zusammengeströmt waren. Die frohe Botschaft klang durch Städte und Dörfer, von Zufriedenheit und Jubel der Einen, von schweren Befürchtungen Andrer begleitet. Nirgends aber weiter Störung der öffentlichen Ordnung.

---

*) In andern Kantonen hatte man das Reformgeschäft weislich den gesetzgebenden Räthen anvertraut, bis das Beispiel des Aargau's, auch die Aufstellung von Verfassungsräthen überall nach sich zog.

Als aber jene Kommission ihren Bericht erstattete, als sie den Dekretsentwurf dahin abzuändern vorschlug, daß dem großen Rathe die Arbeit des Verfassungsrathes zur Prüfung und Verbesserung vorgelegt werden müsse, erschrack ich. Im Volke herrschte schon die Zuversicht: der erste im Lande verbreitete Entwurf habe seine volle Gültigkeit. Umschaffung desselben mußte jetzt die Wirkung betrogner Erwartungen, größere Beargwohnung der obern Behörden, zur Folge haben, vielleicht Unruhen, Widersetzlichkeiten, Anarchie. Ich sprach diese Besorgnisse offen aus; und warnte und beschwor die Versammlung davon abzustehn.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen brach die Mehrheit des gesammten Rathes im ungebundensten Zorn wider mich aus. Ein Redner erhob sich um den andern, nicht zum Widerlegen, sondern seinem Eifer harsch und barsch den Zügel schießen zu lassen. Man überströmte mich mit Vorwürfen, Spottreden, selbst entehrenden Verdächtigungen. Ich hieß Aufwiegler. Nie im Leben hatt' ich bisher dergleichen unmittelbar persönlichen Schimpf erlitten; und nie vorher war in dieser Behörde der Anstand in solchem Grade verletzt worden. Ich hörte mit aller Gelassenheit die Beleidigungen an; vertheidigte ruhig dann noch einmal meine Ansicht, und als die Mehrheit dennoch den gefährlichen Antrag der Kommission zum gesetzlichen Beschluß machte, gab ich nur meine einfache Verwahrung vor möglichen bösen Folgen desselben, zu Protokoll. Etwa zwanzig bis dreißig Mitglieder schlossen sich dieser Verwahrung an.

Seit dem ward ich durch ein seltsames Spiel oft ganz geringfügiger Zufälle, wie von einem unsichtbaren Netz umstrickt, und machtlos in einen Strom von Ereignissen hineingerissen, die ich weder vermuthen, noch wünschen, noch hemmen konnte. Ein achtungswerther Rechtsgelehrter, Mitglied der Versammlung *), ersuchte mich, bald nach meiner Erklärung, ihn für einige Augenblicke zu traulicher Besprechung in die Gartenanlagen zu begleiten, welche das Gebäude

*) Herr Doktor Bertschinger von Lenzburg.

des Raths umringen. Kaum verließ ich mit ihm den Sitzungssaal, entstand Verdacht, ich entschlage mich absichtlich fernerer Theilnahme an allen Verhandlungen. Die, welche meiner Verwahrung beigetreten waren, verließen ebenfalls den Saal. Wegen so entsprungener unvollständiger Zahl der Anwesenden mußte die Sitzung aufgehoben werden. Dies Mißverständniß bestärkte den sehr ungegründeten, ich möchte sagen, den albernsten Argwohn wider mich.

Kaum acht Tage später aber erfolgte ein beinah allgemeiner Aufstand des Volks gegen das Werk des gesetzgebenden Rathes. Der bewaffnete Landsturm fast von allen Landesbezirken zog, mit strenger Mannszucht, ohne Widerstand, gegen Aarau und in die Stadt ein. Keine Person, kein Eigenthum ward durch ihn verletzt; er forderte nur den Wiederruf jenes Beschlusses *). Der große Rath, neu versammelt, wiederrief erschrocken; die gesetzliche Ordnung stellte sich wieder her; aber nicht mehr das Vertrauen auf Regierung und gesetzgebenden Rath.

Obwohl ich fürwahr nicht früher, als jeder Andre, den Ausbruch einer Insurrektion vernommen hatte; die verschiednen Anführer derselben nicht einmal kannte, noch weniger in Verkehr mit ihnen gewesen: galt ich dennoch fortan in den Augen der gegnerischen Partei, wie Urheber und geheimer Lenker aller gewaltsamen Bewegungen. „Er hat," hieß es: „um Alles gewußt! er hat den Sturm daher schon drohend vorher verkündet; nun ihn rachsüchtig losgelassen!" Dies Geschrei schuf mir hinwieder im Volke sehr unverlangte Bedeutsamkeit. Ich wurde zum Mitgliede des Verfassungsrathes, dann von diesem selbst zu dessen Vizepräsidenten, der Anführer aber des Landsturms **), zum Präsidenten erwählt. Und diese Auszeichnung, man wußte nicht, wie unlieb sie mir war, drückte jeder wider mich ausgestreuten Lüge ein falsches Siegel von Wahrheit auf.

---

*) Es geschah jener Aufstand am 6. Dezember 1830.

**) Herr Heinrich Fischer, Gastwirth in Meerenschwand, ein schlichter, sehr redlicher Republikaner, nicht ohne Bildung, durch keinerlei Ehrgeiz wie die Folge zeigte, sondern durch Volksliebe zu seiner Rolle im allgemeinen Aufstand getrieben.

Allerdings, hatt' ich, ohn' Unterlaß, für Recht und Würde des Volks, wider deſſen ſcharfſinnige, oder ſchlauſinnige Uebervortheiler, und für menſchlich-edlere Verhältniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft wider diejenigen gerungen, welche ſie zum Fußſchemel ihrer Ichheit wollten. Aber was ich gethan, war nur vermittelſt Belehrung und Aufhellung des Volksgeiſtes und auf Wegen verſucht worden, die kein Geſetz verboten hatte; nie durch Aufforderung zu Meutereien, oder durch Theilnahme daran. Ein geiſtig freies Volk wird von ſelbſt endlich zum bürgerlich-freien. Zu verworfenen Mitteln greift nur, wer verworfene Abſichten nährt, oder blinde Verzweiflung.

Politiſcher, wie religiöſer, Fanatismus kennt jedoch keine Duldung. Der Wahnſinn träumt ſich, es beſſer zu verſtehn, als Gott; und will, zu deſſen Ehre das vernichten, was durch die Natur eine Nothwendigkeit iſt. Ich ertrug es ſchweigend, bald ärgerlich, bald lachend, wenn der Parteigroll ſeine Geſchoſſe gegen mich abdrückte. In Poeſie und Proſa, in Parabeln und Fabeln, ward ich, fortan, als hölliſcher Heros, als Abgottsſchlange, zur Schau geſtellt. Von der Kanzel herab mit geiſtlicher Zornruthe gezüchtigt. Man drohte mir in anonymen Briefen Meuchelmord; ſchickte mir nebſt Schmachverſen, ein ſeidnes Fähnlein mit helvetiſchen Revolutionsfarben; und ein im Tageslärmen völlig verrückt gewordner Menſch umſchlich ſogar meine Wohnung, mit dem Vorſatz, das Gebäude in Brand zu ſtecken*). Zuweilen, ich läugn' es nicht, ſtand ich entrüſtet ob ſo vieler Beſtialität; zuweilen voll Schmerzes, mich noch verkannt zu wiſſen, den man ſo lange gekannt; und den, der in ſeinem Lebenslauf jede Schandthat verabſcheut hatte, nun einer jeden fähig zu halten. Doch dergleichen Aufwallungen waren ſchnell gedämpft. Nichts leichter, als denen

*) Der Unglückliche geſtand es ſelber ein, nachdem er in die Wohnung des Oberſten Georg Hunziker zu Aarau eingedrungen und in dem Augenblick ergriffen war, da er dieſen, als einen freiſinnigen Mann, mit gezucktem Meſſer ermorden wollte; denſelben Mann, der nebſt dem Major Karl Herose, Gründer der vorzüglichen Gewerbſchule von Aarau geweſen, und dazu das wahrhaft fürſtliche Geſchenk von mehr denn 100,000 Schweizerfranken gegeben hatte. Der Wahnſinnige wurde ins Irrenhaus nach Königsfelden gebracht.

verzeihn, die von Leidenschaft übereilt, oder vom augenblicklichen Schein betrogen, an uns irre geworden sind. Ich erhob keine Klage; stellte keine Nachforschungen an, und vertraute fest: die Zeit, deren aufgewühlter Strom mich mit Unflath besudelte, werde, wenn er einst klarer flöße, mich wiederum rein waschen.

5.

Neue Dornen.

Auch sogar noch von Basel her mußt' ich, in derselben Zeit, eine Zielscheibe des Parteifluchs werden. Der Reformstreit hatte dort Stadt und Land geschieden, und, was in keinem andern Kanton geschehn war, einen Bürgerkrieg entflammt. Städte und Gemeinden des Landes hatten vollständige Rechtsgleichheit aller Bürger der Republik begehrt, die Hauptstadt sie aber verweigert. Ich war, man wird mir's wohl glauben, daran sehr unschuldig, wenn mir allenfalls nicht Ueberzeugungen und allgemeine Wahrheiten zur Sünde gerechnet werden sollen, die ich bekannte, wie jeder Andre die seinigen. Mein Verbrechen lag eigentlich darin, daß ich achtbaren Männern der Landschaft, von Zeit zu Zeit, Spalten des „Schweizerboten" zur bescheidnen Vertheidigung ihrer Person, oder ihrer Sache einräumte, weil die öffentlichen Blätter, oder besondern Flugschriften der Stadt Basel, mit aller Freiheit, Klagen und Beschuldigungen gegen die Anmaßungen des Landvolks durch die ganze Schweiz in Fülle ausstreuten. Ich hielt es für Pflicht, Unterdrückten, die ohne Mittel waren*), ihre Rechtfertigung vor den Eidsgenossen zu führen, nicht das zu versagen, was ich für Freiheit der Meynung gewähren konnte.

Nun entstand alsbald Geschrei, ich sey der Stadt Basel erbitterter Feind. Meine vormaligen Freunde daselbst verwandelten ihre Liebe in Haß. An mich gerichtete Briefe wurden ohne Scheu

*) Der jetzige Kanton Baselandschaft besaß damals noch keine eignen Zeitungen und Buchdruckereien, wie gegenwärtig.

erbrochen *). In Zeitungs-Pasquillen und Karrikaturbildern, gab man mich auf den Gassen Basels dem Hohngelächter preis. Oeffentlich, und es wird gesagt, selbst in der Versammlung des dortigen großen Raths, ward ich, als das Mitglied eines von Frankreich besoldeten geheimen Ausschusses bezeichnet **), welcher in der Schweiz die politischen Umwälzungsarbeiten zu leiten habe. Das Alles jedoch hinderte keineswegs die Regierung, oder die Häupter derselben, sich dann an mich zu wenden, wann es um Abwendung wirklicher oder scheinbarer Gefahr ihrer Stadt zu thun war. So großes Vertraun und ein so edles, bewahrte man mir doch noch! Eines Nachts mußt' ich das Bett verlassen, um ein Mitglied des Basler Raths anzuhören ***), welches mich beschwor, das Anrücken eines Landsturms aus mehreren Kantonen, durch mein Machtwort, abzuwehren. Anfangs hört' ich seine Rede mit Erstaunen, dann mit Lachen. Es gelang nur mühsam, ihn durch wiederholte Versicherungen zu beruhigen, der gefürchtete Landsturm werde gar nicht erscheinen. Ich hatte damals gut prophezeien, weil ich, gleich Kartenschlägern, Zigeunern und Traumdeutern, von Freund und Feind allweg befragt und unterrichtet wurde.

Denn wirklich hatten, ein Paar Tage vorher, mich einige für Volksfreiheit begeisterte, junge Männer, vom Vorhaben solches Heerzuges in Kenntniß gesetzt und darüber berathen. Ich kannte Keinen dieser Frager; außer demjenigen, der sie bei mir eingeführt hatte. Der Landsturm sollte aus den Kantonen Thurgau, Appenzell, Zürich und Aargau hervorgehn. Klüglich verbarg ich den Widerwillen gegen solch ein verderbenschwangres Unternehmen, versuchte aber, mit Be-

---

*) Ich vergalt mit einem Scherz. Als mir ein Brief von Troxler, zu der Zeit Professor an der Hochschule zu Basel, erbrochen und mit dem großen Polizeisiegel wieder geschlossen, zugekommen war, beantwortete ich den sehr unschuldigen Inhalt desselben eben so unschuldig in den Blättern des „Schweizerboten" öffentlich, um der Polizei die Mühe des Erbrechens und Wiederversiegelns zu ersparen.

**) Dessen übrige Mitglieder der edle Paul Usteri, Emanuel Fellenberg, Casimir Pfyffer, und der Philosoph Troxler seyn sollten. Ich befand mich wenigstens in ganz ehrenwerther Gesellschaft.

***) Herrn Gedeon Burkhard (am 14. Jänner 1831).

nutzung sokratischer Methode, sie davon abwendig zu machen; erkundigte mich, bevor ich ein Urtheil fällen könne, nach den vorhandnen Mitteln zum Zweck: ob das aufgebotne Volk auch eben so beharrlich, als zahlreich seyn, und bei übler Witterung des Winters, fern von der Heimath, im Schnee, Regen und Frost, bei Krankheiten, Mangel und andern Mühsalen, lange genug in Belagerung einer befestigten Stadt, ausdauern werde? Woher für die buntbewaffnete Menge Proviant, Zeltgeräthe, Munition, Belagerungsgeschütz bezogen werden sollten? Ob erfahrne Offiziere die ungeordneten Haufen leiten würden? Ob für Aerzte, Wundärzte, Feldapotheken u. s. w. Sorge getragen sey? — Ich empfing Antworten, welche die Verlegenheit nicht verhehlten. Und dies und Anders endlich, in kühler Berathung wohl erwogen, standen die jungen Männer vom unbesonnenen Wagniß ab.

Wenige Wochen später ward ich abermals, von Basel aus, mit einer neuen Sendung beehrt*). Man wollte vernehmen, wie die abtrünnige Landschaft wohl auf glimpfiche Weise an die Stadt zurückzubringen sey? ob ich dazu Hand bieten könne? Eine wahre Doktorfrage! Denn schon war leider Bürgerblut vergossen; schon die Kluft zu weit auseinander gerissen, um leicht und schnell wieder ausgefüllt zu werden. Doch meynt' ich, bis die Zeit selbst das Ausfüllungsgeschäft vollenden werde, ließe sich wohl eine Nothbrücke schlagen. Ich rieth an, bei gesonderter Haushaltung von Stadt und Landschaft, einstweilen Gleichförmigkeit des Gerichts- und Polizeiwesens, und Ungetrenntheit des Staatsvermögens unter gemeinschaftlicher Oberaufsicht, beizubehalten; eben so auch, durch Zusammentritt von Männern gemäßigter Denkart beider Landestheile, allgemeine Angelegenheiten des Kantons und der Eidsgenossenschaft zu behandeln. So würde man, hofft' ich, wenigstens für allmälige Beruhigung und Aussöhnung der Gemüther, Frist gewinnen. Der Vorschlag schien nicht unzweckmäßig; ward in Basel aber, wie ich nachher vernahm, dem Ueberbringer übel verdankt; während einer der einflußreichsten Männer der Landschaft

*) Am 30. Jänner 1831. Der Abgeordnete war Herr Oberst Braun von Basel, dem, statt schriftlichen Kreditivs, mein Freund Köchlin, Fabrikherr zu Lörrach, beigeordnet war.

sich dem Gedanken nicht abhold zeigte. Der Starrsinn der Stadt aber, welcher nachher ähnliche Vermittlung der Eidsgenossenschaft von sich wies, und lieber Bügerkrieg fortsetzte, brachte zuletzt gänzliche Scheidung des Kantons in zwei ungleiche Hälften herbei*).

6.

Im Verfassungsrath.

Unterdessen ging auch zu Aarau die konstituirende Versammlung daran, den in zahlreicher Kommission vollendeten Entwurf eines neuen Staatsgrundgesetzes zu behandeln**). Es war, wie man leicht denken kann, eine etwas buntfarbige Versammlung; in Aufwallung des Volks, unter Eingeistungen der Parteiinteressen, erwählt. Da saß ein sonderbares Gemenge von Insurgenten und grollenden Regierungsgliedern, vor mir; Männer aller politischen Farben und aller Abstufungen geistiger Bildung. Man las in den Mienen eines Jeden die Entschlossenheit, auf dieser Arena, für seine eigne Meynung mit aller Kraft den letzten Kampf durchzufechten. Es war der Kampf schlauer Aristokraten, stürmischer Radikalen, oder gemäßigter Liberalen; steifer Praktiker und jugendlicher Theoretiker; rohen Priesterhasses und frommer Dummgläubigkeit (Bigotterie); spießbürgerlichen Ortsgeistes und großartiger Gemeinnützigkeit; ein Kampf, klug und thöricht, gewandt und unbeholfen, geführt. Meine sehr bescheidnen Erwartungen vom Ausgang der Berathungen sanken bald tiefer herab.

Schon in der ersten Sitzung erhob sich wortreicher Zwist über die Frage, ob die Staatsverfassung eine Gewissensfreiheit gewährleisten dürfe, und was man unter Gewissensfreiheit verstehe? Oder ob man

---

*) Zufällig mußt' ich auch noch zu diesem harten, doch nothwendigen Beschluß der Eidsgenossenschaft im Jahr 1833, Namens des Standes Aargau, als Gesandter an der Tagsatzung zu Zürich, mitwirken; einem Beschlusse, den ich vergebens gehofft hatte, auf friedlichem Wege verhütet zu sehn.

**) Den 21. Febr. 1831.

das katholische und evangelische Glaubensbekenntniß, als Staatsreligion, proklamiren solle? — „Wir dürfen bei uns nicht, ohne Gefahr, allen Sekten Thor und Thür öffnen!“ meynten die Einen. — „Der Staat hat aber kein Recht, auch keine Macht, die heiligsten Ueberzeugungen, die Gott selbst frei läßt, in eine Nationalkirche einzukerkern, und sich ein Volk von Heuchlern zu schaffen!“ entgegneten die Andern. — „In Religionssachen zu große Liberalität würde aber einer christlichen Staatseinrichtung übel anstehn!“ widersprach man von dritter Seite. — „Staatsreligion ist nicht mehr Christusreligion, sondern Zwangsreligion des Stärkern!“ sagt' ich: „Will man katholisches und evangelisches, zweierlei Christenthum; warum nicht auch andre Christenthümer gestatten? Entziehe man wenigstens dem Fanatismus Macht und Recht, Andersgläubige straflos zu mißhandeln. Wer sich wider Gesetz und Sitte vergeht, der falle dem Gericht anheim! Aber Niemand soll wegen religiösen Glaubens und Meynens verfolgt werden können!“ — Der letzte Satz, den auch schon Andre vor mir empfohlen hatten, ward endlich von einer großen Mehrheit angenommen; aber folgendes Tages, nach erneutem Wortgefecht, schon wieder verworfen.

In einer nachherigen Sitzung, als ich den Vorsitz führte, gerieth man zu einem noch seltsamern Beschluß, kraft dessen Jeder, der nicht „geborner Schweizer“ wäre, von Bekleidung eines Staatsamtes ausgeschlossen seyn solle. Vergebens sprachen die Einsichtsvollern gegen das Unbedingte dieses Grundsatzes, welchem man sogar rückwirkende Kraft ertheilen zu wollen geneigt schien. Wohl 20,000 bis 30,000 Einwohner des, kaum seit drei Jahrzehnden der Schweiz einverleibten, Frickthals waren so wenig geborne Schweizer, als ich, den diese Versammlung doch selber zu einem ihrer Vorsteher ernannt hatte. Als Betheiligter beobachtete ich billig Schweigen. Nachdem ich aber die entscheidende Abstimmung veranstaltet *), die Ausschließung jedes nicht als Schweizer Gebornen von Staatsämtern proklamirt, und die Sitzung

*) Zur Charakterisirung dieser konstituirenden Versammlung dient: daß 67 Mitglieder dem Artikel unbedingt beipflichteten; aber 57 ihn verwarfen, und 41 ihre Verwahrung dagegen zu Protokoll gaben.

aufgehoben hatte, erklärt' ich dieser Behörde meinen Austritt von ihrer Mitte. Ich gab freilich damit den Schein gereizter Empfindlichkeit; ergriff aber mit Freuden Anlaß, mich dem gehässigen Parteihader zu entziehn, und durch diesen etwas auffallenden Schritt vielleicht den Verfassungsrath zu bewegen, die große Aufgabe mit angemessnerer Umsicht zu lösen. In der That ward in folgender Sitzung der Beschluß wieder gestrichen. Ich aber, meiner Erklärung treu, erschien nicht wieder in der Versammlung, ungeachtet einer schmeichelhaft dringenden Einladung dazu.

Von da an nahmen die Verhandlungen wirklich würdigern Gang. Das Verfassungswerk empfing, durch Einfluß erfahrner Staatsmänner und einsichtsvoller Bürger, eine Gestaltung, die es den bessern in der Eidsgenossenschaft gleichstellte. Auch ward es, als es dem Volke zur Annahme vorgelegt worden, von der großen Mehrheit desselben, mit Beifall zum Staatsgrundgesetz erhoben. Man schritt dann in Wahlversammlungen zur Wiederbesetzung der öffentlichen Behörden und Aemter, mit Männern des öffentlichen Vertrauens. Auch ich wurde noch einmal in die höchste Landesbehörde, d. i. als Mitglied des großen Rath, gerufen.

Schon lag nun aber das sechszigste Lebensjahr hinter mir. Des früh gefaßten Vorsatzes eingedenk, entsagt' ich der Annahme jeder andern Amtsstelle. Den Sitz in der gesetzgebenden Versammlung ließ ich mir gefallen, und allenfalls Aufträge des Staats, deren Vollziehung von kurzer Dauer war. Einst im siebenzigsten Jahre wollt' ich auch diesem Valet sagen, wenn ich's nicht früher schon dem Erdenleben sagen müßte. Ich fürchtete mich vor dem „Sichüberleben!" Selbst im großen Rathe führt' ich seitdem seltner das Wort; gewöhnlich nur in wichtigern Fällen. Denn es fehlte nicht mehr, wie sonst, an guter Zahl selbstständiger, kenntnißvoller Abgeordneten. Auch die Herausgabe des Schweizerboten überließ ich von nun an den Händen Andrer, welche mit Einsicht, Vaterlandsliebe und Muth, zugleich eine Stellung verbanden, von der sie Bedürfniß und Getriebe der Gegenwart umfassender und klarer überschaun konnten, als ich in meiner freiwillig erkorenen Vereinsamung, der ich mich oft schon entgegengesehnt hatte.

Es war mir anfangs wunderſam in der ſtillen Blumenhalde zu Muthe, nicht mehr täglicher Zeuge vom Schauſpiel jener leidenſchaftlichen Raſereien zu ſeyn, zu welchen verkehrte Religioſität, politiſcher Fanatismus, und Ehrſucht und Rachgier entflammten. So mag ungefähr dem zu Muthe ſeyn, der nach widerwärtiger Seefahrt, unter den Füßen wiederum feſten Boden des Hafens fühlt; noch nicht an ſein Glück glaubt; ſich ſammeln und beſinnen muß, wie ſich in den neuen Umgebungen gehaben, denen er entwöhnt iſt.

7.

Heilige Sabbathstage.

Für die Zeit des beginnenden Alters lag mir noch eine Arbeit vor, welcher ich mich ſeit zwanzig und dreißig Jahren nachgeſehnt, nie angewagt, hatte. Schon im Jahre 1814 hatt' ich an Ittner geſchrieben: „Längſt ſchlepp' ich mich mit dem Vorhaben, meine Anſicht der Natur und Welt mir ſelber deutlicher darzuſtellen, und dabei vielleicht den Schleier der Iſis ein wenig zu lüften. Das heißt: ich möchte einen umfangenden Blick, ſo weit er Sterblichen vergönnt iſt, in das göttliche All hinauswerfen, wie ich ihn oft in den heiligſten Stunden gethan habe; ſchauen den Verband aller Geiſter, vom bewegenden Weſen im Sonnenſtäubchen, bis zum Alles in ſich Bewegenden; vom Verkehr des Belebten mit dem Allbelebenden; und wie Irdiſches und Göttliches Eins; Uebel nirgends; Zeit und Ewigkeit, Gleichartiges ſind. Ich möchte das Ringen der Kräfte zum Schaffen der Dinge ſchaun; vom Werden des Kryſtalls bis zur Verwandtſchaft der Sternenfamilien. Aber —— wäre doch nur das Leben hienieden nicht ſo flüchtig; der Gedanke nicht ſo gewaltig eilſam; und die Hand nicht ſo träge, ſo lahm, die ihn beim Flügel haſchen, und auf das Papier heften ſoll!“

Genug, ich fing an, in das beſchauliche Leben zum letzten Mal einzukehren, und die große Lebensfrage, als betagter Mann, zu wiederholen, welche die Wißbegier des Knaben gereizt, den fantaſievollen

Jüngling abwechselnd in gottselige Schwärmereien, oder gottlose Zweifel getrieben, und den Mann in's wilde, zerstreuende Weltgewühl hinausgejagt hatte. Ich ordnete nach und nach, und sichtete die Menge vieljähriger Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen, um das Ergebniß derselben zusammenzurechnen; um über das Räthsel des Daseyns und Soseyns in's Reine zu kommen; um meinen Kindern die innere Welt ihres Vaters, ihnen und meinen Freunden die esoterische Religion des Greises, zur Schau zu bieten. Auch, dacht' ich, könne vielleicht, vom Innenlicht meiner Ueberzeugung, eine freundliche, beruhigende Helligkeit in die Nacht des Wissens und Glaubens derer hinüberschimmern, vor denen Irdisches und Ueberirdisches, noch als trostloses Geheimniß, steht. Die Anzahl derselben ist in unserm Zeitalter dort nicht klein, wo man eben beginnt, sich den zähen, klebrigen Begriffsschlingen zivilisirter Barbarei zu entziehn. Einen heimlichen, fressenden Gemüthsschaden heilen zu können, ist ja auch eine schöne Geistesthat. Eben deswegen wollt' ich mich befleißen, wie schwierig es auch werden mußte, in solche Darstellung die möglichste Deutlichkeit einzutragen; daher die dunkle Gelehrtensprache zu vermeiden, aber streng das einmal gewählte Wortzeichen, für das Bezeichnete beizubehalten, um Begriffsverwirrungen zu verhüten und Denkenden jedes Standes verständlich zu seyn.

Während dieses Arbeitens schmeichelte ich mich mit der Hoffnung, man werde mir nicht das Gelüst zutrauen, unter Philosophen heutiger Tage, ein Plätzchen einnehmen zu wollen; oder zu hundert vergangenen und vergessenen Systemen, ein hundert und erstes beizufügen. Ein Gelüst der Art käme in jedem Fall für den Greis zu spät, der eher des baldigen Todtenkranzes, als einer Lorbeerkrone bedarf, die allenfalls ein gutmüthiger Journalist aus Druckpapier schnitzeln möchte. Und wenn mich Philosophen von Profession nicht ganz schulgerecht finden, oder Theologen nicht genug dogmen- und chatechismusgerecht: so mögen die Einen vor meinen Irrthümern, die Andern vor meinen Ketzereien warnen. Ich bitte bloß, mich nicht verdammen, lieber menschenfreundlich bemitleiden zu wollen, wenn das die Ehre ihres Systems oder symbolischen Buchs erlaubt.

Denn selbst ein sechstausendjähriges Nachdenken des menschlichen Geschlechts über den Urgrund seiner Vorhandenheit und Bestimmung, hat ja noch immer nicht das Ziel erreicht; und wird es wohl, nach frischen sechstausend Jahren, wenn ihm auch näher stehend, noch nicht erreicht haben. Ich aber zeichnete nur nieder, was in mir, als Vernunftwahrheit, oder als vielbefriedigender Vernunftglaube, besteht. Wie in der Sinnenwelt die unendlichste Mannigfaltigkeit der Dinge herrscht, und selbst ein Baum nicht vermag, aus seinen Zweigen einander vollkommen gleiche Blätter zu treiben: so herrscht und soll herrschen im Geistesgebiet die unendlichste Mannigfaltigkeit der Ansichten und Vorstellungen. Das ist ewiges Gottesgesetz, zu dessen Erfüllung nicht nur Ungleichheit der Geistesgaben, Ungleichheit ihrer Reife, durch Erfahrung und Uebung: sondern auch Ungleichheit der vom Schicksal angewiesenen Standpunkte und Umstände, mit allmächtiger Stärke zwingt. Wer in Schule, Staat und Kirche, Gleichheit des Glaubens und Meynens gebietet, der gebietet auch wohl, mit ähnlicher Wahnseligkeit, Meereswellen Bewegungslosigkeit im Orkan. Und wer den, der andre Ueberzeugungen trägt, als er, verhöhnt oder verdammt: verhöhnt und verdammt nicht den Menschen, sondern, ohne daß er es weiß, Gottes Werk und Gesetz, und Gott selbst.

Je tiefer ich in das Reich des Wißbaren vorschritt, um so weiter zogen sich dessen Gränzen nach allen Seiten von einander. Ich begegnete im Endlichen dem Unendlichen; in der Zeit dem Ewigen. Vielen wächst, mit der Zahl ihrer Jahre, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Dinge an, die sonst ihr jugendliches Gemüth wunderbar aufregten. Und, je älter ich geworden bin, je mehr erfüllt mich das schon viel Betrachtete, mit immer tieferm Erstaunen. Lag auch einmal ein Geheimniß vor mir aufgeschlossen, stieg mir aus dessen enthülltem Boden jedesmal ein zweites entgegen. Mögen, wegen dieser Worte, diejenigen nicht zürnen, welche im Alter nur noch für ihren Nutznießungstheil an Schätzen der Außenwelt offnen Sinn behalten haben, während ein Schlaftrunk ungeprüften Glaubens sie, wegen des unsichtbaren Höhern, schon vollkommen beruhigt hat.

So ward das Darstellen meiner „Welt- und Gottanschauung",

welches der zweite Theil gegenwärtiger Selbſtſchau enthält, meine Lieblingsbeſchäftigung vom ſechszigſten bis zum ſiebenzigſten Jahre. Und dies Inſichgehn des Geiſtes, zur Erkennung ſeines Weſens und Lebens, führte mir wahrhaft heilige Stunden der Erbauung und Erhebung des Gemüthes zu. Gleichzeitig entwarf ich auch dieſe Entwickelungsgeſchichte meines Geiſtes. Sie kann, zur Betrachtung des göttlichen Alls, im folgenden Theil, als Einleitung, gelten, und gegenwärtiges Kapitel dafür, wenn man will, als „Vorbericht an den geneigten Leſer."

8.

Die Taubſtummen.

Indeſſen führt' ich, während jener zehn Sabbaths-Jahre, doch nichts weniger, denn ein kontemplatives Leben. Ich gehörte ja noch der Welt an, wie ſie mir. Auch ſchmückte ich gern den Herbſt des irdiſchen Daſeyns ſo ſchön aus, als ich's vermochte. Da gab es für mich Familienfeſte und Familienfreuden in Fülle; Ausflüge in die Alpenwelt, oder in Nachbarländer; Schauſpiele in Menge auf der politiſchen Bühne unſers zankſüchtigen Jahrhunderts; oder Taglöhnergeſchäfte bei gemeinnützigen Unternehmungen u. dgl. m. Doch von dem Allem hier kein Wort. Nur von Einigem, was in meinem Alter beſondre Anziehungskraft übte, ſey noch erlaubt zu plaudern.

Bei vielen Wanderungen durch Schweizerthäler hatte mich jedesmal der Anblick jener Glückloſen ſchmerzhaft erſchüttert, die ohne Gehör und Sprache, oft in eckelhafter Mißgeſtalt, durch die Welt ſchleichen, Kretinen genannt. Auch im Aargau fehlte es nicht daran. Auf meinen Antrag veranſtaltete, ſchon im Jahre 1816, die Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur eine Zählung derſelben im Aargau; aber den eingegangnen Berichten mangelte noch wünſchbare Vollſtändigkeit. Zwanzig Jahre ſpäter kam ich auf dieſen Gegenſtand noch einmal zurück *), da auch der Aelteſte meiner Söhne ſich ihm, als Natur-

*) Im Jahre 1835.

beobachter und obrigkeitlicher Bezirksarzt, mit Aufmerksamkeit zuwandte *). Durch ihn angeregt, und nach seinem Entwurf, gelang eine zweite, vom Sanitätsrath angeordnete Zählung.

Das schreckliche Ergebniß war, daß, in einer Bevölkerung von kaum 200,000 Einwohnern, 960 Taubstumme beiderlei Geschlechts lebten, von denen 440 durch vollendeten Kretinismus, oder durch ihr Alter, jeder Bildungsfähigkeit beraubt; daneben noch 520 Andre übrig waren, für Unterricht empfänglich. Und für diese insgesammt gab es keine Schule, keine Kirche, keinen nützlichen Beruf; keine Liebe auf Erden, als die schmerzensreiche des elterlichen Mitleidens; keinen Christus; kein Ahnen Gottes; kein Hoffen von einer Ewigkeit. Der Staat hatte diese armen Waisen der Natur vergessen. Ich glaubte an Möglichkeit, daß, nach Gründung einer Taubstummenanstalt in Aarau, durch Mildthätigkeit des Volks und des Staats, ähnliche Stiftungen in sämmtlichen Bezirken des Landes entstehn könnten.

Kaum hatt' ich in vorerwähnter Gesellschaft diesen Gedanken ausgesprochen, ward er mit Theilnahme ergriffen. Schon im folgenden Jahre **) ward, auf ihre Kosten, ein Institut für 10 — 20 der Unbeglückten, bei Aarau eröffnet, und, erst nach Beweisablegung von den erfreulichen Leistungen der gehörlosen Kinder, dem ganzen Lande zur Unterstützung empfohlen. Die eingesammelte Liebessteuer, aus welcher, zur Fortdauer der Stiftung, ein zinstragendes Kapital geschaffen werden sollte, betrug aber kaum 10 — 12,000 Franken. Auch hier bewährte sich die bekannte, niederschlagende Erfahrung, daß im Allgemeinen wohlhäbliche und reichere Häuser zu großartiger Wohlthätigkeit die ärmsten; hinwieder die Aermern und Minderbemittelten, verhältnißmäßig die freigebigsten und reichsten zu seyn pflegen.

Jede Taubstummenanstalt ist ein ehrwürdiges Monument der Menschlichkeit. Aber tausend solcher Stiftungen sind nicht genügend

*) Seine, zur Erhaltung des Doktorgrades der Medizin und Chirurgie, an der Universität Berlin (1827) verfaßte Inaugural-Dissertation: „De Janis“ behandelte schon die Kopfbildung solcher Mißgeburten anatomisch.

**) Im Jahre 1836.

für das Bedürfniß im europäischen Welttheil *). Wird nicht endlich auch für jene Waisenkinder der Natur ein Heiland erscheinen, der Offenbarung eines Erlösungsmittels von solchem Elend bringt, wie es der unvergeßliche Jenner in England, wider Blatternpest, brachte? Kaiserliche und königliche Akademien der Wissenschaften freilich haben für wichtigere Dinge Preisaufgaben zu stellen, als für eine Kleinigkeit, dergleichen die Entdeckung und Ableitung jener Giftquellen wäre, aus welchen in Europa bei 200,000 Menschen ihr lebenslängliches Verderben schöpfen **).

Was ich auf Reisen über Entstehn kretinischer Verzerrung der menschlichen Gestalt, oder ihrer Sinneswerkzeuge, wahrgenommen, und was mir der gelehrte Naturforscher in Turin, Ritter Vasalli-Candi, aus den Gebirgen Savoyens schon vor vielen Jahren bestätigt hatte, beschränkt sich auf folgende Thatsachen: Taubstummheit und Kretinismus sind durchgehends, in sämmtlichen Welttheilen, mehr in bergigen, als ebnen Gegenden herrschend; mehr in tiefern Theilen der Thalgelände, als in höhern (zumal wenn diese 3000 — 4000 Fuß über dem Meere gelegen sind); mehr an der schattenreichern Thalseite, wo trägere Verdünstung statt findet, als an der sonnigern, (an nördlichen Berghängen sind daher auch die Jahrringe vom Holz der Waldbäume poröser; die Thierhäute, nach Zeugniß der Gerber, schwammigter; selbst Fleisch und Muskeln der Menschen lockrer und gedunsener); ferner, neben diesem allen, auf feuchtem, vom Wasser durchsickerten, Boden der Umgegend mehr, als auf trocknem, quellenarmem Erdgrunde. Eben dort pflegt auch das Trinkwasser ungesunder für die zu seyn,

---

*) In der preußischen Monarchie befanden sich (laut Zählung von 1834) 10,162 Taubstumme; in Frankreich hatte man deren (im Jahre 1832) eine Anzahl von 28,000, und in Allem für sie nur 30 Lehranstalten. In der Schweiz, wo bisher 8 — 10 Taubstummen-Institute gewesen sind, kannte man die Zahl der Unglücklichen noch nicht.

**) Doch im Jahre 1840 fing in der Schweiz die allgemeine Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft, in Verbindung mit der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, an, dieser großen Aufgabe endlich ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; und der Vorort Bern forderte, zur Beihülfe, selbst die Regierungen gesammter Eidsgenossenschaft auf.

welche schon scrophulöse Anlagen besitzen. Sämmtliche, oder auch einzelne, Brunnen und Quellen mit jener Plage beladnen Ortschaften, empfangen ihr Wasser gewöhnlich aus mehr oder minder entfernten Höhen, von denen es unter der Dammerden-Schicht, oft darin faulend, versessen, mit schädlichen Extractivstoffen geschwängert, zusammengeronnen ist, ohne von einem filtrirenden Gebirgslager gereinigt zu seyn. Dergleichen Wasser fehlt aber in höhern Thalschaften, theils weil es dort, wenn auch noch unter der Bodenfläche niederfließend, von seinem Ursprung her, kürzere Strecken zu durchrinnen, theils auch, wegen stärkern Falls, schnellern Lauf hat. Selbst das Sonnenlicht übt unzweideutig seine chemische Einwirkung auf die Gewässer; denn Flußwasser ist in der Regel weicher; Quellwasser härter.

Als mitwirkende Ursache des Naturübels mag allerdings auch Wohnung und Lebensweise der Menschen in solchen Umgebungen gelten. Unfläthige, dumpf-feuchte, selten gelüftete Behausungen, neben selten wechselnden Nahrungsmitteln und neben üblichem Branntewein-Genuß, sind häufiger Heimathen des Unheils, als wohlbesonnete Gebäude, in denen größere Reinlichkeit der Bewohner, neben größerer Mannigfaltigkeit ihrer Speisen, gefunden wird.

9.

Vorwehen neuen Sturms.

Während ich mit thätiger Lust zur Stiftung und Pflege einer Lehr- und Erziehungsanstalt für taubstumme Knaben Hand bot *) — meine Nanny übernahm dabei freiwillig Oberaufsicht des Haushalts —, sah ich mit ziemlicher Deutlichkeit neue Wetterwolken am politischen Horizont der Schweiz aufsteigen. Sie nahmen diesmal ihren Zug von Süden her. Es ging mir mit meiner Politik jetzt ungefähr, wie mit meiner Meteorologie. Ich trieb beide noch nebenher; mehr aus alter Gewohnheit, als mit Zuversicht. Weil ich, seit dreißig oder vierzig

*) Als Präsident von der Direktion der Anstalt.

Jahren, täglich dreimal den Stand des Barometers, Thermometers, Hygrometers, Wolkenzuges u. ſ. w. aufzeichnete, hatt' ich's glücklich dahin gebracht, zum Behuf eines Spaziergangs, eines häuslichen Waſchfeſtes, oder einer kleinen Reiſe, zuweilen die Witterung der folgenden Paar Tage richtig zu errathen. Denn ich wußte nun, was man freilich auch ohne tägliches Beobachten der Inſtrumente wiſſen kann, daß, auf gutes Wetter, regelmäßig ſchlechtes einkehrt.

Ungefähr eben ſo hatte ſich der politiſche Himmel ſchön aufgeklärt, als die helle Juliusſonne des Jahrs 1830 durch das graue Gewölk hervorgebrochen war. Doch als erfahrner Meteorolog, glaubt' ich keineswegs an lange Dauer des blauen Himmels; aber auch nichts weniger, als daß der Fönwind, in Italien Sirocco geheißen, uns Unwetter aus dem Gedünſte der pontiniſchen Sümpfe herüberführen könnte. Ich hielt dieſe für längſt ausgetrocknet.

Von Rom aus verbreiteten ſich aber, und nicht über die Schweiz allein, ſondern über einen großen Theil Europens, hierarchiſche Miasmen, welche das geſunde Leben der Staaten angriffen, die Beſtandtheile derſelben ſchieden, und in innern feindſeligen Streit gegen einander verſetzten. Unter allen Streiten und tauſend Kriegen, von denen die Weltgeſchichte zu erzählen weiß, war mir von jeher der Kampf ehrgieriger Herrſchſucht, Habſucht und erblichen Kaſten-Hochmuths gegen ſittliche und bürgerliche Freiheit und geiſtige Veredlung der Nationen, das heißt: der Kampf gemeinthieriſcher Gelüſte gegen das Heiligſte unter dem Himmel, am widerwärtigſten. Es iſt dies der Krieg, über welchen ſchon das früheſte Alterthum wehklagte, wenn es der Nachwelt vom Streit der drachenfüßigen Kinder der Erde gegen die Gottheiten des Olymps, oder der abgefallenen Engel, gegen den Thron Jehova's, erzählte.

Von Gregor VII. bis Pius VII. folgten die Statthalter Chriſti, unverwandten Blicks, nur einem Ziel: Eroberung kirchlicher Oberherrlichkeit über Thronen und Nationen für die „ewige Roma.“ Sie nannten es freilich nicht Arbeit für die ewige Roma, ſondern, für Sicherheit und Ausbreitung des ſeligmachenden Glaubens. In jüng-

ster Zeit, während der Restaurationsjahre, waren dazu, in aller Stille, von den Pyrenäen bis Ungarn, von Britannien bis zu den Alpen, Rüstungen betrieben worden. Aber als vortheilhafteſter Punkt, in der Mitte des Welttheils, von wo aus die römiſche Staatsklugheit künftige Operationen der ſtreitenden Kirche vielleicht am bequemſten fortſetzen konnte, erſchien ihr die Schweiz, zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Schon ſtanden die Jünger Loyola's, als Vorkämpfer, in Wallis und Freiburg, feſten Fußes; dann in Schwyz, dem neuern Sitz der päpſtlichen Nuntiatur. In der Schweiz boten ein lockrer Bund von einem Viertelhundert kleiner Republiken, mit ihren Eiferſüchteleien; hier ein buntes Getümmel politiſcher Parteien; hier beinah ein halbes Dutzend kleiner Bisthümer, unmittelbar dem heil. Vater untergeben; hier mehr denn ein Hundert von Klöſtern, Vortheil verheißendes Spiel an.

Bald genug zeigte ſich auch bei allen politiſchen Bewegungen, der Clerus werkthätig: ſo ſchon bei Errichtung des Bundesvertrags von 1815 *); ſo bei damaliger Aufſtellung ariſtokratiſcher Staatsformen der Kantone; ſo bei Wiederzerſtörung derſelben im Jahr 1830. Wie in Spanien, Frankreich, Belgien, Rheinpreußen, Polen, Ungarn u. ſ. w. fing man auch in der Schweiz an, erſt leiſe, dann lauter und kecker, die Rechte der Staaten, den Rechten der Kirchenhoheit gegenüber, in Zweifel zu ſtellen; dann ſie kühn wegzuläugnen. Flugſchriften und Zeitungen mußten zu Gunſten des Ultramontanismus ſprechen; dann mußten ſie Männer, welche den Römereien abhold waren, verdächtigen; dann Regierungen, dann Geſetze, endlich ſogar die proteſtantiſche Bevölkerung. Man flüſterte erſt Glaubenshaß ein; dann Muth zum Glaubenskrieg, unter Vorwand, daß die heilige, römiſchkatholiſche Religion in Gefahr ſchwebe. Man ſtiftete in Dörfern die berüchtigten „katholiſchen Vereine"; zuerſt in Umgegenden von Klöſtern und Stiften; dann entfernter, und in mehrern Kantonen der nördlichen Schweiz;

*) Der Nuntiatur gelang es, in demſelben die Aufnahme des zwölften Artikels zu bewirken, welcher neben den Kantonen auch den Klöſtern, durch den Bund, Gewährleiſtung gibt.

bis sie, unter Leitung geheimer Obern, zu einem Netz zusammengestrickt wurden. Abteien und Laien spendeten zu den Glaubensfehden Geld.

Mehrere eidsgenössische Regierungen, durch dergleichen feindselige Geberdungen aufmerksamer, und, für die unveräußerlichen Rechte des Staats, besorgter geworden, hatten sich endlich im Jahr 1834 zu Baden im Aargau, in einer Konferenz, für Sicherstellung altbestandener Staatsbefugnisse, vereint; so wie zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit dem römischen Hof über Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums, einiger Priesterseminarien u. dgl. m. Aber ehe man noch Unterhandlungen mit dem heil. Stuhl hatte eröffnen können, schleuderte der heil. Vater schon seinen Bannstrahl gegen jene Badner-Artikel. Wie kraftlos immerhin dieser Strahl verblitzte, erfrischte er doch den Muth aller Kämpfer für päpstliche Machtvollkommenheit, und zwang er den vaterländischgesinnten und gebildetern Theil der Weltgeistlichen zu verstummen.

Das Zunehmen priesterlicher Wühlerei bewog, da und hier, nach und nach Regierungen ernster einzuschreiten. Doch begnügten sie sich nur mit gesetzlicher Bestrafung allzufrecher Widerspenstigkeit einzelner Pfarrgeistlichen; oder mit Handhabung hoheitlichen Oberaufsichtsrechts über das Vermögen der Klöster, welches zum Theil für nicht ganz fromme, zum Theil für staatsgefährliche, Zwecke verwendet wurde. Auch die Regierung vom Aargau ordnete Kommissarien in die sechs Klöster ihres Landes ab, um vom beweglichen und unbeweglichen Gut derselben ein vollständiges Verzeichniß aufzunehmen. Und auch ich ward dazu *), neben zwei katholischen Amtsgenossen, für die uralte Benediktinerabtei Muri, für das Kloster der Benediktinerinnen in Hermetschwyl und der Cisterzienserinnen zu Gnadenthal ernannt.

*) Im Frühjahr 1833.

10.

Klosterbesuch.

Unter den, wenn auch nicht großen und glänzenden, doch mannigfachen Gaben, mit denen mich die gütige Natur, bei der Geburt, zum Angebinde, beschenkt hatte, war die edle Gabe des kaufmännischen Einmaleins die allerwinzigste geblieben. Und doch würde mir, bei meinen gar verschiedenartigen Beschäftigungen, keine besser zu statten gekommen seyn. Ich sträubte mich daher, mit gerechter Furcht, gegen Annahme der mir zugedachten Sendung in die Klöster, wo mich langweilige Kapital- und Zinsrechnungen, oder Musterungen und Abschätzungen von Ländereien, Waldungen, Gebäuden, Viehstand, Bibliotheken, Kirchenparamenten u. dgl. erwarteten. Wie schon öfter, blieb auch diesmal mein Sträuben dagegen umsonst; ich mußte gehn. Heimlich verhieß meinem leidenden Gehorsam eine kleine Neugier den Trost, das Leben frommer Cönobiten eine Zeitlang in der Nähe zu sehn, wie sie in ihren Zellen, mit schwermüthiger Weltentsagung, Gott und Wissenschaften ihre Stunden opferten. Wenn ich auch eben nicht mehr stark an jene Poesie des Klosterlebens glaubte, die weiland mich, als Jüngling, begeistern konnte, hoffte ich doch, vielleicht einem oder dem andern gelehrten Abälard zu begegnen, der dort den Selbstqualen und Eitelkeiten der Welt entronnen sey; oder vielleicht einer Heloise, die, als Braut Gottes, im Kampf wider schmerzlich-süße Erinnerungen, langsam dahinstirbt.

Der Aufenthalt in den Klöstern dauerte mehrere Monate. Die Erscheinung von drei Regierungskommissarien war für die hochwürdigen Väter ohne Zweifel nicht die angenehmste; und konnte in ihnen den frommen Groll gegen weltliche Obrigkeit nicht sehr mildern. Indessen verbargen sie, mit gefälliger Höflichkeit und weltkluger Gewandtheit, den Unwillen, welchen man bei unwillkommenen Besuchen empfindet, die man nicht wohl ablehnen kann. Außerhalb den geweihten Mauern aber hatten die Abgeordneten der Regierung mehr denn einmal Gelegenheit zu erfahren, wie man innerhalb der Mauern gesinnt sey. Einer der Mönche von Muri predigte in der Pfarrkirche des

Ortes eines Sonntags ganz unverholen und naiv seine Trauer über die Leiden der Kirche unter dem Druck feindseliger Gesetze und gottloser Regenten. Zwar ward der hochwürdige Mann freundlich gewarnt, sich nicht auf heiliger Stätte dem Zorne des Herzens zu überlassen. Doch vielleicht auf minder heiligen Stätten ward's minder genau genommen. Und eines Nachts ward sogar, den Mauern der Abtei gegenüber, der Oberst Fetzer, mein würdiger und lieber Amtsgenoß, vom dienstbaren Pöbel, in effigie aufgehenkt.

Sonderbar genug hatt' ich das Glück, mich des Vertrauens mehrerer Klostergeistlichen, in höherm Grade zu erfreun, als meine beiden katholischen Kollegen. „Werden Sie nicht stolz darauf," sagte der hellsichtige und gemüthliche Fetzer lachend: „Ein Priester hier zu Lande erwartet, kraft seiner geistlichen Weihe, von uns Laien eine Art unterwürfiger Verehrung, die er von einem bloßen Ketzer nicht fordern darf, wie Sie sind, der am Ende von der unsichtbaren Hoheit des Priesterthums so wenig Begriff hat, wie ein Türke, oder Fetisch-Anbeter. Der Geweihte steht daher zu Ihnen, wenn er in Ihnen die heidnischen Tugenden eines ehrlichen Mannes erkennt, weit unbefangner da, als zu uns Andern; besonders wenn er bei uns gar einen Anflug heidnischer Aufklärung wittert."

Je länger ich Walten und Wesen der Cönobiten und Cönobitinnen beobachtete, um so mehr mußte ich meine frühern, etwas schwärmerischen Vorstellungen davon belächeln. Ich sah wohl, die dem Himmel Gewidmeten hatten Alles in der Welt zurückgelassen, nur nicht sich selbst, sammt den Lüsten und Begierden, und Gemüthsgewöhnungen, welche ein engeres geselliges Beisammenwohnen oft nichts weniger, als erträglich machen. Die Alten und Betagten, im Joch vieljähriger Gewohnheit ersteift, lebten im einförmigen Tagwerk klösterlicher Uebungen und gedankenleerer Werkfrömmigkeit, ihr stilles, starres Pflanzenleben. Die Jüngern aber bekümmerten sich, neben den Erquickungen, welche auch den frömmsten Seelen allenfalls Küche und Keller bieten, mehr um die Welt, als wohl, nach der Regel des heil. Benedikt und St. Bernhard, hätte seyn sollen.

Gelehrsamkeit fand ich in der Abtei Muri wenig, kaum oft nothdürftigste Schulbildung; dagegen eine große Bibliothek, vielleicht mehr zur Schau, denn zum Gebrauch. Ich fand einen Reichthum von beinah drei Millionen Franken; aber mit unglaublicher Fahrlässigkeit und Unkunde verwaltet. Es waren Schätze in wahrhaftig todter Hand, mit denen nichts für Wissenschaft oder Kunst geleistet ward; nichts für wohlthätige, gemeinnützige Unternehmungen; nichts auch nur für Beförderung des Wohlstandes in der nächsten Umgegend. Vielmehr entdeckte man in dieser, wie nirgends im schönen Aargau, nur zuviel Wahrzeichen träger Armuth, roher Sitten und dummgläubiger Unwissenheit. Fast täglich begegnet' ich, am Eingang der Abtei, einem Haufen arbeitsfähiger Männer, junger und alter Weiber, zerlumpt, unreinlich, versammelt, um in mitgebrachten Geschirren ihren Antheil ekelhafter Suppe zu empfahn, die, aus Abfällen der ungleichartigsten Speisen, vom Tisch der geistlichen Herrn und der Dienerschaft, zusammengerührt worden.

Doch gern denk' ich auch an ein Paar würdige Männer zurück, die durch menschenfreundlichen Sinn und klare Verständigkeit, meine Achtung und Zuneigung an sich zogen. Einer derselben war der Jüngste der Konventualen der Abtei Muri, Pater Adalbert, der die Verrichtungen eines Statthalters versah. Er schien manchmal selber zu fühlen, daß das Klosterthum dem Leben und Streben des Jahrhunderts immer mehr absterbe. Ich erinnerte ihn an die Verdienste der ehmaligen Benediktinerabtei St. Maur. „Warum machen Sie nicht," sagt' ich eines Tages zu ihm: „Ihre Abtei Muri den heutigen Interessen des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich? Gründen Sie z. B. ein polytechnisches Institut, großartig ausgeführt, für die gesammte katholische Schweiz und die angränzenden Länder. Rufen Sie dazu die berühmtesten Lehrer Deutschlands, Frankreichs und Italiens um jeden Preis her. Sie sind reich genug; haben Raums genug in Sälen und Zimmern des pallastähnlichen Neugebäudes, welches öd' und leer steht. Den größten Theil des Aufwandes würden Ihnen Kostgelder der Studierenden, und höherer Ertrag der Güter ersetzen; wie denn auch der edelherzige Fellenberg, für Aehnliches, fürstlichen Aufwand trieb, ohne dabei zu verarmen. So würde Muri, unbescha-

det Ihrer Ordenspflichten, zur ersten Zierde des Ordens, zum Kleinod des Aargaus, erhoben werden."

Wir besprachen dies umständlicher. Pater Adalbert schien von der Idee ergriffen. Er versuchte sie dem bejahrten Abt Ambrosius beliebt zu machen; brachte mir aber, mit Achselzucken, dessen abweisende Antwort zurück. Ich hatte kaum eine bessere erwartet.

Ein andrer Geistlicher, welcher mir besondre Verehrung einflößte, war, des Cisterzienser-Ordens, aus der Abtei Wettingen; als Pater Beichtiger beim Frauenkloster Gnadenthal. Dieser würdige Mann, von ausgezeichneter Vorliebe und wissenschaftlicher Bildung für Landwirthschaft, hatte das verarmte Kloster, durch weise Oekonomie, vor Auflösung bewahrt. Wegen solcher Verarmung war auch noch die Aufnahme von Novizen einstweilen untersagt worden. Aber ein Frauenzimmer aus der Stadt Zug hatte sich jetzt zur Aufnahme gemeldet; und die Vorsteherin, oder „Frau Mutter", setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, als sie mich um Verwendung bei der Regierung ansprach. Einwendungen, daß man zuvor die Regierung vom Vermögensstand des Klosters unterrichten müsse, wurden nicht angehört. Die nach der heiligen Einsamkeit Sehnsuchtsvolle ließ mich bitten, sie selbst anzuhören. Ich mußte wohl gewähren.

Die Novize, ein Mädchen in schöner Blüte des Lebens, erschien erröthend und erblassend am Sprachgitter. Mit gesenkten Blicken, schüchtern und stammelnd, trug sie ihren Wunsch vor. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir eingab, der frommen Jungfrau, in meiner Antwort, etwas von jenen nichtssagenden Artigkeiten einzuflechten, die man sonst, ohne alle Sünde, im Weltleben wohl einem jungen Frauenzimmer zu spenden pflegt. „Ich muß es fast beklagen," sagt' ich: „daß Sie mich zu einem so grausamen Dienst wählen; daß Sie mich zum Fürbitter machen wollen, damit so viel Anmuth auf immer in einer finstern Zelle verschwinde. Warum sehnen Sie sich schon so früh nach einer klösterlichen Einsamkeit, deren Schattenseite Sie gewiß jetzt nicht ganz würdigen können; und wünschen einer Welt auf ewig gute Nacht zu sagen, — einer Welt, in der Sie auch noch so neu sind,

und in welcher Ihrentwillen vielleicht hoffnungslos ein der Liebe werthes, treues Herz brechen muß?"

Indem ich so sprach, erblaßte die junge Novize; ihre Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft; ihre Finger klammerten sich in das Gitterwerk ein; dann brach sie in Thränen des innigsten Seelenschmerzes aus. Ich erschrak; winkte die Konventualinnen aus dem Hintergrunde des Saals herbei, das arme Mädchen zu unterstützen und wegzuführen. Ich aber hütete mich wohl, das Verlangen der hübschen Weltentsagerin noch länger in vollem Ernst zu nehmen. Vier Jahre später*), da ich abermals Mitglied der eidsgenössischen Tagsatzung zu Luzern war, erkundigte ich mich, als mir, während eines Spaziergangs mit dem Gesandten und Landammann von Zug, die Novize zufällig in Erinnerung kam, bei ihm nach ihrem Loose. „Ei, die eine Nonne?" rief er: „Sie ist glücklich vermählt, und glückliche Mutter!"

11.

Eine Folge des Besuchs.

Hätte nicht die später geschehene Aufhebung der aargauischen Klöster so großes, beinah möcht' ich sagen, erkünsteltes Aufsehen erregt, würd' ich kaum von dem Allen hier erzählt haben. So fahr' ich fort, und füge noch einen kleinen Nachtrag bei, der wenigstens, hätte er auch kein anderes Interesse, mich selbst bezeichnet, wie ich zu jenen Klöstern stand.

Der Oberst Fetzer, im großen Rathe, wie ich, statteten der höchsten Landesbehörde Bericht über unsre Verrichtungen ab. Dies gab Anlaß zu allerlei gehässigen Gerüchten über uns Beide; Gerüchten, die von unsern Gegnern, mit christlicher Liebe, immer finsterer ausgeschmückt, vergrößert und verbreitet wurden, wie es wohl in der Welt

---

*) Im Jahr 1837.

zu geschehn pflegt. Bald, oder vielleicht zuerst, gelangten sie zu den Ohren der Kloster-Vorsteher. Der Pater Statthalter Adalbert in Muri schrieb mir darüber einen langen, freundschaftlichen Brief*). Er klagte, als hätten wir, wie die Sage gehe, auf die Klosterherrn „geschimpft"; die religiösen Institute verdächtigt; und er bemühte sich, diese, besonders Muri, zu rechtfertigen. Hier meine Antwort**), welche vielleicht über manche Einzelheiten, die erst später Bedeutsamkeit empfangen, einiges Licht werfen:

„Der Brief, hochwürdiger Herr, den ich gestern Mittag erhielt, das Vertrauen, mit dem Sie ihn schrieben, freute mich. Ein Beweis dessen, sey diese schnelle, offene und vertrauliche Erwiederung."

„Meines Wissens hat Herr Fetzer nicht, wie Ihnen das Gerücht sagte, auf Ihr Gotteshaus „geschimpft." Umgekehrt, als im großen Rathe das Wort auf seine in Muri erlittene Mißhandlung kam, benahm er sich mit Würde und Edelmuth. Wenn, wie Sie sagen, das Gerücht späterhin Aehnliches von mir sagte, hat es, wie schon oft, meine Denkart verkannt. Selbst wann ich beschimpft ward, hörte niemand mich wieder schelten. Warum also sollte ich mich über Ihr Gotteshaus mit Rohheit äußern, wo ich einige der würdigsten Religiosen wirklich hochachte? Daß ich, wider Willen zu Muri, wie im Exil lebte, fern von Familie, Freunden, Wissenschaften, unter unbehaglichen Geschäften, und im Wirthshause, werden Sie nicht auf Ihr Gotteshaus beziehn wollen."

„Wenn ich im großen Rathe über meinen Aufenthalt in Muri sprach, so geschah es pflichtmäßig, mit reiner Wahrheitsliebe, über die Armuth, Bettelei, Unwissenheit, den Wankelmuth, die Rohheit in

---

*) Von Muri, 13. Dez. 1834. Der würdige Mann (nach dem Tode des Abtes Ambrosius zu dessen Nachfolger erwählt) lebt noch. Ich habe daher kein Recht, sein mir allein bestimmtes Schreiben, ohne seine Erlaubniß, zu veröffentlichen.

**) Von Aarau, 15. Dez. 1834. Ich schalte sie hier, vom Anfang bis zum Ende, wortgetreu ein. Das Original mag wohl noch in den Händen des hochwürdigen Empfängers vorhanden seyn und für die Treue der Mittheilung zeugen können, deren Inhalt, von ihm, leider! ohne alle Beachtung geblieben ist.

vielen dortigen Dörfern, und besonders in der Umgegend des Klosters. Ich gab Beweise; ich sprach mit gerechtem Unwillen über Handlungen, die Sie selbst, in Ihrem Briefe, „„grobe, verbrecherische Auftritte““ hießen; mit Unwillen von den Verirrungen und Lärmereien aufgehetzter, fanatisirter Versammlungen; mit Unwillen von dem Mangel an Thätigkeit, welche der Herr Bezirksamtmann dabei zu Tage legte, den ich persönlich hochachte, aber den ich table, weil er nicht, als Vollziehungs-Beamteter, Mannhaftigkeit genug besaß, mit Nachdruck einzuschreiten, wie ich von achtbaren Männern weiß, und wie man im großen Rathe dafür zeugen wollte."

„Ich glaube Ihnen wörtlich; mein hochwürdiger Freund, daß Ihres Wissens, vom Kloster aus, nichts geschah, solche Unordnungen anzuregen, oder zu begünstigen. Ich glaube es, daß es von andern Geistlichen und Weltlichen geschehn seyn mag. Aber, was that das Kloster, vermittelst seiner Autorität, seines Einflusses, zur Verhütung der Unfugen? Sprach es laut und öffentlich seine Mißbilligung aus? Stand es entschieden da, auf Seiten des Gesetzes und der hohen Landesobrigkeit? — Ein Blick, ein Wort, im Gotteshaus gegeben, kann eben so leicht das Verderblichste durch Unbehutsamkeit wirken, als anderseit Verderbliches verhüten. — Erinnern Sie sich, wie inständig und im Interesse Ihrer ehrwürdigen Stiftung, ich Sie einst bat, auf einige dortige Geistliche einzuwirken, nicht Kanzel, nicht Beichtstuhl und Hausbesuch zu mißbrauchen? Sie selbst damals vermutheten von einigen Pfarrern dergleichen gefahrbringende Unvorsichtigkeiten! Ich wiederhole diese Bitte heute noch, mit derselben Innigkeit. Noch läßt sich Vieles redressiren. Folgen Sie dem Rathe eines Freundes; dem Rathe, welcher mit Religion, Vernunft und Lebensklugheit im Einklang steht."

„Nun zu etwas Anderm, den Beitrag der Klöster (an den Staat) betreffend, von dem Sie mir schrieben. Ich sehe eben, durch Vergleichung des Budgets, er ist von 20,000 auf 25,000 Fr. im Vorschlag von der Regierung erhöht. Ich kenne den Grund dazu noch nicht. Nachdem ich die Oekonomie der Klöster Muri, Hermetschwyl und Gnadenthal kennen gelernt habe, ist's im letztern allein, wo die beste Verwaltung und Ordnung besteht. Sie fehlt in Hermetschwyl. Hier ist kein Mann von Einsicht an der Spitze der Haushaltung; die

Frauen können nicht außer den Klostermauern selbstthätig seyn*). Muri, wie ich schon die Ehre hatte Ihnen mündlich zu sagen, könnte seine Einnahmen, bei centralisirter, wohlgeregelter Verwaltung**), ausserordentlich erhöhen; wirklich reicher seyn, als es ist. Den Beweis dafür zu leisten, ist nicht schwer. Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen."

„Ob diesmal im großen Rathe, in Betreff des Budgets, etwas gethan werden könne nach Ihrem Wunsche, weiß ich nicht. Ich zweifle fast ebenfalls ***). Aber erlauben Sie mir, nach meiner innigsten Ueberzeugung, einen gewiß wohlgemeynten Rath. Sie kennen ihn schon."

„In der heutigen, vielbewegten Zeit haben die Klöster ihre alte, feste Basis verloren, auf der sie einst sicher, wie auf Felsen standen. Wem es Ernst ist, sie im Sturm zu retten, der muß ihnen eine frische Unterlage geben, die selbst dem Geiste des Zeitalters ehrwürdig seyn und bleiben muß. Diese frische Unterlage aber ist eben die, welche es in den ältesten Zeiten war, da die Klöster gegründet wurden: Veredlung und Kultur der Menschheit, durch Religiosität und Wissenschaft. Wie herrlich leuchtete einst in beiden der Orden St. Benedikts den Andern vor! — Die bloße, mechanische Observanz der Ordensregel reicht dazu nicht aus; am wenigsten im heutigen Europa. Glauben Sie es mir!" —

---

*) Dem Benediktinerinnen-Kloster Hermetschwyl war sogar von seinen Besitzungen, z. B. ein beträchtlicher, in ältern und neuen Urbarien angegebner, Wald gänzlich von der Hand gekommen, niemand weiß wann und wohin? Ich suchte ihn mit den Klosterknechten überall vergebens in der Wirklichkeit.

**) Zum Verständniß dieser Stelle mag dienen, daß die Verwaltung der Einkünfte unter mehrere Konventualen vertheilt war, welche, meistens Söhne wenig bemittelter Landleute, selten hinlängliche administrative Kenntnisse erwerben konnten und dennoch, jeder einzeln einige 100,000 Fr. in Verwaltung hatten, worüber sie dem Abte jährlich einmal auf einem Paar Bogen Papier Generalrechnung ablegten, von der sie nachher weiter nichts vernahmen. Eben so hatte der Abt selbst einen beträchtlichen Theil der Einkünfte unmittelbar unter sich, worüber er niemandem Rechenschaft gab.

***) Wirklich, als das Budget zur Sprache kam, und Vorschläge zur weitern Erhöhung der Klosterbeiträge zu den Staatsbedürfnissen gemacht wurden, gelang es mir, mit Beistimmung meines Kollegen Feyer, den großen Rath zu einem mäßigern Ansatz zu bewegen.

„Es thut mir leid, daß Sie mir so spät schrieben. Vielleicht wäre schon im großen Rath Anderes im Thun gewesen. Er tritt aber im Februar wegen des Schulgesetzes zusammen. Ich beschwöre Sie, bewirken Sie in Ihrem Konvent, daß das Gotteshaus sich bis dahin erkläre, nach einem großartigen Plane, eine Gewerbschule für die ganze Schweiz errichten zu wollen. Berufen Sie ausgezeichnete Professoren der Chemie, Physik, Mechanik, der Geschichte, Geographie, französischen und englischen Sprache. Mit einem Aufwand, von 16,000 Fr. jährlich, könnte Alles bestritten werden. An Raum für Wohnung der Lehrer und Zöglinge fehlt es Ihnen nicht. Die Viktualien werden dem Kloster durch die Kostgelder besser bezahlt werden, als jetzt. Ihr Entschluß wird in der Schweiz und Deutschland angenehme Sensation erregen. Ihr Muri wird Andern wieder, als Muster, gelten müssen. Der katholische Aargau wird Sie segnen, weil Sie wahren Segen ins Land bringen. Dann werden die Stimmen im großen Rathe sich auf andere Weise erheben."

„Ich ende. Mein Brief ist lang geworden. Ich wollte Ihnen beweisen, daß mir Ihre Achtung nicht gleichgültig ist. Ich sprach daher mit Ihnen Herz gegen Herz. Wollte Gott, mein Rath fände Gehör!"

„Leben Sie wohl. Vertrauen Sie meiner persönlichen Hochachtung für Sie; und — wenn Sie wollen — meiner vielseitigen Erfahrung und Kenntniß einer Welt, die Sie, aus Ihrer Zelle, nothwendig, nicht in allen ihren Verhältnissen sehn. Empfehlen Sie mich dem gnädigen Herrn, meinem lieben hochwürdigen Pater Küchenmeister und Herrn Pater Präceptor."

„Immerdar mit Freundschaft und Verehrung Ihr ergebenster Diener" u. s. w.

Es war mein letztes Wort an und für die Klöster; es ist aber keiner Antwort gewürdigt worden.

12.

Frommer Aufruhr.

Während übliche Ehrfurcht oder Politik der Regierenden in mehrern katholischen Demokratien, und gewohnte Milde oder Sorglosigkeit in paritätischen Kantonen, die leise wachsenden Anmaßungen des ultramontanen Klerus übersah, oder begünstigte: reizte endlich bald jede kleine Beschränkung solcher Anmaßungen, den Zorn der römischen Vorkämpfer auf. Die Beurtheilung priesterlicher Amtsmißbräuche vor dem weltlichen Richterstuhl, oder die Einführung besserer Verwaltung des Klostergutes, von Staatswegen, hieß Religionsverfolgung. Den Lenkern der katholischen Vereine schien es weit genug gediehn, um einmal, zur Einschüchterung der weltlichen Landesobrigkeiten, auch die irdische Stärke geistlicher Gewalt zu versuchen. Also wurde die Kette der durch die Kantone Luzern, Aargau, Solothurn und Bern gezogenen katholischen Vereine zur Thätigkeit aufgerüttelt. Kanzeln, Beichtstühle, Pamphlete, Zeitungen, Volksversammlungen fachten mit allen Kräften die Glut der Glaubenswuth an. Sie schlug wirklich in Flammen des Aufruhrs auf; erst in Pruntrut des Kantons Bern, bald darauf in den Umgebungen des Klosters Muri im Aargau. Doch eine rasch ausgeführte, militärische Besetzung der aufgewiegelten Ortschaften dort und hier, stellte binnen wenigen Tagen die gestörte Ordnung wieder her. Es war im Jahr 1835.

Dieser unerwartete Ausgang der glaubenseifrigen Meutereien, und die versöhnliche Großmuth der Regierungen, konnte aber die Verführer und Verführten weder entmuthigen, noch beschämen. Der wohlwollende Geist des Evangeliums hatte seine Macht bei denen verloren, die dessen Verkündiger zu sein vorgaben. Man rüstete nur heimlicher und emsiger zur Ausführung besser berechneter Entwürfe, in vortheilhafterm Augenblick.

Dieser bot sich von selbst, nach einer kurzen Frist von fünf Jahren, dar, weil dann die Kantone Solothurn, Aargau und Luzern, belehrt durch zehnjährige Erfahrung, Verbesserung ihrer Staatsgrundgesetze zu bewerkstelligen hatten. Dann konnten die Interessen des

römischen Klerus, auf gesetzlichem Wege, durch Stimmen des Volks über die Staatsverfassungsrevision gültig gemacht werden. Einleitend dazu erschienen Wünsche, Bitten und Vorschläge zur Vernichtung des Aufsichts- und Schirmherrlichkeitsrechts weltlicher Hoheit in Kirchensachen; somit auch Vernichtung des Plazet-Regiums der Regierungen; statt dessen Gründung unabhängiger Jurisdiktion der Nuntiatur, und unabhängiger Stellung der Klöster im Staate; Uebergabe der Leitung und Aufsicht vom öffentlichen Unterricht an die Priesterschaft; kurz Aufstellung eines Kirchenstaats zum Schutz der heiligen Religion, mit demokratischen Rechten des Volks *).

Je näher in jeder der erwähnten kleinen Republiken der Tag der Entscheidung rückte, um so kühneres und vielartigeres Streben geistlicher und weltlicher Parteiführer zur Eroberung des Ziels; häufige Zusammenkünfte Verbündeter inner und außer den Klöstern; öffentliche Volksversammlungen mit frommen begeisterten Sprechern; Geldspenden; Werbungen zur Verstärkung „katholischer Vereine"; Einschärfung der Pflicht eines leidenden Gehorsams gegen die alleinseligmachende Kirche und freudiger Aufopferung von Gut und Blut in Vertheidigung derselben. Denn es sey, hieß es: allein Frage noch, ob man römisch-katholisch bleiben, oder ob man lutherisch, reformirt, ketzerisch werden, in ewige Verdammung übergehn wolle? Die Heiligen des Himmels würden Beistand leisten; wer unterliege, könne sich der Siegespalmen der Märtyrer erfreun! Man trug kein Bedenken, Alles für Alles, ins Spiel zu wagen, auf Gefahr hin, Glaubens- und Bürgerkrieg anzuzünden; Spaltung oder Untergang der Eidsgenossenschaft zu sehn.

Allein das frevelhafte Kunststück, auf zerstörten Grundvesten bürgerlicher Ordnung den Thron römischer Kirchen-Allmacht zu baun, mißlang. Eine große Mehrheit des Volks im Kanton Solothurn

*) Diese und andere Forderungen wurden nachmals im Kanton Luzern wirklich erfüllt. Da aber das souveräne Recht des Volks vornehmlich in der Wahl seiner Stellvertreter und Obrigkeiten bestand; die Wahlen aber größtentheils durch die Eingebungen des Klerus im Volke geleitet wurden, waren Gesetzgebung und Regierung dem Einfluß des Priesterthums übergeben.

erklärte sich für das verbesserte Grundgesetz, welches, neben den Rechten des Staats, die bisher bestandnen Rechte der Kirche gewährleistete. Eben so genehmigte die Mehrheit sämmtlicher Staatsbürger, katholischer, wie protestantischer, im Aargau ihre revidirte Staatsverfassung. Nur eine Minderheit der Bevölkerung verwarf sie, und zwar derjenigen Bevölkerung, welche meistens in der Umgebung der Abteien und Klöster, längs der Reuß und Limmat, wohnte. Hier stieß man nun in's Horn des Aufruhrs. Es galt Empörung gegen den souveränen Willen der Mehrheit. Umsonst mahnten dort noch die Verständigern, inmitten fanatisirter Landleute, vom Verbrechen ab; umsonst verwarf das katholische Frickthal die Einladungen zur Theilnahme am Aufstand der Klostergegenden. Nichts schreckte mehr vom Aeußersten zurück. Die Bauern bewaffneten sich; Geld, Wein und Branntewein, niemand wußte von wannen? stärkte und steigerte den Religionseifer; der Landsturm gegen Aarau ward gebildet. Einige Häuptlinge der katholischen Vereine, einige Advokaten und ein Kapuziner erschienen, als Anführer. In den Klöstern fanden geheime Konferenzen und Berathungen statt, während die Zellenbewohner nach Außen sehr behutsam, mit weltlicher Klugheit, offne Theilnahme mieden.

Die Regierung sandte Kommissarien, theils den Gesetzen Gehorsam zu schaffen, theils die bekanntern Rädelsführer zu verhaften, theils die Klostergeistlichen zu vermögen, den wachsenden Sturm durch ihr mächtiges Wort zu beschwören. Allein die letztern verweigerten ihr Wort, als Gottgeweihte, die allen Welthändeln fremd sind. Die Abgeordneten der Regierung und deren pflichttreue Beamten wurden hingegen blutig vom Pöbel mißhandelt, und in Gefangenschaft geschleppt. Der Landsturm brach auf. In scheinbarer Unparteisamkeit und Ruhe, doch nicht ohne Bangigkeit, sahn Mönche und Nonnen, in der Stille ihrer geheiligten Mauern, dem lärmerischen Getümmel zu; aber ihre bedienstеten Laien und Knechte wurden überall erblickt und im Gewühl überall voran. Da, im dringendsten Augenblick der Gefahr, versammelte ein Wink der Regierung die Bataillone wohlgeübter Milizen, welche unter Anführung des eidsgenössischen Obersten Frei-Herose, durch Nacht und Tag, im rauhen Winterwetter, gen Villmergen flogen, ein Dorf, welches zweimal schon durch Schlachten in frühern

Glaubenskriegen der Schweizer unselige Berühmtheit erworben hatte. Hier stand die Vorhut des Landsturms. Sie wurde nach kurzem, doch nicht unblutigem, Gefecht, zersprengt*); der Aufstand in zwei Tagen gestillt. Die erschrocknen Anführer desselben entflohn zuerst, und überließen die Abbüßung ihrer Sünde den armen, getäuschten Landleuten.

Unwille und Trauer herrschten im ganzen Lande. Schon bei der ersten Schilderhebung der nämlichen Gegenden ruhte der schwerste Verdacht auf der geheimen Wirksamkeit jener Klöster. Nun im Zeitraum von fünf Jahren daselbst der zweite Aufruhr; abermals zu gleichem Zweck, und abermals mit gleicher, scheinbarer Unparteisamkeit der Gottgeweihten, die ihren Dazwischentritt zur Stillung des Unfuges verweigerten; viele andre Thatsachen vernichteten jeden Zweifel an ihrer Mitschuld. Durch ihre Mönchspfarrer und befreundeten Weltpriester, durch ihre Zinsleute und Anhänger, war der erste Stoß zur Empörung gegeben worden. Wie hätte auch der unwissende Landmann Begehren in kirchlichen Dingen wider den Staat stellen können, von denen jener selbst nichts verstand? — Viele in den lärmenden Haufen des Volks handelten vielleicht aus frommer Ueberzeugung; Viele aber aus Lust an lüderlichem, wildem Getümmel, bei dem es nicht an Wein und Branntewein, und nicht an Hoffnung auf Beutemachen fehlte; Viele noch gesellten sich, aus Furcht vor diesen Lärmern und Schwärmern, ihnen bei, die ihre und ihrer Familien Sicherheit bedrohten. Gewiß auch waren wohl viele der Klostergeistlichen an dem frevelvollen Unternehmen schuldlos. Nicht einzelne Mönche oder Nonnen, sondern die Korporationen mit ihrem unverhehlten feindseligen Geiste standen gegen den Staat in offnem Kriege. Ihr Verband unter einander, und mit den übrigen Klöstern, mit der päpstlichen Nuntiatur, mit dem heiligen Stuhl, machte sie zur vornehmsten Schutz- und Trutzwaffe Roms gegen die Ansprüche jeder weltlichen Obrigkeit. Ihr Fortbestand ward, im Aargau, mit friedlicher Entwickelung des Staatslebens unvereinbar. Die Gewährleistung ihrer Stellung, durch den Bundesvertrag, mußte auch Gewährleistung fortdauernder Feindselig-

*) Den 11. Jänner 1840.

keiten und Zerrüttungen des Staates werden. Sie hatten Krieg begehrt und begonnen, und die Wirkungen kriegsrechtlicher Nothwehr zu tragen.

Der große Rath entschied sich für Aufhebung der meuterischen Klöster*), und, nach Abzug der Kriegskosten, die das verführte Volk nicht tragen sollte, für Ertheilung lebenslänglicher, anständiger Jahrgehalte der entlassenen Religiosen, aus dem Klostervermögen, so wie Verwendung desselben zum Behuf der Kirchen, Schulen und Armenanstalten sämmtlicher katholischen Gemeinden im Lande.

Dieser Beschluß hat bekanntlich nicht nur in der Schweiz, sondern sogar hin und wieder in Nachbarländern eine Weile Zeitungs- und selbst einiges diplomatisches Geräusch, fast über Gebühr, veranlaßt. Hier ist der Ort nicht, darüber umständlicher zu werden, vielleicht bin ichs schon zu sehr geworden. Doch glaubt' ich, meine Ansicht darüber nicht verschweigen zu sollen. Ich hatte den Geist nahe genug kennen gelernt, der in den Klosterzellen waltete und von ihnen über ein glaubenskräftiges, aber bildungsloses Volk ausfloß. Ich stimmte nicht nur für den Aufhebungsbeschluß, den ein tugendhafter Mann, ein Katholik**), zuerst zur Sprache brachte, sondern ergriff auch, zu dessen Vertheidigung in der gesetzgebenden Versammlung, selbst das Wort.

Es war dies zugleich aber das letzte Wort von mir, und für immer, in dieser Versammlung. Eingedenk des Gelübdes, welches ich im sechszigsten Jahr gethan, mich, nach Vollendung des siebenten Jahrzehends, der letzten öffentlichen Geschäfte zu entschlagen, erfüllt' ichs. Und obwohl mehrere Wahlkreise mich wieder in den großen Rath zurückforderten; und obwohl man mir die Ehre erwies, nicht an mein Alter glauben zu wollen, ja, mir den Vorwurf der Bequemlichkeitsliebe zu machen: ich hielt mein Gelübde.

---

*) Den 13. Jänner 1840.

**) Der Seminardirektor Augustin Keller. Ich nenne gern den vorzüglichen Mann, den ich ehre.

13.

Der Greis

Denn der erste Lenztag des Jahres 1841 hatte, geschmückt mit zarten Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), meinen kleinen Lieblingen unter Flora's Kindern, mich schon in das einundsiebenzigste Jahr eingeführt. Mir war an diesem Tage wahrhaft, als ständ' ich auf einer Bergeshöh, an deren Fuße vor mir das Meer der Ewigkeit hörbar rausche, während hinter mir noch das Erdeleben mit seinen Einöden und Blumengefilden, Sonnen- und Gewittertagen, grün, wild und schön, ausgespannt liege.

Wenn ich ehmals von Freudenlosigkeit des hohen Alters las oder hörte, wandelte mich stille Bangigkeit an. Jetzt erstaunt' ich, daß das Greisenthum soviel Anmuth und Genuß darbiete. Jeder Zeitraum des Menschenlebens prangt mit eigenthümlichen Reizen, von denen schwer zu entscheiden ist, welcher der wünschenswürdigere sey? — Cicero's alter Cato hat vollkommen recht, zu sagen: „Wer in sich selber nicht zum Seligleben Kraft gewonnen, dem wird jedes Alter beschwerdenreich. Wer aber aus dem eignen Innern das Beste schöpft, dem tritt nichts, als ein wirkliches Uebel, entgegen; auch das späte Alter nicht, das jeder erreichen möchte, aber mancher, wenn er's erreicht hat, grämlich beklagt" *). — Selbst minder weise, als dieser Cato, war der Psalmensänger, der da seufzte: „Unser Leben währet siebenzig, wenn es hoch kömmt, achtzig Jahr; und wenn es köstlich gewesen, ist es Müh und Arbeit gewesen!" **) Ich weiß es wohl, daß in dies Klagelied Tausende einstimmen, deren einzige Welt die Außenwelt, mit ihren Goldschätzen, Behaglichkeiten und Weihrauchwolken, ist; oder die, wie Frau von Genlis sagt, ihr siebenzigstes Jahr in der vollkommnen Ueberzeugung antreten, daß sie nur dazu geschaffen seyen, sich anzukleiden, zu frühstücken, Mittag- und Abendbrod zu essen, Piquet zu spielen und zu schlafen.

---

*) Cicero de Senectute, c. 2.
**) Psalm 90, 10.

Allerdings seh' ich vor, daß das pflanzenhafte Leben meiner Glieder, heut noch frisch und rege, wie von jeher, bald niederwelken muß; daß, mit entweichender Nerven-Erregbarkeit, nothwendig die Kraft der Innen- und Außensinne entschwinden wird. Ich werde dann nicht mehr, wie heut, tändeln, scherzen, schaffen, wirken, meinen Musen opfern können. Was liegt daran? Je mehr sich die Welt vor mir verdunkelt und verliert, um so weniger fühl' ich ihren Verlust; um so heller tagt mir der beginnende Morgen einer andern Welt.

So tret' ich, froh in Gott, und überall in ihm, und mit ihm, zum Lebenswinter ein, jenseits dessen mich kein Frühling mehr auf diesem Erd-Sterne erwartet. Freund „Hain", im dünnen Schleier weniger Monden oder Jahre verhüllt, lächelt mir entgegen. Noch aber will ich mich der Gegenwart freun, umringt von den Meinigen; von Nanny, deren Jugendschöne in Seelenschöne übergeblüht ist; von Kindern, deren Keines meiner Lieb' und Sorge unwürdig stand. Das Abendroth meines Daseyns auf Erden leuchtet mich an; und die Welt schwimmt mir im rosenfarbnen Licht darin, und schöner, als einst in der Morgenröthe des Lebens.

Mögen Andre mit Heimweh auf das verlorene Paradies ihrer Kindheit zurückblicken. Mir fehlte dies Paradies! Ich irrte, als Waise, ungeliebt und verlassen umher; nicht ungeliebt und verlassen von Gott. Ich danke seinen Fügungen, die mich lehrten, ein Paradies in meinem Innern baun. — Den Jüngling schon lachte die Außenwelt schöner an. Sie war aber nicht schöner geworden; er sah sie nur lieblicher durch das Prisma jugendlicher Gefühle und Fantasien; in jener magischen Strahlenbrechung, welche Alles mit siebenfarbigen Gloriolen umsäumt, bald Riesengestalten verkrüppelt, bald Zwerge zur Gigantengröße ausstreckt, je nachdem Laune, oder Zufall, das trügerische Glas halten. Aber auch der Jüngling blieb sich des holden Truges bewußt.

Er ward Mann. Das Leben lagerte heller sich vor ihm aus; doch nicht das Leben, er selbst, war in sich heller geworden, so daß er schärfer den Schein vom Wesen abgränzen konnte. Von da an wohl-

gemuth, rastlos und beharrlich wirkte er für die Herrschaft des Göttlichen auf Erden, wie und soviel er vermochte, um einst sein Ruhestündchen rechtmäßig verdient zu haben. Und war's zuletzt auch wenig; doch war sein Wille groß gewesen. Er genoß das Süße und Bittre des Irdischen, wie es ihm das Schicksal zuwarf, und dankbar für beides, ohne sich lange um Vergängliches zu grämen; gewöhnt, im Bewußtseyn und Lieben des Ewigen, zu leben.

Nun ist der Feierabend da, und willkommen! Ich bereue nicht, gelebt zu haben. — Mögen Andre, in ihrem Herbste, die eingesammelten Ernten überschaun und zählen. Ich kann dies nicht. Ich streute die Saat aus; wohin sie der Wind entführte, weiß ich nicht. Mein war nur die Güte des Wollens; über das Gedeihn der Arbeit verfügte die Hand Gottes, das Schicksal. Auch manches taube Korn hab' ich gestreut. Ich klage darum weder mich, noch den Himmel an.

Mögen Andre sich eines mehr, oder minder mühsam erworbnen Reichthums, oder Ranges, oder Ruhms freun. Ich gönne ihnen diese Freude und bedaure ihre Mühen. Fortunens Huld hat mir keine goldne Schätze gespendet. Aber genügsam mit dem, was eigner Fleiß mir erworben, Sparsamkeit mir bewahrt hat, freu' ich mich jener edeln Unabhängigkeit, der ich von jeher nachstrebte, und in welcher ich, aus dem Wenigen, auch zuweilen noch Unbeglücktern Hülfe zu reichen im Stande war. — — Rang? Ich trachtete nur nach dem der bessern Sterblichen. Nur einmal, in jugendlichem Aufstreben, sonst niemals im ganzen Lauf des Lebens, hab' ich um Ehrenstellen geworben; wohl deren eben so viele abgelehnt, als übernommen; und diese nur, sobald ich, wo Tüchtigere fehlten, als Nothnagel dienen, oder nützlich wirken konnte. — — Ruhm? Schriftstellerische Celebrität? Seifenblasen! Ich kannte wohl Höheres.

14.

Schluß.

Eigentlich sollt' ich dies letzte Kapitelchen Nachschrift, oder Geschichte dieser Geschichte, nennen. Das Ganze war vor Jahr und Tag vollendet; lag wohlversiegelt und aufbewahrt unter Schloß und Riegel, und sollte von den Meinigen, die mich überleben würden, nach ihrem Gutdünken seine Bestimmung empfangen. Da führte ein Umstand, an sich zu unerheblich, um hier erzählt zu seyn, eine Art Nöthigung herbei, daß der Verfasser der „Stunden der Andacht" seinen seit dreißig Jahren verschwiegnen Namen nicht ferner, ohne Nachtheil eines dritten, verbergen sollte. Von Magdeburg aus ward er dann zuerst öffentlich bekannt *). Und so war auch nichts mehr daran gelegen, mit eigner Hand das Siegel von dieser „Selbstschau" zu lösen, die vielleicht mancher Familie willkommen erscheint, ihren bisher unbekannten Hausfreund näher zu kennen. Mögen sie ihn denn kennen; auch auf die Gefahr hin, ihm nun vielleicht weniger hold zu bleiben, wenn sie gewahren, er sey — ein Mensch gewesen, noch keiner der Heiligen Gottes. Und ich, es wolle mir's niemand verargen, habe nebenbei wohl gar die heimliche, schalkhafte Freude, gleichsam aus dem Grabe hervor, zu horchen, wie hassende und liebende Bekannte, einst über dem Grabe Gericht halten. Ich halte ihnen kein Gegengericht mehr.

Indem ich selber das Ganze, nach jener Zwischenzeit, wieder las, fügt' ich, da und hie, manche Einzelheit und Späteres bei; und bemerkte jetzt erst, was auch Jeder bemerken wird, daß ich mehr eine Mosaik von einzelnen Erlebnissen, als einen zusammenhängenden Lebenslauf dargestellt hatte. Weil aber meine Aufgabe „Der Mensch

*) Einem meiner lieben Jugendfreunde, einem mehr, denn achtzigjährigen, blinden Greise, Behrendsen, in Magdeburg, der sich viel mit den Stunden der Andacht beschäftigte, auch gern den Namen des Verfassers erfahren hätte, wollt' ich vor seinem Tode den kleinen Wunsch erfüllen, und ihm nicht länger verhehlen, was schon nicht mehr zu verhehlen war, daß ich, den er längst in Verdacht hatte, daß ich es, sein Freund, Verfasser sey. Mein Brief kam zu spät. Der Theure war kein Sterblicher mehr.

und das Schicksal" war, fand ich's gebührlich, nur das auszuheben, was von Außendingen am tiefsten in das Gemüth eingewirkt hatte, oder, rückwirkend, aus diesem, gegen die wandelhaften Umgebungen Werthung, Wort und That geworden war.

So end' ich dies Schicksalsgemälde, und vielleicht am besten mit den Worten, die ich darüber einem meiner Freunde geschrieben habe*), der am Schlusse vieler seiner Briefe mich an ein solches Gemälde ungefähr, wie Cato im Römersenat an Karthago, regelmäßig zu mahnen pflegte: „Zwar hatt' ich nicht im Sinn", sagt' ich zu ihm: „Ihr Cæterum censeo u. s. w. früher, als nach meinem Tode, erfüllen zu lassen. Nun aber will ich, da ein Siegel gebrochen ist, auch das andre brechen, und mich — wie es beliebt — exkommuniziren oder kanonisiren, oder, es wäre das Beste, bald vergessen lassen."

„Das Bild ist wirklich vollendet. Ich versuchte es, mich so treu, wie möglich, zu konterfeien; weiß nun aber doch nicht, ob ich damit zufrieden seyn soll? Die Stimmungen ändern. Auch ist's ein gar zu langweiliges Ding, Pinsel in der Hand, sich immer und immer im Spiegel zu beschaun. Man sieht sich zuletzt selber nicht mehr deutlich. Oefters war ich auf dem Sprung, die ganze Arbeit zu zerreißen. Es kostete Ueberwindung, sie fortzusetzen. Doch mußte sie gethan seyn. Zuweilen las ich Abends meiner Nanny und den Kindern aus diesen Selbstbekenntnissen vor, seit ich aus diesen kein Geheimniß mehr machen wollte. Mögen die in der Nähe, und die in der Ferne, ihren Vater ganz erkennen, ehe sie seine Asche ins Grab legen."

„Lieb wäre mir, ich hätte einen ehrlichen, kaltblütigen Feind, der allfällige Irrthümer der Erzählung, oder Fehler aufzählen würde, die mir im Leben anhingen. Ohne Zweifel bin ich, wie jeder Adamssohn, ein Sünder; doch bin ich mir durchaus weder absichtlicher, noch schwerer Sünden bewußt; noch schäm' ich mich solcher Verirrungen, die zu unbedeutend sind, um genannt zu werden. Die aber, derentwillen ich von streitbaren Politikern und Theologen nur zu viel gescholten und

*) Herrn Regierungsrath Fetscherin in Bern; am 7. Febr. 1842.

verketzert worden bin, halt' ich für keine. Ich gehöre mithin eigentlich zur Klasse der „verstockten Sünder." — Gern möcht' ich wohl besser gewesen seyn, als ich war; bin jedoch sehr zufrieden, nicht schlechter gewesen zu seyn. Nur eine „Unterlassungssünde" gesteh' ich noch ein: ich habe auf Erden des Guten zu wenig gethan."

„Während ich mit der Selbstschau beschäftigt war, gerieth ich über zweierlei Dinge manchmal in nicht geringe Verwunderung. Es kam mir nämlich zuweilen vor, als wäre das Vergangne und Erzählte gar nicht geschehn. In die freundlichen, stillen Verhältnisse der Gegenwart hineingewöhnt, fand ich's beinah selbst unglaublich, einen so bunten, unruhigen Traum des Lebens durchgelebt zu haben. Und doch sprechen Tagebücher, Briefe und noch lebende Zeugen! Eben so hat es mich ungemein überrascht, von Jünglingstagen her, Liebe und Wohlwollen so vieler würdigen und ausgezeichneten Personen genossen zu haben, die, ungeachtet sie sich ihres entschiednen höhern Werthes bewußt seyn mußten, dennoch treue Freunde blieben. Ich gesteh' Ihnen, das hätte mich in Versuchung führen können, etwas stolz zu werden, wenn mich nicht daneben das Gefühl hinlänglich gedemüthigt hätte, neben solchen Männern und Frauen ziemlich klein und verdienstlos zu stehn.

„Doch nun genug der Herzensergießungen Ihres geschwätzigen Alten! — „„Lebet wohl, und zürnet nicht!"" pflegt der Schweizer beim Abschied zu sagen."

Inhalt des ersten Theils.

Kindheit.

		Seite
1.	Vorwort	5
2.	Ein verwaistes Kind	7
3.	Des Knaben Erwachen in sich	12
4.	Fromme Schwärmerei und Unglaube	19
5.	Selbsterlösung	24

Wanderjahre.

1.	Der Ausflug	31
2.	Der Theaterdichter	36
3.	Universitätsleben	39
4.	Die alte Qual	43
5.	Besuch in der Heimat	47
6.	Der Doktor legens	52
7.	Eintritt in die Schweiz	57
8.	Enttäuschungen	61
9.	Ein Winter in Zürich und Bern	63
10.	In Paris	70
11.	Der unterbrochene Wanderplan	74
12.	Das Seminar in Reichenau	81
13.	Reformator und Republikaner	85
14.	Der Sturm droht	91
15.	Ein Geächteter	95

Revolutionsjahre.

1.	Ins Exil	101
2.	Diplomatische Laufbahn	107
3.	Noth der Ausgewanderten	111
4.	Eine andre Laufbahn	115
5.	Sendung nach Unterwalden	121
6.	Ein Paar Kriegsscenen	128
7.	Ein neues Prokonsulat	133
8.	Eitle Mühen	138
9.	Hülfe in der Noth	144
10.	Ein Paar politische Ansichten	149
11.	Der Zug in die italienische Schweiz	153
12.	Frühere Vorgänge	158
13.	Noth von jeder Seite	162
14.	Faktionenkampf im italienischen Styl	167
15.	Französische Goldmacherkunst	173

Seite
16. Gemüthliche Stimmungen 176
17. Rückkehr aus der italienischen Schweiz 180
18. Sturmtage in Basel 185
19. Freuden der Ruhe 190
20. Rückkehr ins Privatleben 195
21. Eine Unterredung 199
22. Beginnender Gemüthsfrieden 204
23. Alamontade 210

Des Mannes Jahre.

1. Einsamkeit und Liebe 217
2. Neuer Sturm 221
3. Der Forstmann 225
4. Vermählung und Hausglück 229
5. Der Volkslehrer 234
6. Die Stunden der Andacht 240
7. Eine Freimaurerloge 249
8. Gesellschaft für vaterländische Kultur 255
9. Die Restaurationszeit in Europa 258
10. Drei Reisen durch Baiern 263
11. Die Blumenhalde 271
12. Einige Fremden-Besuche 277
13. Schriftstellerisches Streben 282
14. Macht der Verleumdung 290
15. Die Freuden des Unglücks 295

Lebens-Sabbath.

1. Ein Blick ins häusliche Leben 303
2. Ein Ausflug in die Normandie 309
3. Rückblick in die restaurirten Uebel der Politik 313
4. Eine Scene im Rathssaal 318
5. Neue Dornen 323
6. Im Verfassungsrath 326
7. Heilige Sabbathstage 329
8. Die Taubstummen 332
9. Vorwehen neuen Sturms 335
10. Klosterbesuch 339
11. Eine Folge des Besuchs 343
12. Frommer Aufruhr 348
13. Der Greis 353
14. Schluß 356

Eine

Selbstschau.

Von

Heinrich Zschokke.

Zweiter Theil:

Welt- und Gott-Anschauung.

Aarau 1842.

Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.

I.

Kenntniß und Erkenntniß.

Kenntniß und Erkenntniß.

1. Durch Zweifel zum Erforschen des Wahren.

„Die holdeste der Feen unterm Himmel ist die Täuschung, diese reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derselben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naschen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.“ So seufzt' ich einst, von Zweifeln in meinem Innersten zerrissen, als Jüngling; so noch, als reifender Mann. Und ich habe im Lauf des Lebens diesen Seufzer im Stillen aus der Brust manches Andern vernommen. Ich beklage die Heimlichkranken, wie ich einst mich selber beklagt habe. Spät sind meine Wunden geheilt worden; vielleicht sind die von Andern nicht unheilbarer. Ich will versuchen den Gang meiner Genesung zu zeichnen; vielleicht wird er zum ihrigen. Zuvor will ich aber meine Narben aufdecken. Will aussprechen, wie mir einst Leben und Welt, Gott und Ewigkeit erschienen*). Ich dachte und sprach:

„Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im schönen Traumreich. Man lebt sich, vom ersten Schlummer an der mütterlichen Brust hinweg, durch die Spiele der Kindheit, so allmälig, leise und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken stößt: Warum denn das so und nicht anders sey? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch

*) Das im ersten und zweiten Abschnitt Folgende gab ich, als Bruchstück, schon 1832 in der Zeitschrift „Prometheus, für Licht und Recht.“ Hier theil' ich nur Auszug vom Wesentlichern dessen mit, was dort in Briefform eingekleidet war.

hat sich das ganze Weltall ins Daseyn hereingebaut? Könnte nicht ebensowohl gar nichts seyn? Und warum ist Etwas, warum Alles da?"

„Ja, Fragen dieser Art werden den meisten Menschen sogar grundalbern scheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt ist doch nun einmal vorhanden, und wir sind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es so geschaffen und, nach unserm Ermessen, sehr weise eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der festgetretenen Landstraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Gesellschaft aller Zeitgenossen, gilt Jedem die gewohnte Ansicht zuletzt für Naturgang; und die Uebereinstimmung andrer ehrlichen Leute mit uns, für Bürgschaft des Wahren."

„Wir schwimmen mit Allem, was sich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andre; finden des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unser Daseyn zu veranmuthigen, oder hungerlos zu fristen. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verstandenen Schauspiels fällt."

„Jeder tröstet sich, wie er's vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verstorbenen aus dem Jenseits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Lust am Daseyn erleichtert denen, welche Unsterblichkeit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinander gesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaischen Büchern, aus Koran und Zendavesta. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien ꝛc. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaub-

würdiger geworden, je älter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Ketzerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen."

„Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen, vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundvesten."

„So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jeddo, in Rom oder Lassa, als Ketzereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtheit unsrer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verknörpelten?""

„Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt sein müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläugnung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sie nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne diesen aus allen Fugen zu stoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, sey das Herrlichste von ihm gewesen, sondern das Sterben

selber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als sie selbst, machte."

„Aber, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menschengeschlecht nicht erst seit gestern."

„Mag die Sage vom Sündenfall des ersten Paares doch immerhin aus Gesängen vorsündflutlicher Weltalter in die ägyptischen Tempel herübergeklungen seyn, oder, andern Quellen entflossen, sich zuletzt unter dem Griffel des israelitischen Gesetzgebers versteinert haben; — mag Hiobs Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längst vor Salomon und Moses, oder erst unter den Thränenweiden Babylons, gehört worden seyn: stets wohnet darin Hinweisung, daß der Mensch, beim ersten Insich-Erwachen, voller Entsetzen über den Widerspruch seines innern Gesetzes mit dem Gesetz der Natur oder des Schicksals, die Frage über den Ursprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtausend wieder nachseufzte."

„Und, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecherische Schlauheit sich der Umarmungen des Glücks freut? Warum ward dem Menschenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiste des Menschen der ewige Durst nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß? Warum allen Völkern auf Erden das sehnsüchtige Ringen nach Anerkennung ihrer Menschenwürde, ihres Ur-Rechtes, wenn die Nationen zuletzt doch immer unter den Füßen des Ehrgeizes und Eigennutzes einzelner Gewalthaber zertreten werden sollen?"

„Wahrlich, unter allen Geschöpfen ragt der Sterbliche, als das unseligste, hervor. Der Fels, wie die Pflanze, stehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferse der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber sie sind dafür jammerlos. Das Thier empfindet, neben der Lust, wohl auch den Schmerz des Daseyns; aber es lebt doch nur im Punkt der Gegenwart, ohne Leiden um Ver-

gangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der Mensch wird von dem, was nicht mehr ist, und von dem, was noch nicht ist, zugleich und noch mit dem gepeinigt, was eben der Augenblick außerdem Böses bescheert. Wiegen die Freudengenüsse des Lebens wohl alle Bitterkeiten desselben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, wie es war, zweimal hintereinander leben?"

„Die Vernunft ist am Ende die ärmlichste Trösterin, und unser Bewußtseyn eine matte Leuchte. Es ist dies schon oft gesagt worden! Das Leben des Menschen ist durchaus nichts, als Uebergang von einer Geburtsnacht zu einer Todesnacht. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtseyns zwischen beiden? Daß er die Finsterniß hinter sich erblicke, aus der er kam, und die Finsterniß vor sich, in die er wieder verschwinden wird? — Lieber volles Licht, oder ewige Nacht!"

„Es ist wahr, ich kann beim Fackelschein der Vernunft auch die Dinge anstaunen, die sich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich staune es an, dies Räthselreich der sogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereignisse und Gestalten, für deren Menge, Arten, Größen und Zahlen, uns Namen und Maße fehlen. — Aber die Bewunderung so vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: Was ist dies All? Warum ist es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden ist? Warum ist nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas seyn? Von wannen stammt das Weltall, welches ich zwischen der Nacht der Geburt und des Todes sehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?"

„Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es gibt Menschen, sie sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich. Mir ist süß, was ihnen bitter. Woran liegt's? Anders die Sinne, anders die Welt! Was ist denn

nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, wie sie für mich zu seyn scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was außer meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich ein ganz Anderes sey, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidoskop Blumenblättchen, Splittern und Flittern, verworren für sich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Gestalten entgegentreten?"

„Die allgemeinen Gesetze des Denkens zum Bau der Erkenntnisse durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind in allen Menschen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewisse Art der Uebereinstimmung. Jene Gesetze bleiben so unwandelbar dieselben, wie die der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honigzellen, der Ameisenlöwe seine Fallgruben, der Biber sein Wasserhaus baut. Was aber wird, bei der Naturnothwendigkeit unserer Erkenntnißgesetze, aus dem Stolz unserer Willensfreiheit? Denn ich will, je nachdem ich denken muß. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrbaren Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersstufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit sich fortflutenden Schicksale?"

„Fragen, wie diese, haben Tausenden unsers Geschlechts, und nicht den unedelsten, herbe Trostlosigkeit gebracht. Tausende mögen im stummen Verzagen aus der Welt gegangen seyn. Tausende flüchteten sich, verzweifelnd, um sich selber zu vergessen, in gemeines wildes Lustleben, in wüste Zerstreuung; oder in die Klosterstille und Klosterstrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbstdenken verpönt. Der Weg des Unglaubens führt endlich wieder zur blinden Dummglaubigkeit; aber der Weg des Zweifels entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit." — — —

So sprach ich einst.

Doch eben in jenen Zweifeln, welche die Hoheit des menschlichen Wesens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich heut dessen Würde. Im erhabenen Zorn des Geistes über die eigne Ohnmacht inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geistes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menschlicher Kunst. Ohne Verdienst, ohne Schuld wegen seines Daseyns, steht unser Geist, wenn kein Gott, doch einem Göttlichen gleich, auf dem Marchstein des Seyns und Nichtseyns, und richtet die nur gerechte, nicht vermessene, Frage an das Ur alles Wesens und Seyns: „Wer bist Du? Wer bin ich?" — Des Menschen Daseyn allein schon gab Vollmacht zu solcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Wesen kann diese Frage ins Weltall hineinrufen. Der Mensch nur kann es; er soll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!" — Habet Ihr auch schon drinnen gehorcht? Saget nicht: „Nacht und Finsterniß ringsum!" Würdet Ihr von Finsterniß wissen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?

Zwar nie wird ein sterblicher Oedipus das Alles lösende Wort zum Schlüssel des alten Welträthsels finden; und der Jahrtausende Scharfsinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurkundet die Göttlichkeit des Forschergeschäftes. Der Weg zum Wissen des Wissenswürdigsten ist Bahn der Asymptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weise müßte ja im Entsetzen und Grausen vergehen, könnt' er je das Ende dieser Bahn schauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls ist wahrhaft hohespriesterliches Geschäft; Aufschauen in das Allerheiligste der ewigen Stiftshütte zu dem, der da ist, war und seyn wird.

Das Verzweifeln an aller Gewißheit unserer Erkenntnisse ist der erste Schritt zur Gewißheit. Nur soll die Verzweiflung uns nicht lähmen, sondern reizen und vorwärts jagen, das Aeußerste zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meersturm Untergang sieht, geht

unter, sobald er sich aufgibt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewisse Stufe von Bildung und Kraft des Selbstdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß sie, und zwar im beginnenden Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens selbst führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zustand desselben herbei. Ist aber der Leib, dies Werkzeug des Geistes, vollendet und fest, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zustand für den Geist ein. Des Jugendalters vornehmste Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun besteht meistens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann aber erstarkt, wird er selbst schaffend, und er lebt, voller in der Thätigkeit des Verstandes; lernt durch eigenes Forschen; und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen sich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit statt findet.

Also hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu suchen. Auch ich hatte ihn einst verloren. Es war mir um nichts Andres zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur im frommen Glauben, zu finden. Am wenigsten hat mich je das verächtliche Gelüst verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wem die Weisheit, als ein Werkzeug der Eitelkeit, dient; wer durch sie einen Namen unter Menschen, oder Ehrenstufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Ischarioth. Er küßt sie, um sie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit, als mir eine Welt erobern.

Es scheint am zweckmäßigsten, daß wir, um uns verständlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welcher die gesammte Menschheit ausging und noch immerdar ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der Verstand seine Thätigkeit damit an, daß er, im arglosen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne,

das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Außendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das in Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet diesen wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoffe nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist leblos. Hingegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose: so erhebt sich das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äußert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andre Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtseyn der Freiheit, durch welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele widerspricht. Da ist mehr, als nur Seele: — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Bewegkraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges seyn. Nehmen wir sie einstweilen, wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

---

2. Werth des gemeinen Menschenverstandes.

Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person, übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unsrer Kenntnisse und Erkenntnisse.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandenseyn dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit

und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währt. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leibliches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrtausende fort in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, wenn die standhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts denn Selbstverblendung wäre: so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein Göttlichgroßes wohnen; die Wirklichkeit aber kaum werth seyn, der Schemen dieser Lüge zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts ergeht über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen; er ist ein Schrei der innern Wahrheit, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswuth der Kirchen, kein Witz des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge im Bewußtseyn der Geister, mit diesem zur schlechthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefste des unendlichen Alls im Höchsten kündet und verklärt.

Immerdar kehrt der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit eingebüßt hatte, fand draußen in

den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestämpelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, geächtet vom gesunden Menschenverstand.

Man kann freilich einwerfen und fragen: „welche unumstößliche Gewißheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Uebersinnlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehrgebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch, bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zu Eigenschaft des Stoffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweisen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?"

„Vermittelst unserer Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, haben wir unsere Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß des Uebersinnlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbareres, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Die Anstrengungen des menschlichen Geistes, das Uebersinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher, am Faden in der Hand des Knaben, ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam."

„Durch welches Mittel sollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beschaffenheit und Daseyn dessen, was wir Leben, Geist, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns selber herausspringen. Bei jedem Versuch des Sprunges stehen wir jedesmal nur wieder in unserer Gedankenwelt. Unsere Vorstellungen können in sich vernunftgemäß, das ist, nothwendig, wahr und richtig seyn. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als sich selber, in uns; nicht aber auch die Wirklichkeit des Gedachten außerhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre außer der Gedankenwelt nichts vorhanden? Wäre Alles, selbst das sogenannte Sinnliche, nur Vorstellung und nichts weiter? Das wäre Empörung des Geistes wider sein eignes Bewußtseyn und wahrhaftes Todtschlagen des gesunden Menschenverstandes."

---

3. Gewahrungen und Wahrnehmungen.

Es ist durchaus nöthig, daß wir, um Mißverständnissen auszuweichen, mit bestimmten Worten, bestimmte Begriffe paaren.

„Reinsinnlich ist das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber man wird dahin auch zählen müssen nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Lustgenuß kennen, sondern ebensowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. s. w. Denn alles dies wird unter dem Namen Empfindung, in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, begriffen; alles dies ist in uns Aeußerung der Seele, und wird wie bei Menschen auch mehr oder minder bei beseelten Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äußern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist nur das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und

Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtseyn gelangen, werden sie in demselben Gewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtseyn.

Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Daseyn der Dinge gewinnen wir vermittelst der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt, und nur noch das geistige Bewußtseyn bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer eignen Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Daseyn der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sey.

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten, durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Daseyn sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Daseyn der in der Sphäre unsers Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrne. Man würde wohl weniger am Daseyn Gottes gezweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Vorhandenseyn begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

4. Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehrern andern statt findet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlsweises Unterscheiden vom Inhalt der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewußtes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen, erfordert; sey es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher und später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere haben Gedächtniß; oft treueres, als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie gewahren. Ihr Vergleichen ist ein gefühlsweises Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungsstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigne Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtseyn Erregten; nicht aber des Erregenden.

5. Seele und Geist, Empfinden und Denken.

Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, wovon wir, vermittelst der Sinne allein, Wahrnehmung der Vorhandenheit erhalten, so ergibt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns *stoffisch gegeben* worden ist. Wir empfangen durch Empfindung nicht mehr, als das Thier: blos Kunde vom Daseyn des *Körperlichen*; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder der Bewegungen und Veränderungen der *Stoffgebilde*.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Andres vorhanden im All der Dinge, als das, was wir *durch die Sinne* vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, insofern wir glauben, dies Alles mit unsern *Sinnen* zu schauen, die doch nichts, als das *Stoffische* und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu seyn scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen *kein seelischer Sinn* Kunde vom Daseyn des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Daseyn aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsre Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der *Geist*, der kein Empfinden, sondern ein *Wissen* ist, und in dessen Bewußtseyn das *Gewahrte* zum *Gewußten* wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit *dem* gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Er *weiß sich selber* daseyend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß

von sich, und von Anderm, und von dem er sich unterscheidet. Er ist sich also des Mannigfaltigen von Vorstellungen bewußt, die kein seelischer Sinn gewahrt, aber die er daseyend kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit seines Selbstes auflöset und dadurch in sich begreift.

---

6. Sinnliche und nichtsinnliche Vorstellungen.

Das Denkende denkt sich; das Empfindende empfindet sich. Die Thatsache des Bewußtseyns und des Empfindens steht über allem Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geist, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt (3.), ohne darum auszusprechen, ob beide einerlei, oder wesenhaft Ungleiches sind, oder was sie in und an sich seyn mögen? Aber wir unterscheiden die reinen Vorstellungen, das Gedankliche im Bewußtseyn, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterschied sinnlicher und übersinnlicher, oder, nicht sinnlicher, Kenntnisse keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtsinnlichen Kenntnissen gehört das gesammte Wissen vom Daseyn dessen, was seelisch ungewahrbar, unempfindbar, unfühlbar ist. Dies Wissen kann aber in uns geworden seyn, entweder durch Selbstthätigkeit des Geistes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Außendingen abgezogene Vorstellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen sind; oder durch inneres Wahrnehmen dessen, was allem Vorstellen, Begreifen und Urtheilen selber vorangeht, und worin jene Selbstthätigkeit des Geistes, wie inner bleibenden Schranken, wird und sich bewegt, — was ich Denkensgesetz des Geistes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen dessen, was in uns ein Gewußtes ist, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgesetzen Gefolgertes und Erschlossenes, noch das Denkgesetz selber zu seyn, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des

Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige ist weder sinnlich gewahrbar, sondern vielmehr Gegensatz von allem Sinnlichen; noch ist es ein von der Außenwelt abgezogener Begriff, weil diese nichts zu einem Begriff liefern kann, was sie nirgends, als Merkmal, an sich trägt; noch ist es das Gesetz des Denkens und Erkennens selbst, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorstellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken und Vorstellungen, also auch alle Wahrnehmungen (3.), oder Erregtheiten des Bewußtseyns, an sich selbst nichtsinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) sind, steht uns doch zu, von sinnlichen Vorstellungen zu sprechen, nämlich wenn wir diejenigen so nennen wollen, welche etwas durch seelische Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegensatz könnten wir Vorstellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorstellungen nennen, oder nichtsinnliche, oder übersinnliche.

Aber zur Sache. Es ist überall kein Wissen von irgend einem Etwas möglich, ohne Kunde vom Daseyn desselben in Empfindung und Bewußtseyn. Das Wissen vom Daseyenden ist also das Daseyende im Wissen selbst. Beide sind, wenn auch nach Beziehungen unterscheidbar, in sich selbst eins und dasselbe, schlechthin untrennbar. Es ist kein Wissen ohne Daseyn, kein Daseyn in uns ohne Wissen davon. Die Wahrnehmung (3.) ist die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgenommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine ist nicht ohne das Andre möglich, weil beide eins und dasselbe sind.

Die Einheit des Daseyns und Wissens ist das Urgewisse; aller andern Gewißheiten Urgrund; das sich schlechthin durch sich selbst Verstehende, was keines Beweises fähig ist, aber auch keines Beweises bedarf. Wer sein Daseyn beweisen wollte durch sein Wissen desselben, würde wieder sein Wissen durch das Daseyn desselben erweisen müssen; also eins durchs andere, oder das Gleiche mit sich selber.

Wahrnehmung, oder Wissen des Daseyenden, ist eine Erregtheit des Selbstbewußtseyns. Und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgestellte in der Vorstellung, ist wieder nichts anders, als die Wahrnehmung oder Vorstellung selbst, nach der innern Weise ihres Seyns (3.), und durch diese von andern Wahrnehmungen und Vorstellungen verschieden. Das Empfundene, oder das was ich empfinde, ist die Empfindung selbst, ihre Seynsweise, nämlich ihr So- und nicht Andersseyn, wodurch sie sich von übrigen unterscheidet.

Eine Empfindung kann täuschen, nicht aber über ihr Daseyn, sondern nur über ihre Veranlassung. Eine Vorstellung kann falsch seyn; aber nicht ihr Daseyn ist falsch. Denn auch die irrige Vorstellung ist vorhanden in mir, und zwar als solche. Das Täuschende dort, das Irrige hier, liegt also, weil unmöglich im Daseyn-Wissen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgends anders, denn erst in der Erkenntniß des Vorhandenen.

---

7. Erkenntniß.

Erkenntniß ist das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Gesetzthum des Geistes; das Einschauen in den Verband der Dinge, wodurch sie unter sich geeinet sind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Daseyn der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daseyns, in der Einerleiheit des Wissens und Seyns. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erst vermittelst Einung des mannigfaltigen Gekannten im geistigen Gesetzthum; in Wiedervermählung des getrennt bestehenden innern Wissens und äußern Seyns.

Kenntniß und Erkenntniß sind scharf zu unterscheiden. Selbst die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterschied. Kenntniß ergibt sich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verschiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtseyns; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geistes, das Gekannte seinem

Geſetzthum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt ſich an der Thatſache; Erkenntniß fordert zu ihr die Urſache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes iſt; alſo die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt ſie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber erkennt es nicht. Die Sinne finden nur; der Geiſt aber durch Selbſtthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daſeyenden durch Gewahrung und Wahrnehmung, alſo in der Einerleiheit des Seyns und Wiſſens, die Gewißheit wohnt: ſo kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies veranlaßt mich, einen Blick auf das Werden unſrer Erkenntniſſe zu werfen.

---

8. Weſen und Seyn des Geiſtes. Das Wiſſende und Gewußte.

Der Geiſt weiß ſich wirkſam in allerlei Vorſtellungen. Wirken heißt Daſeyendes ändern. Er, das Daſeyende, ändert alſo ſich, wird von ſich ein Andres. Er denkt. Das Gedankliche iſt ſein Andersſeyn. Wir kennen das Daſeyn unſrer Gedanken thatſächlich, urgewiß; ſo gewiß, als der Geiſt ſich ſelbſt weiß. In jedem Gedanken für ſich iſt abermals Einheit des Seyns und Wiſſens, aber ein andres Seyn, als dasjenige des Geiſtes. Denn im Gedanklichen iſt das Wiſſende ſelbſt ein Gewußtes geworden.

Indem der Geiſt, wirkend in ſich, ein Andersſeyn wird, weiß er ſein Ur- oder erſtes Seyn verſchieden vom andern Seyn. In letzterm weiß ſich das Gewußte nicht ſelber, ſondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, ſondern ſie werden gedacht. Sie ſind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geiſt aber weiß ſich, in ſeiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechſel ſeines Andersſeyns oder ſeiner Gedanken.

Weil der Geist sich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechsel seines Gedanklichen, als das Bedingende aller Vorstellungen in ihm weiß: so hat das Gedankliche kein Daseyn und Bestehen für sich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das bloß Gedankliche ein Wesenloses; hingegen das beharrliche Eine, welches unabhängig von allem Wechsel des Gedachten für sich, als Erstes, oder Urheitliches, besteht: ein Wesen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Seyn, denn es ist vorhanden; aber es ist nicht das Insichselbst-Bestehende des Geistes; dieser weset. Der Geist hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß sich als denselben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Andersseyn des Wesenden oder Wissenden, so ist das (gedankliche) Seyn das Andersseyn des Wesens. — Dies der wichtige Unterschied des Wesens und Seyns.

In Urheitlichkeit wesend, ist der Geist ein Sichwissen; im Gedanklichen, oder Andersseyn, ein Vonsichwissen. Denn ohne alle Vorstellungen wüßte der Geist nicht von sich; aber ohne Sichwissen, ohne Urbewußtseyn des eignen Selbstes, wäre kein Hervorgehn von Vorstellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Vonsichwissen, welches nur ein (durch Vorstellungen) vermitteltes Sichwissen ist, wird der Geist sein Gewußtes, wird er Gegenstand (Objekt) seines Wissens, ohne dabei den Eigenstand (das Subjektive) seiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenständlich gewordene Geist aber ist nur das Andersseyn (gleichsam gedankliches Abbild) des Eigenständlichen (Subjekt), und ein Sich-Erscheinen seines Selbstes.

Indem der Geist sein Gedankliches, als etwas Unselbstständiges, Wesenloses oder Unsachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechselndes kennt, weiß er sich hingegen urheitlich, als das in sich selbst Bestehende, Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Andersseyns.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur- und Sach-

liche, in ſeiner weſenloſen Gedankenwelt, weſet, iſt die Inſichbedingung, das Geſetzthum ſeiner Weſenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig ſeyn, nicht anders gedanklich werden, als inner ſeiner Weſensartung, oder inner ſeinem Selbſtgeſetz. Er kann nicht außer ſich weſen; kann ſich nicht entweſen.

Das aus der Einheit und Urſachlichkeit ſeines Weſens Gewordene iſt, obſchon ſein Anderſeyn, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken ſind nicht getrennt vom Denkenden, ſondern im Geiſte ſelber vorhanden. Es iſt überall kein Seyn für ſich, ohne im Weſen.

So iſt des Geiſtes Urheitlichkeit und hinwieder ſein Andersſeyn, wenn auch ihm unterſcheidbar, doch weſenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als einer beharrenden Einheit, nicht Zweiheit beſtehen. Daher löst ſich das Mannigfaltige, wie es von ſeiner Einheit auseinander trat, auch wieder in ſeine Einheit auf, und zwar in die Einheit des Seyns, welche das Gleichartige iſt von der Einheit des Weſens. Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen iſt dem geiſtigen Geſetzthum ein Unvereinbares, ihm Widerſprechendes. Es wird vom Geiſt, als Falſches und ihm Feindliches, abgeſtoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann.

---

9. Vernunft. Geſetzthum geiſtiger Wirkensweiſe. Verſtand.

Das gedanklich gewordene Geſetzthum des Geiſtes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Geſetzthum beſteht aber, als Weſen des Geiſtes, und bevor es ſich, in Gedanklichkeit, zur Vernunft erſchließt, unabhängig vom eignen Gedachtwerden. Daher ſagen wir, die Vernunft entfalte ſich ſpät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den weſenden Geiſt abſprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verſchiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgeſetz, bald Sittengeſetz (theoretiſche, praktiſche) heißen: ſie iſt immerdar eine und dieſelbe Vernunft; immerdar die gewußte,

in sich gleiche Wirkensweise des Geistes, um das All der Dinge in die eigne Wissens-Einheit aufzunehmen und zu umfassen.

Denn was und wie unser Geist in seiner Unmittelbarkeit weset und wirkt: fordert er auch vom Seyn dessen, was er nicht ist. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichsam sein eignes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen sich selber wieder erblicken; will in seinem Selbst das All; damit nirgends Zweiheit und Zwiespalt wohne, sondern daß sich die Gesammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöse.

Wie er, wesend (oder wirkend in beharrlicher Einheit), zu einem Andersseyn aus sich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: so ist im geistigen Seyn, oder in der Vernunft, dieselbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen sich entfaltet. Wie die wesende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche ist, aus welcher das Wesenlose, das Seyende, erwirkt wird: so ist die Vernunft-Einheit eben so wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgert wird, weil es in demselben enthalten ist.

So wird das, was des Geistes Wesensnothwendigkeit, was seine Wirkensweise ist, in der Vernunft ein Gesetz für die Seynsweise des Gedanklichen; und Alles wird diesem Gesetze gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beschaffenheit nach (ob wesend oder seyend), als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterschieden und verbunden. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie nach diesem Gesetz sind, ist ihr Verhältniß zu demselben und mithin auch ihr Verhältniß unter sich. Denn sie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Gesetzthum des Geistes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß unterschieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge: eben so nothwendig werden sie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter sich, oder, was dasselbe sagt, mit dem Gesetzthum des Geistes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Ursach,

das Mannigfaltige zur Einheit. Die Bestimmung aller Wahnehmungen und Vorstellungen, was sie sind, nicht in so fern sie von einander unterschieden, sondern in so fern sie unter einander, folglich im Gesetz des Geistes, verknüpft werden können, ist ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit sind mithin die allgemeinsten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorie genannt), in welchen sich die Geistesthätigkeit bewegt, die Gesammtheit alles Seyns zu unterscheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge entsteht durch ihre Unterscheidung von einander; Erkenntniß derselben hingegen, durch Wiederauflösung des Verschiedenen in seine Einheit.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnothwendigkeit (das Gesetzthum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben: wollen wir den wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der That nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unsers Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Beziehung auf seine Unmittelbarkeit, das andere Mal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen). So sind auch die sogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorstellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derselbe Geist, wie er sich in verschiedenen Beziehungen darstellt und bezeichnet.

---

10. Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar und urheitlich, als Quell seiner Begriffe und Vorstellungen und Thätigkeitbestimmungen. In ihm wohnt ein Urwissen, das allem andern Wissen vorangeht; nicht erst ein Erworbenes, sondern Eins und dasselbe mit dem Geistesweſen ist. Erst im Sich-Aeusserlich-Werden (oder als Gedankliches) wird es ein Unterscheidbares, zu Ur-Ideen sich Spaltendes. Diese Ur-Ideen sind nichts von der Welt in uns Hereingespiegeltes. Wir suchen es auch vergebens in der Welt auf, wie das Unbedingte

(Abſolute, alſo Göttliche, Unendliche, Ewige, Wahre, Heilige, Schöne u. ſ. w. Aber allerdings wohl werden im Geiſt dieſe Urideen durch Einwirkungen von außen (6.) angeregt zum Hervortreten. Nach ihnen wird der Geiſt, gegen die Außenwelt, und zwar laut Nothwendigkeit ſeiner Wirkſamkeitsweiſe (der Erkenntnißgeſetze) thätig, (oder Verſtand) zum Begreifen, Urtheilen und Wollen. Ich möchte ſolche Geſetze ſeines Thätigwerdens gleichſam Organe des Geiſtes zum Behandeln der Außendinge nennen.

Der menſchliche Geiſt weiß ſich unmittelbar; alles Uebrige weiß er mittelbar, durch Wahrnehmungen. Er unterſcheidet ſich ſelbſt als das Wirkende, Denkende, von ſeinen Wirkungen, den Gedanken; ſich, als das Sachlichweſende von den an ſich weſenloſen Vorſtellungen; ſich, als die Einheit ſeiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; ſich, als das Bedingende ſeiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das geſammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß: Weſen und Seyn; Wirkendes und Bewirktes, worin ſich Alles ſcheidet und vereint. Und damit entbinden ſich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beſchaffenheit (Weſen oder Seyn) und Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gekannten zu einander ſelbſt an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beſchaffenheit des Mannigfaltigen zur weſensnothwendigen Einheit im Geiſte, wird der Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gekannten mit dem Geſetzthum unſers Weſens, und vollendet erſt die Erkenntniß.

Indem aber die Verhältniß- oder Grundbegriffe von Beſchaffenheit (Qualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar ſeyn und ſich gegenſeitig umfaſſen können, fallen ſie, wie die Urbegriffe ſelber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zuſammen.

Scheidet der Verſtand abermals, was da weſet und iſt, nach jenen Grundbegriffen: ſo gewinnt er Stammbegriffe für die Geſammtheit der Vorſtellungen. Dieſe Stammbegriffe ſind, in Bezug auf

Weſen:	Allheit	Beſchaffenheit	Urſach	Vereinbarkeit	Nothwendigkeit
und	(Einheit)		(Sachliches)		(Unbedingtes)
Seyn:	Ganzes		Grund		Daſeyn.

Zahl

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abſpieglungen nur wieder des Weſenden und Seyenden) gegenſätzlich aus einander: ſo erhalten wir folgende neue Begriffsreihe, und zwar als

	(bedingend)		(bedingt)
Zahl:	Allheit	—	Einzelnheit
	(Einheit)		(Vielheit)
	Ganzes	—	Theil
	(Maß, Form)		(Inhalt)
Beſchaffenheit:	Urſach	—	Wirkung
	(Weſen)		(Seyn)
	Grund	—	Folge
Vereinbarkeit:	Nothwendigkeit	—	Möglichkeit
	(Unbedingtes)	—	(Bedingtes)
	Wahrheit	—	Falſchheit.

Verwandelt der Verſtand die drei Verhältniß- oder Grundbegriffe in Sätze, ſo werden ſie zu den drei bekannten Urgrundſätzen des Denkens.

Aus dem Zahlbegriff wird der Satz der Einheitlichkeit, oder des Nichtunterſcheidbaren. Denn was nicht von einander unterſchieden werden kann, oder das in ſich Gleiche, iſt Einheit.

Aus dem Beſchaffenheitsbegriff wird der Satz des zureichenden Grundes. Denn Alles ſteht nach ſeiner Beſchaffenheit entweder als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als deſſen Folge, beruht, iſt mit ihm eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der Satz des innern Widerſpruchs. Denn was ſich in ſich ſelber widerſpricht, iſt mit dem Geſetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich besagt jeder dieser Urgrundsätze, die nur nach verschiedenen Beziehungen verschieden gestaltet sind, zuletzt eins und dasselbe; so wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und diese (Wesen und Seyn) das unzertrennliche Eine in sich sind, wenn gleich gedanklicherweise unterscheidbar. Man könnte jene obersten Grundsätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geistigen Gesetzthums nennen. Denn sie sind es.

---

11. Urtheile. Schlüsse.

Sämmtliche Geschäfte des Verstandes, im Allgemeinsten genommen, sind fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorstellungen; ein Auseinandergehen in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben dem Geiste desselben Gewahrungen des Einzelnen und Mannigfaltigen der Außenwelt, und der erregte Verstand verschmelzt sogleich die einzelnen Vorstellungen in eine, die sie alle umfaßt und in sich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich sind diese Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verschieden von den Gesammtgewahrungen einer gedankenlosen Thierseele. Denn auch diese empfängt durch die Sinne, wie sie sich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenstandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale desselben. Du selber, trittst du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirst unwillkürlich erst das Ganze mit seinen Umrissen ins Auge fassen, bevor du die Aufmerksamkeit dem Besondern darin zuwendest. Diese Gesammteindrücke in der seelischen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seelischen zum Geistigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verstande wieder durch das in ihnen Zusammenstimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde ist schon jeder Begriff für sich ein einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verschiedenen

Dingen zur Einheit im Wiſſen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfaſſenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen iſt Streben des Geiſtes, das Mannigfaltige der Vorſtellungen mit ſeinem Weſen und Geſetzthum auszugleichen, d. i. in deſſen Einheit aufzulöſen. In dieſem Geſetzthum, den Dingen gegenüber und ſie erfaſſend, wird jedes ausgeſprochene Urtheil zu einer gefolgerten Satzung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile ſind eigentlich alſo ſätzlich (kategoriſch); ſie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, beſtimmt oder unbeſtimmt ſeyn.

Da jeder ſolcher richtenden Sätze aber ein Werk der Erkenntniß iſt von der Einheit im Mannigfaltigen: ſo ergibt ſich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund- und Stammbegriffe gibt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verſchiedenen zum Einen, und des Unverſchiedenen in ihnen beſtimmt.

So kann man alſo die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß, unterſcheiden in allgemeine und beſondre, oder vollſtändige und unvollſtändige; nach dem Beſchaffenheitsverhältniß in beſtimmte (kategoriſche, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgeſprochen oder geſetzt wird) und unbeſtimmte, die Grund oder Folge muthmaßend vorausſetzen (hypothetiſche); oder zwiſchen zwei unvereinbaren Gegenſätzen, die zwiſchen einem Entweder und einem Oder ſchwanken (disjunktive).

Streng genommen iſt in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigſte, dem zufolge ein Satz unbedingt (apodiktiſch, Nothwendigkeit ausſprechend) oder bedingt (problematiſch, die Möglichkeit andeutend) daſteht, und bejahend oder verneinend (Daſeyn oder Nichtſeyn) erklärt. Denn immerdar iſt im allgemeinen und beſondern, oder im vollſtändigen und unvollſtändigen Urtheil, das Beurtheilte für ſich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben ſo ſind die beſtimmten (kategoriſchen) Urtheile für ſich ſelbſt Unbedingtes

(Apodiktisches) aussprechend; die unbestimmten hingegen, mögen sie in voraussetzender (hypothetischer) oder gegensätzlicher (disjunktiver) Form erscheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewisses (Problematisches).

Vergleicht der Verstand den Inhalt eines Satzes mit dem Inhalt eines allgemeinern, der ihn, als zu seinem Begriffsgebiet gehörig, umfaßt, und findet sich im Besondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: so schließt sich das in beiden Unterscheidbare zusammen, und der Schluß ist die Einheit des Allgemeinen und Besondern. Jeder Schluß wird also vom Verstande auf dieselbe Weise gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlußsatz ist auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder versteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schlusse, den wir machen, nach dem Beschaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargestellt werden: so erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategorische, hypothetische und disjunktive), oder vielmehr nur zwei Schlußarten geben könne, nämlich je nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des allgemeinen oder Vordersatzes, mit welchem das Besondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlußart, Grund und Folge sich zuletzt einheitlich auflösen, ist jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlußart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundsätze alles Denkens ebenfalls nur Abwandlungen der Form eines und desselben Ursatzes (Seyn und Wesen sind untrennliches Eins) heißen können.

In der That spiegeln sich sämmtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundsätzen des Denkens, und mit diesen in den drei genannten Schlußarten, nicht undeutlich wieder.

In der bestimmten oder sätzlichen (kategorischen) Schlußart, worin ausgesprochen wird, daß das, was der Gattung zukömmt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art sey, offenbart sich der Satz der Einheitlichkeit oder des Nichtunterscheidbaren.

Die vorausſetzende (hypothetiſche) Schlußart, welche zeigt, daß auch die Folge gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des zureichenden Grundes zurück.

Die gegenſätzliche (disjunktive) Schlußart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausſchließenden Vorſtellungen eine gilt, die andre nicht ſtatt finden laſſen kann, gibt nur in andrer Geſtalt den Satz des Widerſpruchs zur Schau.

Es iſt mir nicht darum zu thun, eine Logik zu ſchreiben. Kehren wir lieber, nach dieſem Abſtecher, zum verlaſſenen Wege zurück.

---

12. Mittelbare und unmittelbare Erfahrung.

Einerſeits nun weiß ſich der Geiſt weſend, das iſt wirkend, denkend, mithin als Urſach ſeiner Thatſachen (der Vorſtellungen), als Quell ſeines Andersſeyns (des Gedanklichen). Er iſt das Bewußtſeyn und Daſeyn; ein wiſſendes Seyn und ein ſeyendes Wiſſen. Er hat alſo unabhängig von allen Sinnesgewahrungen (denn mit welchem der Sinne könnte der Geiſt geſchaut werden?) ein reines Wahrnehmen der eigenen Vorhandenheit. Dieſe Kunde des Selbſtſeyns ſteht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben ſo zweifellos iſt anderſeits die Kunde vom Daſeyn eines Etwas außer ihm, das er nicht ſelbſt iſt und welches erſt auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf ſagen: er wiſſe nicht, was die Dinge außer ihm an und für ſich ſeyn mögen; aber er kann das Daſeyn derſelben überhaupt nicht hinwegläugnen, oder für ungewiß halten.

Wir haben alſo zweierlei Quellen der Kenntniß des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Ueberſinnlichen, und die ſeeliſche Gewahrung des Sinnlichen. Beide in höchſter Allgemeinheit enthalten für uns das Urgewiſſe. Wollet ihr das Daſeyn des Gedanklichen im Bewußtſeyn, das Daſeyn der Sinnen-

welt in der Empfindung aufheben: so läugnet ihr Bewußtseyn und Empfindung; so läugnet ihr eure gesammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könntet. — Indem ihr aber den urgewissen Grund des geistigen Vonsich-Wissens und des seelischen Gewahrens einer Sinnenwelt gestattet: verleihet ihr dem Geist einen festen Punkt, auf welchem fußend, er, ein Archimedes höherer Art, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der sinnlichen, wie der nicht sinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das Unterscheiden derselben von einander. Dies ist nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im Gedächtniß). Nur durch Gedächtnißhülfe bewerkstelligt sich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem Begriff derselben; die Vergesellung mehrerer Begriffe zu einem Urtheil und eine Verknüpfung der Urtheile zur Erfahrung. — Dies Alles ist freilich an sich selbst eine Verfahrungsweise des Verstandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier sogar hat vermittelst des Gedächtnisses und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich künftig die Umgränzungen und ihre Verschiedenheit von der menschlichen Erfahrung zeigen werde.

Hier soll nicht Rede von dieser seyn. Sondern ich will an die Thatsache erinnern, daß nicht nur das sinnlich Gewahrte in unserm Gedächtniß verharrt, sondern auch des Geistes reine Wahrnehmung von sich. Der Geist erfährt also sich selbst; ohnedem hätte er kein Wissen von sich; er wäre nur das Selbstbewußtseyn im Punkt ewiger (das ist vergangenheits- und zukunftsloser) Gegenwart.

Diesem zufolge mag uns wohl erlaubt seyn, gleichwie wir eine doppelte Kenntnißweise des Vorhandenen haben, auch von einer doppelten Erfahrungsweise zu reden; nämlich von einer mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung.

Mittelbare Erfahrung ist durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seelischen im Geiste vorhanden. Unmittelbare

Erfahrung, unabhängig von Sinneserregungen, ist im Geiste sein übersinnliches Vonsichwissen.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts, als das Thatsächlich-Gekannte begriffen ist: so liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unserer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: alle menschliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung.

Wenn also in der Erfahrung des Thatsächlich-Vorhandenen, das ist in der Kenntniß oder Daseynskunde (Einheit des Wissens und Seyns) von den Dingen, die unanfechtbarste Gewißheit derselben ruht: so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntniß wohnen.

Und wer läugnet es? Nicht die Thatsachen des Bewußtseyns, nicht die Thatsachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten; wohl aber die Versuche des Verstandes: das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatsache zu einer Ursache zu erheben.

So breitet sich denn zwischen der sinnlichen und nichtsinnlichen Daseynskunde, jener unsichere Strom der menschlichen Erkenntniß, wie zwischen zwei festen Ufern aus. Hier also ist der alte Wogenkampf des Irrthums und der Wahrheit; hier liegen die unermeßlichen Schätze unsers Meynens, Wissens und Glaubens; hier das Beste, Schönste und Höchste, was im unendlichen All des Seyns unsre Bewunderung, unser Erstaunen, unser Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daseynskunde der Dinge, ja selbst das Daseyn derselben, bedeutungslos und sonder mindesten Werth für uns stehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewißheit unsers Geistes in ihr möglich, ja, dann wäre das vernunftlose Thier unserer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unsers Glaubens und Meynens köstlicher, als die fruchtlose Urgewißheit des Daseyns von wechselnden, in sich zusammenhangslosen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

13. Wahrheit. Gewißheit. Zweifel.

Nur noch Einiges über den Begriff, welchen ich mit den so eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit", „Gewißheit" u. s. w. verknüpfe.

Wahrheit ist die dem Geiste gewordene Einheit des Wissens und Seyns, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Gesetzthum des Wissenden in seinem Gewußten. Bloße Kenntniß, oder Daseynskunde des Thatsächlich-Vorhandenen, enthält Wahrheit; ist aber auch zugleich Urgewißheit (6.). Stammt das Thatsächlich-Gekannte aus der mittelbaren Erfahrung, ist sie also durch sinnliche Gewahrung ins Bewußtseyn gegeben: so nennen wir die Uebereinstimmung des empfundenen Seyns mit dem Gesetzthum des Wissens, Sinneswahrheit (in den Schulen auch positive, objektive, empyrische u. s. w. geheißen). Stammt hingegen das Thatsächlich-Gekannte, oder der Gegenstand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), aus reiner Wahrnehmung seines Selbstes, seines Gesetzthums und der Thätigkeitsweise des Verstandes: so nennen wir die Uebereinstimmung des Gesetzthums mit dem rein gedanklichen Seyn der Vorstellungen, reine Vernunftwahrheit (von den Schulen gewöhnlich als formale, logische, subjektive, transscendentale u. s. w. bezeichnet). Es versteht sich von selbst, daß wenn wir das Daseyn von etwas Sinnlich-Gewahrbarem behaupten und beweisen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweisen müssen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorstellungen, die schweigenden Sinne nicht Lügen strafen können. Eben hierin steht den Sinnen die entscheidende Stimme über Gewißheit zu; aber weiter kann und darf ihr Ansehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eignes Gebiet hinaus. Sie liefern zur Erkenntniß nur Thatsachen der Erscheinungswelt. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen gibt der Geist, mit der Kenntniß des Thatsächlichen seines Selbstes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

Jede Wahrheit ist immer zugleich Gewißheit; und ganz richtig

ſagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache ſey wahr und gewiß.“ Inzwiſchen findet doch ein Unterſchied in der Bedeutung dieſer Worte ſtatt, der wenigſtens eben ſo groß iſt, als Unterſchied des Wiſſens und des Gewußten.

Die Gewißheit ſpricht, bei der Uebereinſtimmung einer Erkenntniß mit den Geſetzen des Erkennenden, den Stand des Wiſſenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgeſetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenſtändlichen, die Wahrheit aus dem Gegenſtändlichen des Geiſtes hervor. Die Sache iſt wahr, und der Geiſt ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit iſt für uns eine verneinungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewiſſe Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens abſtehn.

Ungewißheit dagegen iſt noch keine Unwahrheit, ſondern nur Unentſchiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenſtandes. Sie geſtattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwiſchen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortſetzung des Erkenntnißgeſchäftes. Er ſtirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieſer nicht etwa eine geiſtige Selbſtbetäubung, eine verzweiflungsvolle Verzichtleiſtung auf alle Hoffnung iſt, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Daſeyn die mittelbare Erfahrung ſchweigt, ſtützt ſich nur auf Wahrſcheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der ſogenannte nothwendige Vernunftglaube des Weltweiſen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Daſeyn Gottes. Er aber ſuchte die Gewißheit der Erkenntniß davon in einer Gegend, wo, ſie zu finden, mir grauſen würde.

14. Ursprung der Ungewißheit.

Wenn unser Geist aus der Urgewißheit seines Selbstes gegen die Gesammtheit der Außendinge hervortritt, und so lange er bei der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, gleichsam in der Nähe seines unwandelbar-gleichen Gesetzthums verweilt, ist er sich, in Anwendung desselben, der Sicherheit und Richtigkeit seines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinsten Vernunftwahrheiten; daher die sichern Grundlagen der mathematischen Wissenschaften; oder die gleichförmige Unterscheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdischen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erworbenen, allgemeinsten und einfachsten Erfahrungen bieten so ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Mensch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Wasser verwechselt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher sagt niemand von sich: ich vermuthe, daß ich denke; ich glaube, daß ich empfinde; sondern jeder spricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, außer mir, auch andre mir ähnliche empfindende und denkende Wesen sind.

Je mehr sich aber der Geist, vom Allgemeinen seiner innern Gesetzgebung und äußern Erfahrung, entfernt zu besondern Einzelheiten; je mehr sich ihm, in fortgesetzter Thätigkeit, die Vorstellungen und Begriffe zersplittern in mannigfaltigern Gegensätzen; je tiefer er in das Besondre der ihn umringenden Erscheinungen eindringt: um so unsichrer wird er in Anwendung seiner Gesetze, weil er die Gegenstände in ihrer Menge unter einander verwechselt, die er vorher unterschieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorstellungen zusammenknüpfte, die er unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen kennen gelernt hatte. Dann steht er im Irrgarten des Wahns, des zwistigen Meynens, der abweichenden Glaubensarten, der persönlichen (subjektiven) Gewißheiten, die mit den Umständen ändern.

Die Erkenntniß eines Gegenstandes ist nicht wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft trüglich, sondern wegen der Un-

zulänglichkeit unsrer Kenntniß vom Seyn und Daseyn des Gegenstandes. Und das Sinnenzeugniß ist nicht darum unzuverlässig, daß die Empfindung sich selbst belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts Andres, als ihr eignes Daseyn und So-Seyn, nichts von Ursache und Wirkung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. s. w. (welches schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist). Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Außenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrne, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich dasselbe ist. Wenn aber ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenstand selbst einstimmig war: so fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Last, sondern er liegt in der Weise des Erkennens, beim Mangel vielseitiger Erfahrung oder Kunde der Thatsachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beständig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für schnellfliegend halten, welcher sein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtigt hat.

Unsre Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist, besonders aber in deren einzelnen Erscheinungen, noch sehr mangelhaft; mithin auch unsre Erkenntniß dieser Einzelheiten, oder ihrer ursachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtschaft unter einander, sehr unzuverlässig. Jede neue Erfahrung ändert daher unsre Ansichten. Hingegen die Kenntniß vom Daseyn der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit, ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

15. Wirken. Wirkung. Wirklichkeit. Weſen. Seyn.

Frage aber iſt: Ob das Erkannte, das wir nicht ſehen, auch wirklich und ſachlich, wie wir es uns vorſtellen, außer uns da ſey, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der ſogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

Ich antworte: Alles iſt wirklich, deſſen Daſeyn wir kennen. Daher gilt das Wort „wirklich“ in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch ſonſt „gewiß“ heißt; denn in der Daſeynskunde iſt Urgewißheit (6.). Man ſpricht: die Sache iſt wirklich ſo, iſt wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Wirken heißt ändern, d. i. ein Andres, als das Beſtehende, ins Seyn rufen. Indem der Geiſt wirkt, ruft er aus ſich ein Andres, als ſein Unmittelbares, ins Seyn. Er wird ſich ſelber ein Andres; er wird ſich in ſich ſelber gegenſätzlich. Er tritt gleichſam in ſich auseinander, als ein Sichwiſſen und Vonſich- oder Andermwiſſen. Er wird, im Eigenſtand ſeiner Urheit, ein Gegenſtand ſeines Wiſſens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wiſſenden.

Das Gewußte, oder Gedachte, iſt aber nicht der Geiſt ſelber in ſeiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, ſondern ein Andres; iſt nicht das Wirkende, ſondern das Bewirkte; nicht die Ur-Sache, ſondern die That-Sache. Der Geiſt weiß ſich, als Urſache ſeines Gedanklichen; und den Gedanken, als von ihm bedingtes und abhängiges Verurſachtes. So iſt er in ſich, als Urſache und Wirkung, als erſtes Seyn und zweites Seyn auseinander getreten. Und Beides iſt, wenn gleich ihm ſelber unterſcheidbar, doch in ſich weſenhaft untrennlich, eins und daſſelbe.

Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wiſſendes ohne Gewußtes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwiſſendes Wiſſen, — in ſich ſelbſt Widerſprechendes. Alſo iſt jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Urſache. Ohne Wirkung wäre die Urſache keine Urſache; erſt durch jene iſt dieſe in ſich vollendet. Das Vonſichwiſſen

des Geiſtes iſt nur die Erfüllung des weſenden Sichwiſſens. Es iſt damit nichts Andres ausgeſprochen, als: die Wirkung iſt in ihrer Urſache, nicht außer derſelben; der Gedanke iſt im Geiſte, nicht außer demſelben, ſondern weſenhaft eins und daſſelbe mit ihm; von ihm untrennbar; wenn gleich durch den Verſtand unterſcheidbar.

Weil demnach keine Wirkung außer ihrer Urſache, und unabhängig von ihr beſtehen kann: ſo umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge, ſowohl das Weſende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Weſenloſe (8.). Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken iſt ja wirklich. Auch das Hirngeſpinnſt des Wahnſinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, ſteht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweiſe, und obgleich ihnen nichts von Allem entſpricht, was die Außenwelt den Sinnen gibt. Sie ſind daher wirkliche Hirngeſpinnſte, wirkliche Dichtungen.

Für uns zerfällt alſo das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Weſendes und Weſenloſes (8.). Das Weſende allein iſt das Inſich- und Fürſichbeſtehende, oder Selbſtſtändige; iſt vom Daſeyn des Weſenloſen unabhängig, weil dieſes erſt ſein andres und zweites Seyn iſt, und nicht ohne ein Bewirkendes, oder vor demſelben, möglich wäre. Mithin iſt das Weſende auch allein das Sachliche (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Weſenloſe aber etwas Unſachliches. So hat der Geiſt eine ſachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das ſich wiſſende Ur-Sachliche ſeines Gedanklichen iſt. Keiner unſrer Gedanken aber beſteht in ſich, für ſich und durch ſich ſelber; keiner derſelben iſt ſich ſeiner bewußt, ſondern wird gewußt; er iſt Weſenloſes, Unſachliches.

Den Unterſchied des Sachlich- und Unſachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterſcheidende Benennungen, weil der Unterſchied in ſich nothwendig, wie das Denken ſelber iſt.

Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Daseyn. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Der Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden; er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Gesetzthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm, als sein zweites Seyn, geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit oder Sachlichkeit ward.

Zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharrt, das weset auch nicht selbstständig und sachlich. Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, ist das Gepräge, woran wir das Bewirkte erkennen. Das Wesende hingegen ist in seiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in sich ein Ununterscheidbares, bleibt, und nur in seinem Andersseyn und Gegensatz ein Mannigfaltiges schafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht außer ihrer Ursache (der Gedanke nicht außerhalb, sondern im Geiste, eins mit ihm, wenn auch unterscheidbar von seiner Urheit) besteht, und eben das Bewirkte erst die Erfüllung des Wirkenden ist, so wohnt das Vergängliche im Unvergänglichen; so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in seiner Einheit; alles Seyn ist im Wesen.

16. Gleichartiges, Gleiches, Ungleiches.

Das Gegenſätzliche des, was da weſet, obwohl es nicht außer dem Weſenden ſeyn kann, iſt nicht mit ihm das Gleiche, ſonſt wär' es nicht ein Gegenſatz, oder von ihm unterſcheidbar.

Aber das Gegenſätzliche iſt auch nicht das ſchlechthin ihm Ungleiche, dem Weſen Widerſprechende, weil es ſonſt mit ihm das Unvereinbare ſeyn würde, Zwieſpalt der Einheit. Ein Ur- und Sachliches kann nicht mit ſich ſelber unzuſammenhängende Wirkungen gewähren, ſonſt wären ſie nicht ſeine Erfüllung. Ein Weſen kann nicht anders erſcheinen, nicht anders ſeyn, als es weſet.

So iſt das zweite Seyn des Weſenden (das Gedankliche) nicht das Gleiche von ſeiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zuſammenhangsloſe von ihm, ſondern ſein Gleichartiges. Jede Wirkung iſt alſo ein gleichartiges Seyn ihrer Urſache; alles Bewirkte gleichſam das Abbild des Wirkenden, deſſen Gegenſatz und Andersſeyn es iſt.

So ſpiegelt dein weſender Geiſt ſein urheitliches Selbſt in deiner Gedanklichkeit ab; aber als And'res und Aenderliches, in weſenloſer Mannigfaltigkeit, davon er in ſeiner Unmittelbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerſtreitende und nicht das Getrennte, ſondern das weſenhaft Gegenſätzliche iſt. So ſind die Dinge dieſer Welt ein Wiederſchein des Unbedingten; das Endliche iſt der Wiederſchein des Unendlichen. Das Mannigfaltige wird in ſeiner Einheit, das Wandelbare in ſeiner Unwandelbarkeit, getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derſelben Urſache (das iſt durch Kenntniß der Wirkung) erkennen (7.) wir deren Gegenſatz, die Urſache ſelber. So empfängt der menſchliche Geiſt im Vonſichwiſſen, in dieſem Abbilde ſeines weſenden Wiſſens, überſinnliche Wahrnehmung ſeines Selbſtes. Und wie Urſache und Wirkung in ſich untrennbar Eins ſind, ſo fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich-Wiſſen des Geiſtes zuletzt in Eins zuſammen, wird Urgewißheit (6.) ſeines Selbſtes.

Was irgend also uns im Weltall erscheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der seelischen Sinne in unser Bewußtseyn tritt, ist das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen; ist das in der Einheit des Wesenden ihm Gegensätzlichgewordene, sein andres Seyn (8.).

Wenn im Wirken dessen, was da weset, dieses sich selber gegensätzlich wird, wenn, möcht' ich sagen, das Gleiche sich in sich selber abstößt zu einem Andersseyn und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, sondern vielmehr, als solches, erst erfüllt (15.). Beiderlei besteht untrennbar; jedoch in seiner Gegensätzlichkeit unterscheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegensatz des Wirkenden, nicht das Beharrende seyn kann, wird es das stets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche sich, in jeder seiner Wirkungen, wieder ein neues Gegensätzliches wird. So erschließt sich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Besondere, aus dem Besondern das Einzelne. Es erwächst jene endlose Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche unter sich entferntere oder nähere Gegensätze bilden, Vielheit der Gedanken, welche sich aus dem allgemeinsten Satze in das Einzelnste auseinander zweigen, und aus dem Umfassendsten der Begriffe in die zartesten besondern Vorstellungen zerfallen.

Ich spreche mit menschlicher Zunge, vom Schaffen des Unsichtbaren, und ich zittre, daß man mich mißdeuten könnte. Denn das ist ja das große Uebel, daß unser Geist mehr weiß, als er auszusprechen vermag. Alles spaltet sich im Gegensätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erscheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegensatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit schwankend. Es entstehen, wie im Denken Verwechselungen von Begriffen, so im Beobachten nach außen Verwechselungen der Erscheinungen.

17. Das ſich Gegenſätzlichwerden. Das ſich darin Verwandte.

Das aus einer Einheit gewordene Gegenſätzliche iſt ſich in derſelben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeſchiedenheit des Gegenſätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche ſeyn; denn das Bewirkte und Wandelbare iſt der Gegenſatz des Beharrlichen. So entſteht eine umgekehrte Weiſe des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegenſätzliche zieht ſich einander wieder zur Einheit an, in der es ſich verwandt iſt. Das Einzelne tritt in die beſondere Einheit zurück, der es entſprang, das Beſondere in das umfaſſende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unſer Geiſt, in ſeiner Weſenheit, in der Ur-Einheit ſeiner Wirkungen, ſtrebt mit gleicher Gewalt, Alles in dieſe Einheit aufzulöſen, wie er anderſeits ſtrebt, aus dem Inſichgleichen in das Unterſcheidbare des Gegenſätzlichen auseinander zu treten. Alles Denken beſteht nur im Scheiden und Wiedereinigen des Gedanklichen; im Setzen und Zerſetzen; im Sondern und Begreifen; im Auflöſen und Schließen; im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen ſeiner Einheit.

---

18. Welt und Natur.

Der Geiſt weiß ſich nicht in weltloſer Einſamkeit. Er anerkennt das Daſeyn andrer Geiſter. Er kennt urgewiß und thatſächlich Vieles, das er ſelber nicht iſt, außer ſich. Dies Draußen kündet ſich ihm in Sinnesgewahrungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen ſind keine Gedanken. Der Geiſt, als das Denkende, unterſcheidet ſich ſelbſt von dem, was im menſchlichen Leibe das Empfindende iſt und wir mit dem Worte „Seele" (1.) bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtſeyn Vorſtellungen derſelben. Näher betrachtet, entdeckt der Geiſt, daß die Empfindungen offenbar einem Geſetz unterworfen ſind, welches mit dem Geiſtes-Geſetzthum nichts gemein hat; ja demſelben ſogar vielmals widerſpricht.

Der Christusjünger Paulus deutete schon diesen Widerspruch an: „Ich habe ein doppeltes Gesetz in meinen Gliedern!“ Im Geiste aber ist Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seelische, als ein Draußen, welches in ihm erst Gewußtes und Gedachtes wird.

Rechte niemand mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geistige und Seelische streng zu scheiden, wie ein schlechthin Geschiedenes und Getrenntes. Ich fahre noch gern fort, einstweilen die Sprache des gemeinen Menschenverstandes, eben unsrer Verständigung willen, zu führen, und um die Vermischung und Verwirrung gewisser Vorstellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieser Unterschied fallen, und sich Geist und Seele, selbst Körper und Leben, Alles in das untrennbare und unterscheidbare Eins auflösen.

Also, auch das im seelischen Empfinden Erregte ist, im strengern Verstande, außer dem Geiste, der in sich allein das wesende Wissen ist, und nur vom Empfundenen weiß, insofern es im Licht des Bewußtseyns, als Vorgestelltes, aufsteigt. Erst dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewußtes verwandelt sind, werden sie seinem Gesetzthum unterthan; nicht aber sie selber, sondern nur die Vorstellungen ihrer. Empfindungen selber lassen sich vom Geiste weder rufen, noch verbannen; sie gehorchen einem ganz andern Zepter. Darum ist das Unterscheiden von Geist und Seele wohl erlaubt.

Inzwischen tragen auch Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenseyns, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an sich. Sie deuten dem Geiste damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, dessen Gegensätzliches sie sind.

Alle Empfindungen sind Erregtes im Seelischen, wie es Vorstellungen im Geistigen sind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen und Gefühle ist aber nicht der Geist; er kennt sich mit Gewißheit, es nicht zu seyn. Nothwendig besteht also, wie das seelisch Erregte, auch das Erregende außer ihm. Diese Wirkungen

von außen, in den seeliſchen Sinnen, welche durchaus anders, als unſre Geiſteswirkungen (die Gedanken), daſtehen, wollen wir, um ſie von dieſen zu unterſcheiden, Erſcheinungen nennen, und die Geſammtheit der Erſcheinungen, Welt.

Die Welt iſt eine Mannigfaltigkeit wechſelnder Wirkungen außer uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verſtand, nach ſeinem Geſetzthum, muß nothwendig in dem außer uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht ſelber iſt. Wir nennen dieſes Urſachliche der Welt, die Natur.

Die Natur iſt alſo das beharrliche Weſen der Dinge außer uns; die Welt mithin das weſenloſe Andersſeyn und Abbild, oder das Gleichartige (16.), der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtſeyn der Sterblichen ſtehen. So nahm ſie von jeher, ſo nimmt ſie der Verſtand der Menſchheit. Da Natur und Welt nicht ſachlich und an ſich ſelbſt, ſondern nur als Gewußtes, im Wiſſen des Geiſtes wohnen, ſind ſie, wie alle Vorſtellungen, ſeinem Geſetzthum unterworfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Urſach, denkbar und verſtehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geiſt unter ſich daſſelbe Verhältniß, wie der Geiſt und das weite Reich ſeiner Gedanken. Die Welt iſt nur die Erfüllung der Natur (15.); die Natur in Allem weſend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unſrer Gedanken ein Erſcheinen des Geiſtes aus ſich nennen kann, ſo könnte man gewiſſermaßen auch die Erſcheinungen draußen Gedanken der Natur nennen dürfen.

---

19. Warum Weſendes unbegreifbar und doch gekannt?

Natur und Geiſt ſind alſo beide Ur- und Sachliches, oder Weſendes; Welt und Gedanklichkeit aber ſind beide nur Wirkung, Andersſeyn von jenen, in ſich wandelbar und weſenlos, d. i. ſeyend (8.).

Ich sehe gar wohl ein, daß diese Vorstellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit sinnlichen Anschauens befangen ist. Es muß ihm verkehrt scheinen, das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, für allein sachlich und wesenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatsächlich mit allen fünf Sinnen ertasten und erfassen, für so wesenlos gelten zu lassen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatsächliche ist ja eben darum, weil es thatsächlich ist, nicht das Ursachliche; jenes ist das Vergängliche, dieses das Bleibende. Unsre Vorstellungen sind das Thatsächliche im Geiste; und das in unserm Sinn Empfundene ist im Seelischen nur Erregtes, oder Thatsächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohlklangs und Mißklangs, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dunkeln ist nicht außer den Sinnen, sondern in ihnen das Erregte! Was wirkend außer der Seele beharrt, selbst wenn die Empfindungen verschwunden sind, ist das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, sobald dies Andre abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andre, dies Weckende, dies Erregende, weset; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seelische, welches Empfindungen und Gefühle in sich hervorbringt, weset oder wirket ebenfalls; nicht das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothen, Süßen, Bittern u. s. w.), weset. Wenn wir nun das in der Seele Empfundene außerhalb derselben vorhanden glauben: so ist dies ein verzeihlicher Gesichtsbetrug des Verstandes.

Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben verwöhnt, wollen wir Alles gern sinnlich ergreifen. Wir wissen nicht, unter welcher Gestalt und Farbe, oder in welcher Weise und Bewegung wir uns ein übersinnliches Wesen, den Geist, die Natur, die Gottheit u. s. w., vorstellen sollen? Wir können uns von dem, was da weset, kein sinnliches Bild schaffen; nicht einmal den Begriff machen.

Dies ist allerdings richtig. Ein Wesen, als solches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zusammenfassung des

Mannigfaltigen zu seiner Einheit ist, in welcher und zu welcher jenes verwandt steht. Das Wesen aber ist selber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; ist selber das alle seine Wirkungen in sich begreifende Ursachliche (8.). Der Geist hat also eigentlich nur ein Kennen vom Daseyn des Wesenden, aber kein Begreifen und Erkennen (7.) desselben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur ursachlichen Einheit ist. Darum begreift der menschliche Geist sich, als Wesendes, selber nicht, weil er selber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten ist. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß sein Daseyn. Das Nichtbegreifenkönnen des Wesenden liegt nicht sowohl am Uebersinnlichen desselben, als an seinem einheitlichen, in sich nicht unterscheidbaren Bestehen. Auch Vorstellungen, insofern sie einzeln und ganz einfach sind, können nicht begriffen werden. Eben so sind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für sich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was roth, was sauer, was Klang in sich sey? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseynskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rühren gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Weg ein, als auf andre Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und, mit den Flügeln der Einbildungskraft, das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Daseyn des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber weset, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens

eine sinnliche Vorstellung; aber eine nichtsinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemandem bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke, sey das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sey wesenlos, d. i. nicht wirkend.

Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Andersseyn, des Geistes, und die Gesammtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (18,): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, da sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich ausprägt, als was beide urheitlich wesen: so ist die Täuschung im alltäglichen Leben so gefahrvoll nicht, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem in unsern Sinnen Empfundenen entspricht nothwendig ein Gegensätzliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches außer den Sinnen weset, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseyend offenbart.

---

20. Die Wirkung ist nicht außer, sondern inner ihrer Ursach.

Dies führt mich zu einer andern Bemerkung.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Bestehen für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist nie im Ernst damit gemeint, daß die Vorstellung selber, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas außer ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andere Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewor-

dener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung (11.).

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses, d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein anderes Wesen, oder auf andre Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist selbst zur bloßen Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus sich, oder Wirkung einer Wirkung seyn, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht (15.).

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sey es in sich selber, zum Andersseyn, oder auf ein Wesendes außer ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesende allein wirket, das ist, weset sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Seyn, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Andersseyn, als Gegensätzlichgewordenes, als Mannigfaltiges in der Einheit, als Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so scheint eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier wirkt das Wesende im Stoffischen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem,

erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Wenn jede Wirkung, möchte man fragen: inner und nicht außer ihrer Ursach ist, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiste, der ihn denkt: wie können die verschiedenen Wesen auf einander wirken, wenn all ihr Wirken sich nicht gegen einander äußert? Und doch wissen wir thatsächlich, durch Erfahrung, den Bestand solcher Wechselwirkungen der Wesen, wodurch sie in gegenseitigem Verkehr und Verband stehen. Wie wüßten wir von einem Daseyn des Draußen, wenn es sich nicht auf unsre Sinne äußerte?

„Siehe," spricht der Zweifler: „da stehen wir wieder vor dem uralten Räthsel, welches schon lange vor uns so zahlreichen Forschern zu schaffen gemacht hat. Auch sie fragten nach dem Zusammenhang des Geistes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Uebersinnlichen mit dem Irdischen, und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthsels fordre ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung; keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andre erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde fragen, welcher Gott hat sie uns offenbart? Sage mir niemand mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeistung in uns haben und erkennen, denn ich würde, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingeistung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhangs der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Daseyn alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten bloß Reingeistiges

und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüte desselben. Andre, weil sie weder das Vorhandenseyn des Uebersinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben so wenig das Daseyn der Sinnenwelt, baueten zwischen beiden fantastische Brücken, um beide zu verbinden."

„Erfahrung und Bewußtseyn sträuben sich gegen die Vernunftkünstelei jener einseitigen Ansichten. Was aber mit der Gesammterfahrung und dem Selbstbewußtseyn in Zwiespalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchstens persönliche (subjektive) Gewißheit seyn, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menschheit werden."

Hierüber ein Wort in nachfolgender Betrachtung.

II.

Natur und Welt.

Natur und Welt.

21. Das Ich-All.

Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dem Leſer vorläufig über das Nöthigſte zu verſtändigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zuſammenhang riß, zerriß ich deſſen innere Bedeutung. Der Theil wird erſt durch ſein Ganzes verſtehbar. Wie im All des Vorhandenen, ſo iſt in der Wiſſenſchaft von demſelben, kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer ſteht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn ſollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitſchranken eingezwängt ſind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem Andern nachfolgen laſſen müſſen? Von wo ich auch zuerſt ausgehen möchte, immer ſehe ich mich da ſchon in einer Mitte der Geſammtheit, in welcher das, was ſich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortſetzung deſſen iſt, was hinter uns liegt.

Von allen Schätzen des Daſeyns, die der menſchliche Geiſt kennt, ruhen die edelſten, die reichſten, die gewiſſeſten in ihm ſelber. Darum ſteht er ein wahrhaft höheres Weſen über den höchſten der unbegeiſteten Thiere. Wie eng umgränzt iſt in dieſem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß ſich urgewiß ſelber; er weiß urgewiß das Daſeyn einer Welt außer ſich, die nicht ſein Ich iſt. Wäre ſie nicht außer ihm, ſo wäre ſie in ihm, nur gedanklich bewirkt, weſenlos an ſich; und dann entweder ſein eignes Werk, oder nicht. Wollte er ſie nicht als ſeine Schöpfung anerkennen, ſo würde er ſie für etwas in ſein Ich

durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Ueberirdischen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Außenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt, mit den äußern Sinnen, zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts außer ihm hätte Wesen und Daseyn; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Zepter, in seinem ungeheuern Weltmährchen, wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtseyn wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, dringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtseyn, zu Vorstellungen umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses Wissen vom Daseyn des, das in unserm Bewußtseyn steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu diesem vielfachen Gegebenen tritt der Geist dann in seinem Gesetzthum, und nach der Nothwendigkeit desselben verbindet, scheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in sich. Das Ganze und Eine nennen wir die Außenwelt. Unwillkürlich, also nothwendig, nach eben jenem Gesetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in seinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende selbst. Er nennt das in seiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Ursach zum Grunde liegen müsse, als das den Sinnen Gebende und sie Erregende. Wir nennen das Wesen der Dinge außer uns, Natur.

Wir schauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur selbst in ihrer Wesenheit. Obwohl wir die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie ist uns geworden durch die Nothwendigkeit des geistigen Gesetzthums, Alles im Gegensatz von Ursach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich in uns, als die vom eigenen Daseyn unsers denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedankenthums weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatsächlich die wesende Natur mit den äußern Sinnen schauen können: so wäre sie nicht die Natur mehr, sondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geistes allein offenbart sich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich verbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält.

Wer die Idee von Ursach und Wirkung gänzlich aus seinem Innern herausreißen will, der will aufhören zu denken und zu erkennen. Denn alles Erkennen beruht im Bestimmen des Verhältnisses vom Mannigfaltigen zur Einheit.

22. Wirksamkeits-Sphären der Natur.

Was die Außenwelt in ihrem Schooße trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Gesetzthum des wesenden Wissens, wie von selbst, aus einander; und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinsam für die Sinne tragen, in gewisse gedachte Einheiten. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todten, in sich ruhenden Stoffe von der Bewegung derselben; und von den leblosen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaischen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisteten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten Begriffseinheiten (Stoff, Bewegung, Leben, Seele, Geist) eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung, mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare Ursach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, sie zur Selbsternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was sie fähig macht, Freude und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, Seele. — So

nannte und kannte der Sterbliche also schon längst ein Reich des Uebersinnlichen, eh' er sich dessen bewußt war; und glaubte, in argloser Selbsttäuschung, das in der Welt um sich her zu gewahren, was er doch nur in der Nothwendigkeit seines geistigen Gesetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß.

Der Verstand (10.) verleiht (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Uebersinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relativ) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf Bewegung und Aenderung aller Dinge, das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deren jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen, wie im Thiere, das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen, Gott selbst, mit eben denselben Namen belegen, und ihn als den allgegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Mir aber, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sey gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeinern Erscheinungsarten, also Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirksamkeits-Sphären der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ungefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vonsichwissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

---

23. Emporstufung derselben.

Ich führe aber zu einer andern Thatsache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Außenwelt die Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit des, was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist bewegbar; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen gewahrbar. Anderseits wird alle Bewegung erst vermittelst des Stoffischen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffische ists, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensätzlichseyns (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt

gleichsam die bewegenden Kräfte, und macht sich dieselben dienstbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu stellen. Jede Pflanze ist für sich, in den mannigfaltigsten Gegensätzen ihres Gliedersy (Organismus), eine Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, so wieder in jeglichem Theil der unter sich neue Gegensätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewissermaßen Träger seiner ihn bewegenden Kraft ist, so ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrschten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben ist so untrennbar (in der Erscheinung) von den bewegenden Kräften, daß Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben selber, dieses immer wiederkehrende Erscheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Andersseyns, offenbart sich abermals als Gegensatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seelischen. Es baut und gliedert, wie das gränzenlose Weltall zur allumfassenden Einheit des gesammten Mannigfaltigen, so jedes einzelne Moos, so jeden Wurm des Staubes zum in sich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Gesammtheit entspricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, starren Nothwendigkeit des eigenen Gesetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daseyns. Im Seelischen hingegen wird das Lebendige zum Selbstgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Lust wacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der sich selber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerstörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So steht das Seelische fühlend im Gegensatz zum Gefühllosen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieses. — Und doch erscheint das Seelische nie für sich allein, nie getrennt vom Leben, sondern eins mit demselben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegensätzlichwerdung, also auch der Untrennbarkeit ihrer Wesenheit, neben der Unterscheidbarkeit in ihrem Andersseyn.

Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatsache der allgemeinen Erfahrung, welche der Beachtung würdig seyn könnte.

Nämlich, es offenbart sich in den Erscheinungen der Natur eine unverkennbare Aufstufung ihres Wesens und Wirkens vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefsten, wie im Höchsten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Besondern. Freilich ist dies sehr menschlich gesprochen. Denn was ist im Unendlichen hoch und niedrig? Aber müssen wir nicht das Unaussprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen andeuten?

Der todte Stoff (die Materie) scheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefste zu seyn. Ueber denselben erheben sich, ihn beherrschend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetischen und Elektrischen, des Galvanischen und Mesmerischen. Der Stoff ist der allgemeine Träger nicht nur von diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird, so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sächlichkeit (Realität) der Natur (22.) ist in seiner Gränzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber, in ihrer Wesenheit, das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhre milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen und Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den

Stoff die denselben bewegende Kraft. Sie bindet und scheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Diese Kraft ist das einfache und allgegenwärtige Abbild des wesenden Wirkens der Natur in und zu deren Andersseyn. Der Stoff ist in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erscheint zeitlicherweise. Wie der Stoff gleichsam Schöpfer des Raumes, oder, besser wohl, Darsteller desselben, so ist die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorstellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erscheint, in deren Stoffverwandlungen, das Leben. Dieses gibt seinen Gebilden ein einheitliches in sich und für sich Bestehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahllosen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der wesenden Natur, abgespiegelt im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer besondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denselben vermählt sind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird dadurch eine besondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht so allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erscheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenlose, von Gestirnen zu Gestirnen. Aber die Lebenskraft scheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo sie Gewächse des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menschen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrscheinlich bekleidet sie gleichermaßen die Außenseiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie beschränkt stände aber auch selbst dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die gesammte Bevölkerung der himmlischen Räume mit jenen Irrsternen, jenen Sonnenfamilien und Milchstraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: so bliebe nichtsdestoweniger der Umfang der Lebenserscheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabener, stellt sich uns der Erscheinungskreis dar, in welchem sich das Seelische offenbart. Es

wohnt dieſes nur in den Geſchlechtern der Thiere und Menſchen. Wie klein iſt die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geſchöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unſers Erdballes ſind!

Noch minder ausgedehnt bietet ſich das Reich geiſtiger Weſen dar. Es iſt auf unſerm Stern nur im menſchlichen Geſchlecht erkennbar. Dennoch ſteht es hoch über alle erhöht, als das Edelſte. Im Licht des Bewußtſeyns, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüſtet, umfaßt der Geiſt durch den Zauber ſeines Weſens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Alſo der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, iſt Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren ſich die höhern Wirkſamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seeliſchen und ſelbſt des Geiſtigen. Dürfen wir erſtaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffiſche für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenſchaften deſſelben, oder für edlere Blüten und Entwickelungen ſeiner ſelbſt? Es lag dieſer Anſicht ein tiefer Wahrheitsſchein zum Grunde, nur faßten ſie ihn allzu einſeitig auf. Ja, jene Wirkſamkeitsſphären der Natur ſind nur Namen, nur Unterſcheidungen, welche der Verſtand von den Erſcheinungen der Natur auf ihr Weſen überträgt. Sie iſt in ſich die untrennbare Einheit. Selbſt in ihren Erſcheinungen verlieren ſich bei ſchärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verſchwimmenden und auseinander tretenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff geſtaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaſer und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thieriſchen Inſtinkt.

Wenn wir jene merkwürdige, in der Außenwelt thatſächlich gegebene Aufſtufung alles von uns gekannten Weſenden betrachten, von der im Stoffiſchen erſcheinenden Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpfermacht des Lebens, welches die Maſſen der Weltkörper umſchwebt; dann von da auf-

steigend bis zu dem noch wundervollern seelischen Wesen, welches aber noch minder allgemein verbreitet ist, als das Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung dasteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankenthum das All des Wesenden und Seyenden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubst du, sie sey mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geister schauen wohl in die Tiefe dessen, was unter uns drunten weset, bis hinab zum Stoffischen; — aber wie weit hinauf ist's noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur ein Eins ist? — Sternkundige wissen aus dem geringen Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuren Weg desselben durch die Himmel zu berechnen: wer berechnet aus der Entfernung des todten Stoffischen bis zum wesenden Wissen der Geister, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchsten, von uns hinweg; des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem sich Alles schließt und Einheit wird? — Welche Wesen-Reihen erheben sich noch zwischen uns und ihm, den die Geister auf Erden Gott nennen; den Gott im All, das All in Gott; das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unaussprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Ich bin; auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin sein, und auch in mir ist Gott.

24. Einzelwesen der Eigenganzen.

Durch Uebertragung des Unterscheidbaren in den Erscheinungsweisen der Natur, auf ihr in sich einheitlich Wesendes, bildet der Verstand den Begriff von Wirksamkeitssphären derselben. Eben auf diesem Wege, und in Beschauung der durch ihre Wirkungen sich erfüllenden Natur versteht er erst ihres Wesens Inneres; gleichwie der Geist erst, im Vonsichwissen, sein erfülltes Sichwissen wird und sich kennt.

Aber auf die nämliche Weise verfährt auch der Verstand bei Unterscheidung des Besondern in den begränzten, endlichen Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner Dinge, die jedes als ein Ganzes dastehen, getrennt von den Andern; für sich abgegränzt; in sich vollständig zusammenstimmend. Jedes derselben stellt gewissermaßen in dieser Einzelheit die überall waltende Einheit der Natur dar. Sie wiederholt sich unaufhörlich, wie im Weltganzen, so in jedem, auch im kleinsten Theile desselben. Wir nennen ein solches für sich und in sich bestehendes vollständiges Einzelne ein Eigenganzes (ein Individuum). Jeder Krystall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Mensch bildet sein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieser Eigenganzen die Gesammtheit ihrer verschiedenen Wirksamkeitssphären; wir kennen im Wasser oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebst dem Stoffischen und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere ist zu diesen Wirksamkeitsweisen der Natur auch das seelische Empfinden getreten; und der Mensch, indem er alle allgemeine Artungen der Naturwirksamkeit in seinem Eigenganzen verbunden sieht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch dazu das geistige Wissen.

Jedes Eigenganze stellt also durch sich, bis zu einem gewissen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Wesenden. Wie

wir nun die Eigenganzen, als solche, im Gebiet sinnlicher Erfahrung, unterscheiden; so erlaubt sich auch der Verstand, das in denselben Wesende von dem, in andern Dingen Wesenden, zu unterscheiden, wie ein Besonderes. So sprechen wir von einer Mehrheit der Wesen, oder von Einzelwesen.

Die Mehrheit der Wesen in der Natur ist aber nur eine gedankliche, zum Verstehen, im Verstand geworden. Vor ihm löset sich also selbst die Ureinheit des im Weltall Wesenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in sich ewig gleiche und ununterscheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Wesen der Dinge in seinem Andersseyn (oder gegensätzlich von sich), als Mannigfaltiges, erscheint.

Wenn wir daher verstandlicherweise von verschiedenen Wesen, ja sogar von endlichen Wesen reden (da wir doch nur Aeußerungen der Natur meynen), geschieht es nur uneigentlich, nur durch Uebertragung aus den Erscheinungen; nur beziehungsweise, wie wenn wir von verschiedenen Wirksamkeitssphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersseyns. Dies Andersseyn, dieser Gegensatz ihrer Urheitlichkeit, ist, eben weil ein Wesenloses, auch das Endliche. Sie prägt sich in ihren Wirkungen als das sachlichwirkende Eine, als das belebende Allselige aus, und ist doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geist immerdar einer und derselbe in seinen verschiedensten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, Erkenntnissen, Entschlüssen und übrigen Wirksamkeitsweisen und Wirkungen ist.

Es bleibt nur ein Ursachliches des Weltalls, nur ein und dasselbe in allen Dingen Wesendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehrern Ursachen und Wesen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbeholfenheit des Verstandes, oder vielmehr der menschlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben so von allerlei Kräften und Vermögen des Geistes; und doch ist der Geist, bei aller Verschiedenheit seiner sogenannten Eigen-

ſchaften, eine und dieſelbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Es ſey mir alſo, zur beſſern Verſtändigung, geſtattet, die Wörter Kraft, Vermögen, Urſachen, Einzelweſen u. ſ. w., wie auch alle Weltweiſen ſie gebrauchten, nur mit dem Unterſchiede zu brauchen, daß ſie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Ueberſinnlichen, zu nehmen ſind.

---

25. Das Verwandte der Wirkſamkeitsartungen in der Natur.

Die Natur wird ſich im Wirken gegenſätzlich; ſie wird ſich Erſcheinung, Welt. Das Gegenſätzliche iſt wie geſagt, das Gleichartige und Verwandte der Weſenheit (16.). Den allgemeinſten Gegenſatz, in welchen das Urweſen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegkraft, Leben und Seele genannt. Wir bezeichneten damit die allgemeinen Wirkſamkeitsſphären der Natur (22.).

In jedem dieſer Gegenſätze, oder in jeglicher dieſer ihrer Sphären, wird ſich die Natur immerdar von neuem gegenſätzlich, wie der Geiſt in der Allgemeinheit ſeiner Vorſtellungen zu minder allgemeinen, beſondern und einzelnen. So iſt das geſammte Weltall gleichſam ein fortgeſetztes unendliches Zeugen und Ausſtrömen gegenſätzlicher Erſcheinungen aus dem Unendlichen. Daher Mannigfaltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und ſeeliſchen Artungen.

Weil aber alle Gegenſätze ſich in derjenigen Einheit die verwandteſten ſind, in welcher ſie, als das Gleichartige, auseinander traten: ſo iſt das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abſtufungen. Und Alles wieder iſt zur Ureinheit des weſenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersſeyns nach ihrem ewiggleichen Geſetzthum (Weſen). Das Inſichgleiche ſtößt ſich entweder

in sich selbst ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es sich spaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiste Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegensätze entfernter Verwandte steht in geringerer Anziehung zu einander, oder wird erst mittelbar durch dazwischen liegende Glieder mit einander verbunden. So sind in der Gedankenwelt des Geistes die allgemeinsten Vorstellungen zu sich enger verwandt, als die einzelnen und besondern, welche erst Folge tieferer Gegensätzlichwerdungen des Denkenden sind. Denn im Geist und in der Natur ist die Weise des Wirkens dieselbe, weil beide Wesen sind, und als Wesende wirken. Die Vorstellungen von „Geschmack" und „Wahrheit" sind sich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene sind nicht aus einerlei Grundbegriff stammend. Wasser und Oel sind sich minder verwandt, als Wasser und Salz; denn jene sind sich nur entfernt gleichartig, oder sind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äußern Verwandtschaft der Erscheinungen reden. Unmittelbar verwandt ist das, welches sich in einer und derselben Einheit gegensätzlich ist; wie das Polarische im Magneten, wie Eigenstand und Gegenstand im Begrifflichen; wie das Geschlechtliche im Leben; oder Empfindung und Gefühl im Seelischen. Mittelbar verwandt aber ist, was nur durch Zwischenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Oel und Wasser durch Laugensalz u. s. w. Eben so lassen sich Verwandtschaften in aufsteigender und absteigender Linie unterscheiden, je nachdem die Erscheinungen aus einem allgemeinern Ursachlichen, als Besonderes, und aus diesem wieder als Einzelnes hervorgegangen sind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, diese beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. s. w., oder wie die besondern Vorstellungen und Begriffe aus den allgemeinern.

Wir müssen aber in den Erscheinungen der Natur, wie des Geistes, deren wesende oder ursachliche Einheit wohl unterscheiden

von der bloß scheinbaren Einheit, die nur eine Mischung des Erschienenen ist. So bilden Licht und Finsterniß ihren Gegensatz; ihre scheinbare Einheit nennen wir Farbe. In jeder Farbe ist Mischung von Finsterniß und Licht. So kennen wir gemischte Gefühle von Lust und Unlust, gemischte Begierden von Haß und Liebe.

Eben die Verwechselung der scheinbaren Einheit vermischter Wirkungen, mit der unmittelbaren oder wesenden Ursach, ist die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechselung der Wirksamkeitssphären der Natur, wie des Geistes, beim Aufsuchen der Einheiten des sich Gegensätzlichen. So ist z. B. das Nichts ein bloß gedankliches Etwas, nämlich eine Vorstellung, wodurch der Verstand verneint und begränzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des Denkenden ist, also etwas Wesenloses: so kann es kein Sachliches oder Wesendes seyn außer dem Geiste. Wenn man sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, sagt es soviel, als Gott machte aus dem Begränzenden das Unbegränzte, aus dem Wesenlosen das Wesende. Wenn man von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geistes und der Seele spricht, lehrt man den Unsinn: der wesende Geist werde zu einer wesenlosen Vorstellungsart aus ihm; die Ursach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Ursach.

Ich wende mich jedoch zu der Thatsache zurück, daß alle unsre Vorstellungen, so wie alle Naturerscheinungen, ein in der Einheit eines Wesenden Verwandtes sind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endlosigkeit seiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Netz der auf- und absteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtschaften? — Wie begränzt ist unser Gesichtskreis!

Die Verkettung der Verwandtschaften, und wie sie als Gegensätze zu einander wurden; die Anziehung des sich Verwandten zu einander, das Abstoßen des sich Gleichen, so wie die Nichtanziehung oder Unvereinbarkeit des Ungleichen, des sich Widersprechenden, sind Thatsachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Wesenden im Wirken, als ein Uebergang vom Gleichartigen

zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur vereinzelt, fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweiheit in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gespinnste der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sey dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geworden. Auch hier kann es begegnen, daß wir (wie in der Außenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden), den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. „Den Gedanken gab mir Gott ein!" ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme, ohne Sprache, denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitssphären der Natur, eben so wie sie sich auch

(außer ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffische, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seelische ist in ihm vereint und in seinem Geiste zum Gewußten erhoben. Aber das Geistige ist dem Stoffischen nur entfernt und nur mittelbar verwandt (25.). Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwischen beiden inne. Durch diese Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geist, durch seinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus sich, Vorstellungen im Geiste zu erregen.

Was irgend von Außen in uns zur Vorstellung werden soll, ist von stoffischer Beschaffenheit. Das Stofflose ist sinnlich ungewahrbar, unempfindbar. Der Stoff für sich selbst aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er ist. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geschmacks, ist fortgepflanzte Bewegung des Stoffischen zum Stoffischen, so wie der Widerstand der Körper erst durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung ist wieder, ohne Leben des Gewahrenden, unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das Leben, welches aus Stoffen und Kräften (die seiner Einheitsartung die verwandtesten sind) gleichsam sein Wohnhaus baut, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die seinem Gesetzthum gemäß oder widerstrebend sind, zur Thätigkeit erregt werden. Doch das Leben für sich selber ist empfindungslos, wenn es ohne Seelisches dasteht. Wir kennen das unbeseelte Leben in allen Pflanzen. Sie äußern keine Spur von Lust und Schmerz. So ist das Leben erst der Vermittler zwischen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Wesenden. Was die Gesetze des Lebens erfüllt, oder verletzt, wird im Menschen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weise tritt die Seele, als Mittlerin, zwischen den denkenden Geist und das Leben, denen sie beiden das Verwandte ist. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt sich im Geist, als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorstellungen.

Auf demselben Wege wirkt der Geist gegen die Körperwelt zurück. Selbst der Gedanke, welchen wir äußern wollen, muß erst zum sichtbaren Zeichen, oder zum Ton verkörpert werden, um aus der Ver-

körperung wieder, durch Leben und Seele, in dem Bewußtseyn eines andern Menschen Gleichartiges von sich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geist und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht also auseinander vorzubilden, wie wir sie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen scheiden. Geist und Seele verbinden sich (im Gemüth) zur Einheit, wie Seele und Leben (im Leiblichen), Leben und bewegter Stoff (im Gewächs), und Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht so langsam zu denken, als sie die Beschreibung darstellen mag.

Die Natur also, in ihrer Wesenheit das beharrende, wechsellose, unendliche Wirken, tritt in ihrem Andersseyn, als Welt, nach ihren Wirksamkeitssphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahllosen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In diesen vielerlei Eigenganzen, deren Gesammtheit das Weltall ist, erscheinen die Artungen ihrer Wirksamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menschen aber alle zugleich. Durch das Seelische, der Natur Höchstes, das in ihr dem menschlichen Geiste Verwandteste, ist dieser mit der Natur verbunden. Da sie, als das Gleiche, wie im beseelten Leibe des Menschen, auch außer demselben, weset: so sind ihre Wirkungen von außen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer selbst zum Innern dieses (menschlichen) Eigenganzen, zuletzt also nur Bewegungen in ihrem eignen Selbst.

Indem sie auf unsern Geist einwirkt, sind es nicht die Gedanken und Vorstellungen desselben an und für sich selber, auf die sie wirkt, sondern dessen Wesenheit ist's, auf welche sie wirkt. Sie erregt zur Thätigkeit, zum Vorstellen, zum Denken. Nicht sie, sondern der Geist bewirkt in sich Gedanken und Vorstellungen von ihr. Eben so ist er es nicht, wenn er auf das, was außer ihm ist, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: sondern er erregt nur das in jedem Eigenganzen Wesende zur Thätigkeit, und das Wesende wird dann in sich gegensätzlich zur Wirkung. Bei allen unsern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den

Erſcheinungen zu ſchaffen (denn dieſe ſind in uns), ſondern mit dem Weſen der Dinge ſelber, d. i. mit der Natur. Nur Weſen wirkt auf Weſen (20.). Die Erſcheinungen der Natur ſind gleichſam nur ihr zum Geiſte geſprochenes Wort, worin ſie ſich ihm offenbart. Die Natur weſet als das Unendliche, Wechſelloſe; ihr Wort (die Erregung) iſt Weſenloſes, Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das weſende Wiſſen des Geiſtes, d. i. deſſen Thätigkeit weckend durch ihr Andersſeyn, welches ihr endliches Abbild iſt, wird die Natur im Wiſſend-Weſenden deſſen Gewußtes; und der Geiſt wird ihr Bewußtſeyn, das ſie in ſich ſelber nicht iſt.

---

26. Gegenſeitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelweſen.

Wie aber ſind Einwirkungen von Einem der Einzelweſen auf das Andre möglich, da jede Wirkung in ihrer Urſache verharrt und von derſelben untrennlich iſt? — Alle Einwirkungen ſind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen ſelbſt Möglichkeit haben.

Wirkung iſt ein Andersſeyn, ein in ſich Gegenſätzlichwerden des Weſenden.

Das in einem der Eigenganzen Gegenſätzliche des Weſenden iſt daſſelbe auch für das in einem andern Eigenganzen des eben ſo Weſenden, nach dem Geſetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abſtößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit ſtrebt. So ſteht in zwei verſchiedenen Eigenganzen das Gleichartige der nämlichen Weſensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber ſteht gegen das Gleiche in Abſtoßung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit ſich.

Somit ſind alle Einwirkungen nichts andres, als Erregungen der Wirkſamkeit, indem das in ſich Gegenſätzlichgewordenſeyn eines Einzelweſens den Gegenſatz im Andern, als Gleichartiges hervor-

ruft. Vielleicht werd' ich deutlicher durch Beispiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polarische in demselben ist die Erscheinung, das Auseinandertreten des in sich Gleichen, oder des (in solcher Artung erscheinenden) Wesenden. Der Nordpol des Magnetes ist in ihm Gegensatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er ist dasselbe auch für jeden andern Magnet (als Eigenganzes). Sein Nordpol wird daher, im andern, der Gegensatz von dessen Südpol; seine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es ist überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erscheinungsweise, wenn gleich unterscheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzen. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie Nordpol und Nordpol) stoßen einander ab, weil sie nicht das Gleichartige, sondern im Wesenhaften das Gleiche sind, welches in sich nicht höhere Einheit werden kann, als es schon wesenhaft ist, und daher nicht zum Einswerden, sondern zum Auseinandergehen strebt. Jede Wirkung verharrt aber in beiden Eigenganzen inner ihrer Ursache. Die verwandten Pole, oder Gegensätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzen (oder einzelnen Magnete), in welchem sie geworden sind. Aber sie rufen sich in beiden, als Gegensätzliches der wesenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das in mir Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen Andern äußere, wird damit nicht wesenhaft von meinem Geiste abgeschieden, also, daß es nicht mehr in diesem wäre; mein vom Andern vernommener Gedanke ist mir nicht von ihm genommen worden, sondern ist etwas von ihm selber Gedachtes, ein Gleichartiges des meinigen, durch Erregung seiner eignen Selbstthätigkeit.

Es findet daher bei den Einwirkungen der Eigenganzen auf einander kein Geben von einer Seite, kein Empfangen von der andern statt; es verhält sich dabei nicht das eine thätig, das andre leidend, und keines wird erst, was es nicht schon aus sich selber ist.

Somit ist jede Wirkung, inner ihrer Ursache verharrend, nur Anrufung des Verwandten im Andern; Erregung zum Gegensätzlichwerden

des Andern; und zuletzt alle Wirkung zugleich Einwirkung. Da nun aber, was wir irgend Einzelwesen, Kräfte, Wirksamkeitssphären u. s. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur Uebergetragenes durch den Verstand, und um des Verstehens willen, ist: so fällt in der einigen, in sich untrennbaren Natur, Wirken und Einwirken in Eins und Dasselbe zusammen, weil das Wesen der Dinge nur in sich selber wirkt.

Ich schließe nun mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (18.) ist, für unsern Geist, Alles, was er in seiner Unmittelbarkeit nicht selber ist; und seine Welt ist in ihm, ein gedankliches Andersseyn des eignen Selbstes. In diese seine innere Welt schließt er auch die ganze Außenwelt ein, denn er ist das Bewußtseyn der wesenden Natur und ihrer Wirkungen (25.). Zu dieser Außenwelt gehört aber nicht nur das, was außer dem menschlichen Leibe waltet, mit dem der Geist ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiednen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da der Geist nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende außer ihm, als das Seyn der Wirkungen, oder der Außenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtseyn, die Vorstellungen davon sind.

Die Außenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch außer ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß, als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehn; daß Bitterkeit und Süßigkeit des

Geschmacks und Geruchs erst im Reiz der Nerven empfunden sind; daß die Klänge und Töne nicht außerhalb den Ohren für sich wandeln, sondern erst inner dem Gehör werden, was sie, als Empfindung, sind; daß die Farben Erregtes im Sehsinne sind (wie sie denn auch bei geschlossenen Augen, vermittelst des innern oder Leibeslichts, erscheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das sie schlug, sondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht außer den Sinnen, sondern inner denselben, wird.

Das Erregende, oder das ins menschliche Eigenganze Einwirkende, ist wie in, so außer demselben, wesend; und das Erregte ist nur Andersseyn und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehn wir Geister mit dem Wesen der Dinge außer uns selber um; wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erscheinungen, sondern durch die Erscheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist, und nur in ihrer Wittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht; also als Andersseyn ihrer, als Welt. Im geselligen Gespräch verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, sondern durch Worte und Gedanken mit dem unsichtbaren, unhörbaren Geist des Redenden.

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Andersseyn ihrer Ursache, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden, die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtseyn ist: so entsteht im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursache, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen außer uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonsich- und Andernwissen unsers Geistes die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend

vorhandenen Natur. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Wirkensartungen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen.

---

27. Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens.

Mit welchem Rechte dürfen wir aber die innere Nothwendigkeit, welche unsre Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens, auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seyns oder Wesens von dem machen, was außer uns vorhanden wohnt? Könnte nicht im Wesen der Dinge außer uns ein Zustand möglich seyn, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursache, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unsrer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das außer dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eignes Werden? Indem du also fragt, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn ausdehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß" u. s. w. des Draußen, während diese Begriffe doch erst aus dem Grunde des Geistes erwachsen sind. So stämmt sich dein Zweifel auf das Bodenlose des sich selbst Widersprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Bestimmungen, deren Seyn im Draußen eben das Zweifelhafte seyn soll, auf das Draußen überträgt und anwendet.

Sobald du einerseits das schlechthin Nothwendige und Urgewisse in den Denkgesetzen eingestehen, anderseits das Daseyn von Etwas außer dem Geiste anerkennen mußt: so könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerspruch des Draußen mit dem Gesetz des Erkennens erregt wäre. Aber seit Erfahrung der Sterblichen besteht, gelangte noch keine

einzige erwiesene Thatsache von der Außenwelt zu ihr, worin sich eine Ungleichheit des Gesetzthums der Natur und des Geistes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatsache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologischen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht selbst diese wieder auf eine gewisse Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, das ist eine unerwiesene Thatsache durch eine unerwiesene Ursache.

Vielmehr beurkunden zahllose Ereignisse, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weissagungen dessen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinstimmung der Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke sogar im Verhältniß der Planeten-Abstände, auf welche zwischen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längst hingedeutet hatten, ward, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geistes mit der Natur wäre ein gegenseitiges Einwirken beider schlechthin undenkbar. Wir könnten nicht absichtlich gewisse Erscheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eignen Gesetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; sie könnte hinwieder nicht unser Gewußtes seyn, durch ihr Erregen unsers Wissens. Sie also wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unser Gedankliches, sondern auf das in uns denkende Wesen. Wir wirken anderseits auf sie ein, nicht auf ihre Erscheinungen, sondern auf deren Ur- und Sachliches. Der wesende Geist steht also mit dem Wesen in den Erscheinungen in Verkehr. Und eben durch diesen Verkehr offenbaren sich Geist und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als schlechthin Untrennbares, als sich im gegenseitigen Erregen gegenseitig erfüllend und vollendend zu dem, was Beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtseyn der wesenden Natur, kann dies nur seyn, indem das Gesetzthum ihres Wirkens dem Gesetzthum seines Erkennens gleich ist.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesammtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganzen, empfängt der Geist alle Veränderungen in diesem, nur als Fortsetzungen des Aenderns außerhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht diese, sondern durch sie, sich selber. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Tausendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtwordenen aus.

Wenn wir noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Gesetzthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang, nur Frucht unsrer eignen Denknothwendigkeit, also daß wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst aus uns in das Reich des Erscheinenden hineintrügen, freilich, dann wäre unsre Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm außer uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. Wir würden Götter seyn und außer uns Chaos; oder wohl das wesende Nichts, dies sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (25.), welches wir in uns zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist in der Natur; eben darum ist die Natur in seinem Wissen. Eins mit ihr, sind unsre Erkenntnisse am Ende nur bloße Anerkennungen des Vorhandenen.

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat, im Wandel der Dinge, jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Ver-

änderungen des Erscheinenden erfolgen. Er nennt es die allwaltende Naturnothwendigkeit; und diese ist wieder nichts anders, als das Gesetzthum oder Wesen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit steht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß (10.) zu einander steht, und in Einheit und Ursach zusammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein Wissen eines Gewußten möglich. Ohne Wandellosigkeit des Gesetzthums der Natur, müßte der Geist in ewiger Irre schweben unter dem Zepter des Zufalls oder der Willkür. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieselben seyn; die himmlischen Weltkörper schwärmten in unzuverläßigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erstarren und Töne geschmeckt werden.

Doch statt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Daseyn dessen, was, als ein nothwendiges Wissen, in der geistigen Wesenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Ursach und Wirkung, außer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Draußen auf unsern Geist weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch ist das, was wir Erkenntnißgesetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zusammenhang der Dinge vorzustellen, sondern das Ursachliche und Thatsachliche des Geistes; es ist seine Wesenheit selber. Er selbst ist Ursach und wird sich im Wirken gegensätzlich zur Thatsache in seinen Wirkungen.

Oder möchtest du mich noch fragen: Wie denn das Wirken möglich sey? Wie es zugehe? — Daß du denkst, bedarf, als eine Thatsache, keines Beweises, die sich durch ihr Daseyn, als daseyend, ausweiset. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Wesen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beschreibung dessen werden, was in sich, ohne Verschiedenheit, eine schlechthinige Verhältnißlosigkeit ist. Erst durch die Wirkungen, wenn sie da sind, wird zugleich das Unterscheidbare, mithin Beschreibbare.

Im Denken wird sich der Geist ein andres Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird sich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, sind das Bedingte im Bedingenden ihres Wesens; ein Gleichartiges; ein Gegensatz des Wesens, zu dem dasselbe von sich geworden ist; eine Erfüllung der Ursach, ohne welche die Ursach nicht Ursach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu versinnlichen, ein Insichabstoßen oder Auseinandergehn des Gleichen zum Gleichartigen (16.), und ein gegenseitiges Sichwiederanziehn des Gleichartigen zum Gleichen oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auflösen des Gegensätzlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleichartig steht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununterscheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich das Wesende in den Einzelnheiten abermals gegensätzlich und so ins Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge; eine gränzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze, die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in dieselbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge, und eins und dasselbe mit ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter

sich gegensätzlich stehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn die Verwandtschaft die entfernteste ist, oder das Seyn zugleich Nichtseyn, Nichtwesendes zugleich Wesendes seyn soll. Das Ungleiche kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es ist das Unvereinbare, d. i. sich, als Einheit, Widersprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es schon Einheit ist, kann nicht mehr vereint werden, als es schon ist, und muß daher zum Andersseyn in sich abstoßend wirken, wenn ein Aendern statt finden soll.

Mithin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und des schlechthin Gleichen als drittes Gesetz des Wirkens gelten lassen; doch auch dieses ist schon im Vorigen ausgedrückt, und steht hier nur verneinungsweise gestellt.

Diese Urgesetze der Natur, welche die Welt überall in der menschlichen Erfahrung ausspricht, sind aber, weil der Geist wesenhaft das Gleichartige der Natur ist, auch die Urgesetze des Denkens. Du wirst im Gesetz der Abstoßung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und schlechthin Gleichen den bekannten Satz des Widerspruchs der Uebereinstimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie sich alle Erscheinungen nach dem Erkenntnißgesetz des Zahl- und Beschaffenheitsverhältnisses (10.) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, durch beständige Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell gewesen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerseits lehren uns die fünf Sinne, daß Alles in der Welt Gränzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar sey. So gewiß dieses ist, eben so gewiß steht anderseits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts ewig und beharrlich sey, als eben das Aendern

ſelber; und daß in der Begränztheit der Stoffgebilde nichts Unbegränztes ſey, als das, was ſie umfaßt, der Raum, welcher ſie trägt, und welchen, wenn wir auch Alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, ſondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von dieſen beiden Erfahrungen iſt die erſtere rein ſinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte ſagen, eins mit ihr, iſt eine überſinnliche, unmittelbare von etwas, das kein Sinn gewahrt. Der Geiſt erfährt und ſchaut, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelſt der Sinne die wandelbaren Erſcheinungen, ſo auch durch ſich unmittelbar ſelber, alſo auf nichtſinnliche Weiſe, das unwandelbar darin Weſende. So iſt uns, indem Weſen nur auf Weſen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweiſe gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt ſtrahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferloſen Räumen der Himmel, das Allgegenwärtige. Die Welt iſt der wandelbare Gedanke der Natur, und die ſtoffiſchen Gebilde aller Art ſind die Wörter, worin ſie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menſchen. Aber den Gedanken verſteht nur der wiſſende Geiſt.

III.

Stoffgebilde.

Stoffgebilde.

28. Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffisches.

Indem die Natur sich äußert, d. i. aus ihrer Urheit hervortritt zu ihrem Andersseyn, erscheint sie, im Gegensatz von ihrem Sachlichwesen (Realen), als Stoffisches des Weltalls; und in ihrem Wirken, als Bewegendes (Aenderndes). Wir wollen uns aber unter Stoffischem (oder Materiellem) nicht schon den verkörperten Stoff vorstellen, sondern das, woraus Körper erst gebildet werden. —

Das Sachlichwesende ist in sich das Unbestimmte, Unendliche. Somit trägt dessen Andersseyn, die Welt, in ihrer Gränzenlosigkeit für uns das Gepräge der Allgegenwart der Natur. In der Allwesenheit derselben, weil sie kein Endliches ist, besteht keine Umgränzung, keine Bedingung, in der sie selber enthalten wäre; keine Lücke; kein der bloßen Gedankenwelt des Geistes erborgtes Nichts; und somit erscheint auch der Stoff, als Erfüllung des Ur-Sachlichen, dem Wesenden Gleichartiges, ohne Umgränzung, ohne Lücke (ohne Nichts), als ein nirgends umufertes Weltall.

Diese Allgegenwart des Stoffischen, des Trägers aller übrigen Erscheinungen der Natur, machte den Sterblichen, auf untern Stufen seiner Entwickelung, oft geneigt, das in seinen Sinnen Erregte für das Erregende selbst zu nehmen; gleichsam das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Götterbild mit dem Gott zu verwechseln; überall nichts für wirklich und sachlich vorhanden zu halten, als was vor den Sinnen stoffisch daliegt und aus mittelbarer Erfahrung (12.) ge-

kannt wird. Leben doch auch noch in unsern Tagen kenntnißreichere Männer, die sich nicht vom Sinnenschein loswinden können und jeden Beweis für die Vorhandenheit eines Wesenden unvollständig finden, dem, zur gedanklichen Gewißheit, Erfahrungen durch die Sinne (zu den subjektiven, die objektiv zureichenden Gründe) abgehn. Sie kennen, oder anerkennen, die höhere, unmittelbare Erfahrung des Geistes nicht, die alle Geister lehret, was keiner der Sinne lehrt und lehren kann.

Daher sollen wir das Alterthum nicht hart tadeln, wenn es sich seine Gottheiten aus einem unendlich zarten Stoff gebaut vorstellte; oder jene spätern Philosophen, welche die Materie für das Alleinwesenhafte hielten, dem Alles, selbst der menschliche Geist, und der erhabenste seiner Gedanken entblühe.

Das Weltall, das Abbild der allgegenwärtig sachlichwesenden Natur, muß nothwendig, auch wenn die Sinne es verneinen könnten, ein Gränzenloses seyn, weil der Geist sie, als das Unbedingte, Unendliche erkennt, und er das der Natur Gleichartige, ihr Bewußtseyn ist. Er bestätigt nicht die Aussagen der Sinne; sondern umgekehrt, diese müssen zuletzt immer nur bezeugen, was schon sein allgemeines, unabwehrbar-nothwendiges Wissen ist.

---

29. Stoffruhe. Bewegkraft.

Wie das gränzenlose, in sich ruhende, materielle Weltall die unwandelbare Beharrlichkeit des Sachlichwesens der Natur darstellt: erscheint, gegensätzlich von dieser Beharrlichkeit, ihr Wirken oder Aendern (in ihrem Andersseyn), als das Bewegen. Und eben durch dieses steigt, in diesem Andersseyn des Wesenden, aus dem Schoos des Unendlichen, das Endliche; aus dem Gränzenlosen das Begränzte; aus dem Unbedingten das Bedingte; aus dem Beharrlichen das Vergängliche hervor, und doch untrennbar Eins und Dasselbe mit dem Ur- und Sachlichwirkenden.

Die Ruhe des Stoffiſchen wird durch Bewegung, als durch ſein Gegenſätzliches, beſchränkt, und das Bewegen wieder durch die Stoffruhe. Mit dem Gegenſatz ſelbſt iſt ſchon ein Mannigfaltiges in der Erſcheinung geworden, das ſich gegenſeitig zur Unterſcheidbarkeit eingränzt. Der Stoff und das Bewegen, wenn auch unterſcheidbar, ſind dennoch, weil aus gleicher Einheit hervorgegangen, das weſenhaft Untrennbare. Der Stoff iſt das Bewegbare; hinwieder das Bewegende, welchem wir, im gemeinen Leben, auch das Wortzeichen der Bewegkraft zu geben pflegen, das Beſtoffbare. Wir kennen keinen unbeweglichen Stoff, und keine Bewegung ohne Stoff.

---

30. Raum und Zeit. Endlichkeitsbedingungen.

In beiden wird alſo die allbedingende, allgegenwärtige oder unbegränzte Natur das Begränzende, oder zur Endlichkeit Bedingende des Stoffiſchen. Die Bedingung zur Endlichwerdung des Stoffes iſt der Raum. Eben ſo wird die ewigwirkende Natur, in ihrem Andersſeyn, das Bedingende des Bewegens. Die Bedingung, oder Beſchränkung zur Endlichwerdung des Bewegens, iſt die Zeit. Der Raum verhält ſich mithin zur Allgegenwart, oder Gränzenloſigkeit, wie die Zeit zur Ewigkeit.

Wir können uns daher keinen Stoff ohne Raum, keine Bewegung ohne Zeit vorſtellen, weil wir uns kein Bedingtes, als ein Unbedingtes, kein Endliches, als Unendliches, keinen Widerſpruch in ſich ſelbſt, als möglich vorſtellen können. Denken wir Stoff und Bewegung, oder Raum und Zeit hinweg: ſo denken wir damit alles Endliche hinweg, und es bleibt uns nur das unwandelbar Allgegenwärtige und Ewige, d. i. das Unendliche. Aber dieſes Allumfaſſende können wir uns nicht hinwegdenken, wenn wir auch alle bewegten Stoffgebilde aus unſrer Vorſtellung verſchwinden laſſen, weil der Geiſt ſich nicht ſelber hinwegdenken, ſich nicht ſelbſt als wiſſend-weſendes Nichtſeyn wiſſen kann, und weil das Gleichartige ſeines Geſetzthums, dasjenige der Natur iſt (25.).

Der Raum ist also nicht das Allgegenwärtig-Sachliche; sondern ein das Stoffische Begränzendes, die Bedingung, wodurch das Einzelne endlich wird; ist gleichsam der Rahmen des Stoffischen, wodurch dasselbe das in der Vorstellung Unterscheidbare wird. Eben so ist die Zeit nicht das Ewige selbst; sondern das im Ewigen Bedingte, Endliche, wodurch alles Aendern und Bewegen für uns Unterscheidbares wird. Beide, Raum und Zeit, sind mit den Erscheinungen selbst gegeben; d. i. die Gränze nothwendig zugleich mit dem Begränzten, weil dieses, ohne jene, nicht erscheinen könnte. Auch das Thier unterscheidet Räumliches und Zeitliches durch die Sinne, als Mannigfaltiges, nach dessen Begränzungen.

Wir empfinden mit den Sinnen weder den Raum, noch die Zeit an sich, sondern nur den Stoff und die Bewegung in beiden, d. i. das Bedingte in seiner Bedingung zur Endlichkeit. Deshalb aber sind Raum und Zeit auch nicht bloß von den Erscheinungen abgezogene Begriffe (wenn gleich sie rein gedanklich, wie Begriffe, vorgestellt werden können). Sie sind keineswegs von Merkmalen und Verhältnissen der Dinge genommen, sie in sich fassende Einheitsvorstellungen; denn alle Merkmale und Verhältnisse der Dinge sind selbst, erst durch ihre Unterscheidbarkeit, also durch ihre Endlichkeit (d. i. durch Raum und Zeit) möglich. Eben so wenig ist Raum und Zeit eine bloße Form des Seelischen, für sinnliche Anschauung; denn auch das Uebersinnliche, sobald es Gedachtes wird, ist damit ein Begränztes, Unterscheidbares, Zeitweises geworden.

Im alltäglichen Sprachgebrauch nimmt man den Stoffraum, und den Zeitraum, gewissermaßen, wie Behälter vom Inhalt des Stoffischen, oder der Veränderungen und Bewegungen. Und in der That sind alle Dinge behalten inner ihrer Bedingung. Oft wird auch das, was die Umgränzug (die Bedingung zur Endlichkeit) erfüllt, selbst Raum genannt, und man spricht von den „Gränzen des Raums", wo man von den Gränzen des Inhalts sprechen sollte. Doch diese Ausdrücke zu erläutern gehört hier eben so wenig her, als der reine Raumbegriff des Mathematikers, der dabei von allem Inhalt absieht; oder als der leere Raum des Physikers, der, in Bezug auf eine

oder andre Stoffart, von ihr rein ist. Ein unbedingt leerer Raum wäre ein Begränztes ohne Gränze.

---

31. Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge.

Die sachliche Allgegenwart der Natur stellt sich uns, in ihrem Erscheinen, als das Außer- und Nebeneinander des Stoffischen dar, welches man das Ausgedehnte im Raum nennt. Dieses ist wieder nichts anders, als das in seiner Bedingung Bedingte und Endliche. Nähe und Ferne im Räumlichen sind nur beziehungsweise Verhältnisse des Unterscheidbaren im Allvorhandnen. Wäre in diesem nichts unterscheidbar, also nichts begränzt: so würde keine Nähe, keine Ferne bestimmbar seyn.

Wie das Nebeneinander des Stoffischen die Erfüllung der ursachlichen Allgegenwart der Natur ist, so wird das Nacheinander der Bewegungen und Veränderungen, d. i. die Zeitfolge der Dinge, die Erfüllung des Ewigen. Das Räumliche tritt von seiner Höhe (oder Tiefe) gegensätzlich in seine Länge und Breite aus einander; das Zeitliche aus seiner Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft. Gleiche Raumgrößen haben gleichviel Stoff, weil des Raums nicht mehr, als des Stoffs, der Gränze nicht mehr, als des Begränzten seyn kann.

---

32. Warum das auf Erscheinungen der Natur angewandte Vernunftgesetz das Ansehn eines Naturgesetzes trägt?

Eh' ich mir aber erlaube, einen Schritt weiter zu gehn, und von der Verkörperung des Stoffischen zu reden, scheint es mir nicht unnöthig, noch einmal daran zu erinnern, warum die auf Naturerscheinungen angewandten Vernunftgesetze das Ansehn von Naturgesetzen haben können (27.), denen sich alle Erfahrung zu unterwerfen hat, und zwar in dem Grade, daß, beim Widerspruch zwischen dem Gesetz und der Erfahrung, nicht das Gesetz, sondern die Erfahrung, als Irrthum, verworfen werden müsse?

Wenn die Naturforscher nicht geradehin mit gewissen Theologen gemeine Sachen gegen den Werth der Vernunft in Erfahrungs- und Glaubensangelegenheiten machen wollen, werden sie ihr wohl ein Plätzchen bei ihren Schmelztiegeln und galvanischen, oder elektrochemischen Apparaten einräumen, und nicht die Erfahrung hoch über alle Gesetze der Erkenntniß erhöhen. Und wenn sie am Ende auch die Gleichartigkeit des Geistes und der Natur, beide als Wesendes, oder daß der Geist, in seinem Wissen, das Bewußtseyn der Natur sey, nicht gelten, oder etwa dahin gestellt seyn lassen wollten: so werden sie doch eingestehen müssen, daß sie, ohne Vorhandenheit der Erkenntnißgesetze des Geistes, gar keine Erfahrungen machen könnten. Sie werden nicht läugnen, nicht einmal zweifeln, daß sie vermittelst ihrer Sinnesempfindungen von äußern, oder stoffischen Gegenständen, überall nichts gewahren, als deren Ausdehnung, Form, Farbe, und deren auf einander folgende, gewöhnliche, oder ungewöhnliche Veränderungen. Selbst was sie darin Wirkung und Ursprung nennen, ist Sache und Zugabe des Geistes, Folgerung aus dem Gesetz des Erkennens, dem die in Gedankliches verwandelten Naturerscheinungen nothwendig unterworfen bleiben. Ohne solches Gesetz würde ein Lavoisier, ein Berzelius, so wenig, als ein vernunftloses Thier, Versuche anzustellen, im Stande seyn.

Allerdings gehören zur Erkenntniß der Natur sinnlich gegebene Erscheinungen. Ohne Kunde vom Daseyenden oder Bewirkten ist kein Wissen von demselben möglich. Das Mangelhafte der Kenntniß von Thatsachen gewährt mangelhafte Erkenntniß von Ur-Sachen. Da diese aber zu jenen vom Gesetzthum des menschlichen Geistes gefordert werden, behelfen wir uns im Nothfall auch wohl mit Voraussetzungen von Ursachen, oder Verhältnissen (Hypothesen), um, für einstweiligen Bedarf, den Zusammenhang der Dinge zu erklären.

Alle Voraussetzungen zur Erklärung von Naturerscheinungen umspannen eine gewisse Summe von Erfahrungen und stützen sich auf dieselben. Sie haben darin einige Aehnlichkeit mit blos abgezogenen Begriffen. Die Voraussetzung, so wie der abgezogene Begriff, kann bald zu weit, bald zu eng seyn, und steht oder fällt mit neuen Er-

fahrungen und neuen Merkmalen, die übereinstimmend, oder widersprechend sind. Die eigentlichen, allgemeinen Naturgesetze, obgleich sie das im Daseyn Erscheinende ebenfalls erklären, stehn von aller Erfahrung so unabhängig, wie das Gesetzthum des Denkens unabhängig vom Wechsel der Vorstellungen.

Freilich gelangen wir, durch Vorstellungen, erst zum Wahrnehmen des Denkgesetzes; und durch Erfahrung zur Vorstellung der allgemeinen Naturgesetze. Aber Erfahrungen können so wenig die Richtigkeit und Wahrheit der Naturgesetze, als Vorstellungen an sich, die Richtigkeit der Denkgesetze beweisen. Vielmehr wird die Richtigkeit der Erfahrung und aller Erkenntnißurtheile erst durch Uebereinstimmung mit der Vernunft (9.) und dem mit ihr gleichartigen, allgemeinen Naturgesetz, dargethan, die das Unwandelbare im Wandelbaren sind.

Das unabwehrbare Wissen vom Wesenden ist die Idee. Aber Erscheinungen in der Sinnenwelt, oder Vorstellungen von denselben, sind keine Ideen (wie Unendlichkeit, Heiligkeit, Zweckmäßigkeit ꝛc.), sondern nur Erfüllung der Idee (des Urgewissen) durch das Bedingte und Endliche in den Erscheinungen und Vorstellungen. Die Idee ist das Abbild des Geistigen im Vonsichwissen, also Gleichartiges vom wesenden Wissen, daher das Allgemeine, Nothwendige, Unbedingte, und alles Wechselnde, Besondre, Zufällige, gesetzgeberisch, bestimmend.

---

33. Der Urstoff. Grundstoffe.

Ich habe den Stoff, oder die Materie, als Erscheinung der sachlichwesenden Natur bezeichnet. Er wird aber im Wirken oder Aendern der Natur wieder in sich gegensätzlich (16.), und damit das Mannigfaltige in seinen Artungen. — Das allgemeinste erste Anderssеyn der Natursachlichkeit, gleichsam der erste Ausgang derselben von sich in Erscheinung, ihr reinstes Abbild, wird mit dem Namen Urstoff bezeichnet.

Der Urstoff, als reinstes Abbild der wesenden Sachlichkeit, also noch nicht in sich abermals zu neuen Gegensätzen auseinander getreten, ist (wie im Geiste die Vorstellung seines Bewußtseyns) das in sich Ununterscheidbare, nur vom Wesen selber (gedanklich) unterscheidbar. Er ist also, als Wiederspieglung des Allgegenwärtigsachlichen der Natur, als Erscheinung desselben, das überall und unbegränzt Vorhandne. Im Wesen der Natur ist kein Ort; weil Ort ein Endliches, Begränztes, mithin nur im Mannigfaltigen der Erscheinungen ist. Sie weset Allgegenwärtig: so denn ist auch der Urstoff das, Alles im Weltall, Erfüllende. Es ist kein Ort ohne ihn, weil durch ihn das Oertliche, Endliche, Räumliche, im Nebeneinanderseyn, erst möglich wird, wenn er, in der Zeugung und Verkettung des Gegensätzlichen, das mannigfaltig Unterscheidbare geworden ist. Könnte durch die Erfahrung der Sinnenwelt ein schlechthin stoffleerer Raum (eine Gränze ohne Begränztes) nachgewiesen werden: so wäre nicht das Naturgesetz, sondern die Erfahrung, im Fehler und müßte von vorn herein, als Unmögliches, verworfen werden.

Als Erscheinung ist der Urstoff das Aenderbare, Begränzbare (29.); aber wird erst, in seinen fernern Gegensätzlichwerdungen, das Räumliche, Endliche, Unterscheidbare und Empfindbare. Die ersten Gegensätze, in welche der Urstoff in sich aus einander tritt, nennen wir Grundstoffe.

Die Chemie nennt alle, bis jetzt von ihr unzerlegten, Stoffe oder Bestandtheile des Körperlichen, Grundstoffe. Allein diese bisherige Unzerlegbarkeit ist weniger ein Beweis für die Aechtheit eines Grundstoffes, denn vielmehr ein Beweis für Beschränktheit menschlicher Kunst und Erfahrung.

In ihrer Urheit ist die Natur für uns wohl das Denkbare, aber nicht sinnlich Empfindbare. Eben so ist es für uns ihr unmittelbar erstes Andersseyn, der Urstoff. Er ist das All Erfüllende, in allen Artungen der Stoffe und Körper nur ein in sich änderbares Vorhandene. Die Grundstoffe, in denen er sich zuerst gegensätzlich, ein Verschiednes von sich wird, tragen unter sich, und mit ihm, das

Gepräge des Gleichartigen, mithin als Kennzeichen: daß sie im Weltall die verbreitetsten, in den meisten Stoffgebilden Vorhandenen, unter sich die verwandtesten und den Sinnen unempfindbarsten sind.

Empfindbar werden alle Stoffe erst in ihrer Verkörperung, oder Verdichtung; und diese erhalten sie erst durch ihre Vereintheit mit den Bewegkräften. Wer aber scheidet das Bewegende von dem Bewegbaren? Wer scheidet wieder, in den verschiednen Artungen des Stoffischen, die verschiednen Artungen des Bewegenden? Wir können weder den Stoff allein und an sich, ohne die mit ihm verbundene Bewegkraft, noch diese für sich allein, frei vom Stoffischen, empfinden. Wie arm steht noch unsre Erfahrung da! Wer darf sagen, ob jener unsichtbare, sogenannte Aether, welcher, in scheinbarer, unendlicher Ruhe, den in ihm bewegten Milliarden Weltkörpern kaum erkennbaren Widerstand leistet, — ob er, sag' ich, unter den Stoffartungen eine der höchsten sey, aus welcher das Verdichtbarere stufenweis hervortritt und endlich zu einzelnen, dichtern Gebilden zusammenrinnt, welche wir Sterne, Sonnen, Erden, Monde, Kometen zu nennen pflegen? Oder wer scheidet, wer ordnet, jene ungewahrbaren Stoffe, welche der bewegenden Kraft des Lichts, der Wärme, des Magnetischen, Elektrischen, Galvanischen u. s. w. zur Grundlage diente; in welchen sich die Bewegung des Lichts, der Wärme u. s. w. von Atom zu Atom, gegenseitig erregend, fortpflanzt; jene Stoffe, die für unsre Kunstwerkzeuge bisher unmeßbar, unwägbar, unsperrbar geblieben sind?

---

34. Die Urkraft. Grundkräfte.

In der Natur ist, ihr Sachlichwesendes und Wirkendes, untrennbare Einheit. Urstoff und Urkraft können wir uns gedanklich wohl unterscheidbar machen; aber wesenhaft sind sie untrennbar Eins. Wirken ist Aendern (15.); entweder Auseinanderweichen des Gleichen in Gleichartiges, oder Rückkehr des Gegensätzlichgewordnen, Gleichartigen, zur Einheit, aus der es hervorgetreten ist: Abstoßung und Anziehung. Wir gelangen also auf dem Wege der Chemie,

durch das Scheiden der Stoffartungen, unmöglich zur Kenntniß des Urstoffs, sondern umgekehrt zu größerer Mannigfaltigkeit der Stoffartungen. Einst zählte man der sogenannten Elemente nur vier; jetzt zählt man deren über ein halbes Hundert. Es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder in mehr denn hundert zersplittern kann. Die Einheit, in welcher alle Stoffartungen ununterscheidbar sich das Gleiche werden, und aus welcher sie, in fortgesetzt neuen Auseinandertretungen, als das Mannigfaltige, hervortreten, wollen wir Urstoff nennen; und eben so die Einheit, in welche alle verschiedene Artungen der Bewegkräfte wieder, als ein sich Gleiches, zusammenfallen, Urkraft heißen. Nicht die Pole des Elekters, des Magneten u. s. w., nicht diese aus demselben gewordnen Gegensätze und Gleichartigkeiten sind das Elektrische und Magnetische, sondern deren Einheit. Licht, Wärme, Elektrisches, Galvanisches, Gase, Metalloïden und Metalle beweisen sich schon durch ihre Mannigfaltigkeit, als Stoffartungen, aus denen Verkörpertes (oder den Sinnen Gewahrbares) zusammengesetzt ist; als aus einer Einheit entsprungenes Gegensätzliches, das in seine Einheit zurückgeführt werden könnte.

Die Erscheinungen in der Welt, sind, als Wirkungen, in ihrer Ursach, d. i. in der Natur, und erregen im Wesen des Geistes, (daß er sich gegensätzlich wird), Gleichartiges, d. i. Vorstellungen davon. Das Wesen der Natur ist also untrennbar von ihren Wirkungen; ihre Wirkungen sind untrennbar von ihrem Ur- und Sachlichen. In der Erscheinung haben wir ihr Erstes, sich Gleichartiges, darin Gewordenes, Urkraft geheißen. Die Ewigwirkende tritt in derselben aber wieder gegensächlich aus einander zu neuen Artungen ihrer selbst, die wir Grundkräfte nennen wollen. — Immer und immer müssen wir uns daran erinnern, daß die Wirkungen nicht außer ihrer Ursach, die Erscheinungen folglich nicht außer ihrem Wesen sind (20.), daß mithin das Sachlich-Wirkende der Natur, in allen Stoffen und allen Kräften immerdar wieder gegensätzlich wird, und damit eine Reihe von Artungen der Stoffe und Kräfte entsteht, die vom Gleichartigen zum Gleichartigen, in auf- und absteigender Linie, übergeht, und die Unendlichkeit der Natur in ihren Wirkungen abspiegelt.

Die Aufhebung alles Gegensatzes, oder Erscheinens, wäre Aufhebung alles Wirkens der Natur, d. i. ihres Wesens. Dies, ungedenkbar, ist das unendliche Wirken ein unendliches, d. i. ewiges und allgegenwärtiges, Erscheinen der Natur, als Welt.

Der allgemeinste Ausdruck für das Erscheinen des Wirkens und Aenderns in der Sinnenwelt ist das Wort Bewegung. Ohne Bewegen ist kein Aendern, sondern Beharrliches Insichgleichseyn; allgegenwärtige, ewige Ruhe.

So wenig wir bis jetzt in der Naturkunde aber die reinen noch unverdichteten Grundstoffe kennen: so wenig vermögen wir auch mit Gewißheit die Grundkräfte, als solche, nachzuweisen. Wir nennen zwar ihrer viele. Wir bezeichnen sie, als das Ursachliche von den Veränderungen der Körper. Alle sind bewegend; alle durch Bewegung einwirkend (26.), alle werden durch Bewegung (durch Stoßen, Reiben, Schlagen u. s. w.) erregt und zur Thätigkeit in sich erweckt; in allen offenbart sich ein Mehr- oder Minder-Verwandtschaftliches zu einander; aber wer erkennt ihre Ur-Einheit? Wer wagt ihren Stammbaum in allen Verzweigungen zu zeichnen? Wer hat Sicherheit, wenn die Chemie eine neue Artung des Stoffischen ausgeschieden zu haben meynt, daß diese nicht bloß eine bisher unbeachtete Vereinigung des nämlichen Stoffes mit andersartigen Bewegkräften ist? Oder wer verbürgt, wenn der Physiker, eine neue Artung der wirkenden Kräfte aufgefunden zu haben sich freut, er nur mit der altbekannten spielt, die in eine andre Gattung des Stoffischen verlarvt, ihn täuscht?

---

35. Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung, und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper.

Alles Bewegen oder Aendern der Stoffe kann in dreifacher Beziehung gedacht werden:

als Aendern der Bewegkraft in ihr selber, durch Abstoßung des Gleichen zum Andersseyn, d. i. zum Gegensätzlich in sich werden.

Wir nennen dieſen Zuſtand der Erregtheit, Spannung; und Gegenſätzlichkeit im Erregtſeyn, Polarität.

Aendern der Bewegkraft durch Vereinung des Gleichartigen und Verwandten. Wir nennen, in der Wiſſenſchaft, dieſe Erſcheinung bald Anziehung (Attraktion), bald Wahlverwandtſchaft u. ſ. w.

Aendern der Bewegkraft im Raume, oder Ortsveränderung. Dieſe letztere iſt das, was wir im gemeinen Leben gewöhnlich und eigentlich durch „Bewegung“ bezeichnen, und, mit den beiden andern Arten des Aenderns, faſt immer gewahrbar, verbunden finden.

Da allen Stoffgebilden irgend eine der vielartigen Kräfte inwohnt, in welche die Urkraft aus einander gegangen iſt, wird dadurch fort und fort das Inſichruhn und Beharren des Stoffiſchen aufgehoben und hinwieder die Macht der bewegenden Gewalten durch Stoffruhe gezügelt. Wäre dem Auge des Sterblichen höhere Schärfe eigen, ſo würde er, ich zweifle nicht, in den ſtarren Maſſen des Marmors, des Erzes und Diamanten ſelber, deren Beſtandtheile in immerwährender Bewegung erblicken, wie es die Wellen des Meers und des Luftkreiſes, wie der Flug der Welten durch die Himmel, und das Gähren und Verwittern der feſteſten Körper, ſinnlich gewahren laſſen.

Das in ſich Gleiche tritt in ſich auseinander zu Gegenſätzlichem; ſtößt ſich ab (wie das Magnetiſche in Nord- und Südpol); eben ſo ſtößt ſich das Gleiche in dem Gegenſätzlich gewordnen von einander ab (wie Südpol den Südpol, Nordpol den Nordpol); eben ſo einet ſich das einander ſchlechthin Ungleiche, weil Unverwandte, nicht. Das Erſcheinen dieſes Auseinandergehns im Stoffiſchen nennen wir Verflüchtigung, Verdünnung. — Nur das aus einer Einheit gewordne Gegenſätzliche iſt ſich in ihr verwandt, und tritt, in Anziehung zu einander, wider in ſie zurück (wie ungleichnamige Pole); eben ſo verbindet ſich mehr oder minder Gleichartiges und Verwandtes mit einander; ſelbſt einander ſchlechthin Ungleiches durch Zwiſchentritt von Gleichartigem und Verwandtem. Dadurch entſteht Verdichtung, den Sinnen empfindbare Verkörperung der an ſich ungewahrbaren Grundſtoffe. Sie erſcheinen erſt dann, als Stoffgebilde, oder Körper.

So mannigfaltig die Artungen der Stoffe und Kräfte aus ihren Grundstoffen und Grundkräften hervorgehn, und so mannigfaltig die Arten ihrer gegenseitigen Verwandtschaften und Beschränkungen sind: eben so mannigfaltig erscheinen die Artungen und Eigenthümlichkeiten der stoffischen Gebilde. Eben das aber ist die Majestät und Herrlichkeit der Natur, daß sie in der Höhe ihres Wesens, als ein Abglanz Gottes, das Unendliche und Eine, dasteht; und hinwieder nicht minder erstaunenswürdig und unergründlich, als ihr Anderselbst, für uns Erscheinung wird, wo sie aus ihrer Urheit, im Spiel zahllos verschlungener Wirkungen, hervortritt; wo das Endliche wieder ein neues Unendliches, und das Vergängliche ein andres Unvergängliches wird. Der schärfste unsrer Sinne ist zu stumpf, und die Macht der verwegensten Fantasie zu arm, uns das Bild des Kleinsten und des Größten im Raum vorzustellen. Aber was die Natur gebiert, das vermag auch der wissende Geist zu denken; er der höher, als die sinnlich gewahrende Seele steht. Möge er jedoch gedanklich die Theilbarkeit des feinsten Sonnenstäubchens verfolgen, oder die ewig zurückweichenden Gränzen des Weltalls suchen, worin die größten Sonnen wieder, wie Stäubchen, umherirren: überall begegnet er der Unendlichkeit.

Aber wir müssen, um uns zu verständigen, einen Namen für das einzelnste Bestandtheilchen des unempfindbaren Urstoffs selbst suchen, und nennen es, wie die ältern Denker, Atom. (Mag man es auch Monade, Molecule u. s. w. heißen; der Name ist todtes Zeichen).

---

36. Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft.

Das einzelne Atom des Urstoffs ist in sich die Einung des Urverwandten von Stoff- und Kraftartung; und indem es dadurch die meiste Anziehung zu sich selber erhält, wird es ein eignes Ganzes (ein Individuum) für sich. Diese innere Anziehung zum Werden eines Eigenganzen wird, als Zusammenhaftung (Cohäsion), von der Anhaftung (Adhäsion), oder Anziehung des sich, in verschiednen Eigenganzen, Verwandten, wissenschaftlich zwar unterschieden; aber

jene innere, wie dieſe äußere Anziehung ſind eins und dasſelbe an ſich. Vermittelſt der letztern bilden ſich Atome zu größern Eigenganzen. Das ſichtbare Staubkorn iſt ſchon ein Atomenreich; eine Vergeſellung mannigfalttiger Stoffe und Bewegkräfte.

So weit in einem Eigenganzen ſich die Sphäre der Anziehung zu einem andern erſtreckt, eben ſo weit reicht auch die Abſtoßung. Es iſt damit nichts anders geſagt, als jede begränzte Bewegkraft iſt ſich in ihrer Thätigkeit ſelbſt gleich. Denn Abſtoßung iſt nur deren erſte, Anziehung deren zweite Bewegungsweiſe (35.); beide bilden den Spannungskreis einer Kraft.

Setzen wir folglich ein Atom, als ein eigenganzes Kleinſtes, ſo ſetzen wir damit zugleich den kleinſten Spannungskreis. Der Verein vieler Atome (zu einer Körpermaſſe) iſt gleichſam eine kleine Welt mehr oder minder verwandter Stoffe nnd Kräfte, die alle inner dem eignen Spannungskreis zu ſich und andern wirken; während zugleich ihre Geſammtheit eben ſo einheitlich ſich gegen Anderes in derjenigen Eigenthümlichkeit äußert, welche, aus Verbindung verſchiedener Wirkſamkeitsartungen, hervorgehn muß.

Alle Veränderungen, alle Ausſcheidungen, welche die Chemie in den Körpern veranlaßt, bringt ſie nur wieder durch Verdrängung von Stoff- und Kraft-Arten, vermittelſt Einführung anderer, durch Wärme, Kälte, Licht, Dunkelheit, Tropfbares, Gaſiges u. ſ. w. hervor. Sie ändert die Erſcheinungen, indem ſie nur andre Miſchungen, ſelbſt in Darſtellung ſcheinbar einfacher Stoffgebilde, gewinnt. Die Kunſt des Menſchen iſt endlich; die Wirkungsweiſe der Natur unendlich. Aber auch das taſtende Verſuchen der Kunſt, ſelbſt ihre Verirrungen, ſind lehrreich. Es gibt in der Wiſſenſchaft keine verlorene Schritte. Durch Thatſachen allein werden die Vorſtellungen vom Urſachlichen bewährt, oder entwerthet.

37. Hochstoff und Niederstoff. Hochpol und Niederpol.

Im geistigen Wirken, oder im Gedanklichen, ist jederzeit das Allgemeine, Allumfassende der höher gelegne Quell der darin auseinandertretenden Vorstellungen. So möcht' ich auch die dem Urstoff und der Urkraft näher gelegnen allgemeiner verbreiteten, stoffischen Gebilde, als die höhern, und die ihnen gegensätzlich entferntern, minderverbreiteten, in größerer Vereinzelung gefundenen, als die niedern betrachten. Ich möchte, zur Erleichterung im Ausdruck, dafür neue Namen erfinden; sie in Hochstoffisches und Niederstoffisches unterscheiden; eben so im polarischen Auseinandertreten der Einheit zu gegensätzlichen, gleichartigen Wirkensweisen (wie z. B. in Plus- und Minus-Elektrizität, d. i. + E und — E, Silber- und Kupferpol des Galvanischen, Nord- und Südpol des Magneten u. s. w.), den Hochpol vom Niederpole unterscheiden.

Hochstoffische Atome (wie Lichtstoff, Elekterstoff und andre Träger allgemein im Weltall verbreiteter Kräfte) sind Minderverdichtbares, der Urheitlichkeit der Natur Benachbarteres, und wenn ich so sagen darf, Darstellung der ersten Bewegungsweise (35.), nämlich Auseinander-Weichen des in sich Gleichen; daher in vorherrschender Abstoßung in sich; — während die niederstoffischen Atome, Darstellung der zweiten Bewegungsweise, der Anziehung des sich Verwandten (daher größern Verdichtbarkeit) sind. Darum können wir uns auch das Hochstoffische, als das Urflüssige vorstellen, worin alle Weltkörper schweben; sich ihr Licht, ihre Anziehung und Abstoßung, von unaussprechlichen Fernen aus, senden; während das Niederstoffische, als das Verdichtbarere, nur das Luftförmige, Tropfbarflüssige und Feste zeigt, und uns mehr durch Erscheinung des gegenseitigen Anziehens beschäftigt, weil es eben vermöge desselben die größte Mannigfaltigkeit der einzelnen Stoffgebilde zeugt. So offenbart die Natur, wie im Besondern, wiederum im ganzen Weltall, den allgemeinsten Gegensatz, in welchem ihr Sachlichwirken auseinander geht.

Doch mit großer Schüchternheit nur wag ich's, auf die Zusammenreihung des Stoffischen in jenem Auseinanderweichen des-

ſelben hinzudeuten. Noch ſind unſre Erfahrungen zu gering und zu ſchwankend.

Wenn wir den himmliſchen Aether, der Alles umfaßt und durchdringt, das Urflüſſige, Undichteſte, Geſtaltloſeſte im Hochſtoffiſchen nennen dürfen, welches die allbewegende Urkraft, in Anziehung und Abſtoßung der Atome, wie der Weltkörper trägt, in welchem dieſe, als einzelne niederſtoffiſche Funken ſchimmern: ſo iſt der Licht-Stoff vielleicht das erſtgeborne Kind des Aethers, der in ſchwereloſen, undichten Trägern, als Elektriſches, Elektrochemiſches, Elektromagnetiſches, Galvaniſches u. ſ. w. auseinanderartet.

Dieſe gleichartigern, aber tiefer abwärts ſtehenden Stoffe, mögen die gaſigen ſeyn, welche, in ihrer größern oder geringern Ausdehnſamkeit, beharren, und unter welchen wieder das Waſſerſtoffgas vielleicht, wie ein Hochpol zum niederpoliſchen Sauerſtoffgas, ſteht. Das Dichtere, ſchon ſperr- und wägbar gewordne, tritt in neue Gegenſätze auseinander, oder in neue Verbindungen, zum Halbgaſigen, zuſammen, und in das Reich des Niederſtoffiſchen ein, z. B. des Tropfbaren, Metallartigen und Metalliſchen.

Aber alles Körperliche, von dem wir Bewohner des Erdballs umringt ſind, finden wir nur, als Gemiſche und Gemenge des Gewahrbaren und Ungewahrbaren, des Hoch- und Niederſtoffiſchen. Daher die Verſchiedenartigkeit ihrer ſogenannten Eigenſchaften, d. i. ihres verſchiednen Einwirkens auf unſer Gewahren und Empfinden; daher ihre ungleiche Dichtheit, ihre allgemeine Poroſität, ihre Geſchmeidigkeit, Sprödigkeit, Spannigkeit (Elaſticität) u. ſ. w.

---

38. Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften, Leiter und Nichtleiter.

In der gegenſeitigen, mittelbaren oder unmittelbaren, größern oder geringern, oder fehlenden Verwandtſchaft der verſchiednen Stoff- und Kraft-Artungen, werden alſo Atome verkörpert; dann in den Sinnen

der Menschen und Thiere empfindbar. Erst in ihrer Verkörperung werden die Atomenmassen unter sich, durch ihre Gränzen (oder Gestalten und Formen), unterscheidbar, und geben mit ihrer Begränzung die Empfindung des endlichen Ausgedehnten, und die Vorstellung des Raums, oder der Räume (30.), im allgegenwärtigen All. Aber sowohl durch die im Spiel der bewegenden Kräfte entstehenden Veränderungen der Stoffmassen an sich selber, als durch die Ortsveränderungen derselben im Raum, wird uns die Regsamkeit jener Kräfte gewahrbar, und, in ihrem Bewegen der Stoffe, die Vorstellung der Zeit kund (30.), oder des Endlichen im Ewigen. Das Verhältniß der Zeitgröße einer Bewegung, zur Raumgröße, die vom Bewegten zurückgelegt wird, belehrt den Sinn von der Geschwindigkeit der Bewegung und läßt auf den Grad der Erregtheit der zu oder wider einander thätigen Kraftartungen und auf die größere oder geringere Menge ihrer Atomenvereine schließen.

In keinem Atom kann die Bewegkraft geringer seyn, als hinreichend ist, den Stoff mit sich zum Eigenganzen zu bilden; jedoch auch nicht größer, als erforderlich ist, um seinerseits von der Stoffruhe beschränkt werden zu können. Im Gleichgewicht beider ist die Thätigkeit beider gebunden (latent). Das Gleichgewicht wird gestört durch Erregung der Bewegkraft. Aber diese Erregung weckt zugleich den Gegensatz der Stoffruhe (29.), so daß jene durch diese wieder gemindert wird, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Stoff und Kraft jedes Eigenganzen hat also einen bestimmten (bedingten) Grad der Erregbarkeit. Durch die allmälige Abnahme der Erregtheit kann die stufenweise Beschränkung der Kraftthätigkeit, vermittelst der Stoffruhe, ermessen werden. Darauf begründet sich die Gleichförmigkeit der von der Erfahrung bezeugten Gesetze der Bewegung, wie sie der Scharfsinn der Galiläi's, Keppler's, Newton's ꝛc. erspähte.

Ein Atom wirkt erregend auf ein gleichartiges anderes ein (26.), indem es in diesem die Kraft zur polarischen Spannung, zum Insichgegensätzlichwerden hervorruft. Das Erregen selbst ist ein Werden in der Zeit; ein Beginnen, welches nicht zugleich schon das Enden

ist. So findet, bei fortdauernder Erregung, fortdauernde Erregtheit (oder fortgesetzte Verpflanzung der Bewegung) von einem Atom in das Andre, statt; und, bei anhaltender Erregung, steigende Erregtheit der Kraft.

Je gleichartiger (ihrer Beschaffenheit [10.] nach) die auf einander einwirkenden Atome, in Stoff- und Kraftartung, sind, um so gleichartiger und schneller ist in denselben die Fortpflanzung der Erregungen. Sie sind gute Leiter der Kräfte, sagt man. Umgekehrt: je ungleichartiger jene sind, um so ungleicher sind diese in Stärke und Schnelligkeit. Die Bewegung des Sternenlichts durch die ätherischen Räume setzt sich daher schneller und stärker, als im Dunstkreis des Erdballs fort, und die Schall- und Stoßbewegung in dichtern Stoffen geschwinder und weiter fort, als in undichtern und ungleichartigern.

Aber auch, nach dem Zahlverhältniß (10.), kann die Erregung und deren Fortpflanzungsweise von Atom zu Atom verschieden seyn. Denn die vereinten gleichartigen Kräfte von einer Mehrheit der Atome wirken nothwendig mächtiger auf die Minderheit ein; und bei entgegengesetztem Verhältniß umgekehrt. Eben dadurch wird die Wirksamkeits- oder Spannungssphäre großer Eigenganzen ausgedehnter, als der kleinern.

Was sich in Zahl schlechthin ungleich, oder in Beschaffenheit schlechthin unverwandt ist, unterbricht die Fortpflanzung der Erregung, oder hemmt die Bewegung und Thätigkeit der Kraft, wird zum Nichtleiter (isolirt).

---

39. Urformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urheitliche Richtungen des Bewegens.

Weil in jedem Atom, oder Eigenganzen, die Kraft mit dem Stoffe im Gleichmaße steht; und die Kraft wiederum sich selber, in Anziehung und Abstoßung, gleich ist (38.): so kann auch keine von beiden innern Bewegungsweisen größer oder kleiner, als die andre seyn. Es ist im

Grunde abermals damit nichts anders gesagt, als: jedes Atom und jedes Eigenganze bildet in sich und zu Anderm eine eigne Spannungssphäre, also, daß deren abstoßende Gewalt nicht weiter, als deren anziehende, sich im Erregen fortpflanzen kann.

Die ursprüngliche Bewegung des Anziehens und Abstoßens wäre, in ihrer Richtung, von Atom zu Atom, gradlinig, allseitig strahlend, wenn sie nicht durch fremdes Einwirken von dieser Richtung abgelenkt würde. Aber sie wird auch, schon durch die Beschaffenheit der Gegensätze, in welche die erregte Kraft auseinandertritt, von der graden Linie zur gekrümmten Richtung gelenkt, indem die gegensätzlichen Gleichartigkeiten (die ungleichnamigen Pole) wieder nach der Einheit zurückstreben, aus der sie sich geschieden hatten. Somit gestaltet sich jedes Stoffgebild ei- oder kreis- oder kugelförmig, wenn nicht störende Einwirkung hemmend eintritt; das heißt, wenn die ihr Gebilde schaffende Kraft von Nichtleitern (vom Unverwandten) im Raum umgeben ist. Auch begegnen unsern Blicken alle (auf solche Art entstandnen) Körper in diesen Ur-Formen; Nebelbläschen, wie Sonnen, Planeten und andre Himmelskörper; thierische und pflanzische Samen, wie Wolken und andre Flüssigkeiten.

Indem jede erweckte Kraft, in gleichmäßiger Abstoßung und Anziehung, in ihr selber ringförmig wirkt (zwar gradlinig, allseitig, strahlend in der Abstoßung, aber in der gegenseitigen Anziehung der auseinandergetretnen Pole, wieder in gebogner Richtung; eben so durch die gleichweite Wirksamkeit der Abstoßung und Anziehung): so wird jedes Atom und jedes größere Eigenganze, bei erregter Kraft zu dessen Ortsveränderung, sich um sich selber bewegen, sobald es zu andern minder verwandtschaftlich, also ohne vorwaltende Anziehung, d. i. ohne Schwere ist. — So wird das Rollen der Weltkörper um ihre eigne Achse, wie die Drehung des Räderthierchens, und des Dunstkügelchens, oder auch der Langkreis naturnothwendig, welche der um einen Magnetstab gestreute Eisenstaub, durch fortgepflanzte Erregung seiner Kraft in den Stäubchen, dem Auge zeigt.

Stellen wir uns anderseits zwei Atome, oder Weltkörper, in gleicher

Macht der Abstoßung und Anziehung zu einander, vor, also, daß kein drittes in ihre Spannungssphäre störend eingreift: so muß ihre Bewegung ein beiderseitiger Kreislauf um einander werden, weil sie sich, bei gleichmäßiger Abstoßung, weder einander nähern, noch, bei gleichmäßiger Anziehung, einander entfliehn können. Die sogenannte Zieh- und Fliehkraft der Weltkörper (unter dem Namen der Centripetal- und Centrifugal- oder Tangentialkraft bekannt) ist mithin eine und dieselbe, in ihrer gegensätzlichen Bewegungsweise.

Die vereinte Wirksamkeit mehrerer gleichartigen Atome in einem Eigenganzen ist, wie gesagt, mächtiger, als die einer vereinigten Minderheit derselben. Mit der verschiednen Größe der Spannungssphären also erfolgt ein stärkeres oder schwächeres Einwirken in größern oder geringern Fernen. Nichts aber wirkt ins Ferne unmittelbar, mit Ueberspringung der Zwischenglieder, sondern durch Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen; durch Erweckung des Gegensätzlichen und Vereinung der ungleichnamigen Pole von Atom zu Atom. Das Weltall ist eine unendliche Verkettung der Gegensätzlichwerdungen von bestofften Kräften.

Alle Bewegung nimmt, verhältnißmäßig mit der Entfernung vom Quell der Erregungen, ab, weil von Atom zu Atom die Stoffruhe eines jeden die Bewegung mehr beschränkt, oder schwächt (29.). Newton drückte in den sogenannten Gesetzen der Schwere (oder der Weltenbewegung) das Verhältniß der einander fortgesetzt beschränkenden Ruhe und Bewegung zu den Entfernungen, in Zahlen aus.

Die gleichartigen Atome und Eigenganzen können, sammt ihren Spannungssphären, durch Gewalt eines größern Kräftevereins, räumlich beschränkter, oder zusammengedrängt werden, indem durch den Druck die ungleichartigern Atome zwischen ihnen entweichen müssen. In diesem Fall werden die verwandtschaftlichern Kräfte (weniger unter sich getrennt), in engerm Verein, stärker wirken (im Verhältniß der verminderten Ausdehnung einen vermehrten Grad der Gewalt empfangen). So stehn die Planeten, als niederstoffische Eigenganze, schwer (oder in Anziehung) zu sich selbst, und zur Sonne; aber un-

schwer zum Himmelsäther (in dieser Hinsicht isolirt). Sie sind mit ihren Spannungssphären so weit in die Spannungssphäre der Sonne hineingezogen, bis sich die, ich möchte sagen, elastische Gegenwirkung ihrer Spannungssphären an Stärke einander gleich wird. In wechselseitiger Erregung sind dadurch die Verhältnisse ihrer Abstände, Massen, Dichtheiten und Umlaufszeiten bestimmt.

Ein gleiches Verhältniß findet zwischen den Trabanten zu ihren Planeten statt. Erde und Mond, beide zugleich das Abgestoßene und Angezogene, beide aber inner der Wirksamkeitssphäre der Sonne, bewegen sich, als die kleinern Massen, um diese; wie hinwieder der Mond, als die kleinere Masse, und, mit seinem Spannungskreise bis auf einen von ihm möglichen Punkt der Annäherung, inner der Spannungssphäre des Erdballs, diesen umschwebt. Daß sich der Mond nicht, gleich der Erde, um sich selber wälzt, sondern ihr nur eine seiner Halbkugeln zuwendet, scheint zu bezeugen, daß die abgewandte Seite ärmer an den der Erde verwandten Niederstoffen, oder leichter (schwereloser) sey.

So schwankt Alles im nirgends umuferten Weltall ewiglich zwischen Bewegung und Ruhe, Trennung und Wiederkehr, Flucht und Verbindung. Das ist das allgemeine Leben und Weben der Natur; jedes in eigner Selbstheit dastehend, ein Atom oder eine Sonne, und doch immer nur Theil einer größern Selbstheit; Eins das Andre in gegensätzlicher Erregung bethätigend; Alles mit Allem, im wunderbaren Verkehr, aufs engste verschlungen.

Wie dünkt sich der Sterbliche so selbstherrlich waltend in der Natur; und doch ist seine vergängliche Gestalt mit ihr zerflossen! Täglich im Dunstkreis seines Erdballs theilweis verdunstend, wird er täglich von den Gasen und ungewahrbaren Hochstoffen derselben, wie ein dünnes Gewebe, durchströmt. Der Kranke fühlt des Mondes geheimen Einfluß; und der Mensch in Grönland und der Mensch im Sudan, wird ein andrer, durch den Winkel, welchen der Sonnenstrahl mit der Oberfläche seines Wohnplatzes bildet. Wie klein steht er da und verloren, wo, was er bis in den äußersten gestirnten Fernen des Himmels

erblickt, selber nur ein geringes Bruchstück des Gränzenlosen ist! — Wie ohnmächtig in der Mitte eines ihm fremden Wirkens, wo, was den Thautropfen des Halms zu seinen Füßen formt, auch Weltkörper ballet und sie strahlend durch die ätherischen Nächte entführt! — Und doch, wie groß und herrlich zugleich steht er im Licht seines wissenden Wesens da; er, ein Genosse des Größten und Allerherrlichsten, untrennbar von ihm, unvergänglich mit ihm! — Wen durchschauert nicht, in diesem Bewußtseyn, der Gedanke des ewigen Seyns mit Wollust.

---

40. Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftartungen.

Aber ich fühle, daß ich einen Augenblick lang meinen eigentlichen Vorsatz aus dem Gesicht verloren, und, während ich nur meine Ansicht vom Reich des Uebersinnlichen zur Schau stellen wollte, mich in Andeutungen der von äußern Erscheinungen abgezogenen Begriffe verlor.

Ich wiederhole nur: bei der Jugendlichkeit unsrer Forschungen und Erfahrungen über die Mannigfaltigkeit der bewegenden Kräfte und ihrer Verwandtschaften zu sich und den verschiedenen Stoffartungen, ist es unmöglich ihre Sippschaften zu bezeichnen. Ohne Zweifel sind noch viele Artungen der bewegenden Urkraft, die wir nicht kennen, und die erst von künftigen Jahrhunderten bestimmt werden werden. Seit wie lange kennen wir die Allverbreitung und Macht des Elektrischen, des Galvanischen u. s. w.? Wodurch wirkt der Mond Aenderungen im Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen? Was sind jene ungewahrbaren, feindseligen Miasmen, welche in Formen der Cholera, oder der Influenza, bald, von Osten nach Westen, langsam die Länder durchschleichen, bald binnen wenigen Wochen einen Welttheil durchfliegen? Was zieht den Zugvogel tausend Meilen weit von seinem Nest hinweg, und leitet seine Richtung? — Noch nicht einmal entwirrt ist, ob nicht manche der sogenannten Grundkräfte durchaus die gleichen seyn mögen, nur in andersartige Stoffe verlarvt; oder ob nicht manche Erscheinung, die wir, als das Erscheinen einer be-

sondern Grundkraft, nehmen, vereinte Wirkung mehrerer sey? Auch dürfen wir nicht vergessen, was Stoffe und Kräfte im Wissen des Geistes, und was sie im Empfinden der Seele sind? Beiden geben sie sich anders dar; und doch, wie im gewahrenden Sinn, so in der gewußten Vorstellung, als Gleichartiges (nicht als das Gleiche) der Empfindung und Vorstellung.

Der Stoff, als Erscheinen der Sachwesenheit der Natur, ist das Bewegbare, Ausgedehnte und Gestaltbare im Raum. So ist hinwieder die Bewegkraft als das Erscheinen des Insichänderns, oder Wirkens der Natur, das Bewegende, Verdichtende und Bildende oder Gestaltende der Stoffe.

Das Bewegende ist in der Wirksamkeit aller sogenannten Naturkräfte vorhanden; ist die Grundlage aller ihrer besondern Artungen; weil alles Aendern in Stoffen nicht ohne Bewegung derselben möglich ist. Darum nannt' ich das Bewegende die Urkraft.

---

41. Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten.

Die Urkraft geht (ich erlaube mir schüchterne Folgerungen), in der Erscheinung, von sich aus einander, als Verdichtendes und Entdichtendes der Materie, oder als Licht und als Wärme, die das Gegensätzliche oder Gleichartige des Lichts ist.

Als Stammkraft der übrigen Grundkräfte sind Licht und Wärme überall Verbreitetes, in Allem Wirkendes zum Verdichten und Entdichten. Durch die unendlichen Fernen der Himmel, von Stern zu Stern, das Licht; den Erdball im höhern Grad durchdringend die Wärme.

Als Gleichartiges sind sie einander in der Urkraft das Nächstverwandte; einander unmittelbar zur Einigung anziehend. Wärme weckt

Licht, Licht weckt Wärme; als Erscheinung beide gemischt, wärmen und leuchten sie im Feuer; aber, aufgelöst in urheitlicher Einheit, sind sie das ungewahrbare Urbewegende.

Als Gegensätzliches oder Polarisches, worin die Urkraft aus einander geht, verhält sich die Wärme zum Licht, wie Hochpol zum Niederpol. Die Wärme in ihrer Erregtheit ist das in sich Abstoßende, Entdichtende. Sie löset und verflüchtigt das Starre und Flüssige. — Das Licht hinwieder ist das Verdichtende, den Zusammenhalt der Atome Steigernde. Es scheidet aus dem Flüssigen das Feste, und verbindet dies. In ihm erst erhärten sich der Pflanzen und Thiere Keime, die vorher im wärmereichern Schoos der Erde, oder der thierischen Mütter, locker und dotterartig ruhten. Die Planeten, je weiter sie sich vom Quell ihrer Beleuchtung entfernen, haben um so mindere Dichtheit. Merkur ist daher drittehalbmal so dicht, als die Erde; während Mars schon ein halbmal, Jupiter fünfmal, Saturn zehnmal weniger dicht ist, als der von uns bewohnte Weltkörper; und jener Uranus, der von der Sonne ein 361 Mal schwächeres Licht empfängt, als wir, wie sehr muß er an Dichtheit dem Erdball nachstehn! — Erst als, nach der mosaischen Sage, Jehova das Licht ins Chaos hereingerufen hatte, bildete sich das Erste und schied dieses sich vom Flüssigen aus. So mögen die Weltkörper im ätherischen Raum durch Licht Ausgeschiedenes, Verdichtetes seyn. Wird nicht auch der Kern der Kometen selbst in der Sonnennähe dichter?

Die Wärme, welche alles den Sinnen gewahrbare Körperliche wieder zum Ungewahrbaren verflüchtigt, gleichwie umgekehrt das Licht das, was allen Sinnen unkennbar dasteht, erst zum sichtbaren, körperlichen Gegenstand macht — die Wärme, sag' ich, hat, als Hochpol, die nächste Verwandtschaft zu den verdichtbarern Niederstoffen. Mit ihnen ist sie am innigsten verbunden. Sie wohnt besonders, so viel wir wissen, dem Irdischen bei; ist eins mit dem Erdball, und hat wahrscheinlich im Kern desselben, mit der größern Dichtheit der Stoffe, auch den größern Grad ihrer Stärke. Gegen die obere Fläche des Erdball nimmt sie, wie sie dem Licht und dem Hochstoffischern naht, ab. —

Das Licht hingegen, als Niederpol, legt sich dem Hochpol des Stoffes, als dem Verwandteren, also dem Undichtern und Unverdichtbarern an. Es ist mit dem unermeßlichen Himmelsäther, seinem Leiter, verbunden. Es wendet sich hingegen vom Niederstoffischen ab; es wird von dichtern Körpern zurückgeworfen und abprallend. Gleichwie Kohlenstoff am stärksten der Wärme widerstrebt, so Stickstoff dem Lichte. Hingegen ist unter den Gasarten, als der Ausdehnbarkeit am fähigsten, das Stickstoffgas, ein Liebling der Wärmekraft, und in der atmosphärischen Luftmischung der vorherrschende Theil; Kohlenstoff (als das verdichtbarste), Sauerstoff (als das schwerste Gas), mit dem Lichte in meister Gemeinschaft.

Indem sich Wärme und Licht, als Entdichtendes und Verdichtendes, gegensätzlich beschränken, bilden sie Unterscheidbares; begründen sie ein Gleichgewicht des Dichtern und Undichtern, damit sich das Weltall, möcht' ich sagen, nicht gänzlich verflüchtige, aber auch nicht in allgemeiner Verdichtung erstarre. Von der Wärme im Niederstoffischen angezogen, eilt das Licht aus seiner Aetherregion, um die verwandte Braut zu suchen. Diese aber von ihm geweckt, scheint das Erstarrte und Feste vergasen zu wollen, um dem Bräutigam eine neue Heimath in der ihrigen zu bereiten. Die Vermählung beider wird im Irdischen zur Flamme. In ihr will die Wärme, mit dem Liebling, in den Himmel zurücksteigen; in ihr senkt sich das Licht, verdichtend, und dann gebunden, in die irdische Heimath der Geliebten. Der Sauerstoff ist beider Bettung, um in Flammengestalt sichtbar zu werden. Stickstoff scheidet sie beide. Zur bloßen Lichterscheinung ist der Sauerstoff nicht nothwendig (man denke an das Phosphoresziren der Würmer u. s. w.), zur bloßen Wärmeerscheinung nicht der Stickstoff.

---

42. Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte.

Licht, wie Wärme, werden jedes abermals in sich gegensätzlich, jenes zu Licht und Finsterniß, dieses zu Wärme und Kälte. Finsterniß und Kälte sind nicht bloße Verneinungen der Helligkeit und Hitze, so wenig als — E und — M nur Verneinungen des + E und

+ M sind; sondern wirkende Kräfte, Gleichartiges von jenen. Auch die Finsterniß des himmlischen Aethers ist lichtisch; auch die Kälte ist der Wärme, im Wirken gleichartig, wenn auch gegensätzlich.

Im Gegensatz zur Wärme, als dem entdichtenden Hochpol, nannt' ich das Licht den Niederpol, oder den verdichtenden. Im Auseinandertreten des Lichtes zu Helligkeit und Finsterniß ist Helligkeit der Niederpol der Finsterniß, denn auch diese entdichtet. Im Schoos der Finsterniß entwickelt sich bei organischen Körpern, durch innere Zersetzung, Auflösung der Eigenganzen, Fäulniß. Pflanzen werden locker und wässerig; Menschen und Thiere schwammig, bleich, gedunsen. Wärme und Finsterniß paaren sich gern; jene verbreitet sich in dieser leichter, als in der Helligkeit. Die Hitze nimmt an Verbreitung in gleichem Grade ab, als die Flamme des mit ihr verbundnen Lichtes zunimmt; Kohlenglut sendet mehr Wärmestrahlen aus, als flackernder Brand.

Es gibt auch verschiedene Lichtgattungen, je nachdem sich das Licht mit verschiedenen Stoffgattungen vereint. Wollaston und Frauenhofer machten auf die verschiedenen hellern oder dunklern Linien aufmerksam, die sich beharrlich in dem durch den Tubus gefallenen Lichtstreif des Sonnenlichtes, des elektrischen, des Lampen-, des Siriuslichtes u. s. w. darstellten. Noch kennen wir von dem anders-artig mit Stoffen verbundenen Licht nicht alle Abweichungen. Der Erdball selbst hat verschiedene eigenthümliche Lichtartungen, wie das galvanische, elektrische, phosphorische Leuchten. In Doppelsternen unterscheidet sich der bläuliche Trabant von der weißen Centralsonne.

Kälte, der gleichartige Gegensatz der Wärme, bildet von dieser den Niederpol. Kälte verdichtet, dem Lichte ähnlich. In ihr erstarren die losern Gebilde; ersteifen und verzwergen die lebenden Geschöpfe. Sie wehret der Auflösung und Fäulniß, gleich dem Licht und der ihm verwandten Kohle. Flüssigkeiten, mit Kälte gesättigt, gestalten sich zu Krystallen, indem die gleichartigen Atome sich ruhig nach ihrer Urform anziehn und diese in einem größern Eigenganzen darstellen. — Licht und Kälte, beide in der Richtung ihrer Wirksamkeitsweisen einander ähnlich, wirken mit einander verbunden mächtiger. Das Ge-

frorne ſaugt, gleich der Kohle, die Lichtſtrahlen begierig ein; aber ſtrömt ſie auch in der Finſterniß, zu der das Licht verwandter iſt, in derſelben verbreitend, ſtärker aus. Die lange Polarnacht mildert die Kälte, und die Schneefelder und Eismaſſen Grönlands und Spitzbergens, mit ihren Lichtentlaſſungen, mildern die Finſterniß, wie in gemäßigten Zonen, bei trübem Himmel, mehr Wärme, bei hellem Winterwetter, mehr Kälte wird.

Ich bediene mich zwar der üblichen Redeweiſen; aber erinnere doch im Vorbeigehn daran, daß die Empfindung deſſen, was wir Licht, Helligkeit, Wärme u. ſ. w. nennen, nicht die Bewegkräfte ſelbſt, ſondern das im Seeliſchen von ihnen Erregte ſind (26.). Das lichtiſche Wirken der Natur iſt außer uns, das bewirkte Licht iſt in uns; das Hellſeyn, das Sehen, wird erſt in uns geweckt; gleichwie das Saure, Süße und Bittere des Geſchmacks nicht außer uns, ſondern in uns Gewordenes iſt, und der Ton nicht außerhalb des Ohrs, als Ton ſelbſtſtändig, durch die Luft ſchwimmt, ſondern, als fortgepflanzte Artung der Bewegtheit von Stoffen, die ſeeliſchen Werkzeuge erreichend, im Gehör zu der Empfindung ſich geſtaltet, die wir Ton, Klang, Schall u. ſ. w. zu nennen pflegen.

---

43. Elekter, Magnet, Galvan u. ſ. w.

Ich habe ſchon zuviel von Einzelheiten geſprochen, die nicht hieher, ſondern in das Gebiet der Phyſik und Chemie gehören. Ich wag' es auch nicht meine Anſichten, oder Ahnungen, vom Verhalten der übrigen Grundkräfte zu einander hier mitzutheilen. Noch ſind unſre Erfahrungen zu beſchränkt, in ſich zuſammenhanglos und theilweis. Nur ſoviel ſcheint ſchon jetzt nicht undeutlich, aus dem bisher Erfahrnen, hervorzugehn, daß das Magnetiſche, als Verdichtendes, das Elektriſche, als Entdichtendes, einander wie Niederpol und Hochpol gegenüberſtehn, die beide in ſich wieder gegenſätzlich (durch Erregung) werden können.

Welche veränderte Anſichten über die ewige Selbſtthätigkeit der Natur gewannen wir ſchon, ſeit uns die weitverbreitete Macht des

Elekters klarer zur Anschauung kam! Ist diese Kraft nicht eine Tochter der Wärme, oder sie selbst in andersartige Atome verlarvt? Und der Magnet nicht ein Kind des Lichts, oder das Licht selber, in andersartige Stoffe gekleidet? Wärme erregt das Elektrische; Licht regt das Magnetische zur Erscheinung auf. Und welch ein neuer Schlüssel zu den alten Naturräthseln ward uns im Elektrochemismus und Elektromagnetismus gegeben und in der Kunde des Galvans, welches Erden und Alkalien, durch Entziehung des Sauerstoffs, vermetallt; todten und lebenden Körpern regelmäßige Bewegungen ertheilt! Wenn Lichtflamme, oder Queckſilber, im erregten Galvan, sich binnen $3^{23}/_{24}$ Minuten mit leise anschwellendem und abnehmendem Zucken regelmäßig zusammenzieht und ausdehnt, am stärksten Nachts, am schwächsten Tags; und binnen 24 Stunden diese Zuckungen 365 Mal vollbringt: mahnt dies nicht gleichnißartig an die tägliche und jährliche Erdbewegung, an die zeitweisen Pulsschläge der Menschen, an die täglichen periodischen Abweichungen der Magnetnadel? Sind vielleicht Erdbeben Wirkung erregten Erdgalvans; oder Ebbe und Flut, mit ihm in Verbindung, durch Einwirkung des Mondes?

Das große Reich des Vorhandenen ist eine unendliche Verkettung des Wirkens und der Wirkungen in allgemeinen und besondern Gegensätzlichkeiten. Jedes in Erscheinung tretende Wirken ruft seinen Gegensatz hervor. Indem das Eine, welches hervortritt, sein Verwandtes im Andern fordert, erregt dieses das Dritte, das Dritte ruft dem Vierten u. s. w.

Ich glaube, unsre ganze Philosophie, die gesammten Grundwahrheiten unsrer Erkenntniß der Natur, ließen sich ziemlich leicht auf ein einzelnes Blättchen zusammenschreiben. Aber zur folgerechten Entfaltung der aus denselben fort und fort hervorquellenden Gegensätze, und zur Auffindung von deren Einklang mit dem Reiche der endlichen Dinge, können noch mehr, denn sechs Jahrtausende, ihre Folianten schaffen.

IV.

Lebensgebilde.

Lebensgebilde.

44. Belebung der Stoffe und Kräfte.

Wenn der ganze Machtkreis der Natur, mit der Schöpfung der Materie und der sie bewegenden Kräfte, abgeschlossen wäre, würde die Schöpferin nichts anders, als das sich selbst gebärende und verheerende Chaos seyn; das weite Weltall ein ewig zerrissenes, umhergetriebnes Todtes. Die stummen, starren Massen der Himmelskörper jagten planlos durch die unendlichen Wüsten des Aethers, sich zermalmend und herstellend. Der Erdball lagerte sich, als ungeheure Einöde von Felsen und Abgründen, aus, mit dazwischen stürzenden Meeren, Wettern, Lichterscheinungen, aufquellenden und zusammensinkenden Gebirgen, Schlamm- und Flammen-Vulkanen.

Aber die Natur steht, in höherer Wirksamkeitssphäre waltend, vor uns da; wunderbar ordnend, bindend, Alles mit Leben erfüllend. Sie in ihrer Wesenheit ist selbst die Belebende. In der Unendlichkeit ihrer endlichen Stoffgebilde (die ewig zwischen Ruhe und Bewegung schwanken, ewig in einander übergehn, vergehn und werden), beharrt sie wandellos, die Gleiche, die in sich Widerspruchlose, als sachlich-wirkende Einheit (23.). Weil sie, sich selbst erfüllend, nichts anders in den Erscheinungen offenbaren kann, als ihr eignes Selbst: kann sie dem Blick des Geistes auch ihr Wesen nicht anders entschleiern, denn als schöpferisch ordnende Macht, welche, selber die höchste Einheit, im Kleinsten und Größten, wiederum, als Einheit weset, wirkt; Stoffe und Kräfte im Ebenmaß paart, daß eins durch das andre besteht, und jedes Erschaffne ein in sich vollendetes Ganze wird. Im Grashalm, wie in der Ceder, baut sie, aus mancherlei

Gattungen von Stoffen und bewegenden Kräften, eine Kleinwelt zusammen, in der sie endlicherweise mit ihren Wirksamkeitssphären uns anleuchtet, und stufenweis, in einer Reihe von Gegensätzlichwerdungen, uns sogar ihren Schöpfungsgang abspiegelt.

Diese Innenbewegung in jedem Eigenganzen, und darin die Mannigfaltigkeit der Stoffe und Kräfte einheitlich zu verbinden, zu ordnen, zu einem Ganzen zu gliedern, in welchem die vollkommenste Uebereinstimmung aller Theile zur Erhaltung des Ganzen, und des Ganzen zu seinen Einzelheiten, herrscht, ist das Wirken der wesenden Natureinheit, ist das Belebende.

Wie die Natur, von ihrer geheimnißvollen Urheit, in den tiefern Wirksamkeitssphären, erscheinend ausgeht, und, von Gegensätzen zu Gegensätzen, sich zu zahllosen Artungen des Seyns (18.) entfaltet und eine Welt gestaltet: so erschließt sie sich auch, als die wesende Einheit, zu zahllos verschiedenen Einheitsartungen in Lebensgebilden, oder Gewächsen. Und indem jede Artung, nach dem eigenthümlichen Gesetzthum derselben, Stoffe und Kräfte wältigt, um sich versammelt, Flüssiges mit Starrem zu einem Bau verbindet, worin Bewegung mit Ruhe, das Mannigfachste mit Ebenmaß, verknüpft wird; alle einzelne Theile, wie eben so viele Werkzeuge, als wohlgeordnetes Geglieder (Organismus) zur Entfaltung und Fortpflanzung dieser besondern Darstellung der Natureinheit beisammen stehn: spiegelt sich in jeder solchen Kleinwelt, wie eine Sonne im Thautropfen, der Schöpfungsprozeß endlicherweise ab. Wir betrachten bewundernd die Entwickelung und Vollendung des Werks, seine Regelmäßigkeit und Harmonie. Wir glauben, in diesem aus sich hervorgegangnen Gebilde, ein freies, sinnreiches Schaffen, bestimmte Absichten, einander ansprechende Mittel und Zwecke der Natur zu erkennen. Aber sie ist, an sich, ohne Freiheit und Wahl; sie wirkt und schafft nach innerer Wesensnothwendigkeit; ohne Absicht; ohne sich selber zu wissen. In ihr ist Alles zugleich Mittel und Zweck für einander. Sie hat in der Einheit und Unendlichkeit ihres wesenden Selbstes keinen Zweck, außer ihr. Jene ihre innere Wesensnothwendigkeit, unwandelbar, wie sie selber, deutet, wie das Gesetzthum

unſers Geiſtes (8. 9.), auf eine höhere Geſetzgebung, und einen höhern Schöpfer, zurück.

---

45. Das Urleben.

Es wäre überall kein Leben erſcheinbar, ohne Vorhandenheit von Kräften und Stoffen; keine Einheit ohne Vereinbares; keine Form, ohne Inhalt. Wie die bewegbare Materie gleichſam die Trägerin der Bewegkraft iſt: ſo ſind beide hinwieder die Träger des Lebens, nothwendige Bedingungen von deſſen Wirkſamkeitsweiſe. Die Bewegkraft ſteht, als Vermittlerin zwiſchen dem Stoff und Leben; iſt dieſem letztern zunächſt verwandt; ſo ſehr ihm gleichartig, daß ſie nicht ſelten, in der Erſcheinung, mit Leben verwechſelt werden kann, oder daß das Leben nur, wie eine Höherſteigerung der Urkraft (34), vor die Sinne tritt. Denn auch dieſe Urkraft, in ihren verſchiednen Abartungen, vereinet Stoffe; ſchafft aus ihnen regelmäßige Gebilde, und wird in ihren Formen bewundernswürdig. Die Verkryſtallungen der Erden, Erze und Salze, die winterlichen Eisblumen des Fenſters, die Formen des Nebelbläschens, wie der himmliſchen Weltkörper, tragen das Gepräge der in ſich abgeſchloſſenen Einheit und des reinſten Ebenmaßes. Iſt die Bewegung der Säfte in den Pflanzen, oder der Kreislauf des Blutes in thieriſchen Adern, größern Erſtaunens werth, als der Umlauf wäſſriger Flüſſigkeiten durch die Kanäle des Erdballs? als das Aufſteigen verdünſtender Meeresflächen in die Wolken, mit denen ſie fortziehn, in Thau und Regen niederſinken, rinnende Gebirgsquellen, Bäche und Ströme werden, und ins Meer zurückfließen, dem ſie entſtammen?

Oder wer verkennt die große Weltall's-Einheit im Aufblick zum Himmel und ſeinen Geſtirnen, unter denen unſer Erdball nur, als einer der kleinern Weltkörper ſchwimmt? Auch hier iſt wunderhaftes Bewegen und Leben des Ganzen in ſich ſelbſt, ſo weit der Geſichtskreis der ſchärfſten Fernröhre es im Unermeßlichen der Aetherräume wahrnehmen läßt. Es gibt keine Fixſterne, die in Ruhe, ohne Ortsveränderung, verharren. All dieſe Zahlloſen ſind wandelnde Sonnen;

wahrscheinlich, wie unsre Sonne von einer Planetenschaar umringt, und jeder Planet (oder unsrer Erde gleichartiger Weltkörper) von andern Wesen bewohnt. Zwar bleiben diese dunkeln Planetenfamilien, welche sich harmonisch um ihre Sonnen bewegen, wegen ihrer ungeheuern Entfernung dem menschlichen Auge unentdeckbar; aber wir kennen Sonnen, die um eine andre Sonne im Kreise fliegen. Wir kennen ihrer schon Tausende. Man nennt sie Doppelsterne *). Und diese Tausende, und weit zahlreichere Einzelsonnen, umfliegen wieder, in streng geregelten Bahnen, in unermeßlichen Weiten von einander, irgend eine größere Centralsonne; und wiederum Tausende von Centralsonnen eine unbekannte Sonne, die, im Mittelpunkt Aller, durch die Unendlichkeit dahinschwebt. Wo ist ein Aufhören? Unter ihnen Allen ist auch unsre Sonne, um sich selbst rollend, eine andre umkreisend, die wir nicht kennen, weil die Entfernungen unermeßbar werden. Denn der nächste Fixstern, den wir wegen seiner merklichern Fortbewegung, als solchen erkennen, aber mit bloßen Augen kaum unterscheiden (der Stern 61 im Bilde des Schwans), ist ungefähr 815,400,000,000 geographische Meilen von unsrer Sonne entfernt. Diese aber fliegt in ihrer Richtung jetzt noch einem kleinen Stern im Sternbilde des Herkules entgegen. Jene Licht- oder Milchstraße des Himmels ist ein Ocean von Sonnen-Familien, die darin eine Ur-Sonne umkreisen mögen. Vielleicht gehört auch unsre Sonne zu diesen Familien, aber sie liegt noch weit außerhalb aller derselben, vielleicht eine der letztern und kleinern. Und doch ist ihre Masse 800mal größer, als die Masse sämmtlicher 10 Planeten und deren 18 Monde, von denen sie kreisförmig umflogen, durch die Himmel begleitet wird.

---

*) Im Gestirn des großen Bär's ist (der Stern ξ) ein Doppelstern, oder eine Doppelsonne, deren eine 5mal größern Durchmesser hat, als unsre Sonne, und die andre einen 3½mal größern. Die kleinere umfliegt, angezogen von der größern, diese in einer Kreisbahn, die 80mal ausgedehnter ist, als der Halbmesser der Erdbahn um unsre Sonne, binnen 60 Jahren einmal. Beide sind 7½ Millionen Sonnenweiten (zu 20 Millionen geogr. Meilen eine Sonnenweite) von uns entfernt, so daß das Licht derselben (obgleich die Schnelligkeit des Lichts 40,000 Meilen in einer Sekunde beträgt) ungefähr 118 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

Noch ist, wie all unser Wissen, auch die Sternenkunde, Stückwerk. Und selbst dies Stückwerk schon lehrt in den allgemeinen Bewegungen des Weltbaus, eine scharfgezeichnete Ordnung, eine Zusammengliederung der Theile zum geheimnißreichen Ganzen, eine Einheit in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit, daß das All der Welten vor uns wie Lebendiges schwebt; daß wir kaum anstehn mögen, die gesteigerte Urkraft für Urleben, und das Allbewegende zugleich für das Allbelebende zu nehmen. Dennoch unterscheiden wir, was an sich ein Untrennbares ist, der größern Bestimmtheit willen, Lebloses vom Belebten.

Wir nennen den Stein, auch wenn er bewegt wird, den Bach wenn er rinnt, die Wolke, welche am Himmel vorüberschwebt, leblos, wie den Feilstaub, der in regelmäßigen Kreisen sich unter dem Zug der magnetischen Pole zusammengliedert. Dies Leblose kann durch Anhaftung äußerer Materien, oder durch Mengung mit Anderm, im Umfang vermehrt werden. Aber das Leben der Pflanzen und Thiere schafft sein Gebäu von innen heraus nach außen, indem es die ihm verwandten Stoffe und Bewegkräfte sich aneignet, verwandelt und so ein Wachsthum seines Gebildes bewirkt. Der Krystall entspringt unter dem Einfluß polarisch bewegender Kräfte in wahlverwandten Stoffen; er bleibt, der er ist, ohne Wachsthum, ohne aus sich selber neue Krystalle hervorbringen zu können. Pflanzen aber und Thiere setzen sich in ihrer Art fort, und wiederholen in Zeugungen das Erscheinen ihres Gleichartigen. Wir gewahren, so weit unsre blöden Sinne durch das All der Dinge reichen mögen, überall Bewegbares und Bewegendes verbreitet. Doch das Belebende, eine erhabnere Macht, ist minder für uns allgemein erkennbar. Wir Sterbliche erblicken seine Wunder nur auf der Oberfläche unsers Erdsterns ausgebreitet. Aber ist dieser kleine Nebenstern, einer der kleinern unter Millionen, die einzige Bühne, auf welcher die allgegenwärtige Natur ihre Herrlichkeit zur Schau auslagert? Und wie unermeßlich groß und mannigfaltig ist doch schon das Reich des Lebendigen auf Erden!

Die Natur, die wesende Einheit ihres Selbstes, wird, als solche, in ihrem ersten und allgemeinsten Andersseyn von sich, zur

Erscheinung des Urlebens, zur endlichen Einheit im Mannigfaltigen der Stoffe und Kräfte. Und die allgemeinsten Merkmale des belebenden Ur's für uns sind: Zusammengliederung von Stoffen und Kräften zu einem, aus sich, von einem vorhergehenden, in sich vollendeten Einheitsgebilde; sich selbst in seiner Art und Gattung, als Gleichartiges, fortzeugend. So offenbart sich das Leben, in der Auseinanderfaltung seines stoffischen Gebildes, räumlich; in der Dauer desselben zeitlich; in der Fortzeugung, als Ewiges.

---

46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde.

Das Urleben ist nicht die wesende Natur selber, sondern ihr Andersseyn und Erscheinen, als wirkende Einheit. Es kann, im Wirken und Aendern des Wesenden, nicht das in sich Gleiche bleiben; sondern tritt wieder in Gegensätzen auseinander, und wieder, aus diesen, in andre über, zu unübersehbaren und unzählbaren Artungen des Belebten; verwandt mit den mannigfachsten Artungen von Kräften und Stoffen; dieselben zu eigenthümlichen Eigenganzen einend. — Wer der Sterblichen überschaut den unendlichen Lebensbaum, wenn auch nur in dämmernden Umrissen; ihn, der, im dunkeln Grund der Natur wurzelnd, den gewaltigen Stamm hervortreibt in die Welt, wo er sich in einen Wald von Aesten spaltet; sich in deren Verzweigungen nach allen Richtungen ausspannt; in Laubwerk verendet, davon jedes Blatt vom andern verschieden ist, und Wipfel und Blüten endlich in höhere Sphären der Natur versenkt!

Zwar die Linne's und Jussieu's, die Decandolle's, Oken's und Andre, haben die bekannten Gewächse auf Erden, sinnreich nach verschiednen Kennzeichen derselben, in Klassen und Ordnungen, in Familien und Geschlechter, Arten und Unterarten gesondert und zusammengereiht, um der Wissenschaft einen leitenden Faden für das große Labyrinth belebter Geschöpfe zu gewinnen. Allein dieser liegt in der Hand des Naturforschers nur, als dürftiges Nothmittel. Es ist nicht damit der klare Durchblick verliehn, wie das Urleben sich,

von Gegensatz zu Gegensatz, in seine Verwandtschaften zerlöset; und in denselben wieder mit der ganzen Sippschaft der bewegenden Kräfte, und Hoch- und Niederstoffe, nach Zahl und Beschaffenheit derselben, vergattet, in das Vielartigste der Erscheinungsweisen auseinander fließt.

Das Ur des Belebenden, indem es sich zum Pflanzischen und Thierischen, in entgegengesetzter Richtung, scheidet, schließt sich, in einem, wie im Andern, ohne Zweifel, zuerst allgemeinern Grundkräften (34.) und ihnen nächstverwandten, verdichtbarern Grundstoffen (33.) an. Immer werden die ersten Gebilde in beiden höchst einfachen Baues, weich, wässrig, schleimig, geschlechtslos seyn; Bläschen und Schläuche; fadenförmiges Gewebe; erste und unterste Bestandtheile eines vom Leben geschaffenen Geglieders (Organismus), dem unbewaffneten Auge kaum, als Staub und schwimmende Punkte, deutlich, wie der Brand im Getraide (Uredo), wie die Monaden und Essigälchen unter den Thieren. Das Leben hat in jenen noch keine Wurzeln, in diesen noch keine Freßwerkzeuge, Nahrung zu gewinnen. Das Ganze scheint nur Ei und Same zur Selbstfortsetzung seiner Artung zu sein, bis ein größerer Vorrath des Lebstoffes (wenn ich so sagen darf) aus den übrigen Grundstoffen vorbereitet ist. Dann verspinnen sich die Schläuche in Fäden und Fasern; die Bläschen in Zellen; das Belebende tritt in immer vollkommnern und größern Gestaltungen auseinander; zu Tremellen und Conferven, Flechten, Moosen, Gräsern u. s. w.; oder von Infusorien, zu Korallen, Seenesseln, Muscheln, Schnecken, Würmern u. s. w. bis, in der Pflanze und dem Thiere, für jedes Lebensgeschäft, die verschiedensten Werkzeuge, und für das Thier (als beseeltes Gewächs) zugleich alle Sinnwerkzeuge, vollendet ausgebildet sind.

So erbaut sich jegliche Gattung, in welche das Ur alles Lebens gegensätzlich auseinandergegangen ist (15.), ihr eigenthümliches Gehäuse; und immer, als Darstellung von Einheit mehr oder minder mannigfaltiger Artungen der Stoffe und Kräfte, aus welchen das Weltall besteht. Und einer jeden Gattung des Lebens, von der tiefsten zur höchsten hinauf, liegt das Urleben (45.), mehr oder minder gesteigert, zum Grunde. Es gewältigt und bedingt die Wirksamkeitsweisen

der Stoffe und Kräfte zum Behuf seiner Erscheinungsart; und wird hinwieder, in seiner eignen Entwickelung, von jenen begränzt und bedingt. So gestaltet es andre Gebilde in den Meeren und Süßwassern; andre im Schoos der Erde; andre auf deren Flächen, und im Luftkreis. Es baut seine mikroskopischen und seine riesigen Schöpfungen unter dem heißen Tropenhimmel, wie auf den gemäßigten Erdgürteln. Selbst in den unwirthlichen Einöden der Polargegenden wirthet es; selbst auf dem ewigen Eise der höchsten Gletscher gliedert es noch seine Einheitsgebilde. Jene goldgelben, oder karminfarbnen Schneegebilde, die der Reisende in den todten Nachbarschaften der Erdachse, oder auf den Firnen der Alpen und Pyrenäen, anstaunt, — sie sind Werke des allwaltenden Urlebens; schleimartiges, faseriges Pflanzenwesen, gleich blasigen Wassergebilden, welches dem scharfbewaffneten Auge mit Körnchen, gleich Sonnenstäubchen, angefüllt, erscheint. Es sind Eier der Infusorien! Und wie der starre Bau am warmen Sonnenstrahl zerfließt, entwickelt sich eine ganze Welt von beseelten Infusorien der Gattungen Astasia, Volvox, Gyges, Philodina, Baccilaria u. s. w., welche, darin umherschwärmend, Nahrung und Vermehrung ihrer Geschlechter finden; und durch das Eis, in dessen zarten, dem bloßen Auge unentdeckbaren, Rissen und Spältchen, wie in krystallenen Hallen, wandeln.

---

47. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseyns. — Die Trümmer der Urwelt.

Das Verfahren der Natur in der Entfaltung ihres Seyns aus ihrem Wesen; ihres sich wiederum Gegensätzlichwerdens in einem schon vorhandnen Gegensatz; des Aufstufens ihrer Einheitsschöpfungen von den einfachsten Gebilden zu den zusammengesetztesten und vollkommensten, ist ein allmäliges, weil ein endliches oder zeitliches (30.). So ist auch der menschliche Geist wesend das Beharrliche, Ewige in sich; im Andersseyn von sich aber eine Reihenfolge der Gedanken, von den allgemeinsten zu den einfachsten, von den einfachsten zu den allgemeinsten nach und nach auf- und absteigend.

Die mosaischen Schöpfungstage der Welt mögen Jahrtausenden gleich gelten. Denn in der Endlichkeit der Dinge kann das Bedingte nicht vor der gewordnen Bedingung seyn; und die Bedingung des Einen ist wieder nur ein Bedingtes vom andern. Das Kind ist nicht zugleich mit der Mutter in die Welt getreten; der hohe Eichbaum nicht schon mit voller Größe in der Eichel grünend. Zum Beleben mußte belebbarer Stoff vorhanden seyn, welcher den verschiednen Artungen des Urlebens verwandt, ihr Erscheinen möglich machte. Aber diese Gattungen selber sind es, welche den Vorrath des Lebstoffes (organischer, oder vielmehr organisirbarer Materie) fort und fort vermehren, oder ergänzen, indem sie ihn, durch ihr Einwirken, in seinen Beschaffenheiten ändern, und ihn so, als erweiterten Spielraum ihrer Thätigkeit, für nachfolgende Zeugungen vererben *). Erst allmälig überspinnt das Urleben den todten Fels, den Sand, den Grund der Erde und der Gewässer mit den einfachsten seiner Schöpfungen. Erst allmälig (weil im Reich der Erscheinungen ein Zeitlichgewordnes), wenn in fortgesetzten Erzeugungen die Fülle des Lebstoffs vergrößert und, wenn ich so sagen darf, veredelter vorhanden ist, kann das belebende Ur, in neue Gegensätze auseinandertretend, sich in mannigfaltiger-gegliederten Einheitsgebilden offenbaren, die von Stufen zu Stufen vollendeter, vorangegangenen Lebensschöpfungen verwandt und ähnlich dastehn.

Die Spuren dieses Stufengangs der Natur, in ihren Gegensätzlichwerdungen vom einfachsten Lebensgebilde zum zusammengesetztesten Bau, in welchem es, mit den verschiedensten Gliederungen, die mannigfaltigsten Kraft- und Stoffgattungen zur Einheit bindet, verrathen uns die Trümmer der verwitternden Rinde. Wir erblicken da in den untersten, ältesten Felslagern nur Ueberreste der einfachern Lebensgestaltungen, in den spätern Auflagerungen dann vollkommnere Pflanzen, und Thiere

*) Nach Ehrenbergs Angabe, kann sich unter den Infusorien eine einzige Baccillarie, oder Vorticelle, binnen vier Tagen um 140 Billionen Geschöpfe ihrer Gattung vermehren, aus deren Panzerdecken zwei Kubikfuß Erde werden. So rührt auch das Verschlammen vieler Seehafen offenbar von der Vermehrung dieser mikroskopischen Thierchen her.

des Meers, wie des trocknen Bodens; von Thieren die grasfressenden zuerst; in den jüngern endlich Ueberbleibsel von Geschöpfen, dergleichen wir zum Theil noch gegenwärtig vorfinden.

Obgleich die Felsenblätter dieser Geschichte von sich allmälig auseinanderlösenden Erscheinungen des Urlebens, vielfach zerrissen, und die Schriftzüge der Urkunde größtentheils verwischt sind: erkennen wir doch darin einen Uebergang der Wirkungen vom Allgemeinen zum Besondern, vom Einfachen zum vollendetsten Geglieder, in leichten Umrissen. Der Erdstern mußte, im weiten Aetherreich der Sonnen und Dunkelsterne, vorher verdichtet seyn mit seinen Felsmassen und Meeren, ehe die Natur ihre höhere Wirksamkeitssphäre, als ewige Einheit, in neuen Weisen, offenbaren konnte. Es mußte sich vorher, aus dem Gähren der Elemente, ein Lebstoff abgeschieden haben, um dem Belebenden, als Material, zu dienen. Selbst dies Material mußte sich allmälig, unter den Einwirkungen der uranfänglichen Artungen des Lebens, vervielfältigen, vermannigfachen, veredeln, bevor es höhern Gattungen des Lebens zu reichern Gliederungen taugen konnte. Der Gigantenkampf einander widerstrebender Stoffe und Bewegkräfte mußte erst, wenn auch nur zum Theil ausgeglichen seyn, ehe das belebende Ur sie zu seinem Dienst bändigen, und sich in ihnen reicher offenbaren konnte. Frage niemand: wozu war, was keines Sterblichen Auge erblicken konnte? Die Natur weset und schafft nicht für den Sterblichen bloß, sondern in und für sich, als ihr Selbstzweck. Sie weset und schafft auf den Gebirgsgipfeln, in den tiefsten Tiefen der Meere und bei den geheimnißvollen Erdachsen, wohin nie der Fuß eines Menschen getreten ist.

Es ist schon mehr, als ein Weltuntergang gewesen! Die Natur zwar ist ewig; aber in ihren Erscheinungen zeitlich, weil endlich; vom Allgemeinen zum Besondern sich entfaltend in jedem Einzelnen ihrer Werke. Jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch hat, vor der eignen Vollendung, eine Kindheit. Auch das Leben des Erdballs, dieses kleinen Einzelkörpers unter den übrigen Sternen, hatte eine Kindheit.

Das Tiefste unsers Weltkörpers, so weit wir es durch seine geborstne

Rinde kennen, bietet nur den Anblick verdichteter Stoffe, als Grund- und Urgebirg. Nirgends meldet sich darin eine Spur belebt gewesener Dinge. Erst in spätergewordnen, darüber gelagerten Uebergangsgebirgen entdecken wir vereinzelte, wenige Abdrücke, oder Versteinerungen von vorhanden gewesenen Schaalthieren. Doch ihre Arten und Gattungen sind von der Erde verschwunden und nicht mehr in unsern Meeren vorhanden; und gewiß, wie sie, auch mannigfaltige Arten noch viel einfacher gebauter Pflanzen- und Thiergebilde, welche weit früher, als sie, entstanden seyn müssen. Aber diese zerflossen ohne Zweifel, als bloß schleim- und gallertartige, formlose Gewächse, in die übrigen Stoffmassen, spurlos. Dergleichen Erstlingsgestalten des Lebens, oft dem bloßen Auge unmöglich sichtbar, bewahren allenfalls noch, in sich eingeschlossen, Steine des Kieselgeschlechts in kreidigen Gebirgsgebilden, nur unter mehrhundertmaliger, mikroskopischer Vergrößerung erkennbar. Und diese Urpflänzchen und Urthierchen verschwanden unter aufeinanderfolgenden Zerstörungen der Erdoberfläche.

Doch wie viele Weltzerstörungen, und wie lange Verkettungen von Gegensätzen des schaffenden Lebens sind abermals vorübergegangen, ehe jene Riesenpflanzen erwuchsen, deren Bau und Mannigfaltigkeit wir in den alten Schieferthon- und Steinkohlenlagerungen anstaunen, in denen sie seit undenklichen Weltaltern begraben liegen? Auch sie sind verschwunden, und haben noch nichts, oder wenig, gemein mit Gebilden ihrer Gattung, die heutiges Tages auf Erden grünen. Auch sie sind nur noch Gewächse der untern Artung; geschlechtslose (Cryptogamen), ohne Blume, ohne Frucht, wie unsre Farrenkräuter, Bärlappen- und Schaftheu- oder Schilfartigen (Lycopodien und Equisetaceen). Sie scheinen damals noch vorherrschend den Erdball, mit ihren ungeheuern Gliedmaßen, überwuchert zu haben. Die den bärlappenartigen Gewächsen unsrer Tage (den Lycopodiaceen) verwandt scheinenden waren aber nicht niedriges Kraut, sondern 60 bis 70 Fuß hohe, und mehrere Schuh dicke Stämme; und die, unsern schaftheuartigen Pflanzen ähnelnden, sogenannten Calamiten, hatten Stämme von 12 — 15 Schuh Durchmessers. Man sollte schier glauben, in jenen Weltaltern und in den unmittelbar folgenden habe der werdende Erdball nicht nur eine andre Stellung zur Sonne, sondern auch einen

andern für uns unathembaren Dunstkreis gehabt, der reicher an kohlenstoffischen, ärmer an sauerstoffischen Gasen war, als gegenwärtig. Nur selten noch traten zwischen jene gigantischen Kräuter einsamenlappige Gewächse (Monocotyledonen).

Neuer Weltuntergang. Eine zweite Reihe neuer Gebirgslager (sekundärer) umwickelte den Erdball. Die schaftheuartigen Riesenkräuter wurden schon kleiner; die baumartigen Lycopodiaceen grünten nicht wieder auf der neuen Erde. Sie wurden allmälig von der überwuchernden Masse zapfentragender Pflanzen, ähnlich unsern Tannen-, Taxus- und Cycadeen-Arten, verdrängt. Zu den einsamenlappigen Gewächsen gesellten sich schon, doch sehr sparsam noch, die höhern Gebilde der Zweisamenlappigen (der Dicotyledonen); und zu den übrigen Thierformen traten schon einzelne seltsam gestaltete Säugthiere.

Auch diese neue Welt ging abermals unter. Es schlug sich eine neue, eine dritte (tertiäre) Reihe von Gebirgslagern nieder, und über ihnen, eins um's andre, erblühete ein vollkommner entfaltetes Leben. Das Reich der Pflanzen zeigt schon mächtiger und herrschender die mit Blumen und Früchten prangenden Gewächse; und mit ihnen nach und nach schon Vögel und Säugthiere, von denen die tiefern Flözgebilde keine Spur aufweisen. Eierlegende Vierfüßler, ungeheure Eidechsen und Schildkröten erscheinen zwar schon in den untern Kreidelagern und im alten Jurakalk; aber Landsäugethiere, jene ungeschlachten riesigen Paläotherien, Megatherien, Anoplotherien u. s. w. erst in den untern Gebilden der dritten Flözlagerreihe, und dann spät in den obern, darüber hingeschwemmten Gebirgsablagerungen auch die Mastodonten, Missuriums, Rhinozerosse, Elephanten u.s.w.

Nach manchen Erdrevolutionen und zahllosen Jahrtausenden, erschien endlich, mit vollendetstem Lebensbau, die menschliche Gestalt. Selten nur wird in den jüngsten Kalk-, Gyps- und Lehmlagern menschliches Gebein versteinert gefunden; und auch dann bleibt noch zweifelhaft, ob diese Einzelnen nicht durch Unglücksfälle späterer Tage, durch örtliche Erdbeben, Bergstürze u. s. w. ein so ungewöhnlich tiefes Grab gefunden haben mögen.

Die untergegangnen Pflanzen- und Thiergattungen der Urwelt gleichen den heutigen nur wenig; viele derselben sind gegenwärtig nirgends mehr vorhanden. Gährungen der Elemente im Innern des Erdballs zerbrachen mehr denn einmal seine Rinden, daß weite Strecken festgewordnen Landes versanken; dort himmelhohe Gebirgsketten aus dem Abgrund hervorstiegen, und Oceane verdrängten, welche über die unerschüttert gebliebnen Festlande hingeschleudert wurden, Alles verschwemmend.

Die gewaltigste und letzte solcher allgemeinen Sündfluten, oder Ueberstürzungen des großen Oceans, mag nahe vor der Erscheinung des Menschen eingetreten seyn. Oertliche Ueberflutungen von Ländern ereigneten sich auch nach seinem Erscheinen. Jene allgemeine, letzte, scheint von der Nähe des Südpols ausgegangen zu seyn, und ihre Wogen gegen Norden und Südost über die Länder hingeschlagen zu haben. Ein Blick auf die heutige Form der Welttheile und Inseln spricht gleichsam Zeugniß dafür aus. Woher die südlichen Ausspitzungen Afrika's und Amerikas; die ungeheuren Buchten und Ausspülungen und Zerrissenheiten Südasiens und Süd-Neuhollands? Es sprechen dafür die bis zu einer Höhe von 4000 — 5000 Fuß aufwärts getriebenen Nagelflue- und Sandsteingebilde an der Nordseite der Alpen; die schroffere, durch Anprall der Wellen abgewaschene Südseite dieser Alpen und des Jura, und die milder verflächte Nordseite derselben; — dafür die längs der Nordseite der Alpen hingetriebnen, ungeheuren Felsblöcke des Urgebirgs, welche durch ihre abgeschliffenen, feingekritzten Flächen beurkunden, daß sie vordem, in ihrem ursprünglichen Lager, Nachbarn der Firnen und Gletscher der höchsten Berge waren, von denen sie jetzt weit entfernt ruhn*); — dafür die Ueberreste von

*) Daß die Macht der Gewässer einzelne solcher Felsenstücke (blocs erratiques) im Fortsturz mit sich fortreißen könne, ist nichts Unglaubhaftes. Was sind die größten jener Blöcke im Vergleich der Masse und Wucht eines überwallenden Meers, das an Tiefe hin und wieder die Höhen der höchsten Berge übertrifft? Der Gipfel des Tschahamular im tibetanischen Himalajah hat 26,400 Fuß absoluter Höhe. Aber Kapitän James Roß fand (900 Seemeilen westwärts von St. Helena) das Meer 30,000 Fuß tief, und mußte die Schnur, um sie bis zum Boden des Meers senkrecht zu bewahren, mit 450 Pfund beschweren.

Pflanzen und Thieren der wärmern Zonen in den aufgeschwemmten Lagern der nördlichern Erdkugel. Durch des Alles überwogenden Weltmeers Rückschlag im äußersten Norden, indem die Gewässer ihr Gleichgewicht herstellten, mögen dort auch wieder ähnliche Felsblöcke südwärts geflutet worden seyn. Ich könnte dieser Muthmaßung noch manches Andre beifügen, und doch sind es nur Vielleichts! — Vielleicht ergossen sich die Meeresmassen über den Erdball damals, als in den Umgebungen des Südpols zuerst jene weiten Länder und Gebirge plötzlich aus den Tiefen der Urwasser hervordrängten; Länder und Gebirge, deren übergletscherte Thäler und hohen Felsenkulmen erst in unsern Tagen vom Auge kühner Seefahrer entdeckt worden sind, und, als sechster Welttheil, geheimnißvoll dastehn. Vielleicht ward die Verdünstung jener Ueberschwemmung des Erdballs, Ursach eines furchtbaren Kältegrades im Dunstkreis besonders der nördlichen Zonen, daß hier eine lange Vergletscherung der Festlande entstand, und Höhen, wie Ebnen mit Eis-Lagen bedeckt wurden, die allmälig erst abschmolzen, bis ein neues Leben des Thier- und Pflanzenthums aufgehn konnte.

Ob noch einzelne, verwaiſete Abkömmlinge von jenen riesenhaften Thiergestalten der Urwelt in unbekannten Einöden umherirren mögen, die kein Europäer gesehn, wer kann es sagen? Jener bekannte Mammuth, den im Jahr 1799 ein tunguſiſcher Fiſcher im Eise der Lena-Mündung, noch mit Haut und Haar bekleidet, fand; jenes am Willuji-Fluſſe im J. 1771 ausgegrabne Rhinozeros in Fleiſch und Haut erhalten, welches Pallas beſchrieb, und mancher andre Fund der Art, deuten auf eine noch nicht allzulange Vergangenheit der letzten Weltverwandlung zurück. Am rothen See in den rauhen Wildniſſen Oberkanada's ſoll ſich den erſchrocknen Indianern noch ein ähnliches Ungeheuer lebendig gezeigt haben, wie J. Long in ſeinen Reiſen berichtet *).

*) In der von C. A. W. Zimmermann herausgegebnen Ueberſetzung von „J. Longs Land- und Seereiſen" (Hamburg. 1791. S. 119 ff.). Der rothe See, von den Wilden Misqui Sakingan geheißen, hat ſeinen Namen vom vergoſſenen Blut jenes fremden Thiers empfangen, welches zwei Chippway-

48. Zeitweises Fortrücken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen oder thierischen Gehäuses. — Ihre und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken.

Also war einst schon, und verschwand schon auf Erden eine Thier- und Pflanzenwelt, die in ihren Formen verschieden von derjenigen stand, welche sich seit 6000 Jahren über deren Grabe noch heut erhebt. So können auch die Eilande und Festlande von heut mit ihren Schätzen wieder einmal in den Abgrund der Meere verschlungen, und neue Länder aus den Tiefen des Oceans hervorgeschoben werden, um Heimathen weit vollendeterer Lebensschöpfungen und Wesengattungen zu seyn. Soll ich vor einem Gedanken schauern, der ich täglich Zeuge bin von der Verjüngung der Welt und dem Wandel ihrer Erscheinungen? — Die Formen nur werden zerbrochen; aber die Natur, in ewiger Wesenheit, wirkt fort durch das All des Seyns ins Ewige; jeder Strahl, jeder Lichtpunkt desselben, anders in Verbindung mit Stoffen und Kräften gesetzt, diesen eine andere Einheits-Bildung ertheilend. Es gibt so viele Formen und Arten des Lebens, als verschiedene Verbindungen der verschiednen Gattungen von Stoffen und Bewegkräften seyn können. Es bleiben gewiß noch Erscheinungen lebendiger und herrlicherer Geschöpfe auf Erden möglich, die zuvor nie in ihrer Art erschienen sind.

Das Urleben mag in allen Sternen anders walten, und sich, in seinen Gegensätzlichwerdungen, zu ganz andern Geschöpfen gestalten. Auf unsrer Erde entwickelte es sich zuerst im Flüssigen; bevölkerte, als Alles Meer war, das Meer; und trat aus dem Wasser in wunderbaren Uebergangsgestalten, auf das trockne Land und in die Luft. Aber Alles ist nach einer und derselben Urform gebildet, und die Mannig-

---

Krieger am Ufer erscheinen sahn und anschossen, worauf es verwundet in den See zurückging und dessen Wellen färbte. Es hatte, der Beschreibung nach, ungewöhnliche Größe, langsamen schwerfälligen Gang, und ein Fell, wie mit Moos bedeckt. Bei den ersten Schüssen schien es die Kugeln kaum zu empfinden.

faltigkeiten ſind nur Abänderungen, Veredlungen einzelner Gliederungen und Theile, die erſt nach und nach durch die geänderten Wechſelwirkungen und Verhältniſſe der verſchiedenen Elemente, entſtanden. Daher die Reihe der in einander verſchwimmenden Uebergänge der Pflanzen und Thiere vom verfilzten Fädengeflecht des Byſſus in Bergwerken und Gruben, bis zur großblütigen Magnolie und zur peruaniſchen Annona mit den ambroſiſchen Früchten, groß wie Melonen, an ihren ausgebreiteten Aeſten; oder vom Aufgußthierchen empor, durch die lange Reihe der Schalthiere, Fiſche, Amphibien, Vögel, Vierfüßler, bis zum afrikaniſchen Affen (Simia troglodytes) und der menſchlichen Geſtalt.

Wie im Großen und Allgemeinen ſich das Leben allmälig vom Einfachſten zu einer Einheit des Mannigfaltigſten, in Stoffen, Kräften und Gliederungen aufſtuft, eben ſo nimmt jede einzelne Lebens-Gattung, indem ſie ein einzelnes Eigenganzes zuſammengliedert, fortſchreitend in der Selbſtentwickelung, die ihr verwandten ſtoffiſchen Atome, Bewegkräfte, und tiefern Lebensartungen, nur eins ums andre, in Verbindung mit ſich, bis zur Vollendung ihres Baues. Die Gliederung des Baus, das Innere und Aeußere vom pflanziſchen und thieriſchen Körper, iſt aber nichts, als Werkzeug durchweg. Je einfacher dies Werkzeug, je einfacher iſt das Wirken des Lebens nach außen; um ſo zäher hängt es allen Theilen deſſelben an; und um ſo leichter ergänzt es deſſen einzelne Verſtümmelungen. Je höher geartet das Leben ſteht, um ſo gliederreicher ſtattet es ſeinen Bau aus; um ſo größer wirkt es nach außen ein. Die mannigfachſten Stoffe, Kräfte und tiefern Lebensartungen werden dabei dem Geſetzthum der Höhern dienſtbar; werden von ihm gewählt, herangezogen, verwendet, ausgeſtoßen, oder gewechſelt; eins ums andre zur Thätigkeit erregt; in ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit weiſe beſchränkt und gelenkt.

Indem aber das Leben ſeine Herrſchaft und Hoheit über Stoffe und Kräfte ausübt zur Geſtaltung ſeines Gehäuſes, hebt es darum die eigenthümliche Artung und das Geſetzthum ſeiner Diener nicht auf. Dieſe wirken, jeder nach ſeiner Weiſe, da, wohin ſie geſtellt ſind, und beſchränken und bedingen hinwieder die Wirkungen des

Lebens, durch die ihrigen. Oft gesellen sich andre, untergeordnete Lebensgattungen zu dem Geglieder der höhern; schaffen selbstständig ihre eigenthümlichen Gebilde aus dem Ueberfluß vom Material der Reichern, indem sie sich, schmarotzend an die Außenseite der Pflanzen und Thiere hängen, oder in deren Innersten einnisten. So wird ein Lebensgebilde der Inhalt vieler andern. Wo ein Lebstoff, schließt sich ein Leben an. Des Menschen Leib selber ist eine kleine Welt von lebendigen Geschöpfen. Sie regen sich und schwelgen im Schleim der Zähne, in seinen Eingeweiden, in seinen Säften und häutigen Zellen.

---

49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt.

Jenes Gesetz alles Wesens und Wirkens: Anziehung und Abstoßung, — ist auch das erste und allgemeinste der allbelebenden Natur, wenn sie ihre sachlichwirkende Einheit, in der Vergänglichkeit der Erscheinungen, auf unzählige Weise ausprägt. Das Urbelebende, in sich zu mancherlei Artungen auseinander getreten, (die dann wiederum in sich, fort und fort als Gleichartiges wesend von einander gehn,) gliedert und ordnet, in Anziehung verwandter Stoffe, bewegender Kräfte und Lebensgattungen, das Mannigfache derselben zu Abbildern ihrer eignen Einheitsnothwendigkeit; zu pflanzischen und thierischen Eigenganzen, für deren Menge und Beschaffenheit uns Zahlen und Namen fehlen.

Wachsthum, d. i. Vereinigung von Stoff-, Kraft und Lebensgattungen, Bewahrung und Gliederung derselben zu einem Einheitsgebilde; — so wie Fortsetzungen seiner selbst zu gleichartigen Gebilden, dürfen wir daher wohl, mit Fug, die unmittelbaren Verrichtungen des Lebens nennen. Hingegen alle Leistungen desselben, welche nur vermittelst des Gesetzthums der vom Leben gebundnen und beherrschten Stoff-, Kraft- und (ihm verwandten Lebensgattungen) geschehn können, unterscheiden wir von jenen, als mittelbare Lebensverrichtungen, wie das Geschäft der Nährung,

Verdauung, Wiederergänzung, Fortbewegung und Absonderung der Flüssigkeiten.

Das Geschäft der Nährung ist einfaches Erscheinen der Wahlverwandtschaft einer Lebensartung zu den, ihrem Gesetzthum entsprechenden, übrigen Lebensgattungen, Bewegkräften und Stoffen, welche die Lebensartung sich zum Ausgestalten ihrer Einheitsschöpfung aneignet. Zwar auch todte Stoffgebilde vergrößern sich durch Anhaftung der ihnen verwandten, oder durch Regewerden magnetischer und galvanischer Kräfte. So wächst der Bleibaum aus der Auflösung seines Metalls pflanzenhaft nach allen Seiten empor mit seinen glänzenden krystallischen Blättchen. Aber es geschieht diese Ausdehnung der durch Ansätze der Metallatomen an den äußern Flächen und Spitzen. Das Leben hingegen erweitert sein Gewächs von innen aus, indem es die an sich gezognen Stoffe zersetzt; die seinem Bedarf untauglichen absondert und ausscheidet; die tauglichen vertheilt, und den verschiednen Gliedern, Werkzeugen und Bestandtheilen seines Gehäuses einverleibt, denen sie Verwandtes sind. Diese Verarbeitung und scheinbare Verwandlung der Materie, gleichsam ihre Veredlung, durch Verähnlichung und Mischung mit früher vorhandnen, ist das Verdauungsgeschäft des pflanzischen und thierischen Lebens. Jede Artung desselben krystallet seine Fasern, Schläuche, Zellgewebe u. s. w., so wie deren Verhältnisse und Formen, vermittelst Verwendung der verschiednen an sich genommenen bewegenden Kräfte anders; und verähnlicht und mischet, durch eigenthümlichen Chemismus, die Stoffe auf andre Weise. Der Wermuth und die Weinrebe, in gleichem Boden beisammen wurzelnd und Nahrung saugend, in gleicher Luft athmend, bilden ganz verschiedne Säfte in ihrem Innern. Das Fleisch der Säugthiere, Vögel, Fische u. s. w. ist verschieden unter sich und von dem der Pflanzen.

Mit jenem Geschäft der Gewinnung, Verdauung und Vertheilung der Nährstoffe ist das der Wiederergänzung, oder der Heilung verletzter Theile des Geglieders, fast dasselbe; nur höher Gesteigertes. Es ist, wie jenes, eins der allgemeinsten und ersten Geschäfte der, dem Urleben nächsten, Lebensgattungen. Frisch abgeschnittne Wurzeln, Zweige, Knospen u. s. w. ergänzen sich selber wieder zu vollständigen Lebens-

gebilden ihrer Art. Trembley kehrte Polypen um, das Innere zum Aeußern; er theilte sie und sie stellten sich wieder her. Bonnet nahm dem Salamander Augen und Füße; sein Leben ersetzte sie von neuem, wenn gleich minder vollkommen.

Alle bisher genannten Verrichtungen sind in der Allgemeinheit der Anziehung begründet. Aber untrennbar verbunden damit ist die Abstoßung des dem Gesetzthum des Lebens, nach Zahl und Beschaffenheit, Unverwandten, und seiner Wesensartung Widersprechenden. Es offenbart sich dieses Abstoßen sowohl in der Fortbewegung gasiger und tropfbarer Flüssigkeiten im Innern des Lebensgehäuses, als in der Fortschaffung und Absonderung unvereinbarer Materien aus demselben, oder Ausscheidung des Entbehrlichen, durch Verdünstung, Aushauchen, Auswurf u. s. w. Wir wissen, daß die Leiber der Menschen und Thiere, nach einer Reihe von Jahren, nicht mehr aus den nämlichen Stoffen bestehn, aus denen sie einst früher bestanden; daß selbst die Knochen, in ihrem Wachsthum, die ältern Bestandtheile verlieren und mit neuen ersetzt werden. Das Leben bewahrt nur, beim immerwährenden Wechsel des Materials, die von ihm bestimmten Formen des Gegliedes, wie im versteinerten Holz der Kieselstoff in die Formen des verschwundenen Pflanzenstoffs an dessen Stelle tritt.

In allen diesen Verrichtungen ist die eigenthümliche Wirksamkeit der Wärme, des Lichts, Elekters, Galvans, Magnets und andrer Bewegkräfte, sowie ihrer Gegensätze, unverkennbar. Allein eben so unverkennbar handeln sie nicht frei; sondern beherrscht und gefesselt durch die Gewalt des Lebens und, nach seinem Gesetzthum, in bestimmter Ordnung wirkend. Sie werden durch das Leben zur Thätigkeit erregt und bedingt, wie sie ihrerseits, einwirkend, auch das Leben erregen und seine Wirksamkeit bedingen.

Erregbarkeit zum Erscheinen, zum in sich Aendern, ist Gemeingut aller Wesensartungen. Es ist auch das Erste und Letzte jeder Lebensäußerung, im Keim, wie in einzelnen Theilen seiner Gliederungen; in diesen aber mehr, oder minder vorhanden, oder gewahrbar. Einen höhern Grad der Erregbarkeit, der von uns sinnlich gewahrt

werden kann in allen oder einzelnen Theilen des Lebensgebildes, nennen wir Reizbarkeit (Irritabilität). In todten Stoffgebilden fehlt sie; oder wir wollten die Elastizität, Schatten und Abbild von ihr, nennen. Wir erblicken sie im Zusammenziehn der thierischen Muskeln, wie in den Fasern vieler Kräuter, Gesträuche und Bäume. Bei warmblütigen Thieren verschwindet sie, als letzte Lebensspur, bald nach der Trennung des Kopfs vom Rumpf aus allen Theilen; bei kaltblütigen später. Eine entherzte Schildkröte regt sich noch Tage lang; die vom Rumpf getrennten Beine der Spinnen, Frösche u. s. w. zucken noch mehrere Stunden nachher.

---

50. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens.

Selbst jene höhern Lebensverrichtungen, welche unsre Bewunderung, oft unser Erstaunen sind; jene Pflanzentriebe, jene Instinkte der Thiere, bieten uns in ihrer Ursprünglichkeit wieder nichts anders dar, als Wechselwirkungen zwischen der Lebensthätigkeit in den Gewächsen, und den erregenden und bewegenden Grundkräften in und außer ihnen. Wenn Tannen, Zedern und Palmen, so wie die niedrigsten Kräuter ihre Wurzeln forschend durch den Erdboden versenden, um festern Anhalt, oder geeignetere Nahrung, zu finden; oder wenn sie ihre Stängel, Zweige, Blätter durstig dem Himmelslicht zuwenden, und, sind sie in Dunkelheit eingeschlossen, ihre jungen Sprossen dem feinsten Spalte, der kleinsten Oeffnung entgegenlenken, durch welche einige Helligkeit dringt: so waltet hier keine freie Wahl, sondern das Alles durchherrschende Gesetz der Natur, Anziehung des Verwandten zum Gleichartigen, wie es im Zusammenstreben der Hoch- und Niederpole des Galvans, Elekters und Magneten u. s. w. waltet. Aber die Natur, in ihrer höhern Wirksamkeitssphäre, sich reicher und großartiger entfaltend, vermannigfaltigt und steigert, im Reich des Lebens, das Schaffen nach ihrem Gesetzthum. Die bewegenden Grundkräfte sind hier, im Innern jedes Einheitsgebildes, der Gewalt derjenigen Macht untergeordnet, die es erbaut hat. Schlingpflanzen, von

aufrecht festern Körpern entfernt, schleichen daher diesen nach, um sich an ihnen emporzuranken. Das Geschmeidige und zartere schließt sich seinem Gegensatz, dem Starren und Stärkern an, gezogen von seinem Bedürfniß. Die Staubkolben männlicher Blüten gießen ihren Samen durch die Lüfte. Es ist nicht der Zufall, welcher ihn, in seinem Umherschweben, den weiblichen Blumen zulenkt, sie zu befruchten; so wenig der Zufall den Blitzfunken der elektrischen Wolke den Metallspitzen, oder andern leitenden Körpern entgegenführt. — Wenn die von gleichnamigen Polen des Elekters, oder Magnets gesättigten und bewegten Atome einander fliehn, oder die, welche von ungleichnamigen erregt worden sind, zur Vereinung streben: so erkennen wir darin dasselbe Gesetz, welches wir in belebten Geschöpfen, als Abneigung und Anneigung, Antipathie und Sympathie, wahrnehmen. Es gibt Pflanzen, wie Thiere, welche die Nähe anderer meiden, oder im Dunstkreis derselben verkümmern und erkranken müssen.

---

51. Lebenszustände in Gebundenheit, Erstarrung, Winterschlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen.

Die dem Urleben entsprungenen Gattungen (46.) desselben wirken also nicht nur auf die Stoffe und Kräfte ein, welche sie, im Innern ihrer Verkörperung, zur Ausgestaltung derselben, nach Bedürfniß fesseln, oder entlassen, vertheilen und ordnen: sondern auch auf die Lebensartungen, die Stoffe und die Kräfte, welche außer den Gränzen ihres Gebildes, ihnen mehr oder minder verwandt, oder ungleich, vorhanden sind. Jene Wirksamkeitsweise wäre ohne diese nicht möglich. Im Weltall, dem Andersseyn des Wesenden, dem Wiederschein des All-Einen der Natur, besteht jede der einzelnen Erscheinungen, und deren Gesammtheit, durch und für einander, hervorgetreten; durch und für einander bedingt. Darum wirken auch die außerhalb des pflanzischen oder thierischen Körpers regen Artungen des Lebens, des Stoffs und der Bewegkraft, auf diesen Körper eben so gewaltreich zurück. Mangel, oder Ueberfluß der Nahrungsstoffe, des Lichtes, der Wärme, der Dunkelheit, der Kälte, der elektrischen, galvanischen,

magnetiſchen Flüſſigkeiten, beſchränken, oder hemmen, oder erweitern und begünſtigen, die Lebensthätigkeit in den Geſchöpfen.

Am bemerkbarſten macht ſich dieſer Einfluß überall bei der verſchiednen Beſchaffenheit des Bodens, des Waſſers und der Luft, welche für Thiere und Pflanzen gleichſam die allgemeinen Behälter der ihnen entſprechenden Lebſtoffe und Bewegkräfte ſind. Wir kennen die Einwirkungen der Tage und Nächte; die noch größern der Jahrszeiten und Klimate. Nicht nur die Thätigkeit der Lebensgattungen wird in denſelben geändert, im Winter begränzt, wo nicht gehemmt; im Frühling neu angeregt; im Sommer und Herbſt vollſtändig: ſondern die Gattungen des Lebens ſelber ſammeln ſich zur Schöpfung ihrer ſtoffiſchen Gebilde nur da, wo Erdreich und Himmelsſtrich ihrem Geſetzthum am verwandteſten und zuſagendſten ſind. Palmen, Banianen und Aloen, die Löwen, Boaſchlangen und Papageien, ziehn nur zur Licht- und Wärmefülle des Südens; Fichten, und Flechten der mannigfachſten Art, Rennthiere und Eisbären gedeihn nur in der Winterlichkeit von Tagen und Nächten des Nordens.

Die klimatiſchen Verhältniſſe der Länder, nebſt den mittlern Graden der Erdwärme, ſtehn mit den Jahrszeiten in gewiſſer Aehnlichkeit: die kalten, lichtarmen Polarzonen mit dem Winter; die beiden gemäßigten Erdgürtel mit dem Frühling; die heißen Tropengegenden mit dem Sommer und Herbſt. Es muß ſich nothwendig eine durch dieſe Himmelsſtriche bedingte Reihenfolge der Pflanzen und Thiere, ihrer Artungen und Verartungen, vom Erdgleicher hinweg bis zu den Erdachſen, ergeben. Jede veränderte Stellung der Erdachſe zur Sonne würde nothwendig dieſe Reihenfolge, oder die geographiſche Vertheilung der Pflanzen und Thiere auf der Oberfläche unſers Planeten ſtören und verwandeln, wie ſie vielleicht einſt eine andre war, als jene rieſigen Geſchöpfe, deren halbähnliche Ebenbilder zum Theil noch zwiſchen den Wendekreiſen erblickt werden, in den mildern Zonen, und ſelbſt in der Nachbarſchaft der Polarwelt, gewohnt zu haben ſcheinen.

Wenn auch ſchon manche Thier- und Pflanzengattungen in beinah alle Zonen eingebürgert werden können, ſind die meiſten doch, von der

Beschaffenheit ihres heimathlichen Bodens und des mit ihm verbundnen Theils der Atmosphäre, so abhängig, daß sie davon nicht entfernt werden können, ohne endlich zu ferben und auszusterben. Sie verlassen den Bezirk ihrer Heimath nicht freiwillig; auch wenn man ihnen einen andern, unter gleichem Breitengrade, von gleicher Temperatur, gleicher Lage in Rücksicht der Winde, des Gebirgs, des Meeres u. s. w. oder gleicher Höhe über dem Meere anweisen möchte. Den Beweis haben dafür mehrere Pflanzen Paraguay's, China's u. s. w. geliefert. Es scheint dies dafür zu zeugen, daß sich auf manchen Strecken des Erdballs besondre Artungen des Lebstoffes, besondre Artungen der bewegenden Kräfte, oder eigenthümliche Vereinigungen derselben, oder mächtigere Aeusserungen des Erdballs durch sein galvanisch-elektrisch-magnetisches Wirken, u. s. w. bleibend versammelt und gleichsam angehäuft finden. Der Einfluß dieser Zustände, auf die Lebensgattungen, offenbart sich nicht nur auf die Pflanzenwelt, sondern auch auf Menschen und Thiere.

Mit dem Wechsel der Jahrszeiten ändern die Beschaffenheiten des Luftkreises, nicht etwa nur durch Mehrung und Minderung der Wärme, des Lichts, Elekters u. s. w., sondern auch durch Hervortreten und stärkeres Einwirken andrer Artungen der bewegenden Kräfte, und deren verwandelte Verhältnisse in Verbindung mit unerkennbaren Artungen der Atome. Davon belehrt uns beim Wechsel der Jahrszeiten, die im gleichen Verhältniß geänderte Lebenswirksamkeit in Pflanzen und Thieren; jene sprossen oder welken; diese wechseln Farbe und Behaarung. Die Sterblichkeit der Menschen ist in bestimmten Zeiten des Jahrs allgemeiner. Noch kennen wir nicht alle Gattungen der Stoffe und der auf sie und die Lebensgattungen einwirkenden Kräfte. Die Physik, als Wissenschaft, wie reich sie uns jetzt schon immerhin ausgestattet erscheint, liegt noch in der Wiege ihrer Kindheit. Wer löset heut schon das Räthsel vom Einfluß entfernter Weltkörper, der Sonne, des Mondes, vielleicht noch andrer, unabhängig von Licht-, Wärme-, Elekterverbindungen und Entbindungen, auf die Verrichtungen des Lebens; ein Einfluß, den tausend Thatsachen unter allen Himmelsstrichen beurkunden? Wer löset das Räthsel der sogenannten Miasmen, der zeitweisen Erscheinungen und Dauern ge-

wisser epidemischer und sporadischer Krankheiten, und ihrer Wanderungen um den Erdkreis? Wer löset das Räthsel der Vorgefühle vieler Thiere von Witterungswechseln, selbst atmosphärischen, feuchten oder trocknen, Zuständen ganzer Sommerzeiten? Wir athmen, wir leben mit Pflanzen und Thieren im Luftmeer; aber seine Bestandtheile sind uns unbekannt, mit Ausnahme der allergewahrbarsten und ausscheidungsfähigsten Gasarten; unbekannt sind uns seine Ebben und Fluten, Bewegungen und Verwandlungen. Jene Erfahrungswissenschaften, welche wir Atmosphärologie und Meteorologie nennen, werden in ihrer bisherigen Dürftigkeit beharren, bis eine Kette oder mehrere Linien von Beobachtungspunkten, mit verglichenen Werkzeugen und einerlei Weisungen ausgestattet, von einem Polarkreise zum andern, alle Zonen durchschneidend, gezogen sind; und eben so wieder mehrere, in verschiednen Breitegraden, um beide Halbkugeln des Weltkörpers; bis wir die gleichzeitigen Erscheinungen des gesammten Luftkreises, von der Meeresfläche bis zu den letzten bewohnten Höhen der Gebirge, kennen; sowohl mit Bezug auf den Stand der Sonne und der übrigen Planeten zum Erdball, als der Erdbeben, vulkanischen Ausbrüche, oder der Ausbreitung, Dauer und Wanderung um sich greifender Seuchen aller Art u. s. w. *).

Aber auch dann werden dem geschärftesten Blick der forschenden Beobachter viele Umstände entrinnen, welche den Schlüssel zur Lösung des anziehendsten Räthsels verheimlichen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Luft- und Erdkreis noch Familien von Atomen und Kräften beherbergen, welche sich bisher so wenig, als Licht- und Wärmestoff fangen, wägen, prüfen ließen; und die in großen Wechselwirkungen auf einander und mit bekanntern Gasen und Naturkräften, nicht geringen Einfluß auf Lebensentwickelungen haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß jede einzelne Stelle, oder Gegend, auf der Erdoberfläche ihre eigenthümliche Häufung und Mischung von Dünsten,

*) Dergleichen könnte, in unsrer Zeit, nur von England ausgeführt werden. Ich gab meinem verewigten Freunde, dem Prof. M. A. Pictet in Genf, auf sein Verlangen, meine Idee darüber schriftlich. Er wollte sie der Londner Societät der Wissenschaften mittheilen, und starb bald darauf.

Gasen, Atomen, Bewegkräften und Gegensätzen derselben enthalte, deren Verschiedenheit von den übrigen, oder deren Uebergang zu benachbarten, wir nur in rohern Umrissen, nicht in ihren zartern Bestimmungen, zu unterscheiden wissen. Kein Ort auf Erden ist dem andern in seinen Umgebungen, und physischen Verhältnissen, gleich. Geographische Länge und Breite eines jeden; größere oder geringere Erhebung über der Meeresfläche; freie oder von Bergen umfangne Lagen; Sumpf-, Steppen-, Felsen-, Sandboden; stehende, stille oder bewegte, oder unterirdische Gewässer; stärkeres oder schwächeres örtliches Erregtseyn von Elekter, Galvan, Magnet des Weltkörpers selber; andre Thier- und Pflanzenwelt mit deren eigenartigen Verdünstungen; zahllose Einflüsse andrer Art, geben der Beschaffenheit jeglicher Gegend eigenthümliche von andern verschiedne Haltung und Stimmung. Auf gewissen Punkten der Erdoberfläche finden wir die Pest; auf andern die Cholora; in der Verschattung, tieferliegender Gebirgsthäler den Cretinismus heimisch. Aufenthaltswechsel, oder Luftänderung, kränklicher Menschen wird ihrem Genesen, bald vortheilhaft, oder gefährlich.

Den menschlichen Sinnen sind diese eigenthümlichen Häufungen und Mischungs- und Erregungsverhältnisse von Stoffen und Kräften, auf verschiednen Erdstellen, unempfindbar. Aber nicht auf gleiche Weise sind denselben die Sinne aller Thiere verschlossen. Das Leben des menschlichen Leibes wird vom Einfluß jener mannigfaltigen Zustände nur selten in seinem Wirken geändert. Der Mensch, und nur wenige Thiere und Pflanzen, wie er, gleichsam geharnischt gegen die Einwirkung jener Zustände, können sich daher in fast allen Gegenden des Weltkörpers ansiedeln. Nicht also jede der thierischen und pflanzischen Lebensgattungen. Der Mehrtheil der Pflanzen und Thiere ist an den Genuß örtlicher Naturverhältnisse gefesselt; er wird von ihnen aus der Ferne angezogen; von andern wieder verdrängt.

Doch bei dem bunten Wechsel dieser zartern, irdischen und gasigen Eigenthümlichkeiten der Oerter und Gegenden herrscht unstreitig ein allmäliges Uebergehn von einem zum andern, von den Polen bis zum Erdgleicher; eine Einheit im Mannigfaltigen, welche wir schon an dem stufenweisen Uebergang der Thier- und Pflanzenarten von

den Gebieten des heißen Erdgürtels hinweg bis zu den Zonen der Polarwelt erkennen. Dies, was in seiner geheimen Selbstheit für uns unempfindbar ist, ist es nicht für die Lebensreizbarkeit, oder feineren, oder uns unbekannten, Sinne mancher Thiere. Es dient ihnen zu einer uns unsichtbaren, ihnen aber unverkennbaren Wasser- oder Luftstraße auf ihren Wanderungen. Die irrende Ameise, die weitumherschwärmende Biene, die weitentführte Posttaube, findet ihr entferntes Nest wieder. Die wandernden Schaaren der Fische, wenn sie, in der Laichzeit, die heimathlichen Eismeere gegen südlichere vertauscht haben; die Zugvögel, wenn sie zur Herbstzeit sich von uns ab, wärmern Himmelsgegenden zugewandt haben, kehren zur bestimmten Zeit dahin, ohne Verirrung, zurück, von wannen sie ausgezogen sind. Die allgemeine Umstimmung der den Erdball durchdringenden und umschwebenden Atomen und Bewegkräfte, deren Andersseyn und Anderserregen des Lebens, bei geänderter Stellung unsers Weltkörpers zur Sonne, ist der Zauberzwang, welcher jene Geschöpfe zum Kommen und Abgehn ruft. Nicht bloß bevorstehender Mangel an Nahrung im Winter, nicht dessen Kälte, ruft den Zugvogel in reichere oder mildere Weltgegenden. Gefangengehalten auch in warmen Zimmern, auch bei guter Nahrung, wird er zur Zeit des Auswanderns, ohne Kunde vom Rüsten seiner Geschlechtsgenossen, unruhig, wild umherflatternd, schlaflos und hinwegstrebend. Das ganze Weltall ist in gegenseitigen Erregungen bewegt und ewig ändernd.

Ohne Einwirkung ihm verwandter Kräfte, ruht das Leben in sich selber, ungeweckt, thatlos, gebunden. Es kann Jahre, vielleicht Jahrhunderte lang, Samenkörnern in der Erde beiwohnen, ohne den vorhandnen Keim desselben zu entwickeln. Man hat in kleinen Aushöhlungen des Jurakalks, beim Sprengen tieferer Felslager, leblos scheinende kleine Würmer eingeschlossen gefunden, welche sich am Sonnenlicht wieder zu regen anfingen, doch dann nach wenigen Tagen starben *). Waren sie Reste des urweltlichen Lebens, aus Zeitaltern,

*) Mein gelehrter Freund Hugi in Solothurn zeigte mir davon vor. Die Würmer (Larven, Verpuppungen) hatten sich in kleinen, sehr ausgeglätteten, luftdicht geschlossenen Kalkstein, erhalten.

da der Fels noch Schlamm gewesen und sie umhüllte? oder Entbindungen aus Insekteneiern, welche durch Steinritzen, mit dem einsikkernden Wasser, zur Tiefe jener Kalkablagerungen gelangten? Aber dies in sich gebundene Leben ist kein schlechthiniger Stillstand seiner Thätigkeit. Gehemmt am äußern Erscheinen ist es, die erste und tiefste seiner Verrichtungen vollziehend, in sich selber wirksam, die zarte Gliederung des Keims und seine Vereinung mit demselben zu bewahren.

Aehnlich diesem Zustande ist die gewaltsame Zurückdrängung der Lebensmacht aus den äußern, nach den innern Theilen ihrer Behausung, sobald feindselige, ihrem Gesetzthum widerstreitende, Kräfte sie überwältigen. Wir sehn Pflanzen und Thiere beim Uebermaß von Licht, Wärme, Elekter u. s. w. schmachten und verdorren; beim Mangel der geforderten Erregung, erstarren.

Mit Verdichtung der flüssigen Stoffe, in den Außentheilen des Gebildes, flüchtet das gehemmte Leben ins Innere seiner Schöpfung zurück. Halmen und Blätter fallen im Winter ab von den Gewächsen; Thiere liegen vom Frost betäubt. Man pflegt diese Zustände der äußern Erstarrung, den Winterschlaf der Thiere und Pflanzen zu nennen, wiewohl er kein wahrer Schlaf, sondern nur eine erzwungene Unthätigkeit, oder Gebundenheit, des Lebens, in äußern Geglieder, ist; wie denn auch andre Verhältnisse ähnliche Stillstände, oder Zurückflüchtungen des Lebens, bei Menschen und Thieren bewirken können, Ohnmachten, Katalepsien u. s. w. genannt.

Annähernder ist dem wirklichen Schlafe der Zustand pflanzischer, oder thierischer Embryonen, während ihrer Erregtheit zum Wachsthum, im Samen, in Eiern, im Innern der Mütter; oder jener der Insekten, während ihrer Verpuppung. Gleichsam in sich selber verschlossen, geschirmt vor dem Andrang übermächtiger Bewegkräfte, nur in mäßiger Wechselwirkung mit der Umgebung, arbeitet das Leben da von innen nach außen, zur Vollendung seiner Werkzeuge, mit welchen gerüstet, es in die gewaltigen Wogen und Strömungen des Weltganzen hervortreten und seine Aufgabe lösen kann.

Wachen und Schlaf selbst sind Gegensätzlichwerdungen der Lebensthätigkeit in der Art ihrer Erscheinung. Sie wendet sich im Wachen gegen die Außenwelt, zu verwandten Stoffen und Kräften, für den Bau des Einheitsgebildes, Materialien zu sammeln; oder sich in Zeugung zu vermannigfachen und zu verewigen; im Schlafen hat sie nur inneres Wachseyn, bei geringem Verkehr mit dem Draußen; ist zur Verarbeitung der gewonnenen Materialien in Ausgestaltung ihres Werkes geschäftig; wachend mehr zum Erwerb der Stoffe und zur Verwendung der Kräfte; schlafend mehr zum Erwerb der Kräfte und Verbrauch, oder Verwandeln der Stoffe rührig; wachend mehr den höhern Lebensverrichtungen hingegeben, schlafend mehr den untern (49.).

Licht und Wärme, wie sie der Tag bietet, sind im Allgemeinen mehr der höhern Wirksamkeitsweise des Lebens hold, der Bethätigung des Faser- und Muskelreizes, der Befruchtung und Zeugung, der Verdichtung des Gewebes, der Streckung des Wuchses zur Höhe, begleitet von Ausscheidung des Ueberflusses gasiger und tropfbarer Flüssigkeit aus dem Bau des Gegliedes. Denn Licht mäßiget dabei die verflüchtigende Gewalt der Wärme; Wärme die verdichtende des Lichtes (41.).

Dunkelheit und Wärme hinwieder, wenn sie, wie zur Nachtzeit, vorherrschen, begünstigen mehr das Geschäft der niedern Lebensverrichtungen und des innern Wachseyns; Verdünnung, Verdauung, Verähnlichung der Säfte, Ausdehnung der Gefäße, Keimentwickelung und Wiederherstellung, oder Ergänzung des Verletzten. Pflanzen im Schlaf, oder von Dunkelheit und Wärme umfangen, werden schwammiger, wässriger, entfärbter; Thiere gedunsener, schlaffer, weichlichern Baues; während beide am Tage, in Licht und Wärme, schlanker, kerniger, gestärkter und farbenreicher erwachsen. Dunkelheit und Kälte mit einander verbunden, hemmen sich gegenseitig in Erweckung der Lebensregsamkeit (42.).

Obgleich Tages- und Jahreszeiten mit ihrem Mehr oder Minder des Lichts, der Wärme und andrer verwandten Kräfte, die Zustände

und Geschäfte des Lebens im Wachen und Schlaf begünstigen: sind Schlaf und Wachen dennoch nichts weniger, als von ihnen allein bedingte Zustände, sondern aus dem Wesen des schaffenden Lebens hervorgegangne Gegensätzlichwerdungen seiner Thätigkeit. Allerdings öffnen viele Pflanzen ihre Blumenkronen, oder die nächtlich zusammengefalteten gefiederten Blättchen (wie Tamarinden, Mimosen u. s. w.), dem wachsenden Tageslicht am Morgen; andre später. Aber sie thun dasselbe auch, und erwachen um dieselbe Zeit, wenn sie, künstlich vom Genuß des Sonnenlichts ausgeschlossen, in tiefster Finsterniß gehalten werden. Wieder andre treten schon am vollen Tage, zu verschiednen Stunden, in den Schlummer zurück. Noch andre wachen, blühn, befruchten sich Nachts, und verschließen sich am Tage, wie Nachtviole, arabischer Jasmin (Nyctanthes sambac), die Nyctagineen u. a. m. Eben so verschlafen mehrere Thiergattungen den Tag, die aber, allnächtlich wach, auf Nahrung ausgehn, Nester baun und sich begatten. Nur in den untern Klassen des Pflanzen- und Thierreichs haben wir jene Gegensätze der Thätigkeitsweise, zum innern oder äußern Wachseyn, noch nicht wahrnehmen können.

---

52. Zeugung und Tod.

Anfangs ein Funke, mehrt sich die belebende Macht des stoffischen Einheitsgebildes, mit Menge und Mannigfaltigkeit der Kräfte und Stoffe, welche sie in ihren Bereich aufgenommen und ihrem Gesetz untergeordnet hat. Die Fülle des Lebens mehrt sich bis zum Ueberströmen zu neuen Gebilden. Je mehr Nahrung, je mehr Zeugungskraft. In Hungerjahren werden weniger Menschen geboren.

Je reicher am Wiederergänzungsvermögen das Leben, und je einfacher sein Bau ist, um so leichter wird seine Fortpflanzung geschehn; selbst durch einzelne Theile seiner Verkörperung (wenn in denselben das Wesentlichste seines Geglieders sich wiederholt findet), wie im Bau der Polypen, in Zweigen, oder Wurzeln, oder Knospen, selbst Blättern vieler Pflanzen. Im Samenkeim (Ei, Fötus) ist die Gesammt-

heit des Geglieders jeder Gattung vollständig in Anlage, aber nicht ausgebildet.

Das Leben auf seinen untersten Stufen, mit denen auch die vollkommensten Artungen desselben ihr Werk beginnen, hat in der anfänglichen Unfestigkeit, Flüssigkeit oder Weichheit der Stoffe, in denen es schafft, die meiste Hinneigung zur Ausdehnung, zum Wachsthum, zur Ergänzung seiner Gliederungen. Daher wachsen zwei und mehr Keime, in ihrer noch dotterartigen Beschaffenheit, gedrängt, in einander überfließend, leicht zusammen, als Doppelgebilde mit Doppelleben. So sehen wir zuweilen zusammengewachsene Kirschen, Mandeln, Thiere, Menschen.

Hinwieder kann auch einseitige Begünstigung, oder Störung, der einen oder andern Lebensverrichtung, im Ausbilden des Gewächses, einseitiges Entfalten, oder Zurückstehn einzelner Gliederungen, oder auch Entwickelung fremdartiger Lebensgattungen im Gehäuse einer andern, und auf Kosten derselben, d. i. Mißgestaltungen (monströse Bildungen) bewirken, welche sich mit dem Wachsthum des Ganzen verhältnißmäßig ausgestalten. Indem das schaffende Leben, bei dieser irren Richtung seiner Thätigkeit, zumal bei Ausbildung der edlern, innern Werkzeuge, die Mißverhältnisse fortsetzt, pflanzt es dieselben zeugend, als Gleichartiges von sich, im Samengebilde fort. Es hüllt hier den von ihm ausgegangnen Funken in dieselben Stoffarten und Formverhältnisse, welche es selber zum Bau seines Gehäuses anzunehmen gezwungen war. Innere Mißgebilde der Werkzeuge (organische Fehler) können daher in Geschlechterfolgen vererbt werden, besonders wenn, zur Fortzeugung, Geschöpfe auf einander wirken, welche durch Herkunft von gleichem Stamm, durch Gleichheit örtlichen Atmosphären-Tons, und der dadurch bedingten Beschaffenheit der Nahrungsstoffe, mehr oder weniger zu ähnlichen theilweisen Schwächen, oder Mißbildungen, der innern Gliederungen, Hinneigung empfangen haben. Feldfrüchte verarten und vergehn mit der Zeit endlich auf dem Boden, von dessen Pflanzen ihre Saat stammt. Völkerschaften, die in seltener Vermischung mit andern leben, nehmen endlich, unter dem Einfluß vom Klima und Boden ihrer Wohnstätte, eigenthümliche Haltung und Gestaltung des Körperbau's, sogenannte Nationalphysiognomien, an, wodurch sie sich von Nachbarn unterscheiden. Familien, deren Kinder

sich, nur unter sich, und unvermischt mit anderm Geblüt, fortpflanzen, sterben endlich entartend aus. Das leibliche Leben der Familien und Völkerschaften, wie der Thiere und Feldfrüchte, ist nicht das unwandelbar Wesende, sondern nur Erscheinung desselben, und kann sich nur in Mannigfaltigkeit und Wechsel erhalten.

Im zarten, flüssigen, dotterartigen Keim, dem sich irgend eine Artung des Urlebens angeschlossen hat, wickelt diese ihre Einheitsform aus einander, in Aneignung und Verdichtung der Stoffe, mit denen sie sich umkörpert. Ihr gesammtes Schaffen, im Erscheinen, ist ein fortgesetzter Verdichtungsprozeß der von ihr gegliederten Werkzeuge. Sind diese zur angemessenen Festigkeit gelangt, tritt das Urleben zeugend, ändernd in sich, zu erscheinenden Gleichartigkeiten der Gattung aus einander. So waltet es unvergänglich in neuen Erscheinungen fort, während die frühern einzelnen Lebensgebilde dadurch wieder vergehn, wodurch sie wurden, nämlich durch den Verdichtungsprozeß. — Zuerst erstarren, im anhaltenden Verdichtungsverfahren, die festern Bestandtheile von außen nach dem Innern, welche bisher biegsam und geschmeidig gewesen; die Fasern und Knochen, Stützen und Träger des Flüssigen und Weichen. Mit ihrer Erhärtung verliert die bildende Lebensmacht die vorige Gewalt über sie; das Wachsthum in die Länge endet. Es bleibt nur noch Ausdehnbarkeit des Durchmessers übrig, welche endlich, mit fortdauerndem Verdichten der Stoffe, gleichfalls ihre Gränzen findet. Dann bleiben noch die flüssigern und weichern Theile des Körpers zum Spielraum der Lebensthätigkeit. Aber indem sie ununterbrochen die Bestandtheile der Fasern und Muskeln, der Zellen, Schläuche und zartesten Geflechte, dichter drängt, in sich verengt, werden den luftförmigen und tropfbaren Flüssigkeiten die Wege des Umlaufs, des Verdünstens und Wiedereinkehrens verrammelt. Das Leben verschließt sich damit selber, in Folge seines unwandelbaren Gesetzthums, allmälig den freien Verkehr mit der Außenwelt. Es zieht sich von den äußern, verhärteten, spröden Theilen seines Werks, immer tiefer in das Innere des Gehäuses zurück; und unfähig auch dieses, nach abgebrochner Verbindung mit dem Draußen, zu erhalten, überläßt es den ganzen Bau wieder dem wilden Spiele der von ihm nun unbeherrschbaren Bewegkräfte. Diese, nicht mehr durch seine Macht gezähmt, oder abgewehrt, zerstören das Werk, welches sie selber einst, im Dienst des Lebens, errichten halfen.

Dies Entweichen des Lebens, von seinem Stoffgebilde, wird der Tod genannt. Nicht die bewegenden Naturkräfte sterben: sie sind das ewige Aendernde und Bewegende des Weltalls. Nicht die Lebstoffe verschwinden aus der Unendlichkeit des Vorhandnen. Sie, in Staub zerfallen, werden verweht, in Atomen aufgelöst, und, angezogen von andern Artungen des Urlebens, werden Bestandtheile von neuen Hüllen. Was heut auf Erden athmet, ist in die Asche längstvergangner Pflanzen, Thier- und Menschengeschlechter eingekleidet. — Nicht das Belebende stirbt; es ist der Gegensatz des Unbelebten; das Wesende kann sich ja nicht entwesen. Die Natur ist die Fülle des ewigen Lebens in wechselnden Erscheinungen ihres Andersseyns; nämlich der Welt.

---

53. Schlußbemerkung.

Was Pflanzen, Thiere und Menschen gliedert und gestaltet, ist, wie gesagt, eine und dieselbe Naturmacht; ein und dasselbe Urleben; nur in verschiednen Abstufungen, Artungen und Wirksamkeitsweisen (46.), in welche es gegensätzlich auseinandertrat. Pflanzen athmen ein und aus; schlafen, wachen, ernähren sich, zeugen sich fort, wie Thiere und Menschen; nur in andrer Weise. Bloß, als lebendige Geschöpfe genommen, sind Pflanzen in den Boden eingewurzelte Thiere, und Thiere sind wandelnde Pflanzen.

Ich habe bisher das Belebende rein, an und für sich, betrachtet, verbunden mit den Stoffen und Bewegkräften, welche es, zur von ihm beherrschten Einheit, gliedert; nicht verbunden mit Seele, oder Geist. Nur das Leben lebt; nicht Luft oder Felsen, nicht Feuer, oder elektrische, oder magnetische, oder eine andre Bewegkraft. Nur das Leben lebt; nicht die Seele lebt, nicht der menschliche Geist lebt, obgleich man sich des bildlichen Ausdrucks von beiden zuweilen bedient; oder Leben, Seele und Geist mit einander verwechselt; oder Alles für eins und dasselbe hält. Das wesende Seelische, die wesenden Geister schweben hoch über Stoff, über Bewegkraft und Leben.

V.

Das Seeliſche.

Das Seeliſche.

54. Die Natur in Anſchauung und Gefühl ihres Selbſtes. Das Seeliſche und Allbeſeeligende.

Nähern wir uns, in Betrachtung der Natur, einer höhern Sphäre ihrer Herrlichkeit und Macht, in der ſie ſich uns, als die Alles Beſeelende, in ſich Allſelige, verkündet: ſo treten wir aus der Wunderwelt ihrer ins Unendliche auseinandergezweigeten Stoffartungen und mit denſelben vermählten Bewegkräfte, und den daraus in tauſend und tauſend Geſtalten durch das Leben geſchaffnen Abbildern der Natur-Einheit, in ein noch glänzenderes Wunderreich. Da beſteht ſie nicht bloß, als die allgegenwärtig Sachliche (28.), allmächtig Wirkende, ewig Aendernde (29.) und doch in unbedingter Einheit Beharrliche (44), ſondern ſie offenbart ſich uns in Anſchauung und Gefühl ihres Selbſtes (5.). Sie iſt kein todtes, ſtarres, in der Nothwendigkeit ihres Geſetzthums Hinwirkendes: ſondern die beſeelende Ur-Seele des Alls. Sie gewahrt, ſie empfindet, ſie fühlt ſich ſelbſt.

Aber hervorgetreten aus ihrer weſenden Urheit in ihr Andersſeyn; aus ihrer Unbedingtheit in das Bedingte; aus ihrer Unendlichkeit ins Endliche, erſcheint ſie, als endliches Gewahren; als Beſchränkt-Seeliges; als von Unluſt begränzte Luſt. Aber am Seyn erkennen wir das Weſen; im Bewirkten, das Wirkende; im Endlichen das Unendliche. Denn die Wirkungen ſind inner ihrer Urſache (53), nicht außer derſelben.

55. Die Weltseele.

Die ihr eignes Selbst gewahrende und fühlende Natur, aber zum Andersseyn in sich gegensätzlich gewordene, können wir mit den Namen der Urseele oder Weltseele bezeichnen; wie wir uns auch erlaubt haben, das allgemeine, erste Andersseyn ihres Sachlichwesens, Urstoffisches, oder ihres Wirkens, Urkraft, oder ihres Einheitsäußerns, Urleben zu nennen. Und wie sie in allen Sphären ihrer Wirksamkeitsartungen wieder vom Allgemeinen zum Besondern, und in die mannigfaltigsten Einzelheiten gegensätzlich auseinandertritt: so auch, als Weltseele in das Zahllose der Einzel-Seelen, die, wie die Weltseele selbst, nur aus ihrer Wesenheit hervorgegangen, untrennbar eins in ihr sind.

Doch so wenig wir, von dem gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnisse und Erfahrungen, die Stufenreihe der Stoffe, Bewegkräfte, oder Lebensgattungen überschauen können, wie sie aus dem Allgemeinsten zum einzelnen Höchsten, vom Formlosen zum in sich vollendetsten Gebilde, aufsteigen: eben so wenig ist für uns dasselbe vom Erscheinen des seelischen Wesens in zahllosen seelischen Artungen möglich. Nur soviel lehrt uns die Beobachtung, daß sich die Natur, in dieser ihrer Wirksamkeitssphäre, nicht so weitverbreitet äußert, wie in allen vorher bezeichneten. Nur ein geringer Theil belebter Stoffgebilde ist beseelt; nur Thiere und Menschen auf dem Erdball empfinden und fühlen. Alle andern Schöpfungen stehn und wandeln, gleichsam wie Todtes; ohne sich selber, oder das Uebrige um sich her, zu gewahren; ohne Lust, ohne Schmerz.

Und doch scheint diese Naturmacht, wie jede andre, weiter durch das unendliche All ausgegossen zu seyn, als sie sich unserm blöden Blick im Endlichen offenbart. Ist's nicht auch das allgegenwärtige Stoffzeugende? Sind es nicht auch die geheimnißvollen Bewegkräfte, die vorhanden ruhn, wo keiner unsrer Sinne sie entdeckt, bis sie, durch Erregung geweckt, wirkend hervortreten? Ist's nicht ebenso das überall waltende Ur-Leben des Alls? —

Wie das Ur-Leben, wie die Urkraft nur gewahrbar wird, wenn

es, mit Stoffischem verbunden, sich darstellt: so kennen wir auch die Weltseele nur, wenn sie, irdisch eingekleidet, uns im Endlichen begegnet. Aber es reden tausend unläugbare Erfahrungen davon, daß das seelische Empfinden und Gewahren bei Thieren und Menschen seine Sphäre oft weit über die äußern Leibes- und Sinnengränzen ausdehnt, wie in Antipathien, sogenannten Ahnungen, schlafwanderischen Zuständen, Nervenkrankheiten u. s. w. bemerkbar wird. Es muß ein Erregen und Erregtwerden der Einzelseelen gegenseitig möglich seyn, vermittelst der das All durchfließenden Weltseele; auch unvermittelt durch Stoffe, Kräfte und Lebensgattungen. Ich sage möglich, weil Thatsachen zeugen. Doch davon künftig.

---

56. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben.

Stoffe sind Träger der Bewegkräfte; diese sind die Trägerinnen des Lebens; das Leben hinwieder ist der Träger des Seelischen. Und gleichförmig, wie sich das Leben zu immer vollkommner gegliederten Gewächsen entfaltet in der Pflanzenwelt: so stuft sich das Seelische, so die Thierwelt, neben der Pflanzenwelt, gleichlaufend, vom Allgemeinsten, Einfachsten, in sich kaum Unterscheidbaren, zum Vollendetsten hinan.

Wir erblicken, auf den untersten Stufen des Beseelten, die Weichthiere, Polypen und Korallen, fast ohne Gliederung, geschlechtlos; kleinen, den Augen oft ungewahrbaren Schleimbläschen, oder zu Röhren verlängerten Blasenformen, ähnlich. Sie sind noch ohne Eingeweide, sogar ohne Sinnwerkzeuge, und dennoch beseelte Gewächse; denn sie tummeln sich in reger Bewegung durch einander; weichen einander aus; gewahren sich gegenseitig und flüchten vor Störungen, die in ihrem flüssigen Element verursacht werden. — In Muscheln und Schnecken, schon mit Eingeweiden und Zeugungstheilen versehen, äußert das Seelische größere Empfindlichkeit; schärfere Gewahrung der Dinge. Insekten, vollständiger, als jene, ausgebaut, größtentheils in getrennten Geschlechtern, zeigen endlich auch schon einige äußere Sinnwerkzeuge zum Behuf des sie beseelenden Wesens; mehr noch die Fische;

mehr noch die Vögel. Aber das vollständigste Gliederwerk, die sämmtlichen Sinnwerkzeuge, wie solche auch der Mensch besitzt, haben, in verschiedner Gestaltung, die Säugthiere empfangen. In ihnen offenbart sich daher das Seelische für uns mit mannigfaltigster Eigenthümlichkeit am hellsten; besonders in den vollkommnern Säugthieren, wie Hunden, Affen, Elephanten, Pferden u. s. w. Wir bemerken im Körperbau derselben besonders eine größere Menge von Nerven, die das eigengeartete Leben vom Gehirn und Rückenmark fast nach allen Gegenden des Leibes, und nach allen äußern Werkzeugen der Sinne, wie vorzügliche Leiter, wie Hauptstraßen seelischer Wirksamkeit, ausspinnt. Aber auch bei den untersten, unvollkommensten thierischen Gattungen ist noch Nervengewebe zu erkennen. Wahrscheinlich ist der ganze, gallertähnliche Bestand dieser Geschöpfe von nervischer Art; seelisch umflossen und durchdrungen.

Um das Leben an und für sich im Wirken und Schaffen rein, ohne irgend eine Einwirkung vom Wesen der Seele, zu beobachten, hab' ich es, in der vorhergehenden Betrachtung (44.) mit seinen Verrichtungen nur in der Pflanzenwelt angeschaut. Eben so mag das Seelische für sich allein, und in seinen Eigenthümlichkeiten, unveredelt durch Einwirkungen (26.) des Geistes, in der Thierwelt am besten erkennbar gemacht werden können. Noch heutiges Tages wird von Vielen Seele und Geist für das Gleiche gehalten, wie beharrlich sich doch ihre Verschiedenheit dem flüchtigsten Blick aufdringt. Man hält das Höchste im Menschen nur für eine vollkommenere Thierseele! Aber das Seelische ist offenbar nur Diener des geistigen Wesens, und kann durch dieses selbst veredelter werden.

Auf ähnliche Weise erscheint auch das pflanzische Leben, wenn es mit dem Empfinden und Gewahren der Seele vereint ist, als ein Gehobneres, Veredelteres. Und doch bleibt es in seiner Wesenheit unwandelbar nur dasselbe, und wird unter dem Lautwerden der Gefühle stets nach seinem eignen, ewig gleichen Gesetz thätig. Es legt keine seiner mittelbaren, oder unmittelbaren Verrichtungen zum Wachsthum, Gliedern und Fortzeugen, zur Aneignung, Fortbewegung, Absonderung und Wiederersetzung der Bewegkräfte und Stoffe, ab; Verrich-

tungen, die man im Allgemeinen, als Wirkungen der Lebenstriebe, zu bezeichnen pflegt.

Hinwieder weicht auch das Seeliſche nie, wie mächtig es immerhin vom ihm verwandten Leben (oder auch vom menſchlichen Geiſte), aufgeregt werde, von ſeinem eigenthümlichen Geſetzthum ab. Denn alle Empfindungen, Gewahrungen und Gefühle, erregt durch das Leben, oder durch Außendinge, ſind nicht im Leben, nicht im Fleiſch und Blut, nicht in den Außendingen der übrigen Welt; ſondern ſie ſind Erregtes im Weſen der dadurch bethätigten Seele. Dieſe ſchwebt gleichſam über dem Leben, als Wächterin und Hüterin deſſelben; als Warnerin deſſelben vor Gefahren; und weckt ſeine Geſchäftigkeit durch Aeußerungen der Luſt oder Unluſt. Was die Pflanze nicht gewahren kann, ſieht und hört das Thier, deſſen Seeliſches auf das Belebende, wie dieſes auf bewegende Kräfte und Stoffe zurückwirkt, zum Ruhen, oder Ortsverändern, zum Annähern oder Fliehen.

Im All der unendlichen Natur und ihrer Wirkſamkeitsſphären iſt Weſen und Geſetzthum des Seeliſchen das unmittelbar Verwandte, Gleichartige, Gegenſätzliche vom Belebenden. Eben dadurch ſind die Wechſelwirkungen beider innig, einig, gleichzeitig, oder vielmehr zeitlos. Die allgemeinſten Geſetze der Natur offenbaren ſich in ihnen beiden, wie in allen andern (25.). Wenn ein anhaltendes, oder übermächtiges Wirken der Grundkräfte und Stoffe, wogegen ſich das Leben nur leidend verhalten kann, dieſem in ſeinen Verrichtungen endlich ſtörend und hemmend wird: ſo werden hinwieder auch die ſeeliſchen Empfindungen durch anhaltende, übermächtige, vom Leben ausgegangne Reize endlich ſtumpf. Und gleichwie vorzugsweiſe, einſeitige Begünſtigung und Pflege einzelner Lebensverrichtungen, dieſe, oft zum Nachtheil andrer, ſtärkt und mehrt; oder einzelne Theile des leiblichen Gegliederes unmäßig ausbildet; eben ſo wird auch die Seele, durch einſeitige Erregung und Uebung einzelner ihrer Vermögen, in dieſen unverhältnißmäßig erregbar und gemehrt. Jeder Mangel in den Werkzeugen der äußern Sinne, jeder Mangel in Beſchaffenheit und Verflechtung der Nerven, wird zum Mangel ſeeliſcher Wirkſamkeit.

57. Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne.

Ich will, um größere Klarheit in die Darstellung des seelischen Machtkreises zu bringen, ihn hier erst überhaupt andeuten.

Das Seelische in Thieren (wie Menschen) ist, seiner Wesenheit nach, das sich und Anderes, in Empfindung und Gefühl, Gewahrende. Abwärts, wenn ich so sagen darf, wurzelt es durchs Empfinden ins Gebiet des Lebens ein; aufwärts wipfelt sichs im Gefühl zur Region der Geisterwelt empor.

Zum Empfinden wird es unmittelbar vom Leben über dessen Forderungen, aber mittelbar durch das Leben, über die Verhältnisse der Außendinge erweckt. Die unmittelbar vom Leben, und für dasselbe, erregten Empfindungen, werden zu Begierden. Sie sind nichts anders, als die gleichsam mit Empfindung bekleideten Lebenstriebe, die wir, wie in Pflanzen, auch, als eben dieselben, in den Thieren erkennen. Die mittelbar, durch Lebensthätigkeit von Außendingen, erzeugten Empfindungen, werden Gewahrungen genannt, und vermittelst fünf äusserer Sinnwerkzeuge, des Tastens, Schmekkens, Riechens, Sehens und Hörens gegeben.

Alle Empfindung, weil durch Einwirken (26.) des Lebens und seines Bedarfs im Seelischen geworden, ist eine sogenannte körperliche, und nach Maasgabe der Erfüllung oder Verletzung des Lebensgesetzes, eine angenehme, oder unangenehme; ein leibliches Behagen, oder Mißbehagen; ein Kitzel oder Schmerz.

Aber zum Selbstgefühl emporgesteigert, wird das leibliche Empfinden in der Seele ein Andersseyn von sich. Der leiblichen Empfindung des Schmerzes, oder Kitzels, steht hier das Gefühl eines Wohl- und Wehseyns, der Freude und Trauer, gegenüber, ganz verschieden von Leibes-Empfindungen, ja oft ganz unabhängig von diesen. Thiere vergessen in der Stärke ihrer Gefühle selbst die Triebe des Lebens; können unter Körperschmerzen freudig seyn; und, bei leiblichem Wohlbehagen, in Traurigkeit vergehn. Der treue Hund stirbt,

Trank und Speise verachtend, am Grabe des Herrn; und die Mutterliebe des weiblichen Affen, wie der Löwin, vergißt den Schmerz empfangener Wunden, beim Wiederfinden der verlornen Jungen. — Obwohl die Wörter Empfindung und Gefühl im gemeinen Sprachgebrauch oft für gleichgeltend, oft in entgegengesetzter Bedeutung genommen werden, will ich sie doch, in der eben vorhin bezeichneten beibehalten; um so lieber, weil Empfinden der Dinge gleichsam ein „Auffinden derselben" durch die äußern Sinne, zu sagen scheint.

Auch das, was wir Gefühl nennen, was erst, durch äußere Empfindung und Gewahrung, im Seelischen rege wird; was gleichsam ein Urtheil des Seelischen über das Empfundene ausspricht, tritt seinerseits in fünf innere Sinne aus einander. Es sind die des Aufmerkens, Nachahmens und Gewöhnens, sowie des Gedächtniß- und Ahnungssinns. Auch für sie mag das Leben eigenthümliche Werkzeuge, vielleicht im Nervengebiet, gebaut haben, die jedoch dem Auge des Forschers bis jetzt noch unbekannt geblieben sind. Man hat diese Sinne vielmals Vermögen, oder Fähigkeiten der Seele genannt, um sie von den Außensinnen zu unterscheiden. Aber auch diese sind, so gut wie jene, seelische Vermögen und Fähigkeiten. Oder man hat sie wohl gar für Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gehalten. Aber der ganze Spielraum ihrer Thätigkeit ist, wie der von den Außensinnen, auf das Gebiet der Sinnlichkeit beschränkt; und alle nehmen wir sie, einzeln, oder vereint, wie im Menschen, auch bei Thieren höherer Ordnung wahr. Das Thier merkt auf, ahmt nach, gewöhnt und erinnert sich, und ihm ahnet Kommendes.

Bevor ich zur nähern Bestimmung des Empfindens und Fühlens, worin das seelische Wirken in sich gegensätzlich wird, und zur besondern Betrachtung der Außen- und Innensinne übergehe, worin sich jene verzweigen, glaub' ich noch auf eine allgemeine Aehnlichkeit beider Sinnesreihen hinzeigen zu sollen. Nämlich: wie der Außensinn des Tastens, Schmeckens und Riechens den Gegenständen der gegenwärtigen Nähe im Raum zugewandt sind: so ist der Innensinn des Aufmerkens, der Gewohnheit und Nachahmung den Gegenständen der gegenwärtigen Zeit zugerichtet. Hinwieder, wie die Außen-

ſinne des Hörens und Sehens ſich dem Entfernten im Raum zuwenden, ſo wendet ſich der Gedächtnißſinn dem entfernten Vergangnen, und der Ahnungsſinn dem Zukünftigen in der Zeit zu; beide alſo dem Nichtgegenwärtigen. Die für das Nahe und Gegenwärtige geeigneten Sinne dünken uns von tieferſtehender, die für Fernes und Nichtgegenwärtiges, von höherer Art zu ſeyn. Davon künftig.

Das Hedyſarum und manche andre Pflanze zeigt uns Muskelreizbarkeit (Irritabilität), aber kein Empfinden ihres Selbſtes, in Behaglichkeit und Unbehaglichkeit. Empfindung iſt die einfachſte und erſte Aeußerung einer Einzelſeele, welche ſich, durchs Leben, mit Stoffen und Bewegkräften verbunden hat. Sie durchfließt und umſchwebt das kleinſte Aufgußthierchen, wenn irgendwo im Waſſer Lebſtoff zu Schleim gerinnt, woran ſich vom Urleben und Urſeeliſchen anhängen kann. Aber in dieſem Einfachen liegt ſchon (wie im Samen der Eiche und Ceder, die Entwickelungsmacht des künftigen Baums) der Keim aller übrigen Sinne eingeſchloſſen, obgleich die äußern Werkzeuge dafür noch fehlen. Es iſt da nicht bloßes leibliches Luſt- und Schmerz-Empfangen vorhanden, ſondern ſchon ſehr dunkles Gewahren der Außendinge und ihres Einfluſſes auf die Wirkſamkeit des Lebens; dunkles, weil noch durch keine Sinnwerkzeuge. Wir bemerken dies an jenen Thierchen, denen noch alle Sinnorgane mangeln, und die ſich, ehe man ſie nur berührt, wie vor drohender Gefahr zuſammenziehn, oder entweichen.

Zu dieſem über das thieriſche Lebensgebilde hinausgehenden Empfinden und Gewahren, welches wenigſtens nicht durch Vermittlung eines der fünf Sinne geſchieht, ſcheinen auch manche jener ſeeliſchen Aeußerungen zu gehören, die wie ſchon geſagt, man unter dem Namen der Sympathien und Antipathien zu begreifen pflegt; eben ſo jene (rhabdomantiſche) Empfindlichkeit mancher Perſonen für verborgene, unterirdiſche Waſſer, Erden, Salze, Metalle u. ſ. w.; oder die Wahrnehmungen, welche, ohne Vermittlung der Außenſinne, von Nachtwandlern und Mondſüchtigen gemacht werden.

Dies allgemeinſte und erſte Sich-Aeußern des ſeeliſchen Weſens

steht gänzlich zum Dienste des Lebens und dessen Schaffens. Eine dunkle Gemeinempfindung, wie außerhalb, so innerhalb des thierischen Leibes, deutet auf das, was den Lebensgesetzen entsprechend, oder widerwärtig ist. Die Seele gibt den Lebenstrieben gleichsam eine Stimme, um sich lauter zu machen.

---

58. Gegenseitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander.

Die durch Lebenstriebe im Seelischen erregten Empfindungen heißen Begierden. — Triebe sind Forderungen vom Gesetzthum des Lebens, in Pflanzen und Thieren. Die Grundtriebe in beiden, Selbsterhaltung und Fortzeugung ihrer Art, sind auch die eigentlichen Grundbegierden in beiden; sie sind es im Menschen eben so, wie im Thiere.

Der Trieb der Selbsterhaltung wird im Thiere, ohne Ahnung vom Tode zu haben, zur Begier seiner Lebensbewahrung. Es strebt, jeder Gefahr zu entrinnen. Es kennt, unbekümmert um alles Andre, nur seine eignen Bedürfnisse; sorgt nur für sich; wie, ihm ähnlich, durch Selbstsucht (Egoismus), der Thiermensch. Diese Selbstgier wird in einer Doppelbeziehung zum Nahrungs- und Sicherheits-Begehren. Der Nahrungstrieb der Pflanze wird im Seelischen zur Habgier alles dessen, was zur Stillung des Hungers, oder zum Sinnenkitzel, dienen kann; wie im Menschen die mehr, als dies, umfassende Habsucht. Bei den meisten Thieren erfolgt, nach Sättigung des Bedürfnisses, gleichgültige Vernachläßigung und Verschleuderung vom Ueberrest des Futters, ähnlich der menschlichen Verschwendung; oder bei andern ein instinktmäßig vorsorgendes Aufbewahren desselben, mit Feindlichkeit gegen andre Geschöpfe, die davon begehren; ähnlich dem menschlichen Geiz. Das schwächere Thier blickt auf die Mahlzeit des Stärkern voll Neides.

Der Trieb zur Sicherheit wird beim Gefühl der Stärke, durch Gewaltthat, beim Gefühl der Schwäche, durch instinktmäßige List

befriedigt; wie unter thierähnlichen Menschen, welchen, zur Sättigung ihrer Begier, Recht und Unrecht gleichgültig wird. Aus dem Trieb nach Sicherheit quillt, beim Gefühl der Stärke, Nothwehr; und, nach erlittener Beschädigung, Rachgier; oder, beim Gefühl der Schwäche, unterwürfige Kriecherei und Furchtsamkeit.

Der Trieb zur Fortzeugung, oder der Geschlechtstrieb, welcher beim Thier zur Begier nach Paarung, beim Menschen zur Geschlechtswollust wird, geht, und zwar am meisten in weiblichen Thieren, zur Erhaltungsbegier der Jungen über.

Mit dem Triebe der Selbsterhaltung und Fortzeugung ist der Einnistungs- und Geselligkeits-Trieb verbunden, der jedoch nicht von allen Thieren gleich stark empfunden wird.

Die sogenannten Instinkte und Kunsttriebe, welche kaum, mit scharfer Bestimmtheit, unterscheidbar von einander sind, können bei einigen Thiergattungen, als besondre Aeußerungen des Selbsterhaltungstriebes, oder als desselben Hülfstriebe, angesehn werden. Wir finden diese Instinkte auch im Pflanzenleben, bei Wahl der Nahrung, des Lichts, der veränderten Stellung ihrer Zweige und Blätter, am Tage und des Nachts, oder beim Wechsel des Wetters u. s. w. Eben so könnten auch die Gespinnste mancher Rankengewächse (wie etwa der europäischen Cuscuta, der Lianen u. s. w.), oder das Erhaschen kleiner Insekten (wie etwa durch die schöne Oenothere), als Kunsttriebe des Pflanzenlebens gelten.

Genug, und ohne hier ausführlicher zu seyn: alle Lebenstriebe, indem sie beseelt (im Seelischen gegensätzlich geworden, Empfindungen), werden, verwandeln sich in Begierden, die, nach Beschaffenheit des Triebes selbst, entweder anziehend oder abstoßend, Aeußerungen des Verlangens oder Abscheu's sind; und nach dem Grade der Stärke sie begleitender Empfindungen und Gefühle, mehr oder minder heftige, Aufwallungen (Affekten) seyn können.

Es versteht sich von selbst, daß die Begierden des Thiers, wie

schrecklich und zerstörend sie seyn mögen, weder ein Gepräge von Sittlichkeit, noch Unsittlichkeit an sich tragen. Dem vernunftlosen Geschöpfe fehlt, mit der Kenntniß des Rechts und Unrechts, auch Tugend und Sünde. Man pflegt wohl dem Thiere Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe, Treue u. s. w. zuzuschreiben, was doch nur Erfolge der Gewöhnung sind. Häufig sinkt der Mensch, mit seinen Begehrlichkeiten und Leidenschaften, in Verthierung. Aber zur Geisteswürde läßt sich kein Thier vermenschlichen.

---

59. Aeußere Sinne des Betastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Paralellismus der Sinne.

Das durch die ganze irdische Lebenshülle ausgebreitete seelische Empfinden (57) geht, in den fünf äußern Sinnen zu besondern Empfindungsartungen, gegensätzlich in sich, auseinander. Den allgemeinsten Gegensatz zum Empfinden bildet der meist über die Oberfläche des Leibes ausgedehnte Tastsinn, der sich, im Geschmack, gleichsam zum Betasten des im Tropfbarflüssigen aufgelösten, und im Geruch zum Betasten des Dunst- und gasförmigen Stoffes verfeinert. Während der Tastsinn nur über Widerstand des Harten, Flüssigen und Weichen, so wie über Umgränzung desselben Kunde gibt, schweigen darüber Schmeck- und Riechsinn. Diese unterscheiden das durch Atome in ihnen Erregte, als Empfindung des Sauren, Süßen, Bittern. Allein das durch sie Gewahrte ist in beiden (Geruch und Geschmack) so unbestimmbar, daß es selbst schwer fällt, den Eindruck davon bestimmt im Gedächtniß zu erneuern; und ist einander so verwandt, daß die Sprache fast aller Völker dafür nur einerlei Namen gegeben hat.

Mit Recht nennt man jene drei Sinne (des Tastens, Schmeckens, Riechens) die untern. Denn obgleich die durch sie empfundnen Dinge in unmittelbare Berührung mit den Sinnwerkzeugen gebracht werden müssen, bleibt die Vorstellung von dem, durch sie im Seelischen, Erregten eine unklare. Hinwieder sind die Eindrücke, welche wir durch den Sehsinn und Hörsinn, als Farbe und Schall empfangen, weit bestimmbarer; in der Vorstellung deutlicher, obgleich sie nur

aus der Ferne, durch fortgepflanzte Schwingungen der, zwischen ihnen und dem Auge und Ohr liegenden, Stoffe, in mittelbarer Berührung mit diesen Sinnesorganen stehn.

Nicht minder beachtungswürdig ist ein gewisses ebenmäßiges, oder gleichartiges, Verhältniß in den Hauptarten und Uebergängen von den Empfindungen sämmtlicher fünf Außensinne, unter einander. Dieser Gleichlauf (oder Parallelismus) der Sinne, ist freilich, bei der Armuth der Sprachzeichen, bei der schwierigen Unterscheidbarkeit der Geruchs- und Geschmackserregungen, bei dem Schwankenden in Beziehung der Tast-Empfindungen, nicht leicht zu verdeutlichen. Indessen möge folgende Zusammenstellung, als Versuch, dazu gelten, worin die größer gedruckten Wörter, gleichsam einen harmonischen Dreiklang der Grundtöne, die übrigen nur Uebergänge bezeichnen.

Gehör:	Prime,	sekunde	Terze,	quarte,	Quinte, sexte, septime.
Gesicht:	Roth,	orange,	Gelb,	grün,	Blau, indigo, violet.
Geruch: Geschmack:	Sauer,	sauersüß,	Süß,	bittersüß,	Bitter, bittersalzig, salzsauer.
Getaste:	Hart,	elastisch,	Flüssig,	zähe,	Weich, lockermürbe, spröde.

Vielleicht vermißt man beim Tastsinn (wo ich unter dem „lockermürben" Verschiebbar-Hartes verstehe) die Einreihung des Rauhen und Glatten; doch ist dies nur Vorhandenseyn, oder Mangel, von härtern oder weichern Unebenheiten einer Oberfläche. Oder man vermißt beim Geschmack und Geruch die Erwähnung des gewürzhaft Aetzenden, gleichsam Brennenden. Doch dieser Reiz, der oft auch ohne andre Geschmacks- und Geruchserregung seyn kann, ist mehr nur ein flüchtiges im Gemeinempfinden gewahrtes leichtes Verletzen und Verwunden der Nerven, woraus leises Schmerzen und Betäubtwerden erfolgt.

Jedes Empfundene ist also nur eine Uebersetzung des Draußen, in die Sprache der Seele. Der vom Nadelstich verursachte Schmerz

iſt nicht in der Nadel; der in uns empfundene Ton, nicht in der Saite ſelbſt vorhanden; das in unſerm Seeliſchen, als Farbe, bezeichnete, nicht in den Gegenſtänden, außerhalb des Auges, befindlich.

---

60. Das ſeeliſche Innenlicht.

Wir wiſſen von der lichtiſchen Bewegkraft, daß ſie außer uns mit Stoffiſchem gepaart ſey (41). Sie wirkt chemiſch auf andre Stoffe ein, wird von ihnen angezogen, abgeſtoßen, verſchluckt und verändert. — Wir wiſſen, daß dieſer Lichtſtoff zur Ortsveränderung mit einer Bewegkraft geeint ſey, und ſeine Bewegung, in Auge und Sehnerven, zum Weſen des Lebens, und von ihm ins Seeliſche, überall nur, als Erregtes, fortgepflanzt wird. Die davon in der Seele gewordene Empfindung, heißt **Helligkeit**; der Grad der Helligkeit, **Farbe**; die ſtärkſte Helligkeit, **Glanz**; die ſchwächſte, **Finſterniß**, welche beinah an Nichtvorhandenheit lichtiſcher Erregung gränzt. Gänzliche Abweſenheit dieſer letztern in der Seele wird **Blindheit** genannt. Der Blinde hat weder Empfindung der Finſterniß, noch Helligkeit; ſo wenig, als er mit der Hand, oder einem andern Theil ſeines Leibes, ſehen kann. Beim Blinden begegnet das Außenlicht in ſeiner Fortpflanzung keinen durch ſie erregbaren Stoff, oder keine verwandte Bewegkraft; was durch irgend einen Fehler des Lebensgebildes, ſey es im Auge, oder in den Sehnerven, veranlaßt wird. Allgemeine Verminderung der Erregbarkeit wird zum ſchwachen Sehen. Theilweiſe Fehler im Stoff, oder Bau der Sehnerven, wodurch ſie theilweis unerregbar, gleichſam unwegbar für die Seele werden, haben ein nur theilweiſes Sehen zum Erfolg. Dies iſt der Fall bei Perſonen, welche zwar nah und fern die **Formen** der Gegenſtände vortrefflich und ſcharf unterſcheiden können, aber nicht die **Farben**, ſondern dieſe häufig mit einander verwechſeln. Sie ſind, bei näherer Prüfung, entweder **rothblind** oder **blaublind**; das heißt, ſie haben keine Empfindung vom Rothen, oder vom Blauen. Mir iſt weder aus fremder, noch eigner Erfahrung ein Beiſpiel von **Gelbblindheit** bekannt geworden. Ich habe Grund zu glauben, dieſe ſtehe der Stock-

blindheit gleich. Ungefähr ähnliche theilweise Fehler des Stoffs, oder Baues der Gehörnerven, mögen den Mangel des sogenannten „musikalischen Gehörs" verschulden. Wie scharf auch Personen, denen dieses abgeht, die leisesten Laute empfinden mögen, sind sie doch unfähig zum zarten Unterscheiden und Begränzen bestimmter Töne.

Daß Helligkeit und Farbe nicht eigentlich etwas außer uns im Lichte, sondern in uns Hervorgebrachtes sey; davon belehrt schon jede andre auf die Augennerven bewirkte Erschütterung. Ein Stoß, ein Druck gegen die äußerlich geschlossenen, empfindlichen Sehwerkzeuge, oder ein galvanischer Reiz in denselben, ruft darin lichtische Erscheinungen hervor. Beim anhaltenden, angemessenen Druck des Augapfels, sieht man sogar dessen Hintergrund innerlich; so wie, nach jeder Blendung von zu starkem Sonnenlicht, vor uns kleine, farbige Scheiben umherzuschweben scheinen, die vom Blauen durch Gelb zum Roth, das heißt zu ihrem Gegensatz, dem Schatten von sich, übergehn. Denn Schatten ist keineswegs Lichtberaubung, oder Nicht-Licht, weil wir einen lichtlosen Schatten unmöglich sehn könnten; sondern ein wirklicher lichtischer Gegensatz einer Farbenempfindung.

Der Gegensatz des reinsten Lichts ist Finsterniß, oder Stellvertreter derselben Schwarz. Der Schatten des gelben Lichts (z. B. der Sonne bei ihrem Auf- und Untergang) ist Blau; der des Blauen (z. B. durch blaues Glas fallenden) Lichtes gelb; des grünen Lichts (z. B. beim Scheinen der Sonne durch grünes Glas, durch grünseidne Vorhänge) violet; des rothen Lichts (z. B. der durch Strontiansalz gefärbten Alkoholflamme) grün, u. s. w. Und so umgekehrt *).

*) Die farbigen Schatten zu ihren Farbenlichten in jeder Abstufung genauer zu bestimmen, dient es, wenn man die sieben Farben des Regenbogens, nach den durch Newtons Messung gefundenen Ausdehnungsverhältnissen derselben in einen in 360 Grade getheilten Kreis, verschwimmend einträgt, so daß sie vom Mittelpunkt kegelförmig ausgehn, und die Gränze von Roth und Orange genau auf den 45sten Grad, von Orange und Gelb auf den 72sten Grad fällt u. s. w. Dann werden sich alle Farbentöne in den zartesten Gegensätzen gegenüberstehn, und immer jeweilen die dunklere den hellern.

Vollkommen mit diesen, scheinbar in der Außenwelt vorhandenen, lichtischen Gegensätzen sind diejenigen übereinstimmend, welche sich zeigen, wenn man ein Stückchen gefärbtes Papier eine Zeitlang anhaltend betrachtet, und dann den Blick rasch auf ein weißes Blatt wirft: die Gegenfarbe, oder der beziehungsweise Schatten, wird bald nachher darüber umherschwimmen, z. B. nach Beschauung einer schwarzen Fläche, ein weißlicher, heller Schein, nach einer blauen Fläche gelber Schein, u. s. w. Unsre Naturlehrer nennen diese innern, oder im Seelischen erregten, Farben-Erscheinungen, zufällige (komplementäre, subjektive); als wenn sie nicht eben so nothwendige, denn die durch Außenlicht in uns erregten wären, weil sie beide ganz die gleichen sind.

---

61. Das Aussenlicht, und dessen Farben-Erregung.

Das Außenlicht, welches in gradlinigten Strahlen, mit einer Schnelligkeit von mehr, denn 40,000 Meilen in der Sekunde (also mit ungefähr gleich schnellem Lauf der elektrischen Flüssigkeit), die Sehnerven trifft, betäubt dieselben, blendet sie, wenn es nicht gemildert ist. Nur gemäßigter Lichtreiz im Sehsinn bewirkt Farbenempfindung und Unterscheidbarkeit des Beleuchteten. Lichtmilderung entsteht durch Minderung entweder der Schnelligkeit, oder der Dichtheit der Strahlen. Und eins, wie anderes, wird bewirkt durch Zerstreuung, oder durch Brechung, oder Bindung, oder Verschattung des Außenlichts. Darüber noch einige Worte.

Zerstreuung des Lichts wird schon durch den eigenthümlichen, gradlinigen Lauf der Strahlen verursacht, in welchem sie nach allen Seiten von ihrem Ausgangspunkte aus einander fließen; und die Lichtstärke nimmt in demselben Verhältniß ab, in welchem das Geviert der Entfernungen zunimmt. Nicht alle Strahlen haben aber gleich schnelle Bewegtheit. In der blendenden Strahlenmasse sind die des stärksten und schnellsten Laufs ungetrennt vermischt. Den ersten Grad ihrer Trübung nennt man Weiß; den zweiten Gelb.

Durch die bekannte Brechung des Lichts (z. B. im Prisma, Regen u. s. w.) werden die Strahlen noch mehr zerstreut und, im Verhältniß ihrer Bewegungs-Geschwindigkeit, aus einander geschieden. Diese Scheidung ist also an sich schon Lichtmilderung. Das Gelbe aber hat die meiste Lichtstärke behalten, und für sich allein soviel, als das Grün, Blau, Indigo und Violet zusammen. Es ist nur darum gemilderter, als Weiß, weil sowohl die Strahlen der schnellsten, als schwächsten Bewegung, von ihm seitwärts entwichen sind. Denn jene werden, vermöge ihrer Schnelligkeit, am wenigsten durch das brechende Mittel von ihrem gradlinigen Lauf abgelenkt, oder gebrochen; hinwieder die langsamern am meisten. Jene sind darum in ihrem raschern Flug auch wärmezeugender, als diese. — Die Strahlen der schnellsten Bewegtheit vereinen sich, als Roth zeugendes Licht, das weniger Stärke hat, daher in nicht so weiten Entfernungen gesehn werden kann, als Gelb; weil alle Strahlen mittlerer und schwacher Bewegung von ihm getrennt sind. Es hat, mit der Masse, an Kraft eingebüßt. Strahlen der langsamern Schwingung wirken, eben wegen ihrer mindern Geschwindigkeit, mit schwächerm Reiz auf den Sehsinn; so auch, weil sie wegen ihrer größern Brechbarkeit weiter zerstreut, also in ihrer Masse verdünnter sind. Sie sind mithin vermehrte Trübung des Hellen, das Blau zeugend *).

Auf einem andern Wege wird, durch Bindung des Lichtes,

---

*) Diese meine, hier nur bündig angedeutete Hypothese ward durch optische Beobachtungen, welche jünger sind, als jene, bekräftigt. Nach John Herschels Untersuchungen hat Roth die stärksten, Violet die schwächsten Schwingungen. Er drückt dies Verhältniß in folgenden Proportionszahlen aus:

Roth: 266.
Gelb: 227.
Violet: 167.

Ein ähnliches Verhältniß der Wärmeerregung durch farbige Strahlen gibt auch Harry Englefield, nach seinen Beobachtungen und dazu entworfenen Tabellen, an; das Thermometer stand

im rothen Strahl, auf 72° Fahrenheit; auf 18° Reaumür.
im gelben „ „ 62 „ „ 13 „
im blauen „ „ 56 „ „ 11 „

Trübung deſſelben verurſacht, wenn es auf ihm verwandte Stoffe und Kräfte trifft, von denen es angezogen, gebunden, oder wie man ſagt, verſchluckt wird. Die wenigſten Körper ſaugen alles, oder gar kein Licht ein; ſondern insgeſammt dem Licht verwandt, verſchlingen ſie einen Theil deſſelben, und werfen ſie einen Theil des Unverwandten zurück. Am meiſten werden die Strahlen von wenigſter Schnelligkeit und Dichtheit (die hell- und dunkelblauen und violetten) verſchluckt; hingegen die von größerer Lichtſtärke (d. i. Fülle und Bewegtheit) zurückgeworfen, wie die das Weiße, Gelbe, Orange, Grün und Roth zeugenden.

Aber auch, durch Verſchattung des Lichts, wird Minderung, oder Trübung deſſelben geſchaffen, wie wir dies überall bemerken, wo Strahlen durch dunkle oder minder durchſichtige Körper abgewehrt werden. Selbſt die weiße Farbe iſt nur, von feinen Unebenheiten der Oberflächen verſchatteter, Glanz; und der, in ſeinen Tiefen und Spalten, ſich mit durchſcheinenden Eisnadeln ſelbſt verſchattende weiße Schnee, erſcheint drunten grünlich und bläulich. So iſt alles Helleuchtende durch ein dunkles Mittel geſehn, ein verſchattetes, verfinſtertes Licht. So zeigt ſich die Sonne, durch dickes violettes Glas, gelb; durch Nebel oder mit Ruß geſchwärztes Glas, roth. Desgleichen erſcheint die Flamme von brennendem Holz, Oel, Weingeiſt u. ſ. w. farbig, weil von den darin durch Wärme emporgeriſſenen Ruß-, Salz-, Gas- und andern Stoffen, Licht verſchattet wird. Hinwieder Dunkles, durch ein helles Mittel geſehn, wird eine beleuchtete Finſterniß. Der dunkle, ätheriſche Himmelsraum, durch den erleuchteten Dunſtkreis der Erde geſehn, erſcheint blau; das ſchwarze Waldgebirg in der Ferne violet.

---

62. Sinnesbegriffe durch Licht gegeben.

Durch Abſtich hellerer, neben dunkleren, Färbungen der Gegenſtände, wird allein das deutlichere Unterſcheiden derſelben für das Auge möglich. Auch das Thier unterſcheidet dadurch, und findet ſich damit im Labyrinth der Dinge zurecht. Eine überall gleiche, in

ſich ununterſcheidbare Färbung und Helligkeit, wäre der Finſterniß ähnlich. Aber ich vermuthe, der Abſtich heller und dunkler Farben an einander gränzender Dinge, wird noch durch eine beſondre Eigenſchaft des Lichts, im Verhältniß zu den Körpern, erhöht, nämlich durch Anziehung und Einbeugung des Lichts (Inflexion) an den Rändern dunkler Körper. Bekanntlich bemerkt man dieſe Anziehung und Auseinanderbiegung (Diffraktion) der Strahlen, daher auch ihre Farbenzeugung, am bequemſten, wenn im völlig dunkeln Zimmer der Sonnenſtrahl durch eine ſehr kleine Oeffnung auf weiße Flächen fällt. Dann beugen ſich die Strahlen links und rechts nach allen Seiten regenbogenfarbig (wie bei ihrer Zerſtreuung) aus einander. Vermöge dieſer Auseinanderbiegung ſcheint auch einige Anhäufung des Lichts gegen die Ränder der Körper zu entſtehn. Maler, als Nachbildner der Lichtwirkungen, vergeſſen daher nie, an den Säumen der Geſtalten, dem Dunklern entgegen, die Beleuchtung zu verſtärken. Eben ſo ſind es, durchs Prisma geſehn, immer die Kanten und Hervorragungen der Gegenſtände, welche mit Farbenſäumen beſetzt ſind.

Sey dem aber, wie ihm wolle, dieſe lichtiſchen Umrandungen der Stoffgebilde werden im Seeliſchen zu einem Gleichartigen von dem, was, in der Gedankenwelt des Geiſtes, Begriffe ſind. Der Blick des Thiers, der Blick des Kindes, wie des erwachſenen Menſchen, wendet ſich, wie überhaupt vorzüglich dem Lichte, ſo auch zuerſt immer den Rändern und Umriſſen der Gegenſtände zu, und ſpäter erſt den Einzelheiten und beſondern Merkmalen, die der Umfang des Ganzen in ſich begreift. Durch dieſe Sinnesbegriffe, wenn ich ſie ſo nennen darf, unterſcheidet auch das Thier Allgemeines, vom darin enthaltenen Beſondern; und bereitet die Seele des Säuglings den Geiſt deſſelben ſchon zu den künftigen Verrichtungen in Bildung von Verſtandes- und Vernunftbegriffen vor. Die Natur erzieht und leitet gleichſam den Geiſt, auf dem Wege der Sinnlichkeit, zu ſeinen überſinnlichen Geſchäften.

63. Seelensprache, durch Hörsinn und Gesichtssinn.

Nicht minder tritt uns der Hörsinn in einer höhern Bestimmung entgegen; nicht bloß, als Lebenswarner bei drohenden Naturgewalten. Er ist der Schöpfer eines Verkehrs der Seelen mit Seelen. Thiere, deren Athem-Werkzeuge hinlänglich ausgebildet sind, bringen unwillkürlich, bei Befriedigung, oder Verletzung, ihrer Lebensforderungen, als Verkündigung von Lust oder Schmerz, durch Erschütterungen der Luftröhre und des Kehlkopfes, Töne hervor. Durch diese Töne, welche bei gleicher Thiergattung, und unter ähnlichen Umständen, einander ähnlich sind, entsteht eine wahre Seelensprache der Thiere. Sie wird, ungelernt, von ihnen überall verstanden. Die kaum dem Ei entschlüpften Küchlein hören und folgen dem Ruf der Mutter, deren Warnen und Locken.

Die Sprache der Seelen kann aber durch die Stimme nichts anders bezeichnen, als nur, was im Seelischen wird und ist: folglich nur Empfindungen und Gefühle. Auch der Mensch ist im Besitz dieser Natursprache, die keine erlernte ist. Er wird in ihr, unter allen Himmelsstrichen, wohin er komme, von seines Gleichen verstanden. Sein Jauchzen und Gelächter, sein Angstgeschrei und Winseln, zu welchem Volke er gelangen mag, bedarf keiner Uebersetzung. Ein anderes ist's mit der Geistessprache. Sie ist, zur Bezeichnung von Gedanken, willkürlich erfunden, obwohl ursprünglich durch Nachahmung der Naturlaute. Sie ist durch Uebereinkunft der Menschen, künstlich, vermittelst mannigfacher Gliederung der Stimmlaute, gebildet. Eben darum lassen sich Empfindungen und Gefühle nicht mit Worten beschreiben, sondern nur in Tönen der Seelensprache aushauchen; so wie umgekehrt Vorstellungen und Begriffe des Geistes nicht in gliederlosen (unartikulirten) Lauten mittheilbar sind. Und wie die Seelensprache, zu allen Zeiten, von allen beseelten Geschöpfen gleicher Gattung, verstanden wird: so ist die künstlich und durch Uebereinkunft entsprungene Bezeichnung gedanklicher Dinge, von Volksstamm zu Volksstamm eine andre und muß erlernt werden.

Auch Musik ist noch Seelensprache. Daher bemerkt man auch bei

verſchiedenen Thieren Sinn für Muſik; und wirkt ſie wohl auch auf manche Menſchen heilſam ein, die am Wahnſinn leiden, während die Geiſtesſprache im Wort nichts über ſie vermag. Muſik iſt Seelenſprache, obgleich nicht mehr reine Stimme der Natur, doch durch menſchliche Kunſt, im Gang und Wechſel, Steigen, Fallen, Zuſammenklang, Uebergang und Zeitmaß der Töne, ein Gleichartiges geworden; eine Malerei der Empfindungen und Gefühle, unter dem adelnden Einfluß des Geiſtes; durch Wahl, Ebenmaß, und berechnete Ordnung des Ganzen und der Theile, Werk ſeines Weſens.

Wie der melodiſche Geſang des Vogels, wird auch der biegſame Laut der menſchlichen Stimme, in Betonung des geſprochnen Wortes, wirkliche Naturmuſik. Die Rauhheit oder Milde, das Anſchwellen oder Erſterben, das Dehnen, Erhöhn und Vertiefen des die Worte begleitenden Tons, wird zur unwillkürlichen Auslegung ihres Sinnes und des Gemüthsſtandes, aus dem ſie hervortreten. Es waltet ein geheimnißvoller Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit und Artung von der Stimme des Menſchen und ſeiner Denkart. Die Kunſt des öffentlichen Redners bewirkt, in Vermählung der Geiſtes- und Seelenſprache, ihre Wunder, indem ſie mit dem Licht des Wortes ſeine Gefühle erhellt, und mit der Wärme des Gefühls das kalte Wort beſeelt.

Obgleich Würmern, Inſekten, Fiſchen und andern Thieren der untern Ordnungen, das Vermögen der Stimme fehlt, iſt doch kaum zu bezweifeln, daß ſie, zur gegenſeitigen Mittheilung von Begierden, einige Fähigkeit beſitzen, und zwar durch unwillkürliche Gliederbewegungen und Berührungen. Auch dieſer lautloſe Ausdruck ihrer innern Zuſtände, dieſe Sprache durch Zeichen, iſt Seelenſprache. Sie gewinnt mit jeder höhern Thierſtufe höhere Mannigfaltigkeit. Wer verkennt das Hüpfen und Tanzen der Fröhlichkeit, das zitternde Zuſammenziehn der Beſürchtung, das Augenfunkeln des Zorns, das ſchmeichelnde Spiel der Freundlichkeit, das Erſtarren des Erſchreckten? Am umfangreichſten iſt die Geberdenſprache des Menſchen. Sie macht ſelbſt dem Vermögen, Gefühle durch Töne zu bezeichnen, oft den Vorrang ſtreitig. Oder wie könnte man durch Stimmlaute die

Gefühle der Verschämtheit, des hämischen Spöttelns, der Verwunderung, der Bewunderung, oder der Andacht, mit all ihren zarten Mischungen, darstellen?

---

64. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen.

Es wohnt in den untern Gebieten des seelischen Wesens, wo es, mit seinen Sinnesgewahrungen und Empfindungen, dem leiblichen Leben noch angränzt, und zu dessen Dienst schafft und wirkt, eine Fülle des Reichthums. Aber bewundernswürdiger noch erscheint es, wo es in seiner Erhöhung, im Gegensatz körperlicher Empfindung, sich zum Gefühl, und im Gegensatz äußerer Sinne, zu jenen innern (57) entfaltet, in denen es dem Geiste des Menschen näher tritt.

Gefühle sind, wie Empfindungen und Gewahrungen, nicht das Seelisch-Wesende selber, sondern nur Aeußerungen desselben; das Endliche im Unendlichen; das Bestimmbare im Unbestimmbaren. Sie werden von den Lebenstrieben nicht unmittelbar, wie Empfindungen, sondern mittelbar, erst durch diese (57.), erregt, als ein gegensätzliches Andersseyn derselben, und sind mit ihnen nicht zu verwechseln. Wie anders ist der Schmerz des Hungers, des Durstes, als das Gefühl der Trauer, der Bangigkeit; oder die Wohlempfindung bei Befriedigung des thierischen Gaumenkitzels, Geschlechtstriebes und andrer Lebensbedürfnisse, als das Gefühl der Mutterliebe für die Jungen, der Freudigkeit des Hundes beim Wiedersehn des ferngewesenen Herrn? Ich habe, vielleicht nicht übel, dies Höhere und Zartere im Wirken der Seele, ihr Urtheil genannt, welches sie gefühlweis über das von der Außenwelt Empfundne und Gewahrte fällt; einen Ausspruch ihres Gefallens oder Mißfallens, des Anmuthigen und Unanmuthigen, wodurch sie hinwieder zu Allem muthig oder unmuthig wird.

In Empfindungen und Gewahrungen verhält sich die Seele gewissermaßen leidend; nur daß sie dabei von Einwirkungen in sich erregt ist. In ihren Gefühlen aber wird sie oft auch thätig, rückwirkend

auf Leben und Außendinge. Ihre Freudigkeit befördert, ihr Gram lähmt die Thätigkeit des Lebens in seinen Verrichtungen. Vor der Uebermacht des Gefühls verstummt selbst Wollust und Leiden des Körpers, und weicht die Gewalt der Lebenstriebe. In der Angst stürzt sich das Gemsthier vom Felsgipfel zerschmetternd in den Abgrund; im Grimm empfindet der kämpfende Löwe die Zerfleischung seines Leibes nicht.

Das allgemeine Gesetz der Natur, das Unwandelbare des Aenderns und Wechselns und Endlichseyns der Erscheinungen, waltet auch in den Gefühls-Erscheinungen des seelischen Wesens. Unendliche Lust und endlose Unlust sind demnach gleich unmöglich. In der Freude selbst erschließt sich schon der Keim des Traurigen; in jedem Leiden dämmert zugleich Ahnen nahenden Wohlseyns. Der wilde Sinnenkützel verliert sich zuletzt in Stumpfheit und Schmerz; das seligste Entzücken geht endlich in Thränen über. Im Tiefsten des Wehgefühls wird auch Betäubung zum Wohlgefühl.

---

65. Innere Sinne. Seelisches Ortsverändern. Aufmerksamkeit.

Das Empfinden verzweigt sich in fünf Außensinne; und in ebenso viele, wie schon gesagt (57.), verzweigt sich auch das, der Sphäre des dem Geistigen nähere stehende, Gefühl, für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Und wie dort der Tastsinn ein bestimmteres, verfeinertes Empfinden einzelner naher Gegenstände und deren Beschaffenheit wird (59.): so ist der Aufmerksamkeitssinn ein Gleichartiges des Fühlens, gleichsam ein zarteres Betasten nicht nur einzelner äußerer Gegenstände überhaupt (dafür reichen auch schon die Außensinne hin); und nicht nur ihrer Verhältnisse in Bezug auf Leben und Befriedigen seines Bedürfnisses (darüber gibt auch der Instinkt schon Belehrung): sondern selbst der aus solchen Gegenständen, ihren Formen, Bewegungen und Verhältnissen hervorgehenden Möglichkeiten, die eben so schnell ein Gefühlsurtheil (57.) werden, und, rückwirkend auf die Lebenstriebe, sie zu irgend einer Begierde erwecken. Zwar Auge und Ohr bei Thieren der obern Gattungen, wie der untern, empfangen

von ihren nähern und entferntern Umgebungen Eindrücke von Gestalten, Farben und Tönen. Aber nur Thiere, in welchen ein Sinn für Aufmerksamkeit erweckbar ist, haben Fähigkeit, ihr Ohr und Auge ausschließlich (und gleichgültig gegen alles Uebrige) einem einzelnen verdächtigen Geräusch, einer einzelnen Gestalt zuzuwenden und, Bekanntes oder Unbekanntes, mit Beharlichkeit zu beobachten. Das Geschlecht der Hunde, Katzen und andrer Raubthiere kann, mit dieser Gabe der Natur ausgestattet, als Beispiel dienen; mehr noch das Affengeschlecht. — In höhern Klassen der Thierwelt steigert sich, auch wenn alle Bedürfnisse gesättigt sind, und alle Begierden schweigen, die Aufmerksamkeit zu einem eignen Wohlgefühl, zu einer Art müßiger Neugier. Sie horchen und blicken sorglos umher, in den Wandel der Umgebungen, verfolgen aufmerksam bald diese, bald jene Erscheinung darin, von welcher sie weder zu fürchten, noch zu hoffen haben, gleichsam wie aus Lust nach lebhafterer Bethätigung durch Wechsel der Thätigkeit. Das Ungekannte, daher das Geheimnißvolle, fesselt Aufmerksamkeit und Neugier am stärksten.

Dabei werden die äußern Sinne nur Werkzeuge dieses innern. Der innere Sinn lenkt die äußern dem Bekannten, oder Unbekannten, örtlich zu, es näher zu erforschen. Die Seele sammelt sich, beim Aufmerksamwerden, vorzugsweise in dem, oder diesem Sinnesorgan, um dessen Kraft zu verstärken. Sie verläßt zum Theil sogar die übrigen Gegenden des Leibes, welche dann ärmer an Empfindlichkeit, ja manchmal ganz empfindungslos werden, das heißt, fast unbeseelt sind. Denn, wo das Empfinden fehlt, mangelt auch das Seelische; obgleich noch das Leben immer darin fortwirkt; so wie auch Knochen, Haare, Nägel u. s. w. des Seelischen entbehren, obschon nicht des Lebens.

Wie grobsinnlich und materiell es immerhin scheinen mag, wenn man der Seele ein Vermögen der Ortsveränderung zuschreibt, zeugen doch Thatsachen jedes Augenblicks dafür. Der Thierleib empfängt, eben durch seine Beseelung, Fähigkeit zur willkührlichen Bewegung von einem Punkt zum andern; er empfängt ihn nicht durchs Leben. Dies wohnt, für sich allein, auch im ruhigen Reiche der Pflanzen. Im nächtlichen Schlaf, oder im Winterschlaf der Thiere,

weicht nicht das schaffende Leben, aber die empfindende Seele von den äußern Theilen nach den innern des Körpers zurück. Die Sinnwerkzeuge scheinen ausgestorben. Der Leib gleicht einem empfindungslosen Leichnam. Aber beim Erwachen strömt die Seele, auf allen ihren Nervenbahnen, vom Innern wieder gegen die Oberfläche hervor. Im magnetischen Schlafe, oder in Ohnmachten, Starrsuchten u. s. w. ist die Seele des Menschen zuweilen so ganz von den äußern Gliedern und Sinnwerkzeugen abgezogen, daß der Kranke selbst von Leibesverletzungen nichts gewahrt.

Während der innere Sinn des Aufmerkens in stärkster Erregtheit thätig wird, äußert sich die seelische Ortsveränderung lebhaft. Das scheue Roß achtet nicht Ruf des Reiters, nicht Sporn und Gebiß; es beachtet nur den ihm ungewöhnlichen Gegenstand; ist ganz Aug' und Ohr; seine Seele ist darin zusammengedrängt. Der Mensch, in gespannter Aufmerksamkeit, empfindet sich selbst nicht mehr; vergißt sich und was ihn umgibt; lebt und gewahrt und fühlt gleichsam nur noch in einem einzigen seiner Außensinne. Wendet er willkürlich irgend einer Gegend seines Leibes ausschließliche Aufmerksamkeit zu: so wird das seelische Empfinden in derselben Gegend klarer und bestimmter. Ein Schmerz wird größer, dem wir unablässig unsre Beachtung zulenken; er wird milder, wenn wir uns zerstreuen, das heißt, die Aufmerksamkeit nach andern Richtungen leiten. Wir wissen, daß nicht selten kranke Personen sich in ihrem Innern selbst aushorchen, und die leidenden Stellen, und die Forderungen des Lebens in ihnen, zu entdecken im Stande sind.

---

66. Gewohnheitssinn.

Es ist ursprünglich wohl der aus dem thierischen Leben hervorgehende Trieb nach Sicherheit und Selbsterhaltung, welcher zunächst den Innensinn des Aufmerkens anregt. Thier und Pflanze haben nur da gesichertes Daseyn, wo den Bedingungen desselben das sie Umringende entspricht und ihnen Verwandtes ist. Der Fisch gedeiht

im Wasser und stirbt an der Luft; der Vogel hinwieder im entgegengesetzten Element. Wo Klima, Boden, Nahrung u. s. w. den Pflanzen zusagt, entwickeln sie sich mit Leichtigkeit in Fülle und Kraft. Der naturgemäße Zustand der belebten Geschöpfe ist ihr gewöhnlicher. Ein ungewöhnlicher, darum minder naturgemäßer, wenn auch nicht naturwidriger (denn dieser höbe das Daseyn auf), ist derjenige, welcher die Daseynsbedingungen unvollkommen befriedigt, und zur Stillung der Lebenstriebe, statt der eigentlichen Mittel, nur Ersatzmittel gewährt. Wenn auch mühsam, schmiegt sich aber doch endlich, bei anhaltender und wiederholter Darreichung des Ersatzes, und bei unverweigerter Erfüllung aller übrigen Forderungen, das Wesen des Lebens dem begränzten Verhältniß allmälig an, und wohnt sich gleichsam darin ein. Es übt seine Verrichtungen diesen engern Schranken gemäß. Des Gärtners Kunst eignet das ausländische Gewächs endlich den Einwirkungen eines fremden Himmelsstriches an, und vergütet der tropischen Pflanze die verlorne Sonne der Heimath, durch Wärme des Treibhauses.

Der Selbsterhaltungstrieb des Lebens wird im seelischen Gefühlseyn zum Gewohnheitssinn. Dem Thiere ist das Naturgemäße auch das Lebensvertraute, das Bekannte, Gewohnte. Das Unvertraute erregt ihm Unsicherheit und Furcht. In freier Wildheit zieht es bekannte Gegenden, Wege und Lagerstätten den unbekannten vor, um nicht in steter Besorgniß und gespannterer Aufmerksamkeit zu seyn. Es kann allerdings gezähmt, das heißt, durch dauernden Zwang zu Thätigkeitsweisen abgerichtet werden, die mit seinen naturgemäßen Zuständen nichts gemein haben. Doch ist dies bei solchen Thieren unmöglich, denen die Gabe eines höhern Aufmerksamkeitssinns fehlt; und wird nur bei denen leichter, die noch jung, für die Richtung ihrer Triebe, Anlagen und Kräfte, keine andern, und freiern Schranken kennen, als die ihnen durch Kunstzwang gegebnen. Sie wachsen und vollenden sich inmitten des beengtern Spielraums; und inner demselben steht ihnen der ausgedehntere, freiere, fremdartig, der den Geschöpfen ihrer Gattung auf Erden angewiesen ist. So wird Gewohnheit, wie man sagt, endlich die andre Natur; gleichwie Natur die Urgewohnheit der Wirkensweise ist.

Der Menſch ſteht auch hier dem Thiere ähnlich. Er wird, im Zwange ihn umringender geſellſchaftlicher Verhältniſſe, für deren Dienſt künſtlich abgerichtet; Wilder unter Wilden; Barbar unter Barbaren; Chriſt unter Chriſten; Muhamedaner unter Muhamedanern. Er ſcheut dann Neuerungen. Auch wenn er im Angewöhnten das Schlechtere, im Neuen das Beſſere, erkennen ſollte, wird er im Herkömmlichen und Ueblichen ſich mit leichterer Fertigkeit bewegen und mit dem Gefühl größerer Sicherheit wandeln. Unwiſſende, bildungsarme Völkerſchaften hangen ſtarrſinnig am Alten feſt. Die Menſchheit bleibt dem Thierthum ähnlich, bis ihr Geiſt, unter Erkenntniſſen und Erfahrungen, durch das Schickſal entfaltet, die Feſſeln der Abrichtungskünſte abſtreift, und, frei, im Urtheil und heiligender Willensmacht, zum Naturgemäßen zurückkehrt; das heißt, zu ſeinem eignen Geſetz, dem ihm unmittelbar aus Gott gewordenen.

---

67. Nachahmungsſinn.

Aber im Innern der Seele ſelber liegt, dem naturgemäßen Beharren der Einzelweſen in ihrem Thun, ein Trieb und Sinn andrer Art gegenüber, der ihr Erſtarren in todter Gleichheit hindert. Er iſt dem allgemeinen Urgeſetz der Natur entſproſſen, nach welchem Alles, im Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, ins Mannigfaltige gegenſätzlich wird. Es iſt der Trieb thieriſcher, unwillkürlicher Sympathie, welcher ſich im Seeliſchen zum Nachahmungsſinn geſtaltet. Dieſer iſt dem Gewohnheitsſinn gegenſätzlich und, wie dieſer, vom Aufmerkſamkeitsſinn gerufen und bethätigt. Auf den untern Stufen der Thierwelt, wo das pflanziſche Leben noch in voller Uebermacht waltet, bemerken wir den Nachahmungsſinn kaum; deutlicher erſt in Geſchöpfen, die mit irgend einer Art Seelenſprache (63.) zu gegenſeitiger Mittheilung der Gefühle begabt ſind. Es iſt da ein kaum unwiderſtehbarer, wenn auch milder, Reiz, die von Andern geäußerten Empfindungen oder Gefühle, in ſich ſelbſt überzuſetzen und ſie ähnlich zu äußern. Es iſt Erregung vom Gleichartigen des Einen im Andern. Der Morgenruf des Hahns weckt Empfindung und Ruf der Entfernten ſeiner Geſchlechtsgenoſſen. Das nächtliche Gebell eines

Hundes wird, vom wachsamen Nachbarhund, wiederholt, wie sich in ihm, durch die Stimme desselben, das dem Laut entsprechende Empfinden regt. Selbst dem Menschen ist dies unwillkürliche Mitfühlen und unwillkürliche Mitäußern dessen eigen, was er an den Zuständen eines Andern wahrnimmt. Es ist gleichsam ein Hang zum deutlichern Uebersetzen fremder Stimmungen in das eigne Seelische. So wird das Lachen, Weinen, Gähnen ansteckend. So ziehn sich unvorsätzlich unsre Muskeln in Hals, Schlund und Brust krampfhaft zum Husten zusammen, wenn wir einen Andern in der Gefahr des Erstickens sehn, als könnten wir durch unsre Anstrengung ihn von der Beengung seiner Luftröhre erlösen. So können sich selbst epileptische Zufälle und andre Krankheiten, durch bloße Gewahrung ihrer Aeußerungen, mittheilen.

Je lebhafter Gefühlsinn, Aufmerksamkeit und Gedächtnißthätigkeit in den Thiergattungen werden, um so lebhafter wird, dem Reiz der Gewohnheit entgegen, der Sinn für Nachahmung. Die Seele strebt sich des ermüdenden Einerlei's zu entschlagen, und durch Nachahmung fremdartiger Verrichtungen, im Wechsel der eignen, Wohlgefühl zu schaffen. Die vielstimmige Drossel Amerika's, die Papageien, Staare und andre Spottvögel, wiederholen die Töne Anderer. Der Affe gefällt sich, wie das menschliche Kind, in Nachbildung von Bewegungen und Geschäften, die er beobachtet.

Thiere, mit einem reichern Gedächtniß ausgestattet, wie Affen, Elephanten, Löwen, Hunde, Katzen u. s. w. verrichten nachahmerisch zuweilen Handlungen, welche Verstand und Kenntniß der Zwecke zu verrathen scheinen. Indem sie bemerken, daß regelmäßig, irgend einer Thatsache, die zweite zu folgen pflegt, stehn beide mit einander ungetrennt in ihrer sinnlichen Vorstellung (d. i. im Gedächtnißbilde) beisammen. Thiere verrichten, oder vermeiden die erste Thatsache, und erwarten das Erscheinen der gewöhnlich sie begleitenden Folge.

§8. Gedächtnißsinn.

All diese bisher bezeichneten innern Sinne beziehn sich aber nur auf das gegenwärtig Vorhandne. Der Sinn des Gedächtnisses hingegen wendet sich dem nicht mehr Vorhandnen, dem Gewesenen und Vergangenen zu, in Bewahrung vom Eindruck gehabter Empfindungen, Gefühle und Gewahrungen.

Ohne Zweifel bereitet das Leben, wie für Alle äußere und innere Sinne, auch zur Thätigkeit des Gedächtnisses, eigenthümliche Werkzeuge. Denn wir wissen, daß bei theilweisen Verletzungen vom Innern des Gehirns, auch das Gedächtniß ganz oder theiweise verloren gehen kann; daß im höhern Alter des Menschen, mit zunehmender Steifung und Erhärtung der zartern Nervengliederung des Innern, auch die Wiedererinnerung vergangner Dinge mühsamer und ungelenkiger wird. Aber nicht die verborgnen stoffischen Gedächtnißorgane sind das seelische Erinnerungsvermögen selber, so wenig das leibliche Auge selber das Vermögen des Sehens ist.

Und wie das schöpferische Leben, nach dem Wendepunkt seines Wirkens, sich wieder von den erstarrenden, verholzenden Aussentheilen einer Pflanze zum Innersten zurückzieht (52.), von wannen es ausgegangen ist: so weicht mit ihm, im thierischen Leibe, auch das Seelische allmälig zurück. Wie im Baume die äußern Rinden, Aeste und Zweige zuerst aussterben, während das Lebende noch im Innern schafft: so scheinen in den Erinnerungen die letzten und jüngsten, mit deren Organen, zuerst einzuwelken, und die ersten und frühesten am längsten zu bleiben, denen sich erst alle spätern angeschlossen haben. Wenn im hohen Alter des Menschen, mit dem Absterben der Gedächtnißwerkzeuge, die Verzweigung der Erinnerungen, bis auf die Jugendtage, zurückschwindet, und der Geist des Greises nur noch, von diesen wenigen Kindheits-Erinnerungen umringt, thätig bleibt, nennen wir ihn kindisch. Denn in der That, beim Verlust späterer Erfahrungen, und nur auf die dürftigen der ersten Jugend beschränkt, kann er nur noch, gemäß diesen, vergleichen, urtheilen, handeln, gleich dem Kinde. — Darum aber ist die Seele selbst nicht geringern

und ärmern Wesens geworden, weil ihr die Mittel der Wesensäußerung gegen die Außenwelt vermindert sind. Wir wissen, daß sie in Zuständen, da sie, entfesselter vom Körper, wirken kann, keines vom Leben geschaffnen Organes für das Gedächtniß bedarf. Es gibt Zeiten, gewöhnlich in der Todesnähe, in welchen kindische Alte plötzlich wieder zum Bewußtseyn auch der nähern Vergangenheit erwachen, wenn schon nur flüchtig. Es sind „ihre lichten Augenblicke", wie man zu sagen pflegt. Es begegnet Gesunden, daß in ihrer Seele, wenn diese sich während tiefen Schlafes in sich zurückgezogen hat, Traumbilder von Dingen wieder hell werden, denen sie, als solche ehmals in der Wirklichkeit erschienen waren, kaum Aufmerksamkeit, und noch weniger späterhin einen Gedanken geschenkt hatten. Es ist bekannt, daß, im Schlafwachen der Somnambülen, Erinnerungen von neuem aufleuchten, welche, im gewöhnlich wachen Zustande, längst schon und, scheinbar unwiederbringlich, erloschen waren.

In niedern Thierklassen ersetzt der Instinkt (welcher das dem Leben Schädliche oder Unschädliche lehrt), ohne daß jene die Dinge kennen, den Sinn des Gedächtnisses. Auf höherer Stufe beseelter Geschöpfe wird der Instinkt schon von einem Gedächtniß unterstützt, welches, schwach und flüchtig, den Gegenstand eben so bald wieder vergißt, als er nicht mehr in Gegenwart auf die Außensinne wirkt. Die Erinnerung und die darangeknüpften Gefühle werden erst wieder verjüngt, sobald ihr Gegenstand, oder ein ähnlicher, abermals vor den Außensinn tritt. Bei Thieren der obersten Ordnungen wird aber auch das Gedächtniß mächtiger und treuer. Die Bilder vom Gewesenen werden klarer und lebhafter, und regen sich da, wo sie einander in ihren Verzweigungen gegensätzlich berühren, leichter zum Hervortreten an. Es werden Erfahrung und Kenntniß im Thiere (wenn auch ohne Erkenntniß) (7) möglich. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter. Die Seele ruft durch den Sinn des Gedächtnisses gewesene Gefühle und Begierden wach, und wirkt erregend, auf diese Weise, in die Thätigkeit der Lebenstriebe zurück.

69. Unwillkürliches Erinnern. Traum.

Aber auch in den vollendetsten Gattungen des Thierreichs ist das Gedächtniß nur ein unwillkürliches Erinnern. Es wird nicht ohne äußere Einwirkungen geschäftig, sey es, daß einer der fünf Außensinne, oder irgend einer der lautgewordenen Lebenstriebe Empfindungen und Begierden erzeugt, welche durch Gleichartigkeit mit schon gehabten, Gedächtnißbilder erneuert, die sich dann mit andern verzweigen und bewegen.

Solche Bewegung der Gedächtnißbilder, wenn sie inmitten des Schlafes vor sich geht, nennen wir Träumen. Auch der Traum ist Unwillkürliches; erst durch irgend eine Einwirkung des Lebens, oder der äußern Empfindung, Gewordenes. Ohne vorhergegangne Bereicherung des Gedächtnisses, mit dem Mancherlei der Außenwelt, ist kein Träumen möglich. Kinder in der ersten Lebenszeit, und Greise, nach erloschenen Erinnerungen, sind traumlos. Hinwieder ist kaum zu bezweifeln, daß Hunde, Pferde, Affen und andre Thiere höherer Ordnung, selbst manche Vögel, ihre Traumwelt haben. Hunde winseln und bellen, Kanarienvögel singen im Schlafe, gleich wie Menschen in ihm reden. Beim Aufgang der Erinnerungsbilder werden die Träumer zu den nämlichen Begierden und Gefühlen gereizt, die sich in ihnen laut machen würden, wenn sie den Gegenständen wachend in der Wirklichkeit begegneten.

Alles Träumen ist ein Regeseyn der Seele in ihr selber. Sie schleicht gemach aus dem Hintergrund, wohin sie trat, während der Leib schlief, wieder, auf den Nervenbahnen, hervor, nach allen Gegenden des Körpers. — Es ist ein willkürloses Tändeln und gegensätzliches Spiel der Innen-Sinne, unter den Bildern des Gedächtnisses. Erst später dann bemächtigt sich das seelische Wesen auch der äußern Sinnorgane wieder, und es entsteht volles Erwachen. So beim Thier. Aehnliches auch im Menschen, nach Vollendung des Leibesschlafes, nur mit dem Unterschiede, daß der denkende Geist später noch, als die Seele, erst wenn sie selbst ihrer leiblichen Werkzeuge wieder mehr Meisterin geworden, aus seiner Insichgeschlossenheit

heraustritt. Sein Erscheinen verkündet sich in der aufdämmernden Klarheit, welche das Licht des Bewußtseyns sanft über die Gegenstände des Traums wirft. Er kennt sie; aber noch ohne Urtheil über sie. Und ohne sein Wollen über sie geltend zu machen, gleicht er einem bloßen Beschauer des Spiels. Er sieht verstorbne Bekannte wieder, wie im Alltagsleben, vor sich wandeln; und, ohne Verwunderung, sieht er Unmöglichkeiten mit einander seltsam verbunden, bis er in größerer Macht nahend, sich ins verworrene Spiel mischt und es verständiger regelt.

Man nennt den Traum oft ein Werk der Einbildungskraft. Er ist dies nie im Thiere, und selten im Menschen: sondern, wie gesagt, nur ein seelisches Regewerden im Organ des Gedächtnisses. Das Thier hat keinen Willen, daher auch keine Einbildungskraft (96.). Es kann nicht aus eignem Vermögen die Verwirrung der Gedächtnißbilder anders ordnen, als sie, durch den Reiz der Lebenstriebe angeregt, sich, in ihrer Gleichartigkeit mit Gleichartigen, nothwendig zusammengesellen und folgen. Das Thier hat keinen Willen. Daher kann es sich nicht, nach Belieben, auf etwas Gewesenes besinnen, sondern nur, angeregt von einer Erscheinung in der Außenwelt, sich des Gleichartigen erinnern.

---

70. Ahnungssinn. Rhabdomantie. Mondsucht. Somnambulismus.

Der Höchste, vielleicht sollt' ich auch sagen, der Tiefste der seelischen Sinne, ist der Ahnungssinn. Vielleicht sollt' ich ihn nicht einmal Sinn, sondern Quell aller Sinne nennen; ihn vielleicht das seelische Selbst heißen, welches zum Empfinden und Gewahren nicht einmal des körperlichen Lebensgebildes bedarf; beim Wirken gewissermaßen Raum und Zeit verliert; ohne leibliche Sinnwerkzeuge, mit den Erscheinungen der Außenwelt in Verbindung stehn kann; und sich in den niedrigsten, wie in den vollkommnern, Thiergattungen auf die mannigfachste Weise zu erkennen gibt. Vielleicht erregen diese Worte da und hier ungläubiges Lächeln. Aber ich spreche von keinen übernatürlichen Dingen.

Das seelische Wesen, mit dem Leben eines Leibes verbunden, ist weder zu jeder Zeit, in allen Gliedern, empfindend vorhanden (65.), noch auf die Umgränzung des Körpers beschränkt, sondern tritt thatsächlich, auch über die Oberfläche desselben, hinaus. Es ist bekannt, daß gliederarme Thiere der untersten Gattung, denen noch äußere Sinn-Organe gänzlich fehlen, dem, was sie leiblich bedroht, fliehend ausweichen, bevor sie davon berührt werden. Es ist bekannt, daß man Personen aus ihrem ersten, tiefsten Schlaf, ohne sie zu berühren, aufstören kann, wenn man über ihre Wange, einige Zoll von derselben entfernt, den ausgestreckten Finger hin und her bewegt. — Ich will des Vorgefühls vieler Thiere von Gewittern, Erdbeben, bevorstehenden Seuchen und andern Zustandsveränderungen des Dunstkreises, nicht erwähnen. Denn im Weltall besteht eine ununterbrochne Bewegung und Verkettung der Veränderungen von Stoffen und Kräften, die auch auf das Lebensgeschäft einwirken. Wir bemerken auch an lebenden Pflanzen, an ihren Blättern und Blumen, Einwirkungen des Witterungswechsels. Auf ähnliche Art wird ein seelisches Empfinden in manchen Menschen, wahrscheinlich auch in Thieren, von Dingen laut, von deren verborgnem Daseyn kein äußerer Sinn und keine Erfahrung Kunde gibt. Dahin gehört das Fern-Empfinden rhabdomantischer Personen, welches durch unterirdische Wasser, Gebirgs- und Erdarten, Erze, Metalle, Salze, brennbare Stoffe u. s. w. so mächtig angeregt werden kann, daß es selbst störend auf das Wohlseyn des Lebens zurückwirkt. Bald beschleunigt sich dabei plötzlich der Blutumlauf; bald werden einzelne Stellen des Leibes von örtlicher Hitze, oder Kälte, befallen, oder mit Schweis bedeckt, oder von krampfhaften Zuckungen heimgesucht; bald entsteht ein eigenthümlicher Geschmack in der Zunge; bald Ekel, bald Schwindel, Sausen im Ohr, Bangigkeit und Trübsinn. Die bekannten, unwiderstehlichen Abneigungen, oder Antipathien, mancher Thiere und Menschen gegen gewisse Menschen und Thiere, können aus ähnlicher Quelle herrühren.

Wie schwankend immerhin die Aussagen der Völker über den Einfluß des Mondes auf das Pflanzenleben, oder wie unbestimmt das Zeugniß der Aerzte über diesen Einfluß auf den Gang gewisser Krank-

heiten seyn möge: so bleibt, wie das Einwirken des Mondes, zur Zeit seines Wechsels, auf die Bewegung der Oceane, auch die mehrtausendjährige Erfahrung, unläugbar, daß die wunderbare Seelenthätigkeit der Mondsüchtigen oder Nachtwandler, um die Zeit des Voll- oder Neumonds, am regsamsten zu seyn pflegt. In manchen solcher Personen herrscht am Tage schon, während im Wachen ihr Seelisches noch mit sämmtlichen Empfindungs- und Gewahrungsorganen eng verbunden ist, eine unerklärliche Gemüthsverstimmung, eine Unruhe, ein Mißmuth, der zuweilen an Lebensüberdruß gränzt, oder darin übergeht. Nachts aber, wenn die Lebensgesetze allein im schlafenden Geglieder schalten, und die Seele sich ins Innerste, zum Geiste, zurückzuziehn scheint, ists, als verbreite sie sich beim Kranken der obigen Art, abgeschieden von ihren gewöhnlichen Organen, weit über den Leib hinaus, empfindend und gewahrend, doch vom geistischen Wesen durchleuchtet, und nur noch so viel mit dem Leben zusammenhängend, als nöthig ist, die Gliedmaßen des Körpers zu mancherlei Verrichtungen willkürlich zu lenken. Die Lebenstriebe wirken nicht mehr auf sie ein. Sie kennt keine thierische, unreine Begierde; keine Furcht, keine Angst, wenn sie den Leib einem grauenvollen Untergang bloßstellt. Der Nachtwandler, mit völlig geschlossenen Außensinnen, gewahrt die Gegenstände nah und fern; wandelt die gefahrvollsten Wege, welche er, wenn er sie wachend erblickte, schaudern würde, mit seinem Fuß zu berühren. Er verrichtet gewohnte Tagsgeschäfte, und Anderes, was er wachend kaum in solcher Vollkommenheit vermöchte. Und ist er erwacht, fehlt ihm gänzlich die Erinnerung dessen, was er gethan, weil sein Seelisches keinen Gebrauch von einem der gewöhnlichen stoffischen Organe gemacht hatte.

Das Geheimnißvolle im Wesen des Seelischen tritt uns zuweilen noch wunderbarer bei jenen Personen entgegen, welche im Zustand des sogenannten Schlaf-Wachens (des thierischen oder Lebensmagnetismus, oder Somnambulismus), hell durch Vergangenheit und Zukunft sehn, und in der Gegenwart Vorhandenes gewahren, welches dem Blick des Gesunden, sey es durch Fernen, oder vorliegende dunkle Körper, unsichtbar bleibt. Möge man die Wahrheit solcher Zustände bezweifeln oder läugnen, oder die Anwendung des

Mesmerismus in der Heilkunde*) verdammen: immer zeugt, wie das Alterthum, so noch der heutige Tag, vom Daseyn solcher Zustände. Die Thatsachen sprechen, obwohl in ihnen oft schwer zu entscheiden ist, was, in den Aeußerungen des Kranken, der Wirklichkeit entsprechend, und was unwillkürliche Selbsttäuschung sey? Denn was der Geist durch Erfahrung und Unterricht geworden, bleibt er auch im Zustand des Traums, wie des Schlafwachens.

---

71. Fortsetzung. Krankheit.

In so eigenthümlicher und wunderbarer Macht uns auch das beseelende Wesen, erscheinen möge, wenn es sich, in größerer oder geringerer Losgebundenheit vom Leben, offenbart: wird doch dies zwiespältige Verhältniß, als **Krankheit** angesehn, und mit Recht. Denn es ist ein Zustand von Hemmung und Störung im naturgemäßen Wirken und Erscheinen des beseelten Leibes; theilweise Aufhebung der in sich vollendeten Einheit der im thierischen Lebensgebilde verbundnen Wesensartungen.

In der Thierwelt sind nur **Leibes-**, oder **Seelenkrankheiten** möglich. Der Mensch aber ist auch **Krankheiten des Gemüths** unterworfen. Das Thier, wenn es von äußern Verletzungen, oder verderblichen Einflüssen atmosphärischer Beschaffenheiten verschont bleibt, genießt, bei regelmäßiger Befriedigung seiner Triebe, bis zum Tode ungetrübte Gesundheit. Selbst das hohe Alter desselben, das die Kräfte bricht, die Sinne auslöscht, ist Gesundheit; weil es die dem Gesetzthum des Lebens gemäße Vollendung seines Erscheinens ist. Wer das

---

*) Am 21. April 1841 verbot ein Dekret der Kongregation der römischen und allgemeinen Inquisition, welches am gleichen Tage das Approbavit des Papstes Gregor XVI. erhielt, die Ausübung des thierischen Magnetismus (usum magnetismi, prout expositur, non licere); denn die magnetische Operation gebe nur Anlaß zum **Unglauben** und Sittenverderben. Ehmals hielt man solche Leute für Besessene vom Teufel.

Alter an sich, mit den dasselbe begleitenden Gebrechen, Krankheit nennen will, soll billig auch die Jugend an sich, mit den Mängeln ihres noch unvollkommnen Gliederbaues, Krankheit heißen. Der Mensch ists, der den Thieren die meisten Krankheiten zuführt, wenn er sie zähmt, als Haus- und Heerdenvieh benutzt, ihre Instinkte und Triebe durch aufgezwungene Gewöhnungen beschränkt, und ihnen Nahrung und Trank, Luft und Licht, Bewegung und Ruhe, nicht nach ihrem Bedürfniß, sondern nach seinem Zweck, oder Vortheil, zumißt. Die Natur ihres beseelten Lebens sorgt weiser für ihre Erhaltung, als menschliche Kunst und Willkür. Gleich ihnen, und aus dem nämlichen Grunde, erfreun sich, unter den Sterblichen, die Familien und Horden der Wilden einer selten erschütterten Gesundheit, in natürlicher Stillung ihrer Bedürfnisse. Erst mit den Lastern, Verwöhnungen und reizenden Giften der Barbarei und Civilisation dringt, als deren furchtbares Gefolge, das Heer zahlloser Gebrechen und Krankheiten, und von Geschlecht auf Geschlecht vererbender Leiden, auf sie ein, denen die ungewisse Kunst des Arztes vergebens wehret.

Und eine ungewisse Kunst wird diese wohl immerdar bleiben, weil sie auf Erfahrungen beruht, deren Wiederanwendung und Ergebniß, durch vielerlei unerforschbare Zustände und Verhältnisse, fast überall anders bedingt ist. Und wie genau schon unsre Kenntniß von Bau und Bestand, Bestimmung und Zusammenhang der äußern und innern Gliedmaßen des Menschenleibes seyn mag; und obwohl wir selbst der zartesten Nerven Richtung, Gewebe und Verflechtung beobachten: wir erblicken doch nur das todte Stoffische, nicht das, dessen Träger es ist; nicht das geheimnißvolle Spiel der bewegenden Kräfte; nicht die durch sie vom Lebenschemismus bewirkten Verwandlungen der Stoffe; nicht Bedeutung der Nerven-Häufungen und Verzweigungen, und was sie bewegt, oder lähmt, zumal, als Organe der Innensinne des Seelischen.

72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seelischen auf einander.

In der ununterbrochenen Wechsel-Erregung zwischen, uns noch zu wenig bekannten, mannigfaltigen Artungen der Stoffe und Bewegkräfte, so wie dieser und des Lebens, des Seelischen und Geistes, bleibt uns selbst der erste, eigentliche Quell der meisten Krankheiten des Lebens verborgen. In unsrer Unwissenheit begegnen wir dem Uebel erst da, wo es sich hervorbrechend äußert. Wir versuchen den Strom des Leidens zu dämmen, und schwellen ihn oft nur an; oder drängen ihn, ohne unser Wissen, in andre Richtungen, vielleicht noch schlimmere, während die Quelle immerfort rinnt. Der schwierigste und wichtigste Theil der Heilkunde ist weder die Kenntniß aller Theile vom Geglieder des menschlichen Leibes und ihrer Verrichtungen und Beziehungen, noch die Lehre von Bedeutung der äußern Anzeichen vorhandener Krankheiten (Symptomatologie): sondern die Kenntniß von deren Verwandtschaften, gleichsam von der Geschlechtsfolge oder Genealogie der Krankheiten, wie durch das Leiden irgend eines innern Theils, in einem andern, und von diesem in einem dritten Theil des Organismus, der örtlich mit jenen nicht immer in Verband steht, gegensätzlich erregt wird, bis das zuletzt gewordene Leiden sich durch äußere Kennzeichen verkündet.

Daher sind alle bisherige Unternehmen, die Heilkunde nach Grundsätzen zu ordnen und zu betreiben, eitel geblieben, wie hoch sie schon eine Zeitlang gepriesen werden mochten. Auch die Wissenschaften haben ihre Tage der Mode. In jedem solcher Grundsätze lag wohl eine einzelne Wahrheit, aber nicht das allgemein Wahre. Wenn die Einen das einseitige Zuviel und Zuwenig, Ueberfülle oder Schwäche der Erregbarkeit und Erregtheit (Sthenie und Asthenie) für das hielten, was jedem Leben Verderben bringe, irrten sie nicht; wohl aber darin, daß sie das Besondre zum Allgemein geltenden erhoben, und mit künstlichen Reizmitteln einwirkten, wo kein Zuviel und Zuwenig der Grund des Leidens war. Andre glaubten dem in seinem Wirken gestörten Leben am naturgemäßesten zu helfen, indem sie ein vorhandenes Uebel durch ein künstlich erregtes, gleichartig scheinendes, (homöopatisch) überzuleiten

suchten. Sie irrten darin nicht, daß sie dem Naturgesetz des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen folgten; wohl aber darin, daß sie es in allen Fällen anwendbar wähnten, welche die äußerlich ähnlichen Erscheinungen darboten, ohne den entferntern Ursitz des Uebels, und die gleichartige Wirksamkeit der Gegenmittel zu kennen. Das Weiseste ihres Verfahrens aber blieb unstreitig, der Natur des Kranken zu seiner Selbstheilung mehr, als der Kunst, zu vertraun, und die Thätigkeit des in seinem Gebilde schaffenden Lebens durch naturgemäßere und behutsam gewährte Erregungsmittel zu unterstützen.

Die Störungen des Lebens in seinen Verrichtungen; die Beschränkungen und Lähmungen seiner Thätigkeit, durch Mangel, oder Uebermaß, oder Einseitigkeit der Einwirkungen von Stoffen und Bewegkräften der Außenwelt, hab' ich schon früher (52), in leichten Zügen, angedeutet. Aber auch die seelischen Bewegungen, die Rückwirkungen der Gefühle auf den Leibesbau, können für das Leben eine Quelle seiner Einheitsstörungen werden. Indessen rinnt diese Quelle sparsamer, als jene. Denn die verlangenden oder befriedigten Lebenstriebe, wenn sie sich in der Seele, zu Empfindung, gegensätzlich werden, erzeugen darin immer nur einen ihnen entsprechenden Schmerz, oder eine Wollust, die durch Rückwirkung auf das Geglieder selten oder nie für dieses nachtheilig werden kann. Ich spreche hier nur vom Seelischen, wie es sich, unverbunden mit geistischem Wesen, in der Thierwelt darstellt; nicht wie im Menschen.

Es läßt sich wohl nicht läugnen, daß das Gefühl anhaltender, maßloser Angst und Furcht verderblich auch in das Thierleben eingreifen, allgemeine Abspannung und Entkräftung, und eben so, wie übergroßes Schrecken, selbst für den Nervenbau zerrüttend, dem Leben schaden könne. Eben so wissen wir, daß die Liebe mancher Thiere für ihre Jungen, nach deren Verlust, sie zu einem Grade von Traurigkeit treiben kann, der rückwirkend auf ihre Lebensthätigkeit, diese verzehrt, alle andern Triebe schwächt, selbst den zum Genuß der Nahrung. Doch, wie gesagt, gehören Lebens-Krankheitserscheinungen dieser Art zu den Seltenheiten.

73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens.

Zahlreicher hingegen sind die Seelenkrankheiten, welche aus den Mängeln des Lebens und seiner Haushaltung in den verschiednen Theilen seiner Gliederungen, und noch mehr aus der Stärke seiner nach Sättigung ringenden Triebe hervorgehen. Auch das Leben der Pflanze hat dieselben Triebe. Auch deren unvollkommne oder ganz versagte Befriedigung bringt Krankheit und selbst Tod. Aber im Thiere sind sie durch Empfindung geschärfter, und, durch gewaltsame Rückwirkung des Seelischen auf das Nervenleben, zerstörender. So erzeugt der Ungestüm des nichtgestillten Begattungstriebes in manchen Thieren zuletzt eine Art Wahnsinns, der sie allen ihren Gewohnheiten entrücken, ihre Außensinne verblenden, und sogar den Selbsterhaltungstrieb des Lebens abstumpfen kann. Eben so ist unzweifelhaft die sogenannte tolle und stille Wuth der Hunde und Katzen, der Wölfe, Füchse u. s. w. gleichwie bei andern Thieren, Betäubung, Ohnmacht, Epilepsie u. s. w. nur Folge von vorangegangnen Gesetzesverletzungen des Lebens, und irres Treiben desselben in seinen Verrichtungen.

Im strengen Sinn genommen, ist das Wort Seelenkrankheit eine unpassende, höchstens nur bildliche Bezeichnung für gewisse regelwidrige Erscheinungen von Begierden, Empfindungen und Gefühlen. Die Seele an sich selbst kann nicht erkranken, sondern nur das Leben, mit dem sie geeinet, dessen Hüterin und Dolmetscherin sie ist (56.). Abhängig von diesem, wird sie zum Widerschein seiner Zustände. Des Thieres Raserei, Liebeswuth und Wahnsinn ist, wie der Schmerz des Hungers, oder der Wunden, der im Seelischen gewordne Nothschrei beleidigter Lebenstriebe.

Es ist das geheimnißvolle Gebiet der Nerven der Punkt, wo Leben und Seele in ihrem engern Verkehr stehn, und sich wechselsweis zur Thätigkeit erregen. Hier wird die kleinste Sünde wider das Gesetzthum des belebenden Wesens zum seelischen Leiden. Jede anhaltende Zerrüttung des zarten Gewebes, jeder Mangel, jedes Uebermaß ihrer Bethätigung, ihrer Bewegung, oder Ruhe, bringt endlich Erschöpfung, oder verwilderte Reizbarkeit derselben. Daher dann Schwächung der

Außen- und Innensinne, Erstorbenheit oder Aufwallung des Gefühls. Wie kann die Seele sich anders äußern, als wie sie durch Einwirkung des Lebens erweckt ist? Oder in sich gegensätzlich zu dem werden, was nicht auf sie einwirkt?

---

74. Hinblick auf Gemüths- und Geisteskrankheiten; nebst einer allgemeinen Bemerkung über das Bishergesagte.

Eben so verhält sich die Seele zum Geiste. Nur gerufen von ihm, tritt sie ihm zu seinem Dienst entgegen. Er sowohl, wie anderseits das Leben, leitet ihre äußern Sinne zum Gewahren der Außenwelt, ihre Aufmerksamkeit, ihr Gewöhnen, ihren Nachahmungstrieb, und bereichert ihr überdem das Gedächtniß mit seinen Gedanken. Sie ist, zwischen ihm und dem Leib, die Vermittlerin; und, nur erst in ihrem Erregtseyn, rückwirkend, und wiedererregend in beiden. Ihre Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle werden, im Bewußtseyn des Geistes, Vorstellungen. Sie verkündet ihm die Triebe des Lebens und deren Forderungen; er hinwieder genehmigt, oder verwirft diese, seinem eignen Gesetzthum gemäß.

Der innige Verein von Geist und Seele, das sich unmittelbare Berühren und einander in Wechselerregung Durchdringen von beiden, ist, was wir im gemeinen Sprachgebrauch mit dem Worte Gemüth bezeichnen. Wie im Nervischen sich Leben und Seele begegnen, gleichsam in einander fließen: so rinnen im Gemüth Seele und Geist zusammen. Darum verbinden wir auch mit Gemüthskrankheiten gewöhnlich einen andern Begriff, als mit bloßen Seelenkrankheiten.

Krankheiten des Lebens können allerdings, durch Vermittlung der Seele, in sogenannte Gemüths- und Geisteskrankheiten, in Schwermuth, Blödsinn, Verrücktheit u. s. w. übergehn. Hinwieder auch, durch seelische Vermittlung, können störende Einwirkungen des Geistes auf das Leben, dessen Geschäfte hemmen, dessen Werke verderben. Wiederum kann der Leib erkranken, während der Geist in vollkommner Gesundheit wirkt und weset. Anderseits gibt es Geistes- und Gemüths-

kranke, die leiblich wohlgedeihn und bei welchen alle Lebensverrichtungen ungehemmt von statten gehn.

Aber hier ist nicht die Stelle, wo ich (ohne vorher den Verkehr zwischen Geist und Seele unter einander näher angedeutet zu haben), über jene Zustände des Leidens beider, meine Ansichten mittheilen kann.

VI.

Der Geist.

Der Geist.

75. Entwickelung des Geistes. Gesittungsstufen des Menschengeschlechts.

Es überrascht uns in der Geschichte der Natur, oder ihrer Wirksamkeitssphären, so weit uns der Gesichtskreis in denselben gestattet ist, die Wahrnehmung eines wunderbaren Gleichlaufes (Parallelismus) all ihrer Thätigkeitsweisen; überall stufenweiser Entwickelungsgang ihrer Schöpfungen vom Samenkeim zum Vollkommnern. Selbst die scheinbar todten Stoffgebilde waren vor unzähligen Jahrtausenden noch nicht was heut. Selbst der Weltkörper, den wir bewohnen, war uranfänglich nicht in seiner gegenwärtigen Vollendung. Er schwamm gleichsam, als Embryo, im Schoos der Himmel, und zog aus dem Aether, wie ein Säugling, die nährenden Urstoffe des Aethers an sich, die sich zu Urfels verdichteten und gestalteten; dann zu Uebergangs-, zu ältern und jüngern Gebirgslagern schaalig übereinanderlegten und nach manchen vulkanischen Ausbrüchen, Landemporhebungen und verwüstenden Sündfluten, die bis jetzt gebliebne Form gewannen (47.).

Doch wie lange Zeiten verflogen dem Erdball, bevor sich über seinen Gebirgs- und Land- und Meerbildungen, aus den vielartigen Gegensätzlichwerdungen der Materien und Bewegkräfte, ein zu Belebung veredelter Stoff schied! (44.) Auch er war anfänglich nicht, was er in der Folge der Jahrtausende geworden ist. Die tiefern Felsrinden des Erdkörpers zeigen uns nur noch seltne Ueberbleibsel höchst einfacher Seethierchen; spätere nach und nach deren mehrere, mannigfaltigere und künstlicher gebaute; dann erschienen die Jahrhunderte der

riesigen Kräuter und ungeheuern Thierwesen. Es waren die wilden Jünglingszeiten unsers Weltballs. Und lange nachher, nachdem sie vergangen waren, entfaltete sich das Urleben in jener Fülle, Verschiedenheit und Pracht, die wir schon seit sechs Jahrtausenden bewundern. Aber auch im Reich der Pflanzen und Thiere selbst herrscht der nämliche Gleichlauf und Entwickelungsgang zwischen den Gattungen beider, von den grünen, fast gliederlosen Schleimmassen der Tremellen, und von den gallertartigen, Punkten ähnlichen, Monaden und Colpoden und andern beseelten Aufgußthierchen, bis empor zu den edeln Blüten und Fruchtbäumen und zum menschenartigen Troglodyten des innern Afrika's.

Der Mensch erschien zuletzt; — ein höheres Wesen. Sein Ich ist der gottdenkende Geist. Und diesen Geist umkleidete die Natur mit dem Köstlichen aller ihrer Wirksamkeitssphären; mit einem Leibe, in welchem sie sich gleichsam zu seinem Werkzeuge, zu seiner Dienerin, ihn zu ihrem Gebieter, zu machen schien.

Aber auch der Menschengeist wieder erkennt, in seinem kurzen Daseyn auf dem Erd-Stern, denselben Entwickelungsgang, welchen die Natur selbst hält. —

Das neugeborne Kind ist, seinem Leben und Seelischen nach, ein mit dem mütterlichen nahe Verwandtes und Verbundenes, Stoff von Stoff der Mutter, Leben von ihrem Leben, Seele ihrer Seele. In gleichem Verhältniß aber, wie das junge Geschöpf, mit fremden Stoffen und Kräften, zugleich ein der Mutter fremdes Leben und Seelisches aus dem Reichthum der Natur einsaugt, löset sich allgemach jener Verband. Dann wird das wachsende Leben die erste Amme und Erzieherin der Seele; weckt dieselbe durch seine Triebe und Instinkte aus dem Schlummer; und diese, erwachend, wird endlich der Glieder ihres Leibes, und ihrer äußern Sinnwerkzeuge, eins ums andre mächtig; dann auch der innern, erst der Aufmerksamkeit, darauf des Gedächtnisses, der Gewohnheit und der Nachahmungslust. Zuletzt dämmert das Licht des Geistes in den Sinnen und Gefühlen der Seele hervor. Die reine Thierheit hört auf, der Mensch beginnt mit den ersten Lauten

der Wortsprache; mit dem ersten Bewußtwerden eigner Persönlichkeit; dem ersten Bewundern des Gefälligen; dem ersten Suchen nach dem Warum? und Wozu? dem ersten Gefühl des Unrechts und Rechts. Das Kind ist früher vernünftig, als verständig; sein Geistesgesetz früher, als die durch Erfahrung erst erworbene Klugheit im Urtheilen und Handeln. Der Erwachsene erblickt in den kindlichen Aeußerungen eine Naivetät, einen Ausdruck von Natürlichkeit, die er, als Widerspruch mit verkünstelter Ueblichkeit, belächeln kann und doch, als Vernunftgemäßes, ehren muß.

Auch der Knabe bewahrt zwar Neigung und Sinn für das Naturgemäße; aber der Geist verharrt noch lange im Dienst der herrschenden Thiernatur. Leibesstärke, Muth und Schlauheit sind ihm bewundernswürdiger, als jedes andre Verdienst; Freiheit mehr, als Zwang seiner Lebensart. Er lernt nachahmend von Menschen und Thieren. In lebhafterer Anerkennung des Rechts und Unrechts verkündet sich die gesteigerte Macht des sittlichen Gefühls.

Wenn im Jünglingsalter aber Lebensfülle und Seelenreichthum üppiger überströmt, und der Geist sich seines Innern und der Urbilder des Wahren, Guten und Schönen in ihm heller bewußt wird: dann erscheint der große Augenblick, in welchem der halbreife Zögling der Natur die Hand der bisherigen Erzieherin fahren lassen, und selbstständig schalten will, und es doch nicht ganz vermag. Der erfahrungsarme Verstand verliert sich noch im Labyrinth der Erscheinungen; verwechselt Wesen und Schein, sinnliche und sittliche Größe; haßt das Gemeine; lechzt nach Wundern; zieht das Göttliche ins Irdische nieder, und verklärt Irdisches in Göttlichkeit. Der Jüngling, schwankend zwischen Sinnen- und Geistesluft, sieht die Welt nicht, wie sie ist, sondern vernunftgemäß seyn soll; kennt keine Mittelstraße; wird Engel und Teufel; Tyrann und Sklav; erfindet was er nicht findet.

Wenn, nach diesen Gährungen, das leibliche Leben seinen Bau im Mannesalter befestigt hat, der Rausch stürmischer Gefühle verflogen ist; die Fantasie mit gesenktem Flügel neben der Leiche schöner Hoffnungen trauert, und schmerzliche Erfahrung vor den Gefahren geliebter

Thorheiten und geheiligter Irrthümer warnt: dann wird der Einfluß des Verstandes herrschend. Der Sterbliche, noch angezogen vom Reiz der Wirklichkeit um ihn her, gibt sich ihm nur mißtrauisch hin, und das Ideale und Höhere in ihm beargwohnt er, als unsichre Träumerei. Er unterhandelt auf Bedingung hin mit beiden; will seinen Vortheil vom Irdischen und Ueberirdischen; will lieber klug seyn, als wahr und offen; lieber das Nützliche, als das Edle. Lebensbequemlichkeit wird sein Lebensziel; er sich, in schlauer Selbstsucht, sein Gott. Zwar mahnt ihn das Gesetz der Heiligkeit an Höheres, als das Vergängliche. Doch der Verstand verwandelt auch dieses nur zu oft in unfruchtbare Schulbegriffe, oder in Schminke eigennütziger Begierden. — Spät gelangt der Geist zur Alleinherrschaft über das Thierthum; das Gottesgesetz, die Vernunft, zum Sieg über die Macht des Irdischen; der Mensch zur Vollendung im Hochmenschlichen.

Die Entwickelungsgeschichte des einzelnen Sterblichen ist die Entwickelungsgeschichte ganzer Nationen. Sie wohnen auf dem Erdball, wie Kind und Knabe, Jüngling und Mann, in sehr ungleichen Höhen der Ausbildung; langsam ihrem Ziel entgegenreifend.

Der Stand der Wildheit ist ihr Kindheitsalter. Der Wilde auf den untersten Stufen, wie er noch den reisenden Europäern in einzelnen umherziehenden Familien Neuhollands begegnet, ist fast ganz thierisch, nur seelisch; noch wortarm in der Sprache; daher auch gedächtnißarm. Zwar denkt er, aber denkt meistens nur wortlos. Geschehenes ist leicht vergessen. Er weint einen Augenblick und lacht im nächsten mit unmäßiger Freude. Er belauscht aufmerksam des Treiben der Thiere und lernt von ihnen seine ersten Künste; zieht mit Weib und Kind durch die Einöden, wohin Nahrung und Sicherheit ihn locken; läßt seine Ungebundenheit ungern beschränken und will keine andre Herrschaft dulden, als die der Naturtriebe. Alles erscheint ihm noch, als Gemeingut. Erst Vermehrung der Volksmenge und Beschränkung des Raums, oder Furcht vor Nachbarhorden, zwingt zum festern Verband der Familien, zu gewissen Formen geselligen Vereins. Die Erfahrung der Alten lehrt und leitet im Frieden; Kühnheit und List des Stärksten befehligt im Kriege.

So tritt der Wilde auf die Stufe der Halbwilden, in das Alter der Knabenzeit. Immer noch am Leitband der Naturtriebe gegängelt, sind die Thiere der Wildniß seine Vorbilder. Er beschleicht den Feind, wie sie; er verstellt sich, wie sie. Seine Tänze, Spiele und Belustigungen sind den ihrigen nachgebildet; er schmückt sich selbst mit ihren Namen. Kriegerstolz, der jeden Schmerz verhöhnt, ist seine Mannesehre. Der Stärkere wird Herr des Schwächern, das Weib Knechtin des Gatten, der Besiegte Sklav des Siegers; ein Held oder ein Stammvater der Horde, ihr Häuptling; die Kriegergemeinde gesetzgebend für alle. — Unter mannigfachern Erfahrungen wird auch der Geist wacher. Das erstärkende Gedächtniß leitet den Halbwilden sicher durch die Urwälder; lehrt ihn Thaten der Väter den Enkeln in Sagen überliefern und mit Bildern des Sichtbaren das Unsichtbare nennen. Ein regewerdendes Gefühl des Schönen erfindet rohes Schmuckwerk des Weibes; die Tättowirung des Mannes, daß er schrecklicher scheine. — Der Halbwilde, der vor nichts zittert, erschrickt nur noch vor der Allgewalt der Naturerscheinungen. Ihm zeigen sich hinter denselben übermächtige Wesen. Er buhlt mit Opfern um ihre Gunst. In seinem Gemüth erschließt sich der Keim der Religion. Es ist die Religion der Unmündigen; eine Schöpfung der Furcht. Sie schafft ihm Götter, ihm zum Ebenbilde; doch in riesiger Größe und Stärke.

Die Gesittungsstufe der Barbarei folgt allmälig den Tagen der Halbwildheit, wie das Jünglingsalter den Knabenjahren. Der Menschengeist dünkt sich den Spielen der Kindheit entwachsen und, im Stolz erworbener oder ererbter Kenntnisse, der Unmündigkeit entlassen. Die Ideen des Unendlichen, des Heiligen und Schönen leuchten schon in ihm auf. Er strebt Höherm nach; aber vermag es nur auf Fittigen der Einbildungskraft im Sturm der Gefühle. Er verschmäht das Gemeine; will das Wunderbare und Uebermenschliche in Allem, und gestaltet zuletzt doch nur das Ungeheure in die Welt des Sinnlichen hinaus. Maßlos überall, ist es der Barbar in Lust und Trauer; im Hassen und Lieben; in üppiger Pracht und schwärmerischer Entbehrung; in Lastern und Tugenden. Die rohen Helden der Vorzeit werden ihm zu Heroen; die Frommen und Weisen zu Heiligen und Halbgöttern. Im Kriege abenteuerlichen Wagstücken nachjagend, im Frieden müßig

schwelgend, findet er überall nur Engel, oder Teufel. Knechtischer Anbeter der Geliebten, wird er in der Ehe ihr Tyrann. Es ist das Zeitalter wilder Wollust und erhabner Lebensverachtung; der Vergötterungen und des Faustrechts; der Kunstblüte und Poesie, wie der Unmenschlichkeit; des selbstherrlichen Priesterthums und frommen Fanatismus; des Erbadels und der Leibeigenschaft. Der Fürst glänzt, als Erdengott, umflossen vom geheimen Zauber der Majestät; verkauft auf Sklavenmärkten besiegte Heere, und schleppt aus eroberten Staaten Völker gefangen ins Elend ferner Länder. Aber die Menschheit schmachtet unter langen Verirrungen und selbstgeschaffnen Qualen nach Erlösung; und, mit gereifterer Einsicht, fängt sie an, dem, was ihr Verderben gebracht, besonnen auszuweichen.

Es beginnt das Zeitalter der Halbbarbarei oder Civilisation, das ist, eines gesetzlich geregelten, bürgerthümlichen Volks- und Staatslebens zum Sicherstand und Frieden Aller, wenn auch noch nicht nach Grundsätzen des ewigen Rechts, doch, mehr oder minder klug, nach Erfahrungssprüchen geordnet. Der Mensch ist nicht mehr Leibeigner und Angehöriger der Scholle (glebæ adscriptus), aber doch des Staates, und wird mit dessen Landestheilen verkauft, vererbt und vertauscht. Das Faustrecht gilt nicht mehr; aber noch nicht das Völkerrecht. Die Freiheit wird schon splitterweise in Privilegien, Rechtsamen, Erbständen u. dgl. m. vertheilt. Lebensklugheit ist noch mehr, als Vernunft. Diese wird noch von der Kirche geächtet, und der Thron gebietet, was wahr seyn solle, was nicht. Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Entdeckungen und Erfindungen sind im kühnen Aufschwung, aber im Dienst sinnlicher Genußsucht, des Goldes, des Ehrgeizes, der Herrschgier. Ueberall Nebenbuhlerei von Prachtstädten, Hochschulen, Handelsstraßen, Armeen, Flotten, Fabriken; aber überall die Mehrheit des Volks, zum Vortheil des Staates, oder der Bevorrechteten, umstrickt, beengt, ausgesogen. Die Tugend wird auf Lehrstühlen, Schaubühnen und Kanzeln gefeiert; aber in der Wirklichkeit, als schlaue Heuchelei, oder fromme Einfalt belächelt. Doch gefällt jedem ihre Maske mehr, als nackte Brutalität; und jeder hält mehr auf das Urtheil der Leute, denn auf den Schrei des Gewissens, weil mehr auf feine Sitte, als strenge Sittlichkeit. So ringt die Halb-

barbarei, schwankend zwischen Glauben, Unglauben und Aberglauben, nach Selbstrettung, unablässig von der strafenden Geißel des Widernatürlichen geschlagen.

Aber Civilisation ist schon Uebergangsstufe zum Standpunkt des Hochmenschlichen. Diesen hat im heutigen Weltalter noch keine Nation eingenommen. Doch der einzelnen Sterblichen Viele, unter Barbaren und Civilisirten, haben ihn schon erreicht, Andre zur Nachfolge ermuthigend.

Das ist in flüchtiger Andeutung die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes auf Erden.

---

76. Der Geist ist nicht eine Naturwirkung.

Und wer ist er an und für sich selber, dieser Geist? — Die Frage beschäftigte schon die Weisen des hohen Alterthums, welche noch pflanzisches Leben und seelisches Empfinden, mit Geist, verwechselten, oder nicht unterscheiden mochten. Sie beschäftigte die Denker späterer Zeiten.

Ihrer Manche meynten, er sey nur eine edlere Blüte des schaffenden Lebens, hervorgegangen aus einer kunstreichern Fügung und Gliederung des Leibes, seiner Gefäße und Nerven und einer feinern Materie, als der von Thieren oder Pflanzen. Er sey, wie Alles in der Natur, außer der nichts sey, ihr Erzeugniß, wie jede andre ihrer Erscheinungen. Die Natur selbst schien solchen Denkern, vom Sinnentrug irregeführt, in sich bloß ein Materielles oder Stoffisches, nichts Anderes, indem sie den Schein für das Wesende nahmen. Aber die Antwort blieben sie auf eine andre Frage schuldig: Wodurch ist die Materie, die an sich stille und todte, zugleich die Alles in wunderbaren Ordnungen Bewegende; der in sich einfache, ungegliederte Stoff zugleich Leben hauchend durch Pflanzen-, Thier- und Weltkörper-Reiche? Wodurch wird der an sich unempfindliche, stumme Stoff zugleich Schöpfer von Gefühlen, Gewahrungen und Erkenntnissen? Wird er es Alles durch ein unergründliches Ungefähr? So ist die Natur selbst ein unergründliches

Ungefähr, und von ungefähr weiser, als der ihre Weisheit anstaunende Menschengeist; so ist die Natur, oder das Ungefähr, Gott.

Wäre der menschliche Geist die höchste Blüte der Natur, ein Bewußtseyn des sich selbst Unbewußten: so würde er, als Naturwerk, ein bloßes Seyn haben, ohne selbstständige Wesenheit; so würde nicht er, sondern die Natur, Quell und Ursache seiner Vorstellungen und Ideen, mithin selbst von dem seyn, was sie selbst nirgends äußert und nicht weiß; so würde sie in seinem Bewußtseyn und Willen sich selbst zum Widerspruch werden müssen, ein wissensloses Gewußtes, ein willenloses Wählen; ein endliches Unendliches.

Der Geist aber weiß sich, als selbstständig Wirkendes, Erscheinungen der Natur in sich bedingend; als ein Beharrliches im Wechsel seiner Gedanken, Entschlüsse und Wirkungen. Wäre sein Gedankengebiet ein Bewirktes der Natur selbst: so könnte darin nichts vorhanden seyn, denn bloß Abspiegelung ihres Selbstes und was sie darstellt. Aber der Geist erblickt, was sie nirgends sinnlich offenbart: ihre Wesenheit, Unendlichkeit, sogar Höheres, als sie. Er trägt ein Gesetz in sich, welches nicht ihr Gesetz ist, oft gegen ihre Gebote und Triebe Widerstreit gebietet und durch ihre Gewalt nur mangelhaft erfüllbar bleibt in der Welt. Ist das Ahnen des Göttlichen im ganzen Geisterreiche ihr Ahnen, und das Sehnen desselben nach Gott ihr eignes Sehnen: so ahnet sie und sehnet sie sich nach einem Andern und Herrlichern, als sie selber ist, und doch wäre sie zugleich das Einzige und Alles, außer welchem nichts vorhanden seyn könnte.

Aber ich breche ab. Es gränzt an Thorheit, dem zu widersprechen, was sich selbst widerspricht.

---

77. Nicht eins und dasselbe ihres Wesens. Seelenwanderungslehre.

„Wohl nicht das bloße vergängliche Erzeugniß und Erscheinen aus der Natur ist der menschliche Geist", — haben andre und scharfsinnigere

Denker gemeynt: — „sondern er ist gleich ewig, wie sie ist; nicht ihre Wirkung, sondern ihre eigne Wesenheit. Sie in ihrer Urheit aber ist der Urgeist, welcher, wie in andern Sphären ihrer Wirksamkeit, gegensätzlich in einer langen, mannigfaltigen Reihe Geistes-Artungen, oder Einzelwesen, in sich auseinandertritt, und in allen diesen doch wieder sie selbst ist und wirkt. Denn sie bleibt das Bedingende im All; und die Dinge sind nur wandelbare Formen ihres Waltens und Wirkens; das Endliche in ihrer Unendlichkeit. Das Gesetzthum des Wahren und Heiligen ist auch ihr Gesetzthum und darum in allen Geistern bestehend. Die stoffischen Lebensgestalten der Menschen vergehn im Tode; nur die Seelen oder Geister sind das Unsterbliche, und gehn in andre Menschen- oder Thierhüllen über, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan, vollkommner oder unvollkommner geworden sind."

Siehe da, die alte Lehre von der Seelenwanderung! — Wie kindlich auch diese Vorstellungsart von ewiger Wiederkehr der Seelen oder Geister in neue Körper seyn möge, ist sie doch schon eine der Höhen, zu welcher sich einzelne Forscher des Alterthums erheben konnten; eine Höhe, welche selbst den Gipfel manches spätern Lehrgebäudes überragt, in welchem die Natur, als alleinige Gottheit thront, oder das mit der Materie spielende Ohngefähr. Das Alterthum kannte kein anderes Weltall, als nur welches der enge Horizont in sich begreift, den auf unserm Erdball das Auge überschaut. Ihm mußte allerdings der Geist das Letzte und Höchste im All des Vorhandenen seyn. Wer jedoch wird heut, auf Stufen vollkommnerer Kenntniß und Erkenntniß, zu behaupten wagen, daß das unendliche Universum mit all seinen unzählbaren Weltkörper-Millionen, durch den Menschengeist abgeschlossen und beendet sey?

Schon die Idee der Seelenwanderungslehre von Lohn und Strafe nach dem Tode des Leibes, spricht Ahnung von einem weit andern Daseyn aus, als dem Reiche der Natur; und deutet, durch den unabwehrbaren Gedanken von bleibender Persönlichkeit der geistigen Einzelwesen zu einem erhabnern Wissen, für welches die Natur und ihr Gesetz keine Erfahrung, keinen Fingerzeig gibt. Was wäre Vergeltung, wenn sich der Geist in einem spätern Leibe nicht mehr bewußt wäre,

in einem frühern heilig oder sündig, oder überhaupt schon vorhanden gewesen zu seyn?

---

78. Urverwandtschaft des Geistes und der Natur.

Obgleich, in der unendlichen Wesenverkettung des göttlichen All's, der menschliche Geist mit der Natur urverwandt, ihr Nächster, ist, weiß er sich doch urgewiß nicht eins und dasselbe mit ihr; weiß er sich gleichsam in sich abgeschlossen; Selbstschöpfer inmitten seiner Gedankenwelt; unabhängig sich angehörend. Mit erstem Anglimmen vom Licht seines Bewußtseyns, wird ihm auch seine unveränderliche, bleibende Selbstheit, seine Persönlichkeit hell. Jeder Menschengeist erscheint sich, geschieden von Allem, wie ein Mittelpunkt alles Vorhandenen. Sein Ich weiß, daß es nach Jahren dasselbe geblieben ist; nicht vermehrt, nicht vermindert, wie sich Stoffe, Bewegkräfte, Leben und Seelisches häufen und mehren, oder schwächen und mindern lassen in ihrem Einzelganzen. Vergrößerung der Kenntnisse ist keine Vergrößerung des Geistes; denn er ist nicht selber das Vielerlei des von ihm Gekannten, sondern er ist das dieses Kennende.

Er wohnt freilich in der Natur. Er hat von ihr seine vergängliche Hülle, den Leib, empfangen. Aber diese Umhüllung ist doch nur Werkzeug, durch welches er eine Verbindung mit ihr vermittelt, und in Wechselwirkung zu ihr steht. Von ihr zur Thätigkeit erregt, wird er anfangs nur ihr Schüler. Sie kann ihn aber nicht mehr lehren, als ihr eignes Selbst. Und wie Herrliches dies seyn möge: er weiß von Wunderbarerm und Herrlicherm, was sie selber nicht ist, und als welches die Lehrerin sich dem Schüler nie offenbaren kann.

In all ihren Wirksamkeitssphären tritt die Natur gegensätzlich, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Höhern zum Tiefern, in zahllose Artungen von Stoffen und Kräften, von Pflanzen- und Thiergattungen aus einander. Nicht also ist's im Reich der Geister. Sie sind sich insgesammt gleichartig. Alle haben sie einerlei Gesetzthum, einerlei

Erscheinungsweise. Wir kennen auf Erden keine Verschiedenheit höherer und tieferer Geister, wenn auch große Verschiedenheit der Menschen in ihren Neigungen, Anlagen, Kenntnissen und Fertigkeiten. Allein diese Mannigfaltigkeit entspringt offenbar nicht aus der Ungleichheit der geistigen Wesen, sondern aus der Ungleichheit der ihnen von der Natur zu Theil gewordnen Werkzeuge, des Nervenbaus, der Sinnen-Organe, der vollständigern, oder unvollständigern Gliederung; entspringt aus Ungleichheit der Schicksale, Geistesbethätigungen und Verhältnisse zur Welt. Wie mag der Geist des Blindgebornen, oder des Taubstummen, in seinem Erscheinen gleichstehn dem Geist des Vollsinnigen? Oder wer läugnet, daß Tausende von denen, welche unter wilden Barbaren, oder in den mittellosen Volksklassen unsrer civilisirten Länder, erfahrungsarm und roh dastehn, unter günstigern Umgebungen, bewundernswürdig geglänzt haben würden? Der Geist des Menschen, inmitten der Natur, wird durch sie nicht in seiner Wesenheit, sondern nur in der Erscheinungsweise derselben, beschränkt.

Es ist nicht zu läugnen, der Geist weset in ihr, gleichwie sie hinwieder in ihm sein Gewußtes ist. Er wirkt auf sie ein; sie hinwieder auf ihn, nach unabänderlichen Weisen. Ihr Gesetzthum ist in strenger Zusammenstimmung mit dem Gesetz seiner Erkenntniß, weil sie ihm ohne diese Uebereinstimmung unerkennbar bleiben würde (27.). Die in ihr waltende Nothwendigkeit, ist das Gleichnothwendige seines Wissens von ihr. Aber dennoch weiß er sich auch in höhern Beziehungen, und unbeherrscht von ihrem Gesetz; weiß sich nicht nur in ihr und ihr nicht nur gegenüber, sondern über sie erhaben. Sogar seine Unruhe über das geheimnißvolle Verhältniß zu ihr; alle Zweifel des Verstandes über sie und sich, beurkunden wenigstens eine Möglichkeit von seinem Hingehören zu andern Reichen des göttlichen Alls. Die ersten Zweifel des Sterblichen über Wesen und Seyn alles Vorhandenen sind auch die ersten Ahnungen der Hoheit dessen, was in ihm denkt und will; sind das erste Wahrnehmen seiner Wesens-Verschiedenheit von der Natur; und sind ein Erkennen, daß sie nicht seine Heimath, er nicht lediglich ihres Geschlechts sey; wohl ihr Verwandter, aber nicht ihr Kind; wohl ihr Einwohner, aber nicht

Bürger ihres, sondern eines unendlich herrlichern Reichs. Er ehrt sie daher nicht, als das vollendete All des Vorhandnen, wie sich ihm dieses durch ihr Stoffisches, Bewegendes, Belebendes und Beseelendes offenbart. Denn er ist ein Wissen, nicht von ihr nur, sondern ein gleich nothwendiges, unabwehrbares, urgewisses (13.) Wissen, von einer erhabnern Wesenordnung, von einer unaussprechlichen, in deren Herrlichkeit sie selber verschwindet; von einer andern Gesetzgebung, als der ihrigen; von einem Gebote, welches für das bloße Vorhandenseyn in ihr, ohne alle Beziehung, ohne Deutung, dastände.

---

79. Der Geist selbstständig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen.

Das Unendliche, Unbedingte ist, wenn ich so sagen dürfte, der geheimnißreiche Hintergrund seines Wissens und Wirkens, aus welchem die allumfassenden Urideen des Wahren und Heiligen hervorsteigen, und diese, vermählt mit dem Seelisch-Anmuthigen im Gemüthe, zur Idee des Schönen werden (92.). Diese Urideen sind die eigenthümlichen Triebe des Geistes, sich äußernde Forderungen seines Wesens; sind die unvergänglichen Sonnen seiner eignen, innern Welt, deren Abglanz darin zu Urbildern von ihnen, oder Idealen, übergeht. Sie sind das höchste Gut des Geistes in all seinem Wissen und Wollen. — Das Wahre durchleuchtet das Gebiet seiner sämmtlichen Kenntnisse und Erkenntnisse; und welche derselben nicht die auf sie gefallenen Strahlen wieder rein zurückwerfen, stößt er von sich aus, als Unwahres, Irrthum und Lüge. — Das Heilige ist des Geistes Licht, aus unerforschbaren Höhen des göttlichen Alls zu ihm gedrungen; ihn emporziehend in eine Heimath übernatürlicher Wesenordnungen. — Das Schöne ist dem menschlichen Geist der Urquell seiner vollendeten Seligkeit im Irdischen; Verschmelzung vom Glanz der Natur mit der Uebernatur; des Irdischen und Göttlichen.

Aber umsonst suchen wir, und sehnen wir uns draußen, in der Welt endlicher und vergänglicher Dinge, nach dem Gewinn des un-

bedingt Heiligen, Wahren und Schönen. Es bleibt der Schatz unsers Innern. — Wie könnten wir das Unendliche ins Endliche hinausgestalten? Da wird, wie ich früher sagte, das Heilige nur zur begränzten Tugend; das Allwahre zur einzelnen Wahrheit, und das Urschöne zur beschränkten Schönheit. Und zu ihnen gesellt sich, mit Verdunkelung ihres Lichts, wie Schatten, die Sünde, der Irrthum und die Häßlichkeit.

Dennoch bleibt alles Ringen und Streben des Menschen dahin gerichtet, die ewigen Kleinodien seines Geistes auch in der Welt geltend zu machen. Er trägt Abscheu vor dem, was häßlich ist, und steht bewundernd still vor dem, was schön ist. Er fordert Wahrheit. Wer ihn mit Lügen täuscht, von dem wendet er das Antlitz ab. Auch der in sein Thierthum verlorenste Sterbliche will wenigstens den Schein der Tugend tragen, wenn ihm die Tugend selber fehlt; verlangt wenigstens Gerechtigkeit Andrer für sich, selbst wenn er sich eigne Ungerechtigkeit gegen Andre verzeihen mag.

Die Forderung der Nichtverletzung des Heiligen, wenigstens des was Recht ist, eine Forderung aller Sterblichen an Alle, entspringt aus der Ueberzeugung gesammter Menschheit, daß nicht nur Jeder wisse, was Recht und Unrecht sey, sondern daß er auch ein Vermögen habe, frei sich für das eine, oder das andre, zu entscheiden. Der Mensch anerkennt nur im Menschen, in keiner Naturerscheinung, in keinem Thiere, das Bewußtseyn vom Recht und Unrecht, und damit zugleich das Daseyn eines freien Wählens oder Willens an. Sollte darin Täuschung walten? — Fürwahr dann würde das Wissen des Geistes von sich, Trug und Falschheit werden; dann Lüge und Wahrheit, Vernunft und Wahnsinn, einerlei Werth haben; Lohn und Strafe, Ruhm und Schande, Sache zweckloser Thorheit bleiben.

Es weiß der Geist sich frei in der Welt, weil er darin sich wählend weiß. Er kann wählen, weil er, ein doppeltes Gesetz in seinen Gliedern trägt: das Gesetz der Selbstheiligung, und das Gesetz der Naturtriebe und Begierden in seinem Leibe, der ihm mit allen Thieren gemein ist. Für Pflanzen und Thiere findet keine Wahl

zwischen zweierlei Gesetzen statt. Sie haben nur ein einziges. Es ist das der Natur. Sie werden von deren Trieben getrieben.

In ihrer ehernen, ewigen Nothwendigkeit steht die Natur dem Geiste schroff gegenüber, auf ihn einwirkend in allen Sphären ihrer Wirksamkeit, die sich in seiner irdischen Umhüllung vereinen. Er aber steht ihr in Freiheit gegenüber; ausgestattet mit einem andern Gesetz, das sie nicht kennt; das er in ihr nirgends wahrnimmt; und ihm eine Weihe verleiht, die sie nicht hat. Urfrei zwischen zwei Reichen des wesenden Alls, kann er das Gesetz des einen, wie des andern, verwerfen, oder erfüllen. Meisternd begegnet er, wenn er will, dem Sturm der Welt, dem Schicksal, den Gewalten der Natur; und zerbricht sogar, für das Heiligthum seines Urselbstes, die Gesetze der Natur, unter den Zuckungen des widerstrebenden Lebens und unter dem Schmerzensschrei der Seele. Der göttlichere Mensch kann freiwillig für das sterben, was herrlicher ist, denn Leben und Seeligkeit hienieden; kann für Tugend und Wahrheit den Verkehr mit der Natur aufheben. Kein Thier vermag es, weil es in ihrem Gesetz gefesselt geht.

So erhebt sich der wesende Geist über die Schranken der Natur. Er, mit der Leuchte der Vernunft, durchforscht sie; aber, nicht ihrer selbst, sondern seiner höherer Ziele willen. Er strebt empor in seiner Freiheit, dem Heiligen und Göttlichen zu; nicht hinab zu ihr. Er steht über der Natur. Ihr Gebiet endet, wo die Nothwendigkeit. Er ist das Verbindungsglied zwischen ihr und einem erhabnern Wesenreiche. Sein Fuß taucht in ihre Tiefen; sein Haupt in den Glanz eines übernatürlichen Wesenreiches.

---

80. Streben des Geistes, innerhalb seines Gesetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligseyn.

In den unerlernten Aussprüchen des gesunden Verstandes aller Jahrtausende und Welttheile, verkündet sich das Bewußtseyn der ganzen Menschheit von ihrer Willensfreiheit. Diese ist nicht bloß Gedanke

einer Schule, einer Kirche, einer Synagoge, einer Moschee, oder Pagode. Sie ist ausgesprochen in den Sprachen aller Weltalter; und wo die Sprache noch zu dürftig war, in den Handlungen der Menschen. Es kann darin kein entschiedner Irrthum walten. Selbst diejenigen Schulweisen, welche sie bezweifeln, oder läugnen mochten, geriethen mit sich selber in den lächerlichen Widerspruch, daß sie, was ihnen im Forschen und Grübeln, wie ein nicht Vorhandenes, verschwand, im täglichen Handeln und Wandeln nothwendig als Wirkliches (15.) anerkennen mußten.

Wäre der Geist sich nicht seines Wissens inmitten des Bewußtlosen, der Wahlfreiheit inmitten der Nothwendigkeit der Natur urgewiß bewußt, wie hätt' er zum Vermuthen einer Freiheit, zum Begriff des Rechts und Unrechts, gelangen können, da ihm im Reiche der Natur-Erscheinungen nichts davon belehrend entgegentritt? Wäre er in all seinem Wirken einer unwandelbaren Nothwendigkeit unterthan; so würde er eine sich bewußte Nothwendigkeit seyn.

Er kennt allerdings eine Nothwendigkeit: es ist die unwandelbare der Naturgesetze, welche auf ihn, durch Leben und Seele, erregend einwirkt. Er kennt noch eine andre Nothwendigkeit: es ist die in den Formen seines Denkens vorhandne; die unabänderliche Art Vorstellungen, Begriffe, Urtheile zu bilden, wodurch eben Naturgemäßes, auch Vernunftmäßiges wird; es ist die Nothwendigkeit von der Vorhandenheit seines, im Wissen und Wollen wirkenden, Selbstes, mit dem Gesetz des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen ausgestattet.

Aber inmitten dieser innern und jener äußern Nothwendigkeit, und zwischen dem Gebot des Heiligungs- und des Naturgesetzes gestellt, weiß er sich, als ein Vermögen, und Können, diesem, oder jenem, ein Genüge zu thun; als ein sich selbst Bestimmendes zum Wirken. Im ganzen Umfang der Natur herrscht der Zwang des Müssens; im Umfang des geistigen Reichs, und in der darin waltenden Uridee des Heiligen und Wahren, nur das Sollen. Dies Sollen ist kein unabwehrbarer Zwang. Verliert doch selbst das Naturgesetz seine

Gewalt und sein Müssen für den Geist, und innerhalb seiner Sphäre. Er kann den Trieben und Begierden des Lebens und der Seele Schweigen gebieten und ginge damit das Leben selber zu Grunde. Er kann seine irdische Hülle von sich abstreifen und mit ihr die ganze Welt, die ihn außen umgibt.

---

81. Der Geist ist ein, im Wissen, wollendes Wesen. — Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall.

Im gemeinen Sprachgebrauche unterscheidet man wohl Willkür von Freiheit, und Zufall von Nothwendigkeit; aber nur wegen damit verknüpfter Nebenbegriffe. Zufall, oder Ungefähr, bezeichnet bloß unsre Unkunde von Bedingungen, durch welche ein Ereigniß nothwendig ward; und Willkür bedeutet nur ein Wählen, ohne Beharrlichkeit, eine sittliche Schwäche des Geistes; ein Schwanken zwischen Thierthum und Menschenthum. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, und sich keinem fremden unterwerfen mag, nur der ist frei; nur der von sich, aber von keinem Andern abhängig. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, handelt vernunftgemäß; denn Vernunft ist sein Gesetz. Das Thier, wie auch der menschliche Leib, hat Begierden, weil sich unbewußte und wahllose Triebe; der Geist hat Willen, weil Wahl zwischen einem Doppelgesetz, dem der Natur und des Geistes (79.).

Diejenigen, welche jemals an der Freiheit des menschlichen Willens gezweifelt haben, wurden hiezu wohl weniger dadurch bewogen, weil ihnen, im Innersten ihres Selbstes, das Bewußtseyn freier Entschließungen fehlte, als vielmehr, weil sie sich nicht jederzeit der Beweggründe zu ihren Entschlüssen und Handlungen klar bewußt waren. Sie hielten deshalb jenes Bewußtseyn für eine Selbsttäuschung des Verstandes. Oder sie nahmen die Willensfreiheit zwar, als unentbehrliche Voraussetzung, an, weil ohnedem alle Begriffe von Recht und Unrecht, aller Zweck von Lohn und Strafen, aller Bestand gesellschaftlicher Ordnungen, verschwinden mußte; aber sie machten diese Voraussetzung höchstens nur zum bloßen Gegenstand eines sogenannten

Vernunftglaubens, weil sich die Wirklichkeit der Geisteswahlen nicht beweisen lasse.

Das, was in sich durchaus verhältnißlos vorhanden ist (13.), kann bloß gewiesen-gewußt, aber nicht bewiesen-erkannt werden. So weiß der menschliche Geist seine eigne Vorhandenheit einzig durch sein Sichwissen, ohne Möglichkeit eines andern Beweises. In seiner Unmittelbarkeit verhältnißlos; deshalb in sich ununterscheidbar (dies erst in seinem Andersseyn werdend), weiß er sich dennoch mit höherer Gewißheit, als alles Beweisbare; nämlich er weiß sich urgewiß vorhanden (6.). Dies urgewisse (in allen Geistern anwesende), Sichwissen, ist eben der Ur-Grund, auf dem alles Beweisbar-Gewußte erst gebaut werden kann. So ist das Selbstbewußtseyn des Wählenkönnens höher stehend, als alles Beweisbare, als alles Glauben und Meynen. Zwar die Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, Zwang und Wahl, sind an sich bloße Gedanklichkeiten; aber ihr unabwehrbares, allgemeines, wesenloses Seyn deutet auf das Wesenhafte im Geiste zurück. Dies Urgewisse des Wählen-Könnens steht über jedes andre Fürwahrhalten erhaben; weil ohnedem Alles ungewiß bleiben würde. Zum Beweisbaren kann sich der Irrthum schleichen; zum Urgewissen nie, oder das ganze Weltall wäre ein Irres, Wahnsinniges, Zerrissenes in unsern Vorstellungen.

Der Zweifler mag fragen: „Wenn einerseits die Natur, in der unabänderlichen Nothwendigkeit ihres Wesens, wirksam seyn muß, anderseits auch der menschliche Geist nicht anders, als in der Nothwendigkeit seines Gesetzthums wirken kann; wenn jene in ihrer Wesensnothwendigkeit auf diesen einwirkt, und dieser nur nach der Nothwendigkeit seines Gesetzthums Erregungen empfängt: wie kann da Willensfreiheit, oder Wahl der Entschlüsse, statt finden?“

Allerdings ist die innere Wesensnothwendigkeit der Natur, wie des Geistes, das unänderbare Fürsichbestehn beider in eigenthümlicher Beschaffenheit und Wirkensweise, das Ursachliche zu dem in ihnen Verursachten; das Bedingende des von ihnen in der Erscheinung beider Bedingten. Allerdings ist die Selbstständigkeit des Geistes eben die

Nothwendigkeit seiner so und nicht anders beschaffenen Vorhandenheit, daß er sein Gesetzthum unmöglich umstürzen, das heißt, sich nicht selber entwesen kann. Aber diese Nothwendigkeit hebt das Vermögen seines Sichselbstbestimmens zum Wollen nicht auf, sondern ist es eben, was das Vermögen begründet. Er ist nur dadurch nothwendig ein freiwesendes, nothwendig ein wollendes Wissen, und ein wissendes Wollen. Er ist in seinem Wirken nur, durch sich selbst, bedingt; nur abhängig von seinem eignen Wesenthum, wenn er wählend wirkt.

Indem Natur und Geist, als im Wesenreiche Verwandtes, sich gegenseitig erregen, stehn sie freilich in einer Verbindung, oder, wenn man will, in einer Art gegenseitiger Abhängigkeit. Damit aber wird weder die Selbstständigkeit der Natur, noch des Geistes, d. i. beider Gesetzthum, aufgehoben, mithin auch nicht das Willensvermögen des Geistes. Sie werden damit nicht zu Wirkungen von einander, sondern in den wechselseitigen Erregungen, wird das Erregte nach dem Gesetzthum des Bethätigten, in seinem eignen Wesen, gestaltet (20.). Darum sind die Einwirkungen der Natur auf unsern Geist nicht ihrem Gesetz unterworfen; sondern, in Vorstellungen verwandelt, seinem Gesetz des Denkens und sittlichen Sollens unterthan (26.). Hinwieder besteht das freie Wählen auch nur in der Innenwelt des Geistes. Sobald er, nach gefaßter Entscheidung, erregend in die Sphäre der Natur einwirkt, regelt sich das Erregte, oder das Entgegenäußern der Natur, nach ihrem Gesetz. Daher ist nur der Wille, nicht dessen Erfolg, dem Geiste angehörig. Sein Einwirken auf die Natur wird, in der Außenwelt, unabhängig von seinem Willen; wird eine Verkettung unter einander gegensätzlich werdender Naturkräfte, deren Ende er nicht berechnen kann; auch beim ungemessensten Reichthum von Erfahrungen nicht.

---

82. Bezweiflung der Freiheit des Willens.

Es ist wohl noch keinem, des gesunden Verstandes mächtigen, Menschen beigefallen, das Daseyn von Gelüsten, Trieben, Auf-

wallungen, Begierden, Empfindungen und Gefühlen aller Art, diesen Forderungen seiner thierischen (Leibes- und Lebens-) Natur, zu bezweifeln; oder das gänzliche Fehlen von einem Bewußtseyn des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts, zu behaupten. — Wohl aber wurden, wie gesagt, viele Selbstdenker an dem Vermögen des Geistes zu einer Wahl zwischen dem Doppelgesetz irre; besonders weil es bei strenger Selbstbeobachtung schwierig bleibt, zu entscheiden, welcherlei Beweggründe bei unsern Handlungen vorwalteten, ob heilige, oder unheilige? Ob uns nicht oft; selbst wo wir am überlegtesten handeln, Eigenliebe täuscht, und einen Entschluß für Werk des heiligen Willens, ausgibt, während dabei verborgne Eitelkeit, oder Furcht, oder Trotz, oder irgend eine vorübergehende Laune, ihr Spiel trieb?

Diese Ungewißheit über Reinheit der Gründe, durch welche wir uns zu Entschließungen bestimmen, kann nicht geläugnet werden. Niemand ist im Stande, zu allen Zeiten sich selber über sich unbezweifelbare Rechenschaft zu geben. Darf dies aber, was auch Folge augenblicklicher Unachtsamkeit auf sich selbst, oder einer Vergeßlichkeit des Gedächtnisses, oder einer geänderten Gemüthsstimmung seyn kann, als Beweis gegen schlechthinigen Mangel der Willensfreiheit gelten? — Ja, der mächtige Einfluß der Umgebungen, der Ereignisse, der körperlichen Zustände und Gemüthsarten auf den Geist, ist thatsächlich vorhanden; aber dadurch wird nicht die Vorhandenheit der Wahlfreiheit des Geistes vernichtet.

Es gibt Personen, deren Geist durchaus unfähig ist, sich in seiner Kraft zu äußern; nicht etwa weil ihm diese, sondern weil ihm das geeignete Werkzeug und Mittel fehlt, durch welches er sie äußern kann: nämlich ein Leib mit vollkommenem, gesundem, äußerm und innerm Geglieder. Somit fehlt auch die Möglichkeit zur Kundgebung eines geistigen Wollens, und nur die irren thierischen Begierden walten. So im Kretin, wegen gebrechenvoller Ausgestaltung seiner Lebenshülle; im Wahnsinnigen, im Fiebernden, im Berauschten, wegen zerrütteter, zerstörter, überreizter Nerventhätigkeit; im Säugling, wegen unvollendeter Bildung des zarten Körpers.

Wir nennen Kinder, wegen Erfahrungsarmuth, und daher beschränkter Urtheilsfähigkeit, unschuldig. Nur thierisches Fordern ihres Lebens an die Außendinge lenkt sie, doch ganz naturgemäß. Aber, mit dem ersten Erkennen des Rechts und Unrechts, äußern sich in ihnen auch schon die ersten Spuren eines heiligen Verlangens nach dem, was wahr und recht ist. Sie fordern Gerechtigkeit Andrer gegen sich, wenn schon ihre thierartige Selbstsucht sie Andern noch verweigert. Indem im Jünglingsalter Gefühle und Einbildungskraft überlaut werden für das, was die Sinne schmeichelt: werden es auch Gefühl und Phantasie zugleich für die Ideale von Heiligkeit, Freiheit und Wahrheit. Und voll begeisternden Entzückens werden, diesen Geistesgütern, jene Freuden geopfert. Das Jünglingsalter ist sich des Wollens vom Edeln, und der Kraft zur Selbstüberwindung für dasselbe bewußt.

Erziehung, Himmelstrich, Beschäftigungsweise und Schicksale der Völker haben, auf deren geistige Freiheit und sittliche Heiligung, großen, auch mehr oder weniger beschränkenden Einfluß. Aber dieser ist nur beschränkend, nicht tödtend, für das Wahlvermögen zwischen Gutem und Bösem. Je weniger Bedürfnisse ein Volk, bei einfacher Lebensart, hat; oder je weniger Mühe ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse verursacht: um so leichter wendet sich sein Geist der Liebe des Himmlischen zu. Wie viel Sitteneinfalt und Rechtlichkeitssinn, verbunden mit Besiegung der dawider strebenden thierischen Reizungen, erblicken wir sogar in den patriarchalischen Zeitaltern der erfahrungsarmen Völker!

Je mehr Anstrengung es aber den Menschen kostet, zur Erhaltung des Lebens und Wohlseyns, das Nöthige zu erschwingen (sey es wegen Unwirthlichkeit des Bodens, wegen allzugedrängter Volksmenge, Gewöhnung zu erkünstelten Lebensbequemlichkeiten), um so ausschließlicher wendet der Geist seine Thätigkeit der Auffindung von Mitteln zu, das Leben zu fristen, oder sinnlich zu veranmuthigen. Der Verstand des Volks wird dann vorzüglich nur für irdisches Behagen in Anspruch genommen. Ihm lassen Arbeit und Sorge kaum Zeit zur Beschäftigung mit göttlichen Dingen und zum eignen Denken. Es nimmt dann, ohne Prüfung, und auf Treu und Glauben, von Prie-

stern, Schullehrern oder bürgerlichen Obrigkeiten an, was sie als Wahrheit ausgeben; und Gewohnheit macht den Vorrath von falschen Begriffen und Ansichten, von abergläubigen Meynungen und Vorurtheilen, zum Heiligthum der Menge, zur Weisheit des Pöbels. — Die „materiellen Interessen" werden und bleiben dann höchste Angelegenheit; die geistigern Interessen Nebensache. Für jene nur werden Leibes- und Geisteskräfte vorzugsweise bewegt. Ein Bedürfniß weckt ein andres. Eine Begierde ruft der andern. Erfindungen und Anstalten mehren sich. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden verwickelter. Die Civilisation (75.) macht riesige Fortschritte; und in gleichem Maße Unnatürlichkeit der menschlichen Zustände. Der einfache Nahrungstrieb wird zur Gaumseligkeit, der Geschlechtstrieb zur Wollust entstellt; durch Sättigung und Uebersättigung der Lüste, Begierdenrausch und Lebensekel erkünstelt. — Wer unbefangen, mit reinem Jesussinn, die von Natur und Vernunft abgewichenen Lebensarten, verschobenen Lebenszwecke, Verbrechen schaffenden Gesetzgebungen, Unmenschlichkeit ausbrütenden Kirchenlehren, Zwietracht gebärenden bürgerlichen Ordnungen der halbbarbarischen Nationen sieht, dem muß dann Alles nothwendig, als ein grauenhaftes Irrsal, als ein monströses Schöpfungswerk allgemeinen Wahnsinns erscheinen.

Der Zweifler fragt: „Wie kann aber Willensfreiheit bestehn bei der durch Civilisation zum Ungeheuer aufgeschwellten Selbstsucht der Menschen; bei der Uebermacht, die dem sinnlichen Bedürfniß und der Begier nach Lebensbequemlichkeiten, gegeben ist, ja, bei Verwirrung und Umkehrung der Begriffe vom Wahren und Guten?"

---

83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewissen.

Und dennoch, auch in diesem „Wahnsinn der Völker", offenbart sich der Geist in angestammter Würde. Mit falschen Vorstellungen ausgerüstet, wird er freilich falsch und verkehrt auf die Außenwelt einwirken. Und doch, obgleich er, durch Herkommen, Beispiel, Erziehung und Glauben geblendet, den Schein für Wesen, den Irrthum

für Wahrheit, die Verzerrung göttlicher und menschlicher Verhältnisse für Weltordnung hält, äußert er, inmitten irren Wissens, das freie Wählen zwischen Recht und Unrecht. Wenn Tausende hier, im frommen Sinn für ihrer Kirche Lehre, die sie kaum verstehn, Haus, Hof und Vaterland verlassen, und weinend hinaus ins Elend ziehn; wenn Tausende dort, zur Verherrlichung ihres Gottes, die Andersgläubigen zum Kerker und zum Blutgerüste schleppen; wenn Andre, getäuscht von einem schönen Wahn, für Recht und Vaterland, in der That aber nur für eines Fürsten Stolz und Ländergier, ins Schlachtfeld fliegen, um zu morden und sich morden zu lassen; oder wenn Andre hinwieder, mit Ehrfurcht vor dem Gesetz, als sey es Gottes Stiftung, sich und ihr Menschenrecht vom Uebermuth erblicher Kasten mit Füßen treten lassen: — was ist es anders, als Erscheinung edeln Pflichtgefühls? Es waltet da, bei aller Verkehrtheit der Begriffe und Ansichten, ein geistiges Wollen zur Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, siegreich gegen die Lockungen sinnlichen Wohlseyns. Auch im blutdürstigen Fanatismus kann, wie im Enthusiasmus des Weisesten, Tugend zum Handeln, oder Dulden rufen. Eins, wie das Andre, ist Begeisterung für das, was dem Einen oder dem Andern, als Wahrstes und Heiligstes gilt, und mehr gilt, denn alles Erdenglück. Das Wissen des Geistes kann im Labyrinth der Außendinge irre gehn; nicht im Bewußtseyn des Göttlichen in ihm. Das Auge des menschlichen Richters kann eine That, als Verbrechen, strafen, die, ihm unwissend, die reinste Frucht der Tugend ist.

Daß der Sterbliche aber auch gegen das Wissen des Bessern, gegen die in ihm gewordne, unmittelbare Offenbarung des Göttlichen, handeln könne, ist eben, wie gesagt, das Zeugniß seiner Willensfreiheit; denn ohne dieses Können, wäre er ohne Wahl, weil nur von einem einzigen Gesetz geleitet. Doch niemand will die Sünde, weil sie Sünde ist; niemand das Böse, wegen der Vernunftwidrigkeit desselben; niemand das Unvernünftige, der Unvernunft willen. Alle Sünde ist freiwillige Verzichtleistung auf das Bessere, auf das Wahre und Gute, um irgend eine Begierde, irgend einen thierischen Trieb zu sättigen; ist freiwilliger Hochverrath des Geistes gegen seine Selbstheit; ist Auslieferung seines über die Natur erhöhten We-

sens in die Knechtschaft der Natur; Sichselbstentwürdigung zum Werkzeug der thierischen Hülle, die sein Werkzeug seyn sollte. Aber das Furchtbarste und Ekelhafteste unter allen Thieren ist das Thier mit Menschenwitz.

Lebenstriebe und seelische Gefühle stehn im Allgemeinen, und ursprünglich, mit den Vernunftgesetzen nicht immer im Widerspruch. Sie werden erst widersprecherisch durch ihre Verwilderung unter Ueberreiz und Uebersättigung. Ihre Fülle und Stärke schwillt durch Gewohnheit des Befriedigtwerdens. Die Sünde kam in die Welt, als der Mensch, die Einfalt der eignen Natur durch seinen Verstand verkünsteln lernte und diesen zum Fürsprecher des Zerrbildes machte. Die Unschuld ging verloren mit der Erkenntniß des Widerspruchs zwischen dem heiligen Sollen und der widersetzlichen Sinnlichkeit. Da ward das Bewußtseyn lässiger oder feiger Dienstbarkeit, unter der Gebieterschaft thierischer Begierden und Reizungen, zur heimlichen Selbstverachtung des Geistes; das Wissen von seiner eigenen Entweihung und Entzweiung, zum quälenden Gewissen; und das Heimweh des Abgefallenen nach der angestammten Würde und Selbstheit, zur Reue (oder Sinnesbesserung). — Nur vernunftlose Geschöpfe sind ohne Gewissen und kennen die Reue nicht. Eben so kann es der Mensch seyn mit gestörter, ohnmächtiger Vernunft. Und diese kann allerdings gestört und ohnmächtig werden, sey es durch leibliche und seelische Erkrankungen, oder durch Gottlosigkeiten der Religion. Man zürne doch diesem herben Ausdruck nicht! Denn es ist nur ein allzu wahres Wort: daß, mit unglaublicher Frömmigkeit, dennoch unglaubliche Ruchlosigkeit vereint seyn kann. Gleichwie der Araber, in Afrika's Wüsten, die göttliche Barmherzigkeit für unendlich größer hält, als die schrecklichste Missethat des Menschen, und sich darauf hin Alles erlaubt: so wähnt manch roher Europäer durch Beichte, Ablaß und Opfer, oder durch die Genugthuung, welche Christus am Kreuze geleistet habe, seine Sünden-Rechnung mit Gott abgethan; sündiget weiter, und wüthet und mordet sogar, aus Liebe zu Gott.

Wer in schlichter Einfalt, gleich dem unverdorbnen Kinde, den einfachen Trieben des Lebens, und eben so, wie instinktmäßig, dem

innern Ruf des Wahren und Gerechten, genügt, ist der unverfälschte Naturmensch. Wer mit selbstischer Begier, im wandelbaren Spiel der Umstände, und gewandt sich in sie fügend und schmiegend, das Nützliche im Leben zum Lebensziel macht; Wahrheit und Trug, Recht und Unrecht dafür, als Mittel, verwendet; der ist und hat in sich selbst nichts; spiegelt nur die Umgebung zurück; ist todt für das Lebendige, nur lebendig für das Todte: er ist der Weltmensch. Wer, mit richtiger Würdigung der um ihn her bestehenden Verhältnisse, ihnen das Gepräge des Heiligen, Wahren und Schönen aufdrückt, er ist der Weise. Wer aber für der Menschheit schönste Güter, für Wahrheit, Tugend, Recht und Freiheit, freudig die Dornenkrone des Lebens trägt, die ihm Haß und Hohn der Zeitgenossen bringt, der gleicht im Irdischen schon Ueberirdischem; er ist ein Mensch Gottes; er ist ein Christ, welcher der Religionen er angehören möge.

---

84. Gerechtigkeit, Sündenlosigkeit, Heiligkeit, Tugend.

Denn er weiß sich „göttlichen Geschlechts" und anerkennt keine andre Pflicht, als die der Bewahrung und Genugthuung des Gottesgebots im eignen Geiste. Pflicht (oder Pflege und Bedienung des Geistes, durch Seel' und Leib) ist aber nichts anders, als Einssein unsers äußern Wirkens, durch Wort und That, mit dem innern Wirken durch Denken und Wollen, nach dem Heiligkeitsgesetz. Pflichtentweihung ist Geistesentweihung. „Ihr sollt vollkommen seyn, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!" lehrte Jesus Christus, der den umfassendsten Grundsatz (Moralprinzip) aller Pflichten, in den einfachen Worten, gab: „Liebet Gott über Alles und Euern Nächsten wie Euch selbst!" Ich nenne diesen Grundsatz darum den umfassendsten, wie ihn kein Andrer der Weisen in seiner Schule je aufgestellt hat, weil in ihm, neben dem Gegenstande unsrer Verpflichtungen auch, menschlicher Weise, die reinste Quelle angedeutet ist, aus welcher sie rinnen sollen; die Liebe. In den Pflichten der Liebe, oder Güte sind die Pflichten der Gerechtigkeit gegen sich und Andre von selbst eingeschlossen.

Gerechtigkeit ist an und für sich keine Tugend. Denn wer nur gerecht gegen sich und Andre handelt, d. i. ihnen nicht schadet, worin bestände sein Verdienst? Sündenlosigkeit an sich ist keine Tugend; sonst wären auch Pflanzen, Steine und Thiere tugendhaft. Sündenlosigkeit ist noch weniger schon Heiligkeit; denn in dieser waltet die unendliche Liebe; in jener aber nur Gerechtigkeit, oder Nichtverletzung des Gesetzes. — Tugend aber ist die Mannhaftigkeit und Stärke (virtus) des menschlichen Geistes, in der er, sich selber getreu, der Gewalt irdischer Antriebe, stürmischer Begierden und Gefühle, siegreichen Widerstand leistet. Wo Selbstüberwindung fehlt, da fehlt auch Tugend. So ist die unfreie Natur sündenlos; Gott allein heilig; der Mensch, im Kampfe mit der Sinnlichkeit, kann aber nur tugendhaft seyn. Und wer Sterbliche heilig nennt, treibt Vergötterung der Sünder.

Ist die Natur sündenlos, weil ohne Freiheit: wie dürfen wir unsern Leib einen sündigen Leib heißen, er, der doch nichts anders, als die menschgewordne Natur, ist? Vergebens wirft der Sterbliche seine Schuld auf das ihm zu Theil gewordne Werkzeug; nein, er ist es, der allein dasselbe sündlich macht. Auch klagt das Gewissen, im Schmerz über verübtes Unrecht, über Zorn, Habgier, Ehrsucht, Wollust, Neid und andre Frevel, nie den Leib an: sondern es richtet seine Vorwürfe gegen den von sich selber abtrünnig gewordnen Geist.

---

85. Natur-Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menschlichen Geiste. Religion.

Es herrscht vielmehr, wenn ich so sagen darf, ein gewisses sittlich-heiliges Verhältniß zwischen der Natur und unserm Geiste; nicht nur volle Harmonie zwischen ihrem Gesetz und unsrer Vernunft, so daß wir natürlich finden, was vernünftig ist: sondern auch ein wunderbarer Einklang ihres Selbsts und des Heiligsten in uns. In dem unendlichen Reich alles Wesenden waltet eine göttliche Hausordnung, vermöge welcher, sich bewußt oder unbewußt, Eins in Alles, Alles in Eins veredelnd einwirkt.

Freilich ziehn die sinnlichen Neigungen auch oft in andrer Richtung, als das Gesetz der Heiligung in uns fordert. Aber dieses allein soll, im Gebiet des Geistes, Macht üben; nicht die Macht jener in ihm walten. Ueberlegne Gewalt des Thierischen in uns, ist nicht Schuld der Natur und ihrer Gesetze, sondern die des Geistes. Er verderbte sein Lebenswerkzeug durch Verwöhnung, Uebermaß der Bethätigung, einseitige Erregung, Unachtsamkeit; die Natur aber straft ihn. Verzärtelt und verwöhnt er Leib und Seele zu ausschweifenden Begierden: die Natur ist's, die ihn, vermöge ihrer Gesetze, wieder zu seinem Vernunftgesetz zurücktreibt. Krankheit, Elend und inneres Zerwürfniß verfolgen den, der wider sie sündigte. Das Kind lernt früh, wie jede Rose ihre Dornen trägt; und Nationen werden von ihren naturwidrigen Ordnungen und Verirrungen, durch die eiserne Zuchtruthe der Noth zurückgejagt. Das Thier lebt naturgerecht; die Richtigkeit und Schärfe des Instinkts ersetzt ihm für seinen Stand den Mangel der Vernunft. Der Mensch aber erwirbt, unter Wunden und Thränen, den Schatz heilsamer Erfahrungen; Wunden und Thränen regen ihn zu höherer Selbstthätigkeit und zum Rechtthun an.

So drängt die Natur selbst den irren Geist der Sterblichen, erweckend, warnend, strafend, lohnend, zu seiner Veredlung; drängt ihn von ihr selbst zurück, daß er sie und sich heller erkenne. In dieser ihr unbewußten, heiligkeitsgemäßen Einrichtung, ist „Gottes Finger!" Die Naturstrafen rufen überall zur Besserung. Sie sind nicht Wirkungen des Zorns, oder der Rache. Diese Leidenschaften, fern von der sündlosen Natur, sind nur Früchte menschlicher Begierden- und Urtheilsverwilderung. So lernt der Sterbliche von der sich unbewußten Natur, was Strafe sey und deren heiliger Zweck? Ein dem Andern zugefügter Schmerz, der nicht Besserung bezielt, ist sinnlose Grausamkeit; und der Tod, welchen die Blutrache menschlicher Strafgesetze gegen Fehlende ausspricht, ist kein Bessern derselben, sondern Unmöglichmachung des Besserwerdens; ist kein Leiden, sondern Ende alles Leidens; ist aller Sterblichen Loos.

Aber noch heller erscheint uns das sittliche Verhältniß der Natur zu unserm Geist darin, daß sie ihn, durch Bewunderung

und Furcht ihrer Majestät und ihrer Schrecken, zu Ahnung eines überirdischen Heiligthums leitet, das höher steht, als sie und er selber. Das Vollkommenste der Thiere gewahrt ebenfalls, wie der Mensch, die Pracht des Weltbau's; sieht, wie er, den Strahlenstrom der Sonne; die Glut der Sterne; hört, wie er, die Stimme des Sturms; den Ruf der Donnerwolke. Aber ohne Vorstellung von Wirkung und Ursache, ohne die ewigen Leuchten des Heiligen, des Wahren und Schönen, irrt das vernunftlose Geschöpf durchs Daseyn, gleichgültig gegen den Zauber der Erscheinungen, von denen es umringt ist. Der Menschengeist aber, Alles in ursachlicher Verknüpfung denkend, steht betroffen still und staunt Wirkungen an, deren Ursache sich geheimnißvoll verbirgt. Was er nicht mit den Sinnen gewahren kann, erſinnt er; was sein leibliches Auge nicht erblickt, schaut das Auge seines Geistes. So erhebt er sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren; vom Irdischen zum Ueberirdischen. Seine Verwunderung verwandelt das Unerklärliche in Wunder; seine Furcht vor dunkeln, unbezwingbaren Gewalten wird die Mutter ſeiner Religion.

Der erste Schritt jedes Volks, wie jedes Kindes, aus der anfänglichen Gedankenlosigkeit des Thierthums hervor, ist der erste Schritt zum Glauben an eine höhere Macht. Möge der Mensch sich anbetend vor Gestirnen, oder Wetterwolken, vor rohgeschnitzten Fetischen, oder dem „großen Geist" in Amerika's Urwäldern, beugen: er beugt sich schon vor Göttlichem. Mit Wahrnehmung neuer Wunder mehren sich die Altäre seiner Gottheiten; mit den Opfern aber auch die Priester. Die Erde hat noch nie einen Gottesläugner getragen, der es mit Ueberzeugung war. Wer von sich sagte: er sey es, der verstand die Andern nicht, oder ward von ihnen nicht verstanden. Die anfängliche Vielgötterei des unmündigen Menschengeschlechts, oder aber die Erhöhung der sich unbewußten Natur auf den Gottesthron, durch irren Griff einer sich selbst verblendenden Weltweisheit, sind Anfang und Ende, Keim und Gipfel des Heidenthums.

Das Heidenthum beherrscht noch heutiges Tages den großen Mehrtheil der Erdbewohner, wenn es auch nicht mehr unter seinem alten

Namen herrscht. Es ist die Religion der Unwissenheit und Kindheit des menschlichen Geistes, welche, bei allen Völkern, die Erde mit Wundern, den Himmel mit Göttern und Heiligen bevölkert; oder auch das höchste Wesen sogar mit Schwächen und Leidenschaften bekleidet, deren sich selbst der bessere Mensch schämt. Dies Heidenthum ist die geheime, innere Religion selbst zahlloser Verstandesgebildeten, welche, obwohl reich an Wissenschaft und Kunst, zum Behuf ihrer Erwerbs- und Genußsucht, doch über das Wissenswürdigste unwissend blieben. In ihrem unabwehrbaren Bedürfniß religiösen Glaubens, können sie sich nicht heimlicher, abergläubiger Träumereien erwehren.

Doch Glaube, oder Aberglaube, immer ist jede im Gemüth hervorgegangne Ansicht von übersinnlichen Verhältnissen und göttlichen Dingen, die wirkliche Religion ihres Besitzers. Das erlernte Glaubensbekenntniß, die Kirche, die Pagode, die Moschee, der Opferaltar, sind nur äußere Schaale, nur Vorhang ihres verborgnen Allerheiligsten. Darum sind der Religionen so viele, als Menschen. Keiner hat die gleiche gemein mit allen Genossen seines öffentlichen erlernten Glauben; Keiner sogar hat in jedem Alter des eignen Lebens die gleiche Religion. Er ändert sie bei jedem Fortschritt seiner Erkenntnisse und Weltansichten. Anders ist die innere Religion des Kindes; anders die des Jünglings; anders die des Mannes.

Je mehr die Unwissenheit aus den Tiefen der Völker verschwindet, je mehr nehmen bei denselben die Wunder ab. Aber das Urbedürfniß des menschlichen Geistes, Religion, verharrt. Die kindische, bange Verwunderung vor räthselhaften Erscheinungen der Natur, geht dann in Bewunderung derselben über. Aus der Bewunderung quillt aber nicht mehr Furcht, sondern Liebe einer unsichtbar waltenden Allweisheit und allmächtigen Güte; und aus dieser Liebe allein endlich quillt das Jesuswort, und der Johannesseufzer!

Fast alle heutigen Nationen auf dem Erdball rühmen sich einer, durch Himmelsboten, Propheten und gottbegeisterte Seher gegebnen (positiven) oder offenbarten Religion. Die Bekenner fast jeder solchen Offenbarung verfolgen, verdammen, oder bemitleiden die der

andern; so thun Chinesen wie Hindu's, Griechen, wie Katholiken, Protestanten, wie Mahomedaner, Juden u. s. w. Alle blicken, im Stolz ihres erlernten Glaubens, mit Verachtung auf jenen mit dem Geist selbst gewordenen Glauben, welcher ihnen einem blinden Heidenthum gleich gilt. Und doch, was waren die Stimmen aller ihrer Religionsverkünder anderes, als nur Wiederhalle der Gottesstimme, oder unmittelbaren Offenbarung, die allen menschlichen Geistern im Innern ihres Wesens zu Theil geworden ist? Wiederhall, inmitten irdischer Umgebungen zurückgeworfen, verworrener oder klarer, je nach den Bildungsstufen der Völker und Zeiten? Selbst das reinste Gotteslicht, aus Jesu Christo hervorgestrahlt, ward in den Nebeln der Zeitalter wieder gebrochen und in mancherlei Farbenschimmer von Kirchen zerstreut!

---

86. Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste.

Was ich ein „sittliches Verhältniß zwischen Natur und Menschengeist" nannte, wird noch bedeutsamer durch den Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste (79.). Der Geist hat diese letztern nicht von den Außendingen empfangen und erfahren, und sucht sie doch in der Wirklichkeit, und findet sie nicht im Gebiet des Irdischen. Es sucht das Ewige, das Unendliche, und begegnet überall dem Verrgänglichen und Hinfälligen. Er sucht das Wahre, und sieht sich von Irrthümern, Zweifeln und Täuschungen umgarnt. Er sucht das Heilige, und erblickt Verbrechen und Sünde. Er sucht Vergeltung und Gerechtigkeit, Harmonie von Tugend und Seligkeit, und sieht die Triumphe des Lasters neben dem Dornenkranze eines Welterlösers.

Dieser Widerspruch der Welt mit dem, was seyn soll, und wonach unser Innerstes vergebens ruft, erfüllt das Gemüth mit „göttlicher Traurigkeit." Und eben aus ihr hervor geht die unendliche Sehnsucht nach der wahren Geisterheimath, nach einem höhern Seyn. Dahin deuten deshalb die Winke aller Religionen. — Das himmlische Eden, Mahomeds Paradiese, die Walhalla des Nordens, das Elysium

des Südens, empfingen aus jener Sehnsucht ihr Daseyn. — Und aus dem Gegensatz der Mängel und Trübsale in dieser Welt, mit der Idee des vollkommensten Wesens, ihres Schöpfers, oder aus dem scheinbaren Widerspruch des Heiligkeits- und Naturgesetzes, entspannen sich jene mannigfaltigen Räthsellösungen des Alterthums, wie z. B. die Hieroglyphen vom Sündenfall Adams; Persiens Ormuzd und Ahriman; Chaldäa's und Judäa's Teufel; wie Plato's ahnungsvolle Mythen; Leibnitzens Theodicee und Alles, was je der Sterbliche über den Ursprung des Uebels in der Welt geträumt, gedichtet und gelehrt hat.

Der Geist des Bösen, welcher das Erdeleben mit Jammer und Widerwärtigkeiten anfüllt, ist von jeher aber, wenn wir ihm ernster nachforschen, kein anderer, als der irre, von sich selber abtrünnige Menschengeist gewesen. Nicht Gott ist der Höllenschöpfer; der Mensch ist's. Nicht die Natur und der uns aus ihr gewordene Leib, mit seinen Trieben und Neigungen, ist die Quelle der Laster, oder Verbrechen, und mit ihnen verbundenen Leiden; sondern der irre Wille des Sterblichen ist's, mit welchem er alle Kraft seines Verstandes in den Dienst der Sinnenlust hingibt, und statt den Leib zu heiligen durch den Geist, lieber den Geist verthiert durch das Leibliche.

Die sündenlose Natur vielmehr erzieht, wie schon gesagt (85.), durch Lohn und Strafen, den Geist zum Göttlichen. Sie erregt ihn zum Erwachen, zum Thätigwerden seines Selbstes. Sie zwingt ihn zum Beobachten ihrer mannigfaltigen Einwirkungen, zum Prüfen derselben, und sich, unter gesammelten Erfahrungen, zu entfalten. Sie warnt ihn, bei jeder seiner Verirrungen, bei jeder Selbstvergessung, durch Schmerzen. Sie stößt ihn, im Wechsel ihrer Erscheinungen, vom Endlichen und Vergänglichen alles Irdischen ab, daß er sich zu seinem Selbst, zum Wesenden, Unvergänglichen wende. Sie lehrt ihn, in einer Reihe verfehlter Wünsche und getäuschter Hoffnungen, den Blick auf das Unfehlbare, ewig Wahre und Gute richten. Ist's nun Schuld der sich unwandelbar gleichen Natur, wenn der Mensch, im Eigensinn seiner Verkehrtheit, ihre Unvollkommenheit anklagt, statt die eigne Unvollkommenheit zu beachten und zu vermindern? Unzufrieden mit der

Gegenwart, hört man den Thoren die Vergangenheit rühmen, oder von der Zukunft das Schönere hoffen. Er vergißt, daß das Seyn der Gegenwart nur unwahrnehmbare Gränze der Vergangenheit und Zukunft ist; und daß die Vergangenheit, diese Reihe von Augenblicken, in der Masse ihres Zusammenhanges wahrnehmbar, erst durch die Glorie der Erinnerung verklärt worden sey. Selbst der Tod, dieses Zurückgeben des Leibes an die ewigschaffende Natur, diese Entfesselung des wesenden Geistes von seiner Hülle, diese Heimkehr in das ewige Reich der Geister, wird zu den Uebeln der Welt gezählt, er, welcher das Ende der vermeynten Uebel ist!

---

87. Ursprung des Uebels.

Gern verweil' ich bei diesem Gegenstande, wenn auch ohne Hoffnung, Neues zu sagen, oder zu belehren und zu bessern. Ich will aber meine Weltansichten geben; selbst auf Gefahr hin, wie Rousseau, oder wie mancher Edlere unsrer Tage, oder der Vorwelt, oder auch nur, wie Voltaire's Candide, verlacht zu werden. Ja, es gibt kein Uebel, als die Sünde; jedes andre Leiden ist Wohlthat. Es gibt keinen Höllenschöpfer, als den Menschen!

Die Klage der europäischen Menschheit über Ungemach und Trostlosigkeit ihres Daseyns war vielleicht nie allgemeiner, und ich setze hinzu, gerechter, als im gegenwärtigen zivilisirten Zeitalter. Sie äußert sich in der unruhigen Bewegtheit mißvergnügter Nationen; in der bangen Sorge der Herrscher. Die Geschichte des Welttheils ist eine Kette von Empörungen, Staatsumwälzungen, Bürgerkriegen und Volksgährungen geworden. Tausende von Familien flüchten über das Weltmeer, in fernen Einöden Erträglichkeit des Lebens zu suchen. Die Zahl der Armen, der Verbrecher, der verzweifelnden Selbstmörder schwillt an. Ein Heer sonst ungekannter Krankheiten dringt ein, und zerrüttet die Gesundheiten. Die Qual freudetödtender Leidenschaften verbreitet sich immer schmerzlicher durch alle Adern der bürgerlichen Gesellschaft. Vormals blieb der Großtheil der Bevölkerung in den Ländern, trotz seiner Verknechtung und Dürftigkeit, gleichgültig gegen

die Uebel seiner Zustände; denn Unwissenheit und Lebensroheit machten ihn gefühlloser; und, der Thierheit ähnlicher, duldete und vergaß er thierische Leiden. Mit allgemeiner gewordner Verstandesbildung aber ist nun seine Empfindlichkeit geschärfter; er fühlt heut eine Menge sinnlicher Bedürfnisse, die ihn bedrängen und foltern, die der Wilde oder der Barbar nicht kennen.

Man sucht den Ursprung des wachsenden Mißbehagens der Völker bald im ehrsüchtigen Treiben schwindelnder Halbwisser; bald im Verfall eines Kirchenglaubens, den man Religion nennt; bald in Uebervölkerung; bald im falschen Verhältniß alterthümlicher Staatseinrichtungen zu der jetzigen Gesittungsstufe; bald in der Aufklärung; bald überhaupt im zunehmenden Sittenverderbniß der Hohen und Niedern. Alle diese und andre Ströme des öffentlichen Verderbens entspringen jedoch aus einer gemeinsamen Quelle, die nur in Ländern civilisirter Völker, d. i. auf der Stufe der Halbbarbarei stehender, gefunden wird. Es ist, neben dem Wissen des Bessern, neben der Erkenntniß des Ewigwahren und Ewigguten, die unselige Richtung aller Geistesthätigkeit zum Dienst des thierischen Lebens; aller Verstandesbildung zum Behuf materieller Interessen; aller Wissenschaft, Kunst und Gewerbigkeit zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht. Der Geist der Menge, des innern Heiligthums uneingedenk, wird der Knechtschaft der Begierden hingegeben; der Mensch zum verständigen, zum schlauesten, zum kunstreichsten Thier, mit aller Selbstsucht, erzogen, die Thieren eigen ist. Diese Selbstsucht, welche nur für sich sucht, und zur Befriedigung ihres Sinnenkitzels und Wohllebens, ihres Geldhungers, ihrer Herrsch- und Gewaltgier, das Wohlseyn der Familien, des Vaterlandes, die höhern Interessen der Menschheit in den Staub schleudert, wühlt und scharrt in den Ordnungen des bürgerlichen Lebens, in Schulen und Kirchen, in Staatsdiensten und Wohlthätigkeitsanstalten, in Künsten, Gewerben und Tändeleien nur nach Futter zur Sättigung ihrer Gefräßigkeit. Ueberreizung und Verwöhnung der einfachen Lebenstriebe macht aus dem Unnatürlichen die andere Natur; macht entbehrliche Ueppigkeit zum unentbehrlichsten Bedürfniß. Selbst der bessere Mensch, will er Wirksamkeit in seinem Kreise bewahren, nicht Gegenstand des Argwohns oder Gelächters der

Lebensgenossen seyn; von ihnen nicht zertreten werden: wird gezwungen, sich ihnen klüglich gleichzustellen. Auf keiner Stufe der Kultur ist ein Volk von der Einfalt naturgemäßer Lebensweise weiter abgewichen, daher elender, in sich zerrissener, als auf der Stufe seiner Civilisation. Einst war nur in großen, einzelnen Städten des Welttheils, der Pfuhl des Luxus, der glänzenden Laster, der mannigfaltigsten Krankheiten und Selbstbetäubungsmittel vorhanden; — der Pfuhl ist übergetreten und überschwemmt schon Flecken und Dörfer.

Häusliche und öffentliche Erziehung deuten und leiten die Jugend, so früh, als möglich, auf den für Halbbarbaren wünschenswerthesten, höchsten Lebenszweck hin: reiches Vermögen, für reichern Genuß, zu erstreben. Dafür werden Schulen gestiftet, um Kenntnisse, Fertigkeiten auszubilden; um auf allen Bahnen Glück zu machen; zu Land und Meer, in Werkstätten und Gerichtssälen, auf Kathedern und Kanzeln, mit Feder oder Schwert. Dafür werden der Jugend, durch Lehre und Beispiel, falsche Begriffe in Fülle eingeimpft; Ehre wird mehr, als Tugend gewerthet; Lebensart mehr, als Leben; Vorrecht mehr, als Recht; Titel mehr, als Verdienst; der begüterte Bösewicht mehr, als der unbemittelte Biedermann. Wo Gelderwerb allgemeine Losung ist, und alle Gaben und Kräfte des Geistes nur dem Behagen einer selbstsüchtigen Thiernatur geweiht sind: ist mit der Verartung der Menschheit, auch das Gefolge aller Qualen der Eifersucht und des Neides, der Verläumdung und Heuchelei, jedes Lasters und Verbrechens des Reichthums und der Armuth naturnothwendig. Das Leben verstreicht unter so viel Kämpfen und Sorgen und Arbeiten für das Leben, daß für höhere Interessen, für Ewigwahres, Ewiggutes, Ewigbeseligendes keine Zeit bleibt. Man tröstet sich mit Uebungen und Verheißungen des Kirchenglaubens, weil man nicht Muth hat, die Religion des Weltheilandes zu umarmen und mit ihm zu sagen: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen. Trachten wir am ersten nach dem Gottesreich!“ Denn wahrlich, Ueppigkeit und Sittenernst, Hochmuth und Selbstverläugnung, Eigennutz und Gemeinsinn, Christus und Belial lassen sich nicht paaren. So verrinnt das Leben, und niemand möchte es wiederleben. Es war für die Mehrheit nur Schein- und Thierleben.

Daher, bei allgemeinerer Verstandesbildung unserer Tage, auch allgemeineres Mißbehagen, und Gähren der Völker. Sie fühlen die strafende Zuchtruthe der Natur, die vom Frohndienst sinnlichen Wohlseyns zur Achtung gottgegebnen Vernunftgesetzes zurücktreibt. Sie erblicken die schwarzen Quellen des Uebels da und hier deutlicher und mögen sie doch nicht vertilgen. Denn die Gewalt bürgerlicher Zustände, hervorgegangen aus der Verkehrtheit der Begriffe, der Weltansichten und Gesetzgebungen wilder, oder barbarischer Jahrhunderte, drängt, von Geschlecht zu Geschlecht, ins thierische, sündliche Leben hinab, statt aus demselben zu erlösen. Geld geht vor Tugend; äußere Würde vor innerer; Selbstbetäubung vor Selbsterkenntniß. Dafür geben die Gesetze Ermunterung; dafür senden die Welttheile einander ihre süßesten Gifte; dafür werden Millionen Familien, durch Steuern und Abgaben, zur rastlosen Thätigkeit gespornt. Dann bietet man Spitäler und Apotheken für Kranke; Kirchen und Beichtstühle für Sünder; Zuchthäuser und Kerker für Verbrecher. Naturnothwendiges mit Vernunftfeindlichem zu paaren, ist der Staat zum kunstvollen Getriebe geschaffen, worin die Aemter zum Räderwerk, die Selbstsucht zur Triebfeder, die Menschen zur Sache werden. Da ist kein Rechtsstaat, nur ein Sitten-Staat, wo, nach Herkommen und Sitte, sogar die freie Aeußerung der Vernunft verpönt wird und der Mensch nicht mehr ganz Mensch seyn darf.

---

88. Urbedürfniß; Urgesetz; Urrecht; natürliches Recht der Menschen.

Nicht bloß Geist, nicht bloß Thier ist der Sterbliche; sondern Beides in Einem, das heißt: Mensch. Naturgesetz, wie Geistesgesetz, gebieten ihm: du sollst Mensch seyn, und nicht Pflanze, nicht Thier. Diese Einheit des Doppelgesetzes in uns ist das Urgesetz des Menschen. Und der Drang dieses Gesetzes nach Befriedigung ist das erste, oder Urbedürfniß jedes Menschenkindes. Das Gesetzthum der Natur und des Geistes gibt, mit dem Bedürfniß seiner Erfüllung, Gestattung oder Befugniß zur Erfüllung desselben; und mit dieser Befugniß, dem Urgesetz gemäß zu wollen oder zu handeln,

das Recht zur Ueberwindung der widerstrebenden Hindernisse. Dies ist das Urrecht der Menschheit. Das Thier fühlt nur seine Lebenstriebe; der Mensch ist sich seines Rechts bewußt.

Ein Thier ist keine Person; denn es spricht aus der Körper-Larve kein Geist hervor. Nur Menschen, so lange der Geist in ihnen denkt und waltet, sind Personen. Ein bloßer Leichnam ist willenlose Sache. Sachen haben keinen Willen, also auch keine Rechte. Wird von „Rechten der Thiere" gesprochen, gilt es von dem, was wir vernunftgemäß ihnen gestatten sollen. Sachen sind nur Mittel zu den Zwecken der Natur und des menschlichen Geistes. Personen sind nicht Mittel, sondern Selbstzwecke. Der Mensch kennt auf Erden kein erhabneres Gottes-Geschöpf, für dessen Zweck er, nur als todtes Mittel, vorhanden wäre.

Das höchste, allgemeinste, unvertilgbarste Recht jeder Person ist also, daß sie ein Mensch seyn darf, im vollen Sinn des Wortes. Dieses Recht ist die alleinige Stammwurzel aller übrigen Befugnisse, Ansprüche und Rechte, die möglich sind. Wer da spricht: „der Mensch darf nicht Mensch seyn!" — verurtheilt sich selber zum Thier.

Hienieden, als Mensch, gleich Andern seines Gleichen zu leben, zu gelten und sich zu entfalten, scheint freilich eine sehr bescheidne Forderung zu seyn; und doch umschließt sie das Höchste in sich, nämlich den ganzen Werth unsers Wesens und Daseyns. Denn wer Recht hat, Mensch zu seyn, besitzt damit nothwendig auch:

Recht auf eigne Persönlichkeit, auf Selbstständigkeit; Recht, für sein Selbst vorhanden zu seyn, nicht, als Mittel und Sache für Andre. Jeder Mensch ist sein eigen. Wer sich nicht selber angehört, dem gehört nichts an.

Recht auf Freiheit zur natur- und vernunftgemäßen Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen, körperlicher, wie geistiger. Ohne Entfaltung unsrer Menschennatur zu dem, was sie seyn, und werden kann und soll, hören wir auf, Menschen zu seyn. Eben diese

Entwickelungs-Freiheit ist der göttliche Urschmuck des Geistes, in welchem er, auf der Leiter der Schöpfungen, über den Tiefen der Naturnothwendigkeit, glänzt.

Recht auf Eigenthum, oder auf Mittel zur Selbstentwickelung. Auch Thier und Pflanze bedarf und sucht, und eignet sich das zur Ausgestaltung seines Gebildes, seiner Kräfte, seiner Bestimmungen Nöthige an. Dieses Rechts beraubt, wäre der Mensch weder vollständiger Ausbildung, noch Wirksamkeit fähig. — Das Ureigenthum des Geistes, das ihm angeborne Mittel zu seiner Verbindung mit der Welt, ist der irdische Leib; alles erworbene Eigenthum gleichsam nur eine künstliche Fortsetzung und Erweiterung des angebornen.

Diese drei allgemeinsten, in der Gesammtnatur des Menschen gegründeten, mit der Vernunft im Einklang stehenden, vom Verstande erkannten und anerkannten Rechte, sind die ersten Quellen alles und jedes andern und besondern Befugnisses, Anspruchs und Rechtes; sind in sich das Urrecht der Menschheit selber, nur gegensätzlich, in verschiedne Beziehung, aus einander gegangen. Wird eins von denselben aufgehoben und vernichtet: so sind auch die übrigen vernichtet. Darum nennt man sie natürliche (unveräußerliche, angeborne) Menschenrechte. Eins, wie das andre, ist ein Schrei des Urbedürfnisses nach Befriedigung; ein nothwendiger Anspruch auf Sicherheit der Persönlichkeit, der Entwickelungsfreiheit, des Eigenthums von Mitteln, gegen die blinde Gewalt der Elemente und Thiere, wie gegen die Bestialität in Menschengestalt. Die Natur verlieh uns zur Selbsterhaltung den Trieb und die Kraft; die Vernunft aber, eins mit der Natur, Vollmacht zum Selbstschutz. Ohne diese Vollmacht würde unser Geschlecht schon längst wieder von der Oberfläche des Erdkreises vertilgt seyn.

Weil das menschliche Unrecht, ohne Ausnahme, das unentbehrliche Gut jedes vernunftbegabten Wesens ist: so stehn auch alle Sterbliche einander urrechtlich gleich. Und wo Völker, durch ihren Willensverein, zum gegenseitigen Schirm ihrer Berechtigungen, gleichsam eine

einzige, gedankenbildliche (moralische) Persönlichkeit darstellen, wird das natürliche Menschenrecht zum natürlichen Völkerrecht; also, daß ein Volk zum andern, das reichste zum ärmsten, das stärkste zum schwächsten, in urrechtlicher Gleichheit besteht. Verletzung des natürlichen Völkerrechts ist das Verbrechen der beleidigten Majestät der Menschheit.

Das Gefühl dieser urrechtlichen Gleichheit ist, in der Brust jedes Menschenkindes, unausrottbar. Es lebt auch im leibeignen Knecht, und im gefesselten Sklaven an der Ruderbank fort. Es richtet die vom Fuß der Tyrannen zertretenen Nationen wieder auf aus dem Staube. Wer in seinem Nächsten nicht das unvergängliche Menschenrecht ehrt, lästert sich selbst. Wo aber dies höchste Gut des Lebens fehlt, da ist das Leben selbst zu nichts mehr gut.

---

89. Das positive Recht und Gesetz.

Das ewige Recht der Menschheit ist an sich selbst unbedingt; wie denn, im Wesen des Geistes, Alles ein Unbedingtes, Unendliches ist. Es kann auch nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Ausübung Beschränkungen erleiden; theils durch die Naturnothwendigkeit, zu deren Gebiet der irdische Leib gehört; theils durch das freie Wollen des Geistes. Um die zahlreichen Hülfleistungen und Vortheile der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, begränzen wir willig gegenseitig unsre natürlichen Befugnisse; ohnedem würde Krieg Aller gegen Alle eintreten. Durch Ueberlegenheit körperlicher Stärke beschränken auch Thiere gegenseitig die Erfüllung ihrer Begierden; durch Vernunft begränzen Menschen die maßlose Ausübung ihres Urrechts. Denn Jeder anerkennt im Andern das Daseyn des nämlichen Vernunftgesetzes, der gleichen Würde, der gleichen angebornen Befugnisse. Und das menschliche Antlitz ist ein offener Empfehlungsbrief, welchen die Natur jedem Sterblichen auf der Reise durchs Leben, wohin er komme, mitgibt; ist eine Urkunde seiner natürlichen Rechtsgleichheit mit Menschen des entferntesten Himmelsstriches.

Indem sich die Beisammenlebenden, nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse, über Ausübungsweise ihrer natürlichen Rechte verständigen und vertragen, entsteht zwischen ihnen der Vertrag, oder die Verschmelzung des Willens und Wunsches vieler, zu einem einzigen, gemeinsamen Wollen. Die eben dadurch beschränkte Ausübungsweise des unbestimmten natürlichen Rechtes, heißt ein bestimmtes (positives), d. i. ein durch Einwilligung der Vertragsgenossen bewilligtes Recht. In allen bewilligten Rechten ist aber jedesmal das natürliche Recht der Kern und Inhalt; hingegen die Umgränzung desselben durch den Vertrag, nur Schale und Form. Die Formen können erweitert und verengert werden. Das Menschenrecht darin bleibt das Unwandelbare.

Das durch Uebereinkunft Festgesetzte, oder der Vertrag, ist das Gesetz derer, die darin übereinkamen. Und weil der Wille jedes Vertragsgenossen darin erfüllt ist, wird der Wille eines Jeden sein eignes Gesetz. — Im strengern Sinn der Worte aber unterscheidet man den Vertrag vom Gesetze, obgleich auch Landesgesetze im Grunde vertragsartiger Beschaffenheit sind. — Doch bezeichnet man vorzugsweise mit dem Ausdruck Vertrag die freie Uebereinkunft zwischen Personen, Gesellschaften und Völkern, die, in Ausübung ihrer Befugnisse, von einander vollkommen abhängig sind. So schließen auch selbstständige Staaten unter einander, gleich einzelnen Personen, Verträge und Bündnisse. Gesetz hingegen, im engern Sinn, gilt als Willensausdruck von und für Personen, welche Genossen, oder abhängige Glieder, eines und desselben gesellschaftlichen Vereins, oder Staates sind. Denn der Bestand eines Ganzen ist nur, durch Abhängigkeit seiner Theile von ihm, möglich.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem göttlichen Gesetz in unsrer Vernunft, oder dem Heiligkeitsgesetze, und dem vertragsartigen menschlichen Gesetze. Jenes ist in allen Sterblichen, in allen Jahrtausenden und Weltgegenden das Gleiche; und darf durchaus nicht dem menschlichen Willen unterworfen; der Wille vielmehr soll ihm untergeben seyn. Das menschliche Gesetz hingegen ist eine durch Zeit und Umstände geforderte Begränzung von den natür-

lichen Rechten der Vereinsgenossen, zum Wohl des gesellschaftlichen Beisammenseyns. Ein solches von Menschen aufgestelltes (positives) Gesetz verhält sich zum Vernunftgesetz, wie das im Vertrag bewilligte Recht, zum Urrecht. Jedes aufgestellte Gesetz soll gleichsam nur die verständige Vollziehungsverordnung des Vernunftgesetzes für besondere Zustände und Bedürfnisse des Gesellschaftskörpers seyn. Ihr festgehaltner Fortbestand aber, im Widerspruch mit veränderten Bedürfnissen und Zuständen der Gesellschaft, wird Tyrannei des Gesetzes, d. ist Natur- und Vernunftverletzung.

Man spricht auch von der Heiligkeit eines herkömmlichen (oder historischen) Rechts. Gleichviel, ob es ursprünglich durch Räuber- oder Kriegsgewalt errungen, oder durch freien Vertrag begründet worden sey; es heißt ein Recht. Allerdings kann es heilig und ehrwürdig seyn, wie jedes andre. Aber nicht Schicksal, Herkommen, Geschichte geben den Prüfstein des Rechtlichen im historischen und vertragsmäßigen Rechte: sondern das Vernunftgesetz allein, durch welches wir unsre Menschenwürde empfangen. Denn Recht ist kein Natur-, sondern ein Geistes-Ergebniß; keine blinde Natur-, sondern Vernunft-Nothwendigkeit. Es gibt kein unsittliches Recht. Und wär' es (wie z. B. gesetzliche Volksverdummung, Sklaverei, eigenthumslose Leibeigenschaft, Despotismus u. s. w.), durch Herkommen und Uebung eines Jahrtausends geweiht: so bleibt es nur das fluchwürdige tausendjährige Unrecht.

Die Vernunft ist das Gottesgesetz, das ewige in allen Geistern; und Mensch zu seyn, in persönlicher Selbstständigkeit, Entwickelungsfreiheit und Eigenthumsgewinnung, das ewig Vernunftgemäße. Aber Schicksale und von ihnen gegebne Verhältnisse sind wandelbar. Sie verewigen wollen, heißt, sich gegen Gott und Menschheit empören. Wer die Empörung wagt in seinem thierischen Wahn, ist dem Gericht der göttlichen Weltordnung, der Zuchtruthe der Natur anheim gefallen, denn er ist der Revolutionär. Revolutionen der Staaten sind gleichsam moralische Naturereignisse, wie Erdbeben, Pestilenzen u. s. w. physische sind. Nach jeder physischen Revolution muß neu angebaut, neu geschaffen; nach jeder moralischen ein neues Rechtsverhältniß

aufgestellt werden, dem veränderten Bedürfniß der Gesellschaft vernünftiger Weise gemäß.

---

90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen.

Neben der urrechtlichen Gleichheit der Sterblichen, von welcher Farbe sie seyn mögen, besteht jedoch auch eine natürliche Ungleichheit derselben, rücksichtlich ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihrer Schicksale, Neigungen, Tüchtigkeiten, Beschäftigungsarten, Lebensweisen und übrigen Verhältnisse. Eben in dieser Ungleichheit liegt der geheime Zauber, durch welchen Menschen mit Menschen verbunden werden; einer dem andern dienstbar und hülfreich wird; einer nach dem strebt, was ihm im Andern Gegenstand der Hochachtung wird. Wir lieben in Andern nur uns selber; aber nicht, als das, was wir schon sind, sondern durch sie noch werden möchten. So ergänzt sich gleichsam Einer durch den Andern, und fügt zu dem, was ihm Natur und Schicksal verliehn hat, den Genuß dessen, was ihm versagt ist und Andern gehört.

Es glaubte von Zeit zu Zeit menschlicher Blödsinn, auch hierin die ewige Weltordnung verbessern zu können. Er versuchte künstliche Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft herzustellen. Er führte, um Unterschied des Reichthums und der Armuth aufzuheben, Gütergemeinschaft ein; oder gleiche Vertheilung des Bodens unter den Genossen der Gesellschaft, ohne eine Gleichheit der Talente, Kräfte, Tugenden und aller Umstände schaffen zu können, aus welchen nothwendig immer wieder Ungleichheit im Besitz irdischer Glücksgüter entspringt. Man verbot das Daseyn des Stroms; aber ließ dessen unhemmbare Quellen rinnen. Allgemeines Verarmen, bürgerliche Unruhen und Untergang der Staaten endeten die naturwidrigen Zustände. Andre Gesetzgeber führten nicht nur Gütergemeinschaft ein, sondern auch Gemeinschaft der Weiber und Kinder; aber mit gleich verderblichen Folgen. Weibergemeinschaft ward in ihren Wirkungen der Ehelosigkeit gleich. Sie entwöhnte den Mann vom edeln Genuß häus-

lichen Glücks, daß er, durch nichts, als Ruhm- und Ehrsucht, oder Geld- und Herrschgier gekirrt, aufhörte der Menschheit zu dienen, und nur Werkzeug seines Staats blieb.

Man ist wohl von diesen Verirrungen des Alterthums zurückgekommen; aber in nicht minder verderbliche hinübergeschweift. Man hat versucht, Gleichheit des Meynens, Glaubens und Wissens zu erzwingen. Wer anders zu denken wagte, als der Gewaltsherr gebot, hieß Feind des Staats; wer anders, als der Priester, hieß Feind Gottes. Der gesetzgeberische Wahnsinn, welcher doch keine Gleichheit des Talents, der Erfahrung und Einsicht Aller schaffen konnte, wollte fremde Ueberzeugungen abhängig von seinem Befehl machen. Er begehrte das Unmögliche; begehrte nämlich, daß jeder sich selber abthun, sein Wesen und Wissen in ein anderes verwandeln solle. Eben so leicht hätte er gebieten mögen, daß alle Thiere mit Nachtigallstimmen singen sollten. Die Frucht solcher Empörung gegen die göttliche Ordnung der Dinge ward, neben gesetzmäßiger Heuchelei und Lüge: Länder-Elend durch Verfolgungen, Kerker, Scheiterhaufen, Aufruhre und Glaubenskriege.

Gewiß nicht geringer, als Gefahren künstlicher Gleichheit, sind auch Gefahren künstlicher Ungleichheit. Frevelnd wagte der Sterbliche, die ewigen Stiftungen umzukehren, welche in der Schöpfung walten; veräußerliche Güter unveräußerlich, und Unveräußerliches veräußerlich zu erklären. Doch überall, wo ein großer Theil des Landesbodens und der Glücksgüter dem allgemeinen Wechsel entzogen, zum unveräußerlichen Gut einzelner Familien und Körperschaften geprägt ward, kränkelte der öffentliche Wohlstand, wucherten Laster und Verbrechen des Reichthums und der Armuth wetteifernd empor, bis das Gefüge des Staats, endlich vom Sittenverderbniß zerfressen, im Sumpf des Elends und der Ueppigkeit unterging. — Anderseits entriß der Mensch den ihm gleichgeschaffnen Wesen die Ausübung ihrer unveräußerlichen, von Gott gegebnen Rechte der Menschheit (88.); schuf Leibeigene und Sklaven, ihrer Persönlichkeit und Freiheit beraubt; ohne Eigenthum, ohne Sicherheit, dem Thiere gleichgestellt; oder er gewährte die Ausübung in so eng beschränktem Maße, daß dieselbe nur wenigen Günst-

lingen des Zufalls ungeschmälert, als vererbbares Vorrecht, übrig blieb. Diese allein waren dann Menschen; waren höhere Wesen, Freie; die übrigen nur zu ihrem Dienst geboren. — Menschensatzungen stämpelten das Ohngefähr der Geburt und Herkunft zum Mehrwerth über Verdienst, Tugend und Einsicht. Würd' es unsinniger seyn, wenn ein Gesetz geböte: Kinder, im Vollmond geboren, seyen allein fähig, die Ersten des Volks an Tugend und Kenntniß, dessen Heerführer und Verwalter zu seyn? Was haben Wappen und Stammbaum mehr, als der volle Mond, mit Würdigkeit der Person zu schaffen? Die Geschichte belehrt vom Unglück der Staaten, welche dem Sonnenblick höherer Geister mit dem Mondschimmer ihrer Hochbetitelten feindlich begegneten. — Die künstliche Ungleichheit der Rechte wird, wo möglich, noch empörender, wenn für Schooskinder des Staates mit den größern Vorrechten, die kleinern Pflichten verbunden, und den Stiefkindern des Staats mit den wenigsten Rechten die schwersten, drückendsten Pflichten zugetheilt sind. Es kann niemand erbliches Vorrecht lieben, ohne ein erbliches Unrecht.

VII.

Das Gemüth.

Das Gemüth.

91. Einheit von Seele und Geist.

Die Vorstellung vom Wesen und Seyn des Menschengeistes in freilich nur allgemeiner Andeutung zu vollenden, bleibt noch übrig, einen Blick auf seine und der ihm beigegebnen Seele gegenseitige Einwirkungen zu werfen. Denn, in der großen Verkettung des göttlichen Alls, ist eben das Seelische der Ring, durch welchen der Geist mit der übrigen Natur zusammenhängt; das Glied, auf welches er unmittelbar eingreift; durch welches er mittelbar auf Leben, Bewegkräfte und Stoffe der irdischen Hülle einwirkt, und eben so von ihnen hinwieder erregt wird. Wir nennen diese Einung des Geistigen und Seelischen, in der sich beides gegenseitig zur Thätigkeit weckt, das Gemüth, gleichwie man die Verbindung des beseelenden Wesens mit dem Belebenden, Thierheit; oder des Lebens mit Stoffgebilden, Pflanzenthum; oder der Bewegkräfte mit Stoffen, Körper zu nennen gewohnt ist.

Im Gemüth eigentlich erscheint das wahrhaft Menschliche. Aus dem Geiste nicht, und nicht aus der Seele tönt das Ich, sondern aus dem Gemüth, aus der Einheit des Gefühls und Gedankens. Darum darf der Mensch wohl sagen: Ich habe einen Geist; ich habe eine Seele; nicht, ich bin ein Geist; ich bin die Seele. Hier im Gemüth erwacht zuerst, gleichsam in der Wiege der Sinnesgewahrungen, das Bewußtseyn, oder das Wissen von sich und Anderm. Hier scheint der Geist zu empfinden; die Seele zu denken. Denn die wechselseitigen Anregungen entstehn so schnell, daß man sie gleichzeitige,

oder zeitlose, heißen könnte. Das Gewahrte ist zugleich im Bewußtseyn die Vorstellung des Gewahrten.

Wie sich die Seele zum Leben mehr dienend, als herrschend, verhält, eben so verhält sie sich zum Geiste. Dort ist sie gleichsam Hüterin vom Einheitsgebilde der belebenden Naturmacht; warnt gewahrend vor Verletzung desselben; verkündet durch Schmerz die Verwundungen des Lebensgesetzes; durch Wohlgefühle die Erfüllungen desselben. Eben so wird sie anderseits die Pflegerin des Geistes. Sie ist's, die ihm die erste Nahrung zuführt aus allen Speichern der Welt und Natur. Sie ist die hülfreiche Vollstreckerin seines Willens gegen die Außendinge; die unwillkürliche Theilnehmerin an seinem Frieden und Unfrieden. Nur im Uebermaß ihrer Erregtheit kann sie rückwirkend, wie gegen das Leben, auch gegen den Geist werden, indem sie, für jenes oder für diesen, Partei nehmend, die Kraft des Einen wider den andern steigert, oder lähmt. Freudigkeit befördert das Genesen des kranken Lebens; Schrecken und Furcht hemmt oder vernichtet dessen Thätigkeit. Das begeisterte Gefühl stärkt und hebt die Willensmacht für das Wahre und Heilige über jedes Irdische; allzubelebtes, thierisch-wildes Gefühl stößt die Vernunft vom Thron. Eben darin ist Begeisterung, oder Enthusiasmus, von Meynungswuth, oder Fanatismus verschieden, daß in jenem mehr der Geist gewaltig im Seelischen schaltet; in diesem aber mehr das Leben mit seinen thierischen Begierden.

Wie Stoffe und Bewegkräfte nur Materialien sind, welche dem Leben zum Erscheinen, zum Bau seiner Einheitsschöpfung, seines Körpers dienen: so dient das seelische Wesen zum Mittel und Werkzeug gleichsam, als Hülle und Leib des Geistes, zu seinem Erscheinen und Einwirken auf die Außenwelt. Aber wie innig beide auch verbunden sind, beharrt jedes doch unwandelbar in seinem Wesensgesetzthum; der Geist in seinem Fordern des Wahren und Heiligen; die Seele im Fordern des Anmuthigen oder Beseligenden.

Im menschlichen Gemüthe, wo die Vermählung beider Wesensartungen, in wechselseitigen Erregungen, besteht, wird das Verlangen

beider nach Erfüllung ihres Gesetzthums zum gemeinschaftlichen Verlangen. Das den Sinnen Anmuthige soll nicht dem Erkenntniß- und Heiligungsgesetz widerstreiten; und hinwieder das Wahre und Heilige soll mit Anmuth bekleidet seyn. Diese Verschmelzung der drei höchsten Wesensgebote, diese Dreieinigkeit im Gemüthe, wird in der Vorstellung, wie ein Erfüllbares, zum Urbild des Schönen; das heißt, des unbedingt und unendlich Schönen. Denn im Wesenthum des Geistes, wie der Natur, ist nichts Begränztes, nichts Endliches, als das Andersseyn im Erscheinen.

---

92. Einheit der drei höchsten Gebote; Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen.

Wir suchen irrthümlicherweise in der Außenwelt, was doch nur in uns, als das Vollendetste, herrschend ist; und vergebens. Wir streben, es durch Kunst in die Wirklichkeit hinauszugestalten; aber wie mag das Unendliche in der Endlichkeit erscheinen? Das Urschöne lebt im Innern des Gemüths; aber in der Welt tritt es nur endlich und begränzt hervor, als Schönheit; gleichwie die Aeußerung des Heiligen, draußen, nur als Tugend. Es liegt das Werk des glücklichsten Künstlers allzeit tief unter seinem Ideale.

Höhere Gefühle anregende Einheit des Heiligen, des Wahren und des Anmuthigen ist also allein das Schöne. Darum gefällt es; nicht eines andern Zweckes willen, sondern durch sich selbst; weil es eben das Ziel aller Sehnsucht unsers Gemüthes ist. In sinnlicher Darstellung wird das Anmuthigste unschön, sobald es das Zartgefühl des Heiligen empört. Wir können nicht lieben, was wir, als Schändlichkeit, verabscheun. Aber auch die Darstellung der tugendhaftesten That ist unschön, wenn sie, mit ekelerregenden Gegenständen verknüpft, gegeben wird. Und gleichgültig läßt uns, was auch Heiliges und Anmuthiges hingebildet werde, wenn es ungemäß dem Erkenntnißgesetz, verworren, zusammenhanglos, unverständlich dasteht, ohne

Einheit im Mannigfaltigen, ohne Schein von Wahrheit, als in sich Unmögliches. So sind nicht Anmuth, nicht Wahrheit, nicht Tugend, einzeln für sich das Schöne, sondern erst in ihrer Vereinung, als göttliches Geschwister.

Das menschliche Antlitz, von zartester Färbung und vollkommenster Regelmäßigkeit der Züge, läßt uns ungerührt, aller Anmuth ungeachtet, wenn darin nicht ein edleres seelenvolles Wesen, hervorblickt. Hinwieder nennen wir, auch die Rose schön; nicht bloß, weil Farbe, Form und Duft die Sinne schmeichelt, sondern weil sie, mit dieser Harmonie, wie die Harmonie in der Tonkunst, geliebte Erinnerungen, oder Reihen von Vorstellungen weckt, in welchen sie bald das Sinnbild der in sich verschlossenen Schamhaftigkeit, bald der erröthenden Liebe, oder der weinenden Unschuld unter zitternden Thautropfen, oder der im Sonnenglanz des Lebens lächelnden Freude, oder auch der Vergänglichkeit des Lieblichsten wird.

Das Thier irrt durch die Pracht reizender Gegenden, und durch das Grausen öder Wildniß, ohne anderes dabei zu empfinden, als Bedürfniß der Stillung von Lebenstrieben. Der Mensch aber beseelt um sich her Felsen und Bäume, in angenehmer Selbsttäuschung, mit den ihm eignen sittlichen Gefühlen und höhern Ideen. Doch nicht Jedem dünkt ein und derselbe Gegenstand schön. Was diesen entzückt, läßt jenen kalt, weil nicht Alle einerlei Erregbarkeit, einerlei Erinnerungen, einerlei Geistesentwickelung haben. In Personen, welche der Thierheit noch am nächsten stehn, erschließt sich zuerst die Liebe des bloß Anmuthigen. Sie nenen schön, was ihre Sinnen reizt, wie roh es auch sey. Kindern gefallen brennende Farben, rauschende Klänge. Der Wilde schmückt sich mit bunten Federn; die rohe Bäuerin mit flatternden Bändern; die geschmacklose Welt-Dame mit einer Modetracht, wie entstellend sie auch seyn möge. — Der reifere Verstand fordert, mit Anmuth verbundene Einfalt, Klarheit, Ebenmaß, Einheit im Mannigfaltigen, Wahrscheinlichkeit. — Der höhere, sittlichere Mensch aber findet nicht mehr schön, was nicht auch gut ist, oder gar dem Gefühl des Heiligen feindselig entgegen strebt.

Die Schönheit, mag sie uns in Werken der Natur, oder der Kunst, erscheinen, wird in sich selber eine verschiedenartige, je nachdem sie vorzugsweise mehr den Forderungen sinnlicher Anmuth, oder denen des urtheilenden Verstandes, oder den Ideen des Heiligen und Unendlichen entspricht. Welcher einzelnen von diesen dreifachen Forderungen immerhin vorzüglich Genüge geleistet werde: darf doch dabei keine der übrigen beleidigt und zurückgestoßen bleiben. So empfangen wir eine Verschiedenheit des Schönen, im Anmuthigen, im Komischen, im Tragischen und Erhabnen.

Das Anmuthige gefällt durch Sinne schmeichelnde Formen eines mannigfaltigen, und doch leichtfaßlich geordneten Inhalts, der, in zarten Gegensätzen verschlungen, stillheitre Gefühle des Erinnerns und Ahnens anregt, ohne edlere zu kränken.

Das Komische, weder den Sinn für gefälliges Aeußeres, noch für Schickliches und Sittliches verwundend, reizt das Lustgefühl des Lächelns und Lachens, indem es unschädlichen, aber unerwarteten Widerspruch zwischen Mittel und Zweck, That und Willen, Erwartung und Erfolg, darstellt, und dem Beschauer dabei das Gefühl eigner Verstandes-Ueberlegenheit gewährt.

Im Erhabenen weckt das Wahrnehmen ruhiger oder furchtbarer Größe, in Einfalt und überragender Macht erscheinend, mit der Idee des Unendlichen und Unerreichbaren, das Erstaunen oder Grausen, im Gefühl irdischer Ohnmacht, neben tröstendem Bewußtseyn eigner Geisteshoheit und Gefahrlosigkeit.

Das Tragisch-Schöne hinwieder entspringt, wenn, im scheinbar ungerechten Widerspruch der Welt mit dem Göttlichen, das Leben all' seine Rosen an den Sünder, all' seine Dornen an die Tugend, oder Unschuld hingibt, und die, vom Anblick unverschuldeten Leidens, sympathetisch hervorgerufene Trauer, sich mit dem Aufblick zu einem vergeltenden ewigen Seyn paart. Nichts ist tragisch schön, wie sehr es auch den Forderungen des Verstandes und sinnlicher Anmuth entspreche, wenn es den Geist nicht über das Ver-

gängliche erhöht; sein Wollen heiligt und stärkt, und gegen das Ungerechte empört.

Das Tragische bildet, in sittlicher Hinsicht, einen Gegensatz zum Komischen (in der Satyre, Ironie), indem jenes den Widerspruch des Irdischen und Göttlichen, dieses aber den Widerspruch des Verstandes mit der Wirklichkeit, gleichsam durch Schlaglichter, erhellt; und jenes das Sündige widerwärtig, dieses das Irrige lächerlich macht. Eben so gewährt das Anmuthige einen Gegensatz zum Erhabnen, wie das Sinnliche zum Uebersinnlichen, das Endliche zum Unendlichen.

---

93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüthes.

Doch eins, wie das andre, trägt nur dann erst das Gepräge ächter Schönheit, nicht wenn es vom Verstande dafür erkannt wird, sondern, im Gemüth empfangen, höhere Gefühle entzündet. Ich sage höhere, als die in der thierischen Natur entzündbar sind; höhere, weil sie Gegensatz und Abglanz des Wahren und Heiligen und Anmuthigen im Seelischen werden. Eben durch die Anregungen des Geistes, in der Klarheit seines Bewußtseyns, wird die menschliche Seele mit allen ihren Sinnesvermögen, möcht' ich sagen, veredelter, als sie im unbegeisteten Thier erscheinen kann, ungeachtet sie, wesenhaft eins und dasselbe, in beiden besteht.

Bevor ich diese, durch Einfluß des Geistes entsprungenen, Aenderungen näher betrachte, muß ich abermals daran erinnern, daß das Leben mit all seinen Trieben, nicht Einfluß auf die Stimmung des Seelischen, wie im Thiere, so im Menschen, verliert. Je nach Beschaffenheit, Zustand und Bau der Nerven, ist die Seele mehr oder minder durch den Geist erregbar und auf die Lebensthätigkeit zurückwirkend. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegen wir danach die beharrlich vorherrschenden Gemüthsstimmungen, oder Temperamente, unsrer Bekannten zu unterscheiden; den Einen, leicht durch das Gute und Angenehme bewegt,

gefühlvoll von Natur (sanguinisch), zu nennen; den Andern kalt, trocken, gefühllos (phlegmatisch), weil ers schwerer aus seiner Gemüthsruhe zu lebhaftern Gefühlen geweckt wird; den Einen, der, durch Widerwärtiges, leicht zum Unwillen und Zorn gereizt werden kann, empfindlich (cholerisch); den Andern düster und schwermüthig (melancholisch), weil er leichter zu traurigen Gefühlen übergeht und in ihnen wirklichen Genuß findet.

Wie immerdar das Leben, im Bau seines Geglieders, auf denjenigen Theil desselben, in welchem es am meisten und anhaltendsten bethätigt wird, die meiste Sorge und Kraft verwendet: so auch in den seelischen Werkzeugen. Je erregbarer das Leben in den Nerven, um so reizbarer wird hinwieder, durch Wechselwirkung, das Seelische, sowohl in den Gefühlen (64.), als innern Sinnen (65.). Wie, durch öftere Anregung und Uebung bekanntlich, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Gedächtniß u. s. w. stärker wachsen, oft zur Uebermacht und zum Nachtheil andrer Vermögen: so auch die Gefühle. Sie entflammen schleuniger; werden lebhafter und heftiger, und durch übermäßiges, d. i. naturwidriges Einwirken auf Leib und Geist, beiden gefährlich. Der Mensch hat diese Gefühlswallungen (Affekten) mit dem Thiere gemein; aber sie sind dem letztern minder schädlich, weil die wesende Natur, treu ihrem Gesetz, in allen ihren Wirksamkeitssphären, ein Gleichgewicht bewahrt, welchem nur der Menschengeist, im Innern seines Lebensgebildes, übermächtig und feindselig entgegen streben kann.

Eben so wirket auch das Leben mit seinen Trieben, wie auf die thierische Seele, auf das menschliche Gemüth. Der Mensch hat aus den Lebenstrieben entsproßne Thierbegierden. Sie sind, weil naturgemäß an sich, nichts weniger, als tadelhaft. Sie werden es erst, wenn der Geist, seinem eignen Gesetz untreu, sich zu ihrem Dienst ausschließlich hingibt, und sie, durch anhaltendes Bethätigen, übermächtig gegen sein Selbst macht. Dann ihr Knecht geworden, werden die Begierden zu Suchten, oder krankhaften Zuständen, des Gemüths; wie Selbstsucht, Geilsucht, Ehrsucht, Habsucht u. dgl. m. Und in Bezug auf das Göttliche in uns, weil es seiner Würde und Herrlichkeit beraubt, sich gegen die Begierden kraftlos, mit seiner

Vernunft leidend verhält, nennen wir die Suchten, auch Leidenschaften. — Thiere können wohl Gefühlswallungen haben; aber sie sind ohne Leidenschaften, weil ohne Vernunft. Von welcher Leidenschaft, oder Sucht, der Mensch beherrscht seyn möge, er erscheint darin nur, wie ein durch Verstand klügeres, listigeres Thier; gefährlicher aber, als selbst die vernunftlose Bestie, auch verächtlicher, oder bemitleidenswürdiger, denn diese.

Nicht alle Leidenschaften sind immer von starken Gefühlswallungen begleitet, wie Liebeswuth, Zanksucht, Eifersucht u. s. w., sondern oft und häufiger noch, ruhig und kalt, wie Geiz, Ehrsucht, Selbstsucht u. dgl. m. Auch sind jene heilbarer, weil äußere Umstände, oder innere der Lebensregsamkeit, sich ändern können; oder die größte Gewalt eben in den an sich vergänglichen Aufwallungen der Gefühle beruht, deren der Geist endlich vernunftgemäß wieder Meister werden, und inmitten derselben sich zur Besonnenheit ermannen kann. Aber unter der Oberherrschaft einer kalten Leidenschaft ist vollendete Sklaverei eines Geistes da, welche, mit völliger Besonnenheit dem Thierthum unterwürfig, dennoch nicht vermag sich ihm zu entwinden, weil Leben und Gemüth schon in einander, durch den Zauber der Gewohnheit, gleichsam starr geworden sind; oder weil der zur Sättigung der Begier Alles berechnende Verstand eben so viel Seelenlust, durch das Gelingen seiner Berechnungen erregt, als der fordernde Trieb, wenn ihm Genugthung wird.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, nun Einiges noch über die höhern Gefühle, oder diejenigen, welche anderseits im Seelischen, durch Einwirkung des Geistes, erschlossen werden. Sie sind es, in welchen sich eigentlich Würde und Unwürde des Menschen, gegenüber der Thierheit, am bestimmtesten zeichnet, weil, durch ihre Vermittelung, der Verkehr des Geistes mit dem Thierleben und dessen Begierden geschieht und der Kampf um Oberherrschaft der Bestialität, oder der Vernunft, geführt wird. Sie werden nicht selten mit den niedern Gefühlen in gleiche Linie gestellt; oder gar mit ihnen verwechselt. Deßwegen will ich von ihnen hier besonders sprechen, und zwar, wie der Geist dieselben, im Bezug auf sein Selbst, dann im Verhältniß

zu den seelischen Innen-Sinnen, endlich im Verhältniß zu den Lebenstrieben oder Begierden erweckt.

---

94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle.

Das dunkle Bewußtseyn des Geistes spiegelt sich im Seelischen, als dunkles Gefühl des Daseyns; sein bestimmteres Selbstbewußtseyn, als Selbstgefühl. Dieses ist das allgemeinste, aus welchem sich alle andern erheben. Es ist das Bewußtfühlen der geistigen Hoheit, Ueberlegenheit und Selbstständigkeit des Wesens im eignen Gesetzthum. Aus ihm erwächst im Gemüth der Geistesmuth für Behauptung sittlicher Würde. Thiere haben ebenfalls ein Selbstgefühl, aber nur das ihres Lebens, ihrer körperlichen Stärke. Das Gefühl vom Maß ihrer Kraft bestimmt auch das Maß ihres Muthes in Kämpfen und andern Anstrengungen. Solches wohnt aber ebenfalls auch dem Menschen bei. Das Gefühl der Ueberlegenheit seiner Leibesstärke, Gewandtheit und Sicherheit gibt ihm in Gefahren Muth und Trotz; oder vermindert diesen, bei Wahrnehmung der Ueberlegenheit eines Andern. Persönlicher, soldatischer Muth, den wir mit den Thieren gemein haben, ist keine Seltenheit; achtungswürdiger, aber seltener, als dieser, ist der des Geistes, der sittliche (moralische) Muth.

Das Bewußtseyn unsers sittlichen Werthes, welches aus Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, d. i. durch Rechtschaffenheit und Tugendtreue, ersprießt, wird im Gemüth, Selbstachtung. Diese Achtung des Geistes für seine eigne Würde ist keine Ueberschätzung derselben, sondern, weil er sich dennoch mancher Verirrung und Schwäche bewußt ist, mit Bescheidenheit (oder Beschränkung) und sogar mit Demuth verbunden. Das Gefühl der Selbstverachtung aber wird die schwerste aller Geistesqualen. Sie ist der Fluch der Verzweiflung im Gemüthe über sich selbst.

Die Erkenntniß dessen, was der Geist seinen Idealen, in Vollkommenheit, Unendlichkeit, Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit angenähert,

wahrnimmt, erfüllt das Gemüth mit Bewunderung; und, neben dem Bewußtseyn eigner Unvollkommenheit und Schwäche, mit Ehrfurcht. Beide aber, mit Hinwendung und Aufblick des Geistes zu Gott, werden, neben dem Gefühl eigner Unwürdigkeit, in ein Gefühl von Seligkeit und Demuth aufgelöst, für welches die menschliche Sprache noch kein Wort erfunden hat, sondern bald mit dem Namen der Andacht, bald mit dem der Anbetung bezeichnet.

Nur dies einzige, erhabenste und tiefste, aller Gefühle ausgenommen, werden alle übrigen durch Wahrnehmung von dem erregt, was irgend in der Welt das Gepräge eines Geistes führt. Denn Achtung oder Verachtung unsers Selbstes hegen wir auch für die Würde oder Würdelosigkeit Andrer, welche gleichen Wesens mit uns sind. Die Theilnahme, welche wir an uns selbst nehmen, fühlen wir auch am Wohl und Weh Andrer, in Mitfreude und Mitleid. Den moralischen Muth, welchen wir von unserm Geist fordern, fordern wir eben so von jedem menschlichen Geiste. — Nur uns selbst können wir nicht bewundern, uns selbst nicht ehrfurchtsvoll betrachten, weil wir immer die ersten, oft nur einzigen, aber sichersten Zeugen unsrer Mangelhaftigkeit sind.

---

95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung.

Wer von Gemüthsbewegungen sprechen will, die der Geist durch sein Einwirken auf die innern Sinne der Seele rege macht, muß zugleich die Verwandlungen beachten, welche, durch seinen Einfluß, auf diese Innensinne entstanden sind. Denn die durchgeistete Seele, oder das Gemüth, ist anders angeregt, als die von bloßen Lebenstrieben bewegte. Alle Gefühle der Lust und Unlust, haben in ihren zahllosen Abstufungen eine so große Mannigfaltigkeit, daß es fast unmöglich wird, sie einzeln mit Worten zu bestimmen. Es sind Abschillerungen der jeweiligen Thätigkeiten und Zustände des Lebens und des Geistes, wodurch sie, möcht' ich sagen, ihre eigenthümlichen Farben erhalten.

Die Seele, sowohl im Dienst des leiblichen Lebens, als des Geistes, leiht ihre Sinnesvermögen sowohl diesem, als jenem, und erweckt, rückwirkend wieder in jenem, Triebe und Begierden, wie in diesem, Willensbestimmungen. Ich habe schon vom Sinn der Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmnng, des Gedächtnisses und Ahnens im Verhältniß zum thierischen Leben gesprochen (65 — 67.); darum will ich nun die Erhöhung und Veredlung derselben durch Macht des Geistes, und im Gebrauch desselben, mit leichten Umrissen, darstellen.

Der Sinn der Aufmerksamkeit, welcher in der Thierwelt unwillkürlich von irgend einem äußern Reiz angezogen wird, empfängt, wenn seine Thätigkeit vom Geist in Anspruch genommen ist, eine Richtung durch dessen Willen, sey es auf Zustände der Außenwelt, oder der innern. Es ist eine fühlbare Unterstützung und Erleichterung, welche der Geist in seinem Beobachtungsgeschäft, zumal reingedanklicher Gegenstände, durch diesen Sinn empfängt, der durch andauernde Uebung gestärkt, zu einer Andacht erhöht wird, die, einem einzigen Punkt zugewandt, für alles Andre empfindungslos macht; oder auch die sogenannte Zerstreutheit bewirkt. Diese aber ist meistens nichts anders, als der Zustand einer getheilten Aufmerksamkeit, welche doch nicht mehrern Dingen zugleich angehören kann.

Der Gewohnheitssinn, in Gewalt und Leitung des Geistes getreten, wird, durch dessen Willensmacht, das kräftigste Mittel zur Selbsterziehung und zur Selbstherrschaft über Neigungen der Sinnlichkeit; der sicherste Zaum zur vernunftgemäßen Lenkung der Begierden. Läßt er den Zügel unbeachtet fallen, so wird die Thiernatur seiner allein Meister, und Wille und That des Menschen dem Ungestüm der Sinnlichkeit unterworfen. Alle wahre Erziehung ist Gewöhnung zur Selbstherrschaft des Geistes über irdische Triebe und Reize, gemäß seinem heiligen Gesetz. Nicht die Erkenntniß des Guten und Bösen, des Nützlichen und Schädlichen genügt allein dafür: sondern eine durch Uebung vergrößerte Leichtigkeit und Stärke des Willens, grade den heftigsten Begierden der Sinnlichkeit auch am entschlossensten und beharrlichsten Einhalt zu thun. Das ist das wahre

Geheimniß der Erziehungskunst: des Zöglings gefahrdrohende Triebe, Neigungen und dadurch herbeigeführten Geistesrichtungen zu erspähn, und den Stolz seines Bewußtseyns, die Kraft seines festen Willens, eben gegen diese am meisten zu spornen. Alles Andre, was man Erziehung nennt, ist Verziehung, tanzmeisterische Dressur, Verzerrtheit.

Der Nachahmungssinn (aus Naturnothwendigkeit ewigen Anderns und Wechselns im Wirken des wesenden Lebens und Seelischen entsprossen) wird vom Geiste zum Kunstsinn veredelt. Er selber im Reiche seiner endlichen Vorstellungen und Gedanken immerdar wechselnd, und immerdar durch die Sinne zu neuen Vorstellungen geführt, findet allein, in der Mannigfaltigkeit derselben, Genugthuung. So wird, was im Thiere müßige, zwecklose Neugier ist, im Gemüthe Wissenslust, mit vernünftigem Zweck; und, vom seelischen Sinn für Nachahmung angeregt, sein Nachbilden und Nachgestalten dessen, was ihm die erscheinende Natur zeigt, durch Denken und Wollen, erschaffne Kunstsache. Auch Thiere stellen bewundernswürdige Erzeugnisse auf; aber sie thun es unbewußt und unwillkürlich. Nicht ihre Kunst bewundern wir; sondern die alle Kunst der Menschen überflügelnde Macht und Weisheit in den Wirkungen der Natur.

---

96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Phantasie (Einbildungsvermögens).

Durch keinen der sämmtlichen Innensinne wird der menschliche Geist öfter und mannigfaltiger zur Thätigkeit gerufen; durch keinen wird er sich seiner Herrlichkeit selbstbewußter; auch durch keinen offenbart er, der Natur und Welt gegenüber, diese Herrlichkeit mächtiger, als durch das Gedächtniß. — Was wäre er, ohne Hülfe dieses Vermögens? Zwar dringt zu ihm, durch die Pforten der Außensinne, ein großes Weltall mit tausend Wundern und Wechseln herein; doch einem Gedächtnißlosen würd' es nur das Weltall des Augenblicks seyn, und ihm in jedem nächsten Augenblick immer wieder ein anderes da-

stehn, ohne Verbindung mit dem eben verschwundenen, das keine Spur zurückließ. Durch Zauberei des Gedächtnisses wird das Gewesene eine Gegenwart, und der eben an ihm vorübersliegende Augenblick lebt sogar in der Vergangenheit für ihn bedeutsamer.

Auch die unbegeistete Seele des Thiers, zumal des Thiers höherer Artungen, freut sich dieser Eigenthümlichkeit. Wenn sie Dinge gewahrt, die frühern ähnlich sind, wachen in ihr Wiedererinnerungen von demselben auf, in denen sie zu ähnlichen Empfindungen, Gefühlen und Begierden in sich gegensätzlich wird. So im Wachen; so auch, zurückgedrängt durch das Walten des Lebens von den Außensinnen, während des Schlummers, im Traum (69.). Man nennt diese im Gedächtniß wieder erfrischten Bilder der Vergangenheit, welchen nichts entspricht, was die Gegenwart in der Außenwelt zeigt, unwillkürliche Einbildungen. Auch sie sind nur Wiedererinnerungen, aufgestört im thierischen Gedächtniß durch das Spiel der Wechselwirkungen von Leben und Seele, Trieben und Empfindungen, die sich gegenseitig rufen. Sie rufen und gesellen sich zusammen, je nachdem sie, als gleichartige, oder gleichörtige, oder gleichzeitige, einander nahe sind. Sie erscheinen und verschwinden unwillkürlich, als naturnothwendige Ergebnisse des zwischen Leib und Seele des Thiers bestehenden Verbandes.

Auch der Mensch hat diese unwillkürlichen Einbildungen, sowohl wachend, wie träumend, in gesunden, wie kranken Tagen. Sie steigen in ihm auf, ohne daß er sich über ihren ersten Quell Rechnung zu geben vermag; ohne daß er weiß, ob der erste Anstoß durch Regewerden eines Lebens-Triebes, ob durch Berührung, oder Täuschung der Sinne, oder durch ein unbeachtetes Gedankenspiel des Geistes gegeben ward. Und wie jede am wiederholtesten gereizte Artung von Lebens- und Seelenthätigkeit die am leichtesten erregbare wird: erscheinen auch im Gedächtniß die Bilder am schnellsten, welche am öftersten oder am jüngsten, gerufen worden sind. Die thierischen Einbildungen sind jedoch von den menschlichen dadurch sehr verschieden, daß die letztern heller und wirkender werden, je näher sie dem Lichte seines Bewußtseyns stehn. Oft, von ihnen überrascht, und uns selber noch unklar, können wir sie für Wirklichkeiten außer uns halten. Die

auf solche Art willkürlos entstandenen seelischen Gespinnste werden zu Gespenstern der Abergläubigen; bei zerrütteten, oder abnormbewegten Einzeltheilen des Gedächtniß-Organs, zu Faseleien (Allucinationen, Phantasmen u. s. w.), oder zum anhaltenden, einförmigen Tönen einer und derselben Einbildung (fixen Idee), welche, je lebhafter sie ist, um so stärker auf die übrigen Seelenvermögen und Lebensgeschäfte einerseits, und anderseits auf die Vorstellungen des Geistes, einwirkt.

Was die Seele, in ihrem Verbande mit der Natur, von daher unwillkürlich empfängt, gibt sie eben so unwillkürlich an den Geist ab. Dieser aber, in seiner Selbstheit und Willensmacht, behandelt ihre Einwirkungen nach seinem eignen Gesetz. Was ihm die anvermählte Seele überliefert, verwandelt er in gedankliche Vorstellungen. Was ihm Außen- und Innensinne zuführen, wird nur Inhalt und Gegenstand seiner Vorstellungen. Der Nachahmungssinn leitet ihn zur Erfindung von Zeichen für dieselben, zur Schöpfung einer Wortsprache durch Aehnlichkeit der bezeichnenden Töne und Formen mit den bezeichneten Dingen. So wird er nicht nur fähig, seine Vorstellungen andern Geistern mitzutheilen; sondern im seelischen Gedächtniß haften auch die sinnlichen, bildlichen Zeichen bleibender. Wohl denkt der sprachlose Mensch ebenfalls; aber das bildlos und wortlos Gedachte verschwindet fast ohne Spur der Erinnerung. Davon aber hab' ich früher gesprochen (63.).

Nicht nur in dieser Weise einzig wirkt der Geist auf das Gedächtniß ein. Er bereichert dasselbe auch nach eigner Auswahl; oder weckt in ihm Bilder und Gedanken der Vergangenheit, nach seinem Willen; vergleicht, ordnet und beurtheilt sie; löset sie aus einander, oder bringt sie in Einheit von Begriffen, die er wieder in höhere zusammenschmilzt, und aus welchen er seine Schlüsse folgert, gemäß dem Erkenntnißgesetz. Diese Artung seiner Thätigkeit ist sein bildliches Denken. Vom Sinnlichen erhebt er sich in ihr zum Uebersinnlichen; vom Betrachten der Welterscheinungen zur Selbstanschauung; von dem, was ist, zu dem, was seyn sollte, dem Idealen, was ihm die Sinnenwelt nirgends in Vollendung zeigt.

Oder er schafft, was sie ihm nicht zeigt und doch Gegenstand seines ewigen Sehnens bleibt, in sich selber, indem er seine Ideen umkörpert; sie in sinnliches Gewand hüllt; aus den Schätzen des Gedächtnisses, aus allen Bildern, allen Erfahrungen desselben, eine neue Welt baut, geordnet nach dem Gesetz der Vernunft; eine Welt der Wahrheit und Heiligkeit, von Anmuth umflossen. Diese Art und Richtung der Geistesthätigkeit wird Dichtungsvermögen (oder Imagination) genannt. — Im Denken steigt der Geist von den gegebnen und im Gedächtniß bewahrten Erfahrungen zu seinen Urideen empor; im Dichten senkt, oder versetzt er seine höchsten Ideen in das Irdische nieder, als wären sie in der Außenwelt Gegebnes. Im Denker, wie im Dichter, offenbart sich des Geistes schöpferische Kraft, nur in entgegengesetzten Richtungen. Jeder große Denker ist zugleich dichtend; jeder große Dichter zugleich denkend. Alle Dichtungen sind zwar Einbildungen; aber verschieden, wie Imagination und Fantasie *). Dichtungen werden durch Einwirkung des sich bewußten, wählenden Geistes auf das ihm dienstbare Gedächtniß; bloße Einbildungen sind unwillkürliche Einwirkungen der Seele auf den Geist, vermittelst Erinnerungen oder Erregungen des Gedächtnisses. — Ohne Gedächtniß besteht weder Einbildung, noch Traum, noch Dichtung. Daher, wenn in der Kindheit das Gedächtniß arm und leer von mannigfaltigen Eindrücken der Sinnenwelt ist, oder wenn im hohen Alter die sprödegewordnen Organe des Gedächtnißsinns ihre Erregbarkeit eingebüßt haben, wird die Schöpferkraft des Dichters, wie des Denkers, vermindert. Dem Dichter ist das mittlere, männliche Alter holder, wenn bei ganzer Lebensfülle und Reizbarkeit der Nerven, im Gedächtniß ein Reichthum der Kenntniß und Erfahrung prangt; dem Denker aber das

*) Ich bediene mich dieser Worte todter Sprachen in ihrer angenommenen alten Bedeutung, um Begriffsverwechselungen zu vermeiden, und nicht die Richtung der Geistesthätigkeit zu einer besondern Kraft zu machen, da doch der Geist ein und dasselbe wirkende Ursachliche ist. — Die Imagination bezeichnete bei den Römern (auch Franzosen und andern neuen Völkern) das willkürliche Erfinden, Ersinnen, Dichten des Geistes; Fantasie mehr unwillkürliches, seelisches Einbilden (Fantasiren). Fantasus war ein Sohn des Schlafs.

spätere, erfahrungsreichere Mannesalter, wenn sein Geist weniger von Bewegungen im Gemüth und Einwirkungen der allzu erregbaren Innensinne, in seinem ernsten Geschäft gestört, oder betrogen und irregelockt wird.

---

97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Vorausseyn.

Es bleibt mir noch übrig, vom Einwirken des Geistes auf den seelischen Ahnungssinn einige Worte zu sagen. Daß er sich in Thieren und Menschen äußere, ist schon (70) erwähnt und thatsächlich; zum Theil, als Vorgefühl bevorstehender Naturereigniße, wie Erdbeben, Gewitter u. s. w. ohne Mühe zu erklären, zum Theil schwer, oder gar nicht, obgleich, als Thatsache, vorhanden, wie bei manchen Somnambulen, manchen Nervenkrankheiten, manchen Sterbenden u. s. w. In jedem Fall aber, und wenn Tausende von Beispielen richtiger Vorgefühle und Vorauskündungen uns von der Wahrheit ihres Daseyns überzeugen, bleibt ihr prophetischer Ausspruch unzuverlässig, bis die Erfüllung desselben eintritt. Denn oft können wirklich erregte Vorgefühle von Naturereignissen täuschen, wenn diese, durch Dazwischenkunft andrer Naturwirkungen, geändert, oder ganz aufgehoben werden, wie beim Vorgefühl von Witterungswechseln nicht selten geschieht. Oft können Voraussagungen im sogenannten magnetischen Schlafe, in Nervenfiebern u. dgl. m. durch Fantasiegebilde der Kranken verfälscht, oder durchaus Träumereien seyn.

Auch dem menschlichen Geiste läßt sich ein Vorauserkennen künftiger Zustände und Begebenheiten nicht abläugnen. Dies ist aber ein, in seinem Wissen Gewordenes; ein Vorausberechnen; ein durch Zusammenstellung von Erfahrungen begründetes Folgern des Künftigen aus dem Gegenwärtigen, oder auch ein Folgern des Gegenwärtigen aus Umständen, die nothwendig vorangegangen seyn müssen. Vielmals kann der Flug der Gedanken so wort- und zeitlos geschehn, daß das Gedächtniß von ihrer schnellen Verkettung keine Spur zeigt. Der Mensch, vom Ergebniß der Schlußreihe überrascht, erstaunt dann, wie er plötzlich zu dem „Einfall" gelangt sey? Es sey ihm, „wie von

Gott eingegeben", meynt er; oder es wohn' ihm eine prophetische Gabe bei. Es war wortlos gedachte Berechnung oder Folgerung.

Noch ein dritter Fall ist möglich, und dieser tritt, nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit, besonders in jenen Zuständen menschlicher Krankheit ein, in welchen die Seele beginnt, sich mehr oder weniger von den Organen des Lebens abzulösen. Dies findet nicht selten bei Sterbenden statt, an Vorabenden des Todes. Sie sehen heller in Vergangnes, oder Künftiges. Sie urtheilen wahrer und richtiger; selbst wenn sie, während ihrer gesunden Zustände, Verstandesschwäche zeigten *).

Einerseits kennen wir die Erfahrung, daß nur das seelische Wesen allein, nicht der Leib, gewahrt und fühlt; daß das seelische Wesen in gewissen besondern Zuständen des Lebens (im Schlaf, in der Mondsucht u. s. w.) sich empfindend über die Gränzen der mit ihm verbundenen irdischen Hülle verbreitet (70.). Anderseits wissen wir ebenso thatsächlich aus Erfahrung, daß die Seele, auch wenn sie die Außentheile ihres belebten Körpers verläßt, oder ihre Sphäre zum Fernsehn erweitert, doch mit dem ihr vermählten Geiste im ungetrennten Verein bleibt und der Geist auf sie, und sie noch auf ihn einwirkend verharrt. Es ist bekannt, daß Nachtwandler zuweilen Handlungen verrichten, welche nicht bloße mechanische, nicht bloße Gewohnheitssachen sind, sondern einen überlegenden Verstand, ein bestimmtes Denken, verrathen; daß Somnambulen nicht nur vernunftgemäß sprechen, Abscheu gegen Unheiliges äußern, Ekel vor Lüge und unreine Triebe äußern, sondern auch Geschäfte vollziehen, zu denen eine Größe der Geistesthätigkeit erfordert wird, deren sie, bei wachen, offnen Sinnen, sich selber kaum fähig halten. Sollte, unter solchen Verhältnissen, nicht der menschliche

*) Der durch Graf Treffan bekannt gewordne Zwerg Bebe am Hofe des Königs Stanislaus Leszinky war ohne Vernunftäußerungen, ohne Begriff für religiöse Dinge, ohne Vermögen für zusammenhängende Schlußfolgerungen. Seine Fähigkeiten überstiegen nie die eines abgerichteten Affen, oder Hundes. — Er starb im Jahre 1764; nach langem Siechen; 23 Jahre alt. Er erwachte erst in den letzten vier Tagen seines Lebens zu deutlicherm Bewußtseyn; sprach mit Klarheit verständig; und setzte durch seine richtigen Aeußerungen Alle, die um ihn her standen, in Erstaunen.

Geist, gleichsam schon ohne Vergangenheit und Zukunft, in sein Ewiges eingetreten, und eingekleidet in seine, durch irdische Bande ungefesseltere Seele, zugleich Wissen von Dingen der Vergangenheit und Zukunft seyn? Manches bürget für das wirkliche Seyn dieses Vermögens. Aber nur unklar schauen wir Sterbliche noch Uebersinnliches in einem dunkeln Spiegel.

---

98. Parallelismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geistes.

Auch von jenen Erregungen des Gemüthes sollt' ich sprechen, welche durch das Urbedürfniß des Lebens, der Seele und des Geistes erzeugt werden. Wir nennen die lautgewordenen Stimmen dieses Urbedürfnisses Triebe, Begierden, Bestrebungen. So verschieden auch Pflanze, Mensch und Thier sind, und so ganz verschieden die Forderungen ihrer Wesensgesetze, nehmen wir dennoch in den Grundtrieben und Forderungen aller, von der Pflanze aufstufend bis zum Menschengeist, eine gewisse Gleichartigkeit wahr, welche der Beachtung werth zu seyn scheint. Ich will versuchen, sie in ihrem Gleichlauf (Parallelismus) darzustellen.

Leben (Pflanze)	Daseynstrieb.	Entwickelungstrieb.	Nahrungstrieb.	Fortpflanzungstrieb.
Seele (Thier)	Eigengier.	Ungebundenheitstrieb.	Habgier.	Zeugungsgier.
Gemüth (Mensch)	Selbstliebe.	Freiheitsliebe.	Eigenthumsliebe.	Geselligkeitsliebe.
Geist (Wissen)	Unendlichkeit.	Heiligkeit.	Wahrheit.	Vollkommenheit.
Geist (Wollen)	Persönlichkeit.	Freiheit.	Eigenthum.	Sicherheit.

Der Trieb des Lebens zum Daseyn, oder zum Erscheinen, ist nichts anderes, als die ewige Nothwendigkeit der wesenden Natur, sich, in ihrer Unendlichkeit, ein Gegensätzliches, Endliches, oder, als wirkende All-Einheit, ein Anderes von sich, nämlich eine begränzte

Einheit des Mannigfaltigen zu seyn. Im Thiere wird dieser Trieb, durch seelisches Gefühl, zur Eigengier erhoben. Ich finde kein besseres Wort, um die unwillkürliche Begierde, oder den Instinkt des Thiers zu bezeichnen, worin es unbewußt Alles nur seines Selbstes willen thut und ist; gleichsam keine Welt kennt, als nur eine für sein Bedürfniß vorhandene; ohne irgend eine Vorstellung von Leben und Tod, dennoch vor drohenden Gefahren flieht, und für seine Selbsterhaltung kämpft. Im menschlichen Gemüthe, in der Veredlung des Seelischen durch das Gesetzthum des Geistes, wird der Trieb der Pflanze, die Begierde des Thiers, zur Selbstliebe erhoben. Der Geist hinwieder hat das Sichselberwollen als ein unendliches Wesendes; oder das Streben nach Unendlichkeit seines Daseyns und Wirkens.

Der Entwickelungstrieb des Pflanzenlebens ist wiederum die Nothwendigkeit des Belebenden zum Erscheinen, als Einheitbildendes. Ohne Möglichkeit der Entfaltung des Lebens zur Pflanze, Thier- und Menschengestalt, wäre das Erscheinen des Lebens unmöglich. Im beseelten Thiere wird der Trieb eine gefühlte Begierde nach Ungebundenheit zur Stillung der, seiner Leibes- und Lebensentwickelung unumgänglichen, Bedürfnisse. Jeder beschränkende Zwang wird Hemmung und Störung. Der natürliche Stand der Thiere ist der Stand ihrer Wildheit. — Der Geist des Menschen, diese Begierde zügelnd, veredelt sie in sich im Gemüth zur Freiheitsliebe. Ohne Freiheit ist keine Entfaltung der Menschenwürde gedenkbar. Des Geistes Wollen in seiner Freiheit aber ist Heiligkeit, Streben nach Heiligung, durch Erwirken des Gerechten und Guten. Er ist unfrei, wenn er der thierischen Natur zum Werkzeuge wird.

Der Nahrungstrieb der Pflanze, das sich Aneignen der zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens nöthigen Stoffe und Bewegkräfte, wird zur Habgier des Thieres, welches für seine Gefräßigkeit, oder Behaglichkeit, oft mehr begehrt, als ihm Noth thut; Andern den Bissen entreißt, oder darum zornig beneidet. Der Mensch, reicher an Bedürfnissen, als das Thier, verlangt den Besitz mannigfacherer Mittel. Er hat Eigenthumsliebe; er will Nahrung für Leib, und

Gemüth und Geist. Des Geistes Nahrung aber ist Wahrheit in der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und Erkenntnisse. Unwahrheit sättigt ihn nicht.

Der Fortpflanzungstrieb belebter Gewächse wird im Thiere zur Begattungslust, zur Zeugungsgier, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch in manchen Thierarten schon Neigung zu einer Art geselligen Beisammenlebens hervorbringt. Auch beim Menschen ist's wohl ursprünglich dieser Trieb (den die Vernunft, den im Thiere aber die Natur, durch die Brunstzeit, beschränkt), welcher zum gesellschaftlichen Verein mit Seinesgleichen führt. Doch durch Einfluß des Geistes wird das beharrliche Beisammenseyn der Menschen mit Menschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß, zur Geselligkeitsliebe; weil ohne wechselseitigen Austausch der Kenntnisse und Erfahrungen, ohne gegenseitige Hülfe, das menschliche Daseyn in pflanzen- oder thierähnlicher Unvollkommenheit verbleiben müßte. Denn des Geistes ewiges Streben nach dem Unendlichen und Unbegränzten, ist ein Streben nach Vollkommenheit, nicht nur seiner selbst, sondern der Zustände gesammter Menschheit.

Mit den Grundtrieben des menschlichen Geschlechts zum Daseyn in der Welt, zur Selbstentfaltung seiner Anlagen, zum Erwerb der Mittel dafür und zum gesellschaftlichen Leben für gemeinsame Beförderung und Sicherung von dem Allen, sind auch die Befugnisse nothwendig gegeben, diesen Trieben Genüge zu leisten. So entsprechen den Grundtrieben des Gemüthes die Rechte der Menschheit. Die Selbstliebe fordert Recht auf Persönlichkeit; die Freiheitsliebe, Freiheitsrecht; die Eigenthumsliebe, Eigenthumsrecht; die Geselligkeitsliebe, Recht auf Sicherheit, im Verein mit Andern, und durch solchen Verein (88.). Denn bei Unsicherheit der Befriedigung von den Naturforderungen des Lebens, des Seelischen und des Geistes, wäre Untergang von Allem, weil Unvollkommenheit.

99. Das höchste Gut des Menschen.

Es bedarf endlich wohl kaum der Erwähnung, daß alle jene Triebe und Begierden, so oft ihre Forderungen laut werden, dem Willen und Gesetz des menschlichen Geistes untergeordnet seyn sollen; daß ihre Sättigung nur dann gerecht sey, und nur so lange, als sie dem Gebot der Heiligkeit in uns nicht widerstreitet. Es bedarf ebenso wenig einer Erwähnung, daß die ganze Fülle menschlichen Elendes aus der vernunftwidrigen Stillung der an sich unsündigen Naturbegehren quillt; daß Schriftgelehrte, Priester und Afterweise, statt mit frömmelndem Unverstand, oder prahlerischem Ueberwitz, Gott, als den Urheber aller Unvollkommenheiten und Mängel des Lebens, zu bezeichnen, das irre Volk auf den wahren Ursprung seines Elendes hinweisen sollten; daß sie, statt die Schöpfung Gottes ein „Jammerthal" zu heißen und mit dem einstigen Uebergang „in die Ewigkeit" zu trösten, hellere, christlichere, nicht heidnische oder alt-hebräische Begriffe von Gott und Ewigkeit verbreiten sollten. Wir gelangen nicht erst in die Ewigkeit, sondern schon sind wir auf Erden in der Ewigkeit Gottes, der im endlosen, allgegenwärtigen All des Vorhandenen, in unserm „Vaterhause", wie es Christus nennt, uns viele Wohnungen bereitet hat.

Nur durch kräftige Selbstherrschaft des menschlichen Geistes über sein Ureigenthum, den beseelten Leib, kann er im Irdischen schon das höchste Gut (das summum bonum) erobern, nach welchem die Sterblichen täglich ringen und welches sie täglich verkennen. Es besteht dieses nicht im Besitz von Reichthümern, Macht, Ehren u. s. w., sondern im Verein dessen, was Leben, Seele und Geist, als Wesentliches für ihr Wesen, verlangen: Genuß von Gesundheit, Gemüthsseligkeit und Selbst-Achtung. Der Genuß der letztern geht aber beiden andern vor; wird er verloren, sind alle sinnlichen Vergnügen, und das Leben selbst, verächtlich für den, der sich selbst verachten muß.

Dienstbarkeit des Geistes unter der Gewaltherrschaft der Lebenstriebe und Begierden, ist Umsturz und Verkehrung der göttlichen Weltordnung in der Menschennatur. Der Geist, der herrschen und wesen

soll für das Unvergängliche, leistet verknechtet dem, der gehorchen soll, Gehorsam für das Vergängliche; und wird Schöpfer des höchsten Uebels, nämlich eigner, innerer Verachtung, unter Unlust und Gemüthsstürmen, in einem kranken Leibe; Schöpfer des Zustandes, der zum Selbstmord reif macht.

Wenn ein Mensch all seine Geistesmacht dem Thierthum in sich zu Gebote stellt, geht nicht nur die gerechte Selbstliebe in rohe Eigengier, die Freiheitsliebe in wilde Ungebundenheit, die Eigenthumsliebe in rücksichtlose Habgier, die Geselligkeitsliebe in Wollüstelei zurück; wird nicht nur alle Geistesthätigkeit, alle Anstrengung des Verstandes für das Ziel jeder herrschenden Gier verwendet: sondern der Geist bringt zu dem Allen noch, aus seinem Wesen, das Verlangen des Unermeßlichen, Schrankenlosen, und Unendlichen, wovon das Thier nicht weiß; eine Unersättlichkeit, unter welcher die Kräfte und Triebe des Lebens und der Seele in langer Ueberreizung verwildern, die dann der Verstand fort und fort zu befriedigen sucht und nicht sättigen kann. — Eben dadurch wird der verthierte Mensch schrecklicher, als das schrecklichste der Thiere; und verachtungswürdiger, als das verächtlichste der Geschöpfe.

Man nennt, und mit Recht, diejenigen Begierden, unter deren Gebot der Geist den Frohndienst leistet, Suchten. Denn es sind Gemüthskrankheiten, erzeugt durch Schwachheit des sich selbst verwahrlosenden Geistes.

100. Sittliche Krankheiten des Gemüths, oder die Suchten.

So wird die Selbstliebe, welche an sich nur die, durch Vernunft beschränkte, sinnliche Eigengier ist, zur Selbstsucht. Sie macht den Menschen sich selber zum Abgott, sey es, daß er in selbstgefälliger Eitelkeit sich brüstet; oder daß er, gleichgültig gegen fremdes Wohl und Weh, eigensinnig Alles und Jedes nur für den eignen Nutzen berechnet; höchstens Gutes und Gemeinnütziges bloß dann befördert, wenn damit auch Gewinn für ihn verbunden erscheint. Zwar jedes

menſchliche Laſter kann Wurzel der übrigen werden; aber Selbſtſucht iſt die Grundwurzel ſämmtlicher ſittlichen Uebel, ohne welche die übrigen nicht hervortreiben und neue Wurzeln ſchlagen könnten. Ruhmſucht, Ehrſucht, Geldſucht, Genußſucht, und welche Namen Laſter, oder Leidenſchaften, führen mögen, ſind immer nur Selbſtſucht, in anderer Richtung des Strebens. Der Welteroberer und der Taſchendieb haben den gleichen Beweggrund, wenn auch nicht das gleiche äußerliche Ziel. Durch ſie werden die heiligſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft zerſchnitten, indem deren Glieder nichts für ſie ſind, von denen ſie aber für ſich erbeuten wollen. Die größten Staaten des Alterthums ſtürzten, vom Gift der Selbſtſucht ihrer Bürger zerfreſſen, aus einander; und viele Staaten unſrer Zeit erkranken, durch dieſes Gift verzehrt.

Der in allen lebenden Geſchöpfen heimiſche Entwickelungstrieb ihrer Anlagen, welcher in der menſchlichen Natur durch die Vernunft gebunden, geregelt und zur Freiheitsliebe geadelt wird, dies Streben Menſch zu ſeyn, im hohen Sinn des Wortes, und ſich dazu entfalten zu können, verartet durch Geiſtesentweihung wieder in Ungebundenheitsſucht. Ich weiß kein beſſeres Wort zu finden, um jene wilde Gemüths- und Denkart zu bezeichnen, welche ſich weder durch Vernunft, noch Gewiſſen, noch Ueberzeugung des Beſſern aus Erfahrung, noch durch Gefahr und Unglück zurückhalten, noch durch Geſetze, oder den weiſern Willen Andrer beſchränken läßt. Eigenſinn und Starrſinn ſind Artungen dieſes Uebels. Abſcheu gegen äußern Zwang, der ſich keiner andern Ordnung, keiner Zucht, unterwerfen will, als nach dem Gefallen eigner Einſicht, Neigung, oder Gewohnheit, gleich dem unzähmbaren Thiere, iſt Krankheit. In der Ungebundenheit erreicht die rohe Selbſtſucht ihren Gipfelpunkt, wie ſchön ſie ſich immerhin zu verlarven wiſſe. Die falſche Freiheitsliebe klagt über Tyrannei der öffentlichen Zuſtände; ſtürzt die bürgerlichen Ordnungen; aber will nicht das Wohl der Menſchheit, in deren Namen ſie fordert, nicht die Heiligkeit des Menſchenrechts, ſondern ſie will nur ſich ſelbſt; nur Recht für ſich; Freiheit für ſich. So der Wilde in ſeinen Einöden, der Nomade in ſeinen Steppen, Vorrechtsſüchtige in der civiliſirten und barbariſchen Welt. Völkerſchaften, in Unwiſſen-

heit durch den geistlichen und weltlichen Arm niedergehalten, wähnen sich in ungehemmter Befriedigung ihrer niedern, gemeinen Lebenstriebe und Gewohnheiten, frei; und sind doch geistig unfreie Automaten in der Hand selbstsüchtiger, schlauer, erfahrner Obern, die da sprechen: „warum soll man die guten Leute glücklicher machen, als sie seyn wollen?“ Der Esel, wenn er Dornen frißt, ist auch glücklich in seiner Haut. In civilisirten Ländern legt Ungebundenheitssucht, die kein Joch ertragen kann, es gern Andern auf. Sie allein will in der Welt sich fesselloser bewegen können. Sie wird Gewaltsucht, Herrschsucht, Eroberungssucht, Despotismus. So entfaltet, in der Wildniß, die stärkere, oder schlauere Bestie, ihre Kräfte, um das Schrecken der übrigen zu werden.

Der naturgemäße Nahrungstrieb, oder Aneignungstrieb der Pflanzen und Thiere, zur Bewahrung und Veranmuthigung des Lebens, wird unter der Weihe des menschlichen Geistes zur Liebe des Eigenthums erhoben. Er empfing aber die Weihe des Geistes darum, weil das erworbene Eigenthum nicht nur Mittel wird für eigne Leibesbedürfnisse, sondern auch für ausgedehntere Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes; zur Beglückung, Veredlung und Unterstützung Anderer, denen die Mittel fehlen. Alle Tugenden der Menschenfreundlichkeit, aber ohne Mittel ihnen genügen zu können, liegen fruchtlos. Wird hingegen der Menschengeist Sklav reinthierischer Habgier, so erweitert er diese zum Ungeheuern, wie es kein Thier vermag, nämlich zur nimmersatten Habsucht. Diese gestaltet sich vielseitig aus, entweder in Geiz und dessen Nebenlaster, oder in Genußsucht, Gaumseligkeit, Trinksucht, Verschwendungssucht, Verzärtelung durch Lebensbequemlichkeiten u. s. w.

In der Thierwelt ist es der Fortpflanzungstrieb, der eine meistens vorübergehende Geselligkeit der verschiednen Geschlechter, oder der Mutter und ihrer Jungen, instinktmäßig bewirkt; eben so auch in der Menschenwelt, aber anhaltender. Da lehrt der hellere Verstand die Vortheile des geselligen Lebens kennen. Familien verbinden sich zu Horden, Völkerschaften und Staatsvereinen; weil jeder Einzelne darin, durch Hülfe Aller, leichter Gelegenheit und Mittel erblickt, Kräfte und An-

lagen seines Leibes und Geistes zu entwickeln; den gerechten Anspruch auf ein würdiges Daseyn geltend zu machen; und stärkern Schutz für Sicherheit seiner natürlichen Rechte, wider Natur- oder brutale Menschengewalt, zu finden. Doch, im Zustande menschlicher Verthierung, verwildert auch der Fortpflanzungstrieb in wollüstige Geilsucht; die Geselligkeit in ausgelassene Zerstreuungssucht; die Nothwehr für eigne Sicherheit, in Grausamkeit; die Bestrafung des Fehlbaren in Rachsucht; die Vaterlandsliebe in Nationalstolz und Nationalhaß.

---

101. Laster-Pflege in der Civilisation.

Wird doch selbst der Sinn für das Schöne, diese dem Gemüth gewordene reinste Gabe, während der Verknechtung des Geistes, durch Schlamm übermächtiger Thierbegierden besudelt. Das vernunftlose Geschöpf empfindet kein Wohlgefallen am Schönen. Wie arm aber ein Wilder noch an Begriffen und Worten auch seyn möge, er äußert schon Lust an Pracht und Glanz der Farben; Widerwillen gegen Abscheuerregendes; er selbst will dies nicht für Andre seyn. Seine Eigenliebe verlangt, daß sein Werth auch von Andern anerkannt, bewundert, geliebkoset werde. Es empört ihn, Gegenstand der Verachtung, oder des Ekels zu seyn. Und wenn er es wird, was er doch nicht zu seyn wünscht; oder, wenn er sich bewußt ist, das schmeichelnde Lob nicht zu verdienen, dessen er doch werth seyn möchte, fühlt sich in ihm die Selbstliebe gedemüthigt; und dies Gefühl geht in leisen Schmerz der Beschämung über. Schamhaftigkeit ist das Gewissen der menschlichen Selbstliebe; die Erfinderin vom Feigenblatte der ersten Eltern im Paradiese; die früheste Warnerin, das zu entfernen, was die Sinne Andrer beleidigt; die Führerin zum Liebenswürdigen und Edeln. Fehlt sie dem Menschen, so lebt er entweder noch im Zustande unmündiger Kindheit; oder in dem noch schlimmern einer selbstverschuldeten Verworfenheit, wo er, ohne Achtung für sich, gleichgültig gegen die der Andern, schamlose Frechheit für Selbstgefühl seines Werthes gibt.

Der Wunsch zu gefallen, geschätzt, geliebt zu werden, ist das na-

türliche Bedürfen der Selbſtliebe. Die Erfüllung des Wunſches gewährt Beruhigung und Zuverſicht, nicht ganz werthlos zu ſeyn. Aber ſobald Selbſtliebe in Selbſtſucht verartet, wird auch das Streben nach Andrer Beifall, zur Sucht oder Gemüthskrankheit, zur Gefallſucht, durch Erkünſtelung perſönlicher Anmuth im Aeußern, welche nach Bewunderung geizt; zur Modeſucht, welche, durch Wechſel in Farbe und Schnitt der Gewänder, und im Reiz der Neuheit, Theilnahme für ſich aufzufriſchen hofft; durch Prunkſucht, die den Vorzug des Reichthums prahleriſch zur Schau ſtellt; durch Originalitätsſucht und Fantaſterei in Kleidung, im Umgang, in Lebensweiſe u. ſ. w., um einiges Aufſehn zu erregen.

Ohne hier, auch nur im Umriß, die ganze Reihe menſchlicher Verirrungen und Thorheiten aufzuführen, was ganz außer meinem Zweck liegt, füg' ich bloß eine allgemeine Bemerkung bei, welche, wie richtig ſie mir auch zu ſeyn ſcheint, dennoch lauten Widerſpruch erfahren dürfte, zumal in Ländern, wo durch Geſetzgebung, Erziehung und Kirchenlehren, (die nicht Jeſu Chriſti Lehre ſind), das Lebens- und Sittenverderbniß gemeine Sache des Volks aller Stände geworden iſt.

Jedes Laſter nämlich, jede Leidenſchaft, jede Sucht iſt wirkliche Gemüthskrankheit; eine mehr, oder weniger, theilweiſe Verſtandeslähmung, die entweder durch Verwöhnung und Erziehung, in Begünſtigung des Unnatürlichwerdens von Trieben und Begierden, bewirkt wird; oder durch falſche Begriffe und Anſichten, die, dem Geiſte künſtlich, grundſätzlich eingeprägt, auf Lebenstriebe und Thiergelüſte mit anhaltendem Reiz zurückwirken. Das Laſter wird in barbariſchen und civiliſirten Staaten nicht beſtraft, bis es verbrecheriſch den Rechten Andrer geſchadet hat. Es wird vielmehr mit ſchonender Nachſicht; ſogar mit Schmeicheleien, ermuntert. Man nennt es gern nur eine Schwachheit, ſogar eine „liebenswürdige Schwäche", wenn es nicht zu ekelhaft iſt, oder nicht „den guten Ton" verletzt. Man belohnt es ſogar, wenn es öffentlichen Vortheil bringt; baut ihm ſogar, wenn es die Staatseinkünfte vermehrt, eigne Laſter-Schulen, nämlich in Spielhäuſern, Branntweinſchenken, Bordellen, Lotterien u. ſ. w. Nur erſt, wenn Ausſchweifungen des Laſters, wenn Ueberreizungen

der Seelenvermögen, den Lebensbau des Menschen ausgezehrt, verwüstet, das zarte Nervengespinnst verwirrt und zerrissen haben, spricht man von Gemüthskrankheiten und Geisteskrankheiten; und baut Apotheken, Irrenhäuser, Lazarethe für sie.

Bequemen wir uns also nach dem üblichen Sprachgebrauch, wenn wir von dergleichen Krankheiten reden *).

---

102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten.

Wenn Pflanzen, Thiere oder Menschen erkranken, ist es nicht das sie belebende Wesen, welches seine Gesundheit eingebüßt hat. Das Wesende ist an sich das ewig in sich Gleiche und Unwandelbare, und wird nur ein Anderes, Endliches, Erscheinendes von sich, in seinen Wirkungen. Indem das Leben die Stoffe und Bewegkräfte zu einem Einheitsgebilde verbindet und gliedert, nach seinem Gesetzthum, können diese Wirkungen durch mächtigere Gegenwirkungen beschränkt, gehemmt, theilweis oder ganz aufgehoben werden, nicht das Wirkende selber. Solche Hemmungen und Störungen in den naturgemäßen Geschäften des Lebens zum Bau seines gegliederten Werks, werden mangelhafte Erscheinungen desselben, leibliche Krankheiten, Mißbildungen. Sind dergleichen Mängel und Mißbildungen nicht schon im Samen vorhanden, durch ihn überliefert und vererbt, oder durch mechanische Verletzungen des Lebensbaues hervorgebracht: so können sie auch durch Mangel, Uebermaas oder Unangemessenheit der dem schaffenden Leben zu Gebot stehenden Stoffe und Bewegkräfte entstehn; oder durch zu große und zu geringe Bethätigung einzelner

---

*) In allen Ländern steigt, mit der Civilisation, die Zahl der Verbrecher aus sehr erklärlichen Ursachen; eben so die Zahl der Wahnsinnigen und Verrückten. Nach meinen Vergleichungen der Berichte von Irren in verschiednen Ländern, ist ein Viertheil derselben aus religiöser Schwärmerei, ungefähr eben so viel aus Hochmuth oder Liebe, mehr als ein Viertheil aus Unmäßigkeit, wahnsinnig geworden.

Lebenswirksamkeiten und des Wechsels darin; oder auch durch jähen Uebersprung von einer Art der Erregung zur entgegengesetzten, zum Ungleichen und Unverwandten, während das Gebot der Natur allmäligen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen heischt.

Wirken solche Störungen nur auf die untergeordneten Organe und Triebe des Lebens ein, die zu seiner Erhaltung dienen, so treten Mißbildungen und krankhafte Zustände des Leibes ein, welche vermittelst der Arzneikunst, durch Beseitigung der Hindernisse, oder Irrleitungen der Lebensthätigkeit, oft geheilt werden können. Im Seelischen verkündet sich, durch Schmerz und Mißstimmung, jener unvollkommene Zustand. Werden aber die Grundtriebe, die allgemeinen Bedingungen, unter welchen das Leben wirksam seyn kann, unerfüllt gelassen, so wird Zerrüttung und Verartung des ganzen Lebensbaues die Folge davon, und der Schmerz des Seelischen so gewaltsam, daß, mit Erschütterung und Verwüstung von dessen zarten Organen, selbst die Thätigkeitserscheinungen des Geistes gehemmt oder geirrt werden. Furcht und Schrecken, bei Gefahr der Lebenserhaltung, oder für sie erregter Zorn, können zum Wahnsinn und zur Raserei treiben; eben so der unbefriedigte Hunger, und der ungestillte Zeugungstrieb.

Wird aber die Lebenswirksamkeit in den Werkzeugen der seelischen Innensinne gestört und irre geleitet, das Organ selbst dadurch verletzt, theilweis oder gänzlich mangelhaft: so wird sich die Seele auch nur mangelhaft durch dasselbe äußern können, und eben so, vermittelst des Seelischen, der Geist. Denn wie schon, bei fehlerhafter Beschaffenheit der äußern Sinnwerkzeuge, des Auges, des Ohrs ꝛc. ꝛc. die Seele unvollkommner von Außendingen zu Empfindungen und Gewahrungen erregt wird, und durch diese im geistigen Bewußtseyn nothwendig unvollkommene Vorstellung von Dingen der Außenwelt: eben so auch bei fehlerhaftem Zustande der innern Sinneswerkzeuge. Die Mängel derselben werden aber unstreitig durch die nämlichen Ursachen herbeigeführt, welche ich eben vorhin, als allgemeine der Lebensstörung im Schaffen des leiblichen Gebildes, erwähnt habe, und können eben sowohl durch unangemessene Erregung und Be-

thätigung des Lebens von Seiten der Außenwelt, als von Seiten des geistigen Einwirkens stammen. Die dadurch gewordenen Hinderungen und Beschränkungen der Seele, wie des Geistes, rein und vollkommen ihre Wesenheit erscheinen zu lassen, werden gewöhnlich Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten geheißen. So wenig das wesende Leben aber in sich selbst verderben und erkranken kann: eben so wenig auch die Seele und der Geist, in eigner Urheit.

Bloße Seelenkrankheiten, wie wir sie nennen müßen, also ohne Mitthätigkeit des Geistes, können wir nur an Thieren beobachten; und doch nur selten, wenn wir nicht dazu auch Blindheit, Taubheit und andre Gebrechen der Außensinne rechnen wollen. — Es gibt also eigentlich nur Gemüthskrankheiten, von denen man die sogenannten Geisteskrankheiten allein dadurch unterscheidet, daß diese sich, als mangelhafte, oder gänzlich gehinderte Fähigkeit zu Aeußerungen des Verstandes im Begreifen, Urtheilen und Erkennen, offenbaren.

---

103. Verderbniß der innern Sinne.

Bei Gemüthskrankheiten ist selten, oder nie, nur ein oder das andre Organ des innern Sinnes in unregelmäßigem Zustande, ohne daß nicht auch die übrigen Innensinne, bei vollständiger Gesundheit ihrer Werkzeuge, in's Mitleiden gezogen werden sollten. Am leichtesten aber wird vom Leiden eines jeden der Gedächtnißsinn bewegt; er der, möcht' ich sagen, mit dem Geiste am nächsten in Berührung steht; durch den dieser den Stoff seiner meisten Vorstellungen empfängt, und in dessen Reichthum er selbstschöpferisch zur Imagination, oder Einbildungskraft, wird.

Ohne Gedächtniß würde der Gefühlsinn nur vorübergehend, oder flüchtig, aufgeregt werden, und Lust und Unlust eben so schnell verschwunden, als vergessen seyn. Aber das Gedächtniß bewahrt, oft mit allzustrenger Treue, die Gegenstände des Abscheu's und der Liebe, und verjüngt die Gefühle des Zorns, der Freude, oder Trauer, noch in späterer Zeit. Allzureger Gefühlsinn äußert sich krankhaft in Empfin-

delei und Empfindlichkeit; oder in jenen beſtändigen Aufwallungen der Enthuſiaſten, die bei den geringſten Anläßen außer ſich, in Entzücken, gerathen; oder in der Troſtloſigkeit einer zügelloſen, wie einer ſtummen Trauer um Verlornes, welche verderbenvoll auf die Lebensgeſundheit zurückwirkt, und, durch Zerrüttungen im Gedächtnißorgan, wahnſinnige Einbildungen bleibend macht. Der Druck gewiſſer innerer Empfindungen des Körpers, von anhaltenden Gefühlen der Bangigkeit begleitet, kann nicht nur das Urtheil des Leidenden auf die ſeltſamſte Weiſe über die Urſach des Uebels irre führen, ſondern auch die Vorſtellung von dieſer Urſach in eine immer wieder tönende des Gedächtniſſes umſchaffen. Ich rede von den Grillen und Einbildungen, die in manchen Zuſtänden der Schwermuth (Hypochondrie, Melancholie) laut werden.

Der Sinn der Aufmerkſamkeit kann durch zu große oder zu geringe Beweglichkeit fehlerhaft erſcheinen. Im erſtern Fall führt er zum flatternden Alles- und Nichtsbeachten; zur zuſammenhangsloſen Geſchwätzigkeit; zur Gedankenzerſtreutheit und ſogenannten Ideenflucht; im andern Fall zur ſtumpfſinnigen Gleichgültigkeit, oder Unachtſamkeit; oder auch zu einer ſogenannten Abweſenheit des Geiſtes, der, mit irgend einem Gedanken beſchäftigt, die Vorfälle der Gegenwart nicht bemerkt, und ſich nicht leicht in dieſe zurückfinden kann.

Aus allzumächtig herrſchendem Gewohnheitsſinn entſpringt nicht nur die lächerliche Spießbürgerei, welche ſelbſt oft den Fortſchritten der Geiſtesentwickelung hinderlich wird, ſondern auch, rückwirkend auf Lebensthätigkeit, jene Krankheit des Heimweh's, welche meiſtens Erbtheil bildungsarmer Bewohner einſamer Gegenden zu ſeyn pflegt.

Lebhafter Nachahmungsſinn, verbunden mit einer reizbaren Imagination, verartet nicht nur zu einer thörichten Nachäffungsſucht, ſondern ſtürzt mit ſeiner ſympathetiſchen Gewalt zuweilen in unheilbares Unglück. So wiſſen wir z. B. daß Perſonen, durch das Beobachten und ſich in den Zuſtand von Fallſüchtigen hineinſinnend,

ſelber epileptiſch geworden ſind, oder, daß ein glücklich erkünſtelter Wahnſinn endlich zum wirklichen wurde.

Aber die große Mehrheit aller Krankheiten des Gemüths entſpringt offenbar, wie ſchon geſagt, aus Lebensfehlern, oder eigenartigen Zuſtänden im Bau der Gedächtnißorgane. Wir wiſſen, daß die Gedächtnißfähigkeiten bei allen Menſchen verſchieden ſind. Einige Perſonen ſind faſt unvermögend, ſich abgezogene und reine Begriffe und Urtheile zu vergegenwärtigen; andre haben ein mangelhaftes Orts-, andre ein ſchwaches Zahlengedächtniß. Doch die meiſten behalten, gleich den Thieren, am leichteſten bildliche, durch die Außenſinne gegebne Vorſtellungen. Sind die Gedächtnißorgane gänzlich durch irres Schaffen des Lebens zerrüttet oder gelähmt, wie beim vollendeten Uebel des Cretinismus, daß darin kein Eindruck haftet, keine oder nur dürftige Erinnerungen darin wach werden: ſo iſt damit die Möglichkeit alles Lernens aufgehoben; ſo fehlt zu Vorſtellungen deren Inhalt, oder die Bezeichnung derſelben durch Wörter; ſo brüten Leib und Seele in dumpfer Gedankenloſigkeit hin. Ich habe Cretinen geſehn, die in ihrer Mißgeſtaltung, nur reinthieriſche Bedürfniſſe und Gewöhnungen äußerten, ohne jemals ahnen zu laſſen, daß ihnen auch nur das leiſeſte Gefühl des Rechts, oder Unrechts beiwohne. Es bleibt mir noch jetzt zweifelhaft, ob ſie, ihrer Menſchengeſtalt ungeachtet, wirkliche Menſchen waren; ob ſich in ſolchem verzerrten Lebensgebilde ein geiſtiges Weſen dem ſeeliſchen habe anſchließen können? — Dumme und blödſinnige Perſonen, die ſchwer begreifen, Sachen mit einander und Wörter verwechſeln, unrichtig auffaſſen; Aufgefaßtes wieder leicht vergeſſen, ſtehen jenen am nächſten. Sie haben ein theilweis unthätiges, das heißt, für manche Dinge ganz unempfängliches, oder überhaupt ein ſehr unempfindliches, ſprödes Gedächtnißorgan. Leer an zu behaltenden Eindrücken, vermag der Geiſt auch nicht, ſie zu erneuern. Bei dieſer Dürftigkeit an Gedächtnißbildern, iſt unvermeidlich, daß der Geiſt nur mit den wenigen ſeinen Verkehr treibt, die er vorfindet; daß er unrichtige Begriffe bildet, weil ihm Anknüpfungspunkte mit andern unentbehrlichen fehlen; Dinge mit einander verbindet, die wenig oder nichts mit einander gemein haben, weil er keinen beſſern Inhalt zu Vorſtellungen empfangen

hat. Aus dem gleichen Grunde begreifen junge Kinder, bei der Armuth ihres Gedächtniſſes, beim Mangel der Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen und Erfahrungen, das ihnen Geſagte falſch und fällen ſie oft irrige Urtheile.

Hinwieder treten nicht minder traurige Erſcheinungen andrer Art bei Perſonen hervor, welche, im Gegenſatz von jenen, bei allzureizbaren, rührigen Werkzeugen des Gedächtniſſes, daher auch mit lebhafterer Imagination, von irgend einer Begierde, oder einem Wunſche, anhaltend getrieben werden. Die entfernteſte, die leiſeſte Berührung verjüngt in ihnen ſogleich die Erinnerung an den Gegenſtand, der ſie beſchäftigt hat. Und gleichwie eine lange gedauerte Tanzmuſik, auch wenn ſie beendet iſt, noch immer in den Ohren fortklingt: ſo werden Bilder und Vorſtellungen, die ſonſt durch Willkür hervorgerufen wurden, zuletzt unwillkürlich erſcheinen, und beharrende Einbildungen, ſogenannte fixe Ideen, werden. So entſpringen durch theilweiſe Ueberreizungen der ſeeliſchen Gedächtnißorgane krankhafte Gemüthszuſtände, bei ſonſt vollkommen geſundem Körper. Es entſtehen durch theilweiſe Zerrüttungen jener Organe, Zuſtände, in welchen der Wahnſinnige zwar ganz richtig in ſeiner Art denkt, aber doch unter falſchen, ihm durch Imagination gegebnen Vorausſetzungen, die er für Wirklichkeiten hält. Oft iſt die ſogenannte Verrücktheit ein, während leiblichen Wachſeyns, eigenmächtiges Spielen, oder traumartiges Selbſtſchaffen der Seele (69) unter den Gedächtnißbildern, während der Geiſt, dieſe Bilder für Wirklichkeiten der Außenwelt haltend, nach ihnen urtheilt und ſeinen Willen beſtimmt, wie dies zuweilen auch bei geſunden Perſonen im plötzlichen Erwachen aus einem lebhaften Traum im Schlafe, oder im Zuſtande völliger Betrunkenheit der Fall iſt. Ich will nicht die mannigfachen Artungen und Stufen des Wahnſinns auseinanderſetzen. Sie erleiden, je nach Verſchiedenheit ihrer erſten Quellen, und nach der Mächtigkeit des ſie begleitenden Gefühls, vielfache Abweichungen unter ſich. Am meiſten werden ſie durch unmäßige Furcht, unmäßige Zuneigung, unmäßige Selbſtſchätzung (Hochmuth), allzubegierige Ergreifung irgend einer wiſſenſchaftlichen Aufgabe erzeugt.

Aber ſtatt der theilweiſen Anſtrengung und Ueberreizung, oder

Verwöhnung, in einzelnen Verzweigungen des Gedächtnißorgans, kann dieses auch krankhaft, und in solchem Grade allgemeinbeweglich, ich möchte fast sagen, flüssig geworden seyn: daß, bei Anregung einer einzigen Erinnerung, einer einzigen Vorstellung, alle zugleich laut werden und den Geist aufregen. Dann fehlt jedes Festhalten eines Gedankens; die Aufmerksamkeit wirft sich nach allen Richtungen. Es wird zusammenhangslose Geschwätzigkeit; sinnloses Durcheinanderreden. Aehnlichkeit damit haben Delirien in heftigen Fiebern, wo das gesammte Nervengewebe der Innensinne stürmisch erregt wird.

---

104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes.

Wohl sollt' ich auch von Geisteskrankheiten reden, unter welchen man gewöhnlich Mängel des Erkenntnißvermögens, vermeynte Gebrechen des Verstandes begreift. Es ist hier nicht nöthig zu wiederholen, daß der Geist in seiner Wesenheit nicht erkranken könne; so wenig, als das wesende Seelische und Belebende. Er bildet Wahrnehmungen, Begriffe, Urtheile und Erkenntnisse nach dem gleichen Gesetzthum im weisesten, wie im gedankenlosesten und irresten Menschen. Der Mangel in den Aeußerungen von Vernunft und Verstand liegt daher nothwendig außer ihm selbst; sey es in Schwäche und Gebrechlichkeiten der innern Sinneswerkzeuge (73), besonders des Gedächtnisses (68); oder im falschen Inhalt, welcher dem Gedächtniß beigebracht und darin unablösbar bleibend geworden ist. Wer wird den Blindgebornen für geisteskrank halten, wenn er die rothe Farbe mit Trompetenschall vergleicht? oder den Greis im hohen Alter für wahnsinnig, wenn er kindisch geworden ist, weil seine Gedächtnißnerven den Dienst versagen? Der Geist äußert sich nur vermittelst seines Seelischen und dessen vom Leben gebauten Organe; und vergleicht, urtheilt, richtet nur über das in seiner Eigenständlichkeit, was ihm im Kenntnißschatz des Gedächtnisses vorräthig liegt. Schwäche des Verstandes ist also nicht sowohl Mangel oder Krankheit des Geistes, als vielmehr Mangel und Untauglichkeit der Innensinne; ein Daseyn des Stumpfsinns. Mit unvollkommnen Werkzeugen wirkt auch der Meister unvollkommen.

Auch hat Erfahrung gelehrt, daß Wahnsinnige und Stumpfsinnige kurz vor ihrem Tode zu voller Geisteskraft gelangt sind (97. a.); oder, wie man zu sagen pflegt, „zu vollen Sinnen" gekommen sind; sey es, daß ihre Organe andre Stimmung erhielten, oder daß ihre Seele, schon meist von denselben entbunden, dem Geiste freier dienen konnte. So ist auch der Geist nicht krank, wenn er Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Gewesenes und Vergangenes verwechselt, und nicht mehr unterscheiden kann, sobald ein durch betäubende Getränke und Speisen, oder durch heftige Gemüthswallungen und Leidenschaften u. s. w. erregter fieberhafter Rausch ihm den freien Gebrauch der Sinneswerkzeuge entrissen hat.

Beinah aber könnte man sich versucht fühlen, politischen und religiösen Aberglauben, und die sich aus beiden entwickelnde bürgerliche und kirchliche Schwärmerei, zu wirklichen Geisteskrankheiten zu zählen. Sie entspringen keineswegs, wie der Großtheil aller andern, aus Schwächen und Gebrechen des menschlichen Körpers und fehlerhaften Bildungen der Sinnenmittel, sondern werden im Geiste selber durch falsche Nahrung, die im Gedächtniß liegen bleibt, erzeugt. Solche Krankheiten verwirren Begriffe, Urtheile und Willensentschließungen; und zerstören erst, vom Geiste aus, nur zu oft Gesundheit und Leben des Leibes. Wie der menschliche Leib durch die ihm dargereichten Nahrungsmittel, je nach Beschaffenheit derselben, gesunden, oder erkranken muß: so ist auch des menschlichen Geistes gesunder Zustand vorzüglich von der Nahrnug abhängig, die ihm zu Theil wird. Seine Speise aber sind Kenntnisse, durch Lehre, Erziehung und Erfahrung gegeben. In der Nothwendigkeit seines Wesens, fordert er Wahrheit, statt Irrthums oder Lüge, und Selbstwahl im Geschäft der Erkenntniß, auf daß er die eigne Kraft darin übe. Jede Nöthigung, fremdem Urtheil, ohne eigne Prüfung, nachzuurtheilen, wird zugleich sein Vorurtheil seyn; und jeder blinde Gehorsam des Glaubens, Knechtschaft des Geistes, welcher, Freiheit zu bewahren, das ewige Recht hat.

Aber auch inmitten des blödesten Aberglaubens, der schreiendsten Irrthümer, in welchen der Menschengeist Sinnliches und Uebersinnliches

verkehrt sieht, und verkehrt behandelt, ist er in seiner Wesenheit der Unerkrankte. Er nimmt nur die Welt und ihre Verhältnisse als solche, wie sie eben seinem Gedächtniß überliefert sind durch Schule, Kirche und Landesgesetze; er wirkt darin, wie der Wahnsinnige unter seinen beharrlichen Einbildungen; hält den gewohnten Irrthum für ehrwürdige Wahrheit, und, das dafür verübte Verbrechen, für heiliges Streben, für gottgefälliges Werk. Je reizbareres Gefühl und je lebendigere Imagination den mit Irrthum aller Art, mit Aberglauben und Vorurtheilen genährten, Geist begleiten: um so leichter geht er zu jenen politischen und religiösen Schwärmereien über, in denen er staatsumwälzerischer Weltverbesserer werden, oder das Rad der Zeit, den Fortschritt der Menschheit, rückgängig machen will; Geisterseher wird; göttliche Eingebungen hat; oder in frommer Glaubenswuth (Fanatismus) denen, die nicht erkennen, wie er, Kerker, Scheiterhaufen, Blutgerüste, baut. — Wehe den falschen Lehrern; Gnade den Irrenden!

---

105. Heilmittel, oder Verwahrungsmittel, gegen seelische und geistige Krankheiten.

Die herrschendste Gemüthskrankheit ganzer Völker ist in der That bürgerlicher und kirchlicher Wahn, der Millionen Sterblichen das flüchtige Daseyn vergiftet. Die Menschheit wird gesunden, wenn Freiheit der Erkenntniß aufhört, Verbrechen zu seyn. Schwerer sind die Rettungsmittel andrer Seelen- und Geistesbedrängungen zu finden, die aus organischen Fehlern des Leibes hervorquellen. Noch ist im Gebiet der Heilkunde das geheimnißvolle Reich der Nerven, das Eigenthümliche ihrer Beschaffenheit, Verflechtung, Bestimmung, Nährung und Bethätigung, von undurchdringlicher Finsterniß bedeckt. Wird je ein Strahl der Wissenschaft da hineinleuchten? Vielleicht ist eben diese ewige Nacht ein Mahnen der Natur für das menschliche Geschlecht, daß es das einzige, allein wirksame, vom Grund aus gegen Gemüthskrankheiten sichernde Mittel ergreife: naturgemäße Einfachheit der Lebensweise in Nahrung, Trank und Befriedigung der Triebe; Verhütung der Ehen unter Ungesunden, oder in zu naher Blutsver-

wandtschaft; Mäßigung in Allem. Nur Rückkehr zur Einfalt der Natur, nicht Kampf wider ihr unabänderbares Gesetz, rettet vom Elend des Gemüths. Thiere, in naturgemäßer Freiheit, Menschen, noch nicht durch Barbarei und Civilisation irre, kennen jene Zerrüttungen der Lebenskräfte selten oder nie, über welche unser Zeitalter schmerzlicher und allgemeiner, als das Alterthum, klagt. Hätten wir in Städten und Dörfern eben so viele vollmächtige Gesundheitswächter, als Krankenärzte, würden Millionen ihr Daseyn segnen, welches sie heut beweinen.

Die meisten Gemüthskrankheiten sind unheilbar, wenn sie sich einmal jahrlang ins Nervenleben eingewurzelt haben. Bei ihrem Beginnen kann oft große Zerstreuung, Gefühle mächtig aufweckende und beschäftigende Musik, anhaltende Abziehung der Aufmerksamkeit von der beharrlichen Einbildung, hülfreich werden; gleichwie auf langen Reisen, bei einzelnen Personen und ganzen Völkern, Aberglauben und Vorurtheile am leichtesten verfliegen.

Aber in diesen Blättern kann nicht der Ort seyn, umständlicher von Seelen-Heilkunde zu sprechen.

---

106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste.

Vielleicht ist es nöthiger, mich über eine Bemerkung zu erklären, die beim Lesen meiner Ansicht der Natur und Welt in Manchem aufsteigen möchte. Denn, indem ich das Wirken und Gegenwirken des in Stoffen und Bewegkräften wesenden Sachlichen, so wie die Einwirkungen und Rückwirkungen des Lebens auf diese und Seele und Geist, und dieser beiden hinwieder auf das Ganze im Menschen, auseinander setzte, gleichsam zergliederte und zerstückelte, könnte es das Ansehn gewinnen, als wäre der Mensch, wie das gesammte All des Vorhandenen, ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus; ein mannigfaltiges in einander greifendes Treib- und Räderwerk, worin die ewige Nothwendigkeit zuletzt der das All bewegende Gott wäre; und

wohl eine Vereinigung von Wesen, aber keine Einheit des Wesens bestände. Und doch ist sich niemand eines solchen Uebergangs von auf einander folgenden Erregungen durch Stoffe, Bewegkräfte, Leben, Seele, Geist, und wieder durch die ganze Kette zurück, auch bei sorgfältigster Selbstbeobachtung, bewußt. Alles geschieht in uns gleichzeitig; ich sollte sagen zeitlos. Jeder äußere Eindruck ist zugleich Gedanke; der Gedanke und Wille, zur Bewegung eines Gliedes, aber schon die Bewegung selbst. In jeder Thätigkeit der Imagination ist zugleich Thätigkeit des Gefühls, Aufmerksamkeit, Nachahmungssinn, Gewohnheit, Urtheil, Wille, regere Lebensbewegtheit in Nerven, Blut, Muskeln, u. s. w. vorhanden, ungetrennt, wie Eins und Dasselbe. Wer wollte es läugnen?

Die wesende Natur, sie in ihrer Urheit, ist nur das Eine und Gleiche in sich; ist wirkend, ein sich gleichartiges Andersseyn, Gegensatz des Unbestimmbaren ihres Selbsts zum Bestimmbaren; ist, im Reichthum ihres Wesens (für den Geist) in unterscheidbaren Beziehungen sich äußernd. Sie ist die in sich sachlich-allgegenwärtig-wirkende, seelige Einheit; gleichwie der Geist in sich das im Wissen wollende Wirken ist. Natur und Geist sind wesend zeitlos, d. i. ewig. Zeit ist nur Bezeichnung der Endlichkeit des Bewirkten (30.). Aber nicht die Wirkungen sind zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Denkende; sondern das Ur- und Sachliche der Natur, wie des Geistes, wirken in sich, und dabei zeitlos. Natur und Geist, wohl im Erscheinen unterscheidbar, sind wesend untrennbar, in Einheit wirksam. Es ist nur ein All-Eins, dessen Vollendung wir Sterbliche nicht kennen. Was wir Natur nennen, ist nur die Tiefe des unendlichen All-Eins, gleichsam nur Unterlage oder Basis des Geistes; der Geist ist ihre Verklärung, ein Schimmerlicht aus unbekannten, fernen Höhen des unendlichen, allgegenwärtigen Eins und Alls.

Wohl herrscht im ewigen Spiel des Wirkens und der Wirkungen eine unzerbrüchliche, starre Nothwendigkeit. Aber diese Nothwendigkeit ist eben die Wesenheit der Natur selbst, ist ihr Wirkens-Gesetzthum, ohne welches sie nicht wesen und wirken könnte. Wie gesagt,

ist sie aber nicht selber das All und Eins der vorhandenen Unendlichkeit, sondern nur die Tiefe desselben. Der Menschengeist über dieser Tiefe schwebend, sich selbst, seiner Wesens- und Wirkensnothwendigkeit angehörend, weiß sich schon, was der ganzen Natur nicht eigen ist, in seinem Wirken wählend. Er weiß sich, als Nothwendigkeit, in der Weise seines Erkennens und Denkens; als Nothwendigkeit auch in Gang und Weise seines Erregtwerdens und Erregens. Aber auch Wahl und Freiheit zur Selbstbestimmung im eignen Wirken, ob nach den Forderungen des Höhern und Heiligen in ihm, oder der Natureinwirkungen, ist sein Eigenthum (80.). — Triebe (Nothwendigkeiten des Wesenden zum Wirken) sind in der Natur; sie sind auch im Geiste, aber andersartige, hier denn dort. Im Geiste kündet sich (als Aeußerung seines Gesetzthums) ein Trieb zum Wahren (im Erkennen), zum Heiligen (im Wählen). Die Natur offenbart nichts davon.

Und dies Streben nach Wahrheit und Heiligkeit ist Streben nach Selbstvollendung des Geistes im Ewigen; Ringen des Geisterreichs zur Vollkommenheit. Daher, wie ein Fortschreiten in der Entwickelung des einzelnen Sterblichen, ist ein Fortschreiten gesammter Menschheit, seit sie von sich selbst weiß, wahrnehmbar. Ein Zeuge der Vervollkommnungsfähigkeit (Perfektibilität) und der wachsenden Vervollkommnung, ist uns die ganze Weltgeschichte geworden. Zwar haben wir von derselben nur eine Kunde von kaum sechstausend Jahren. Doch auch diese genügt schon, als unverwerfliches Zeugniß. Wird unser Geschlecht einst die Geschichte von zwölf Jahrtausenden besitzen, um wie viel glänzendere Thatsachen wird solche für die Fortschritte der Menschheit in Erkenntniß und Veredlung aufweisen? — Die Civilisation mehrerer Völker in unserm Zeitalter ist, ungeachtet aller ihrer Verirrungen und Gebrechen, schon Aufschwung von der Stufe der Barbarei zum Hochmenschlichen (75.).

107. Fortschreiten der Menschheit.

In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegensätzlich in sich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe aus einander; alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und seelischen Fähigkeiten verschieden. Wie mannigfach ist die Familie der Hunde, vom Dächsel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Dieselbe Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geschlechtern der Bären, Katzen, Affen u. s. w. wahr. Nur im Geschlecht der Menschen fehlt sie, dem wahrscheinlich jüngsten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsstrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe; aber der Menschenschlag von Kaukasern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbnen u. s. w. bietet keine so große Verschiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung, die Ungleichheit der Rassen. — Doch nicht dies ist der eigentliche Vorzug des Menschen. Der Mensch erhält ihn durch die Begeistung seines Körpers. Alle Sterbliche haben ein und dasselbe Gesetzthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtseyn des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geister sind keine Geschlechter, Gattungen und Arten; nur verschiedne Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe, sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt; und alle ringen aufwärts, sich in ihren mannigfaltigen Verhältnissen und Zuständen einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt.

Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Gesetze verharrt die Natur, wenn auch nur seit der Mensch sie kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen, mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere sind heut nicht anders, nicht wunderbarer und vollkommner, als vor Jahrtausenden. Aber wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht, denn wie vor Jahrtausenden! Wohl ist's noch dasselbe, seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh;

nicht aber überall mehr ist's, was es uranfänglich, dem Geiste nach, gewesen ist. Wer läugnet, oder bezweifelt das Fortschreiten der Menschheit in Kenntniß und Erkenntniß, in sittlicher Veredlung, in schöneren Gefühlen? — Mag uns dies Fortschreiten im Lauf der Jahrtausende langsam dünken: aber es ist thatsächlich vorhanden. Wie sich der Säugling allmälig von der Thierheit entstrickt; so die Menschheit, welche sich immer mehr entthiert.

Wahr ist's, weise und tugendhafte Männer, edle und freie Geister, haben auch längst vor uns gelebt; aber wer stellt es noch in Frage, daß sie nicht in größerer Zahl unter allerlei Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Christi leuchtet? Wahr ist's, einst auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzustreifen. Aber wie einst nur wenige, einzelne Städte, so glänzen, und heller in unsern Tagen, große Völker, und zum Theil einige Welttheile. Wahr ist's, jene Glanzpunkte sind längst erloschen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Said und Meroe liegen in Trümmern; aber Untergang einzelner Reiche, Rückfall einzelner Völker, ist nicht Untergang, oder Rückfall der Menschheit in alte Wildheit und Finsterniß. Wahr ist's, auch unter den gesittetsten Nationen unsrer Zeit erblicken wir noch Wilde, Halbwilde und Barbaren in Menge, wie sie die Vorwelt sah; inmitten christlicher Tempel, noch das alte Heidenthum. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddisten u. s. w. wohnen Tausende, die „Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Ap. Gesch. 10, 35.)." Wahr ist's, daß von den acht- bis neunhundert Millionen Menschen auf Erden sich kaum der fünfte, oder sechste Theil bis zur Stufe der Halbbarbarei, oder Civilisation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtausenden sah man auf dieser Stufe noch nicht den millionsten Theil!

Und was sind denn sechs Jahrtausende? Sechs Tropfen, im uferlosen Ocean der Zeiten! Das Fortschreiten der menschlichen Geister, ja, die Entwickelung alles Wesenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung, das Aufsteigen des finstern Abgrundes zu wundervoller Verklärung und Selbstverherrlichung ist — (warum soll

ich's nicht mit Gewißheit aussprechen, da ihr die helle Erfahrung, als Zeugin, zur Seite steht?) — ist das allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes.

---

108. Fortschreiten der Natur selbst.

Wenn zuweilen in unsern Tagen an einer fortschreitenden Entwickelung, oder gar an Möglichkeit einer weitern Vervollkommnung (Perfektibilität) der Menschheit gezweifelt werden kann: ist schwer zu entscheiden, ob es aus Unerfahrenheit in der Geschichte älterer und neuerer Völker geschieht; oder im aufwallenden Mißmuth, beim Anblick so vieler Verirrungen, Gebrechen und Laster in civilisirten Staaten; oder im stolzen Wahn, der Menschengeist habe, wenigstens in Einzelnen schon, die äußersten Gränzen seiner Machtgröße erreicht; oder im trüben Gefühl, Alles habe in der Welt seine Schranken, Alles vergehe, und erneue sich nur in andern Formen wieder, um wieder zu vergehn. Wohl verschwinden alle Formen, alle Erscheinungen; wohl haben sie allzumal Gränzen. Aber das in ihnen wesende Unbedingte, welches Erscheinungen bedingt und begränzt, ist, in Fortbewegung seines sich Erschließens zu vollendetern Erscheinungen, ein Unendliches. Da es selbst die sich unbewußte Natur ist, sollte der Geist es nicht seyn?

Die Natur offenbart sich auf unserm Weltball nicht mehr, als dieselbe, wie einst, da ihre Urstoffe aus unermeßbaren Räumen der Himmel zu einem Stern erst zusammengeronnen waren. Sie prangt in ehedem unbekannter Fülle des Reichthums und der Vollkommenheit ihrer Erscheinungen. So ist es; so war es; so steht es in den Felsenblättern vom „Finger Gottes" geschrieben (47.). Und gleichwie sie, seit Reihen von Jahrtausenden, auf unserm kleinen Weltkörper immerdar eine andre und herrlichere aus sich ward: schafft und gestaltet sie wohl auch auf andern Sternen, und wenn auch dort anders bedingend. Während sie in Milliarden Sonnen- und Planetenfamilien, durch endlose Abstufungen und Weisen erblüht: rinnen indessen unter ihrem Hauch vielleicht, in fernen Himmeln, neue Welten verdichtet zusammen.

Alles, was heut noch auf Erden wohnt und besteht, kann dereinst wieder unter einer neuen Erdrinde begraben liegen, über welcher nach Jahrtausenden bewundernswürdigere Gebilde glänzen sollen. Dann können höhere Wesen über den verschütteten Städten, Dörfern, Denkmalen und Gebeinen der Menschen wandeln, wie über einem ungeheuern Welt-Herculanum. Wer sagt an, wo der Höhenpunkt der Vollendung dessen sey, was ewig weset, und, sich unendlich gegensätzlich, wirkt und schafft?

Fürwahr, gäbe es einen solchen letzten Höhenpunkt, über welchen hinaus nichts Vollendbares läge: so würde die in Allmacht und Unbedingtheit wesende Natur der Dinge nicht die Allmächtige und Unbedingte seyn; so würden wir den Schlußstein ihres allgegenwärtigen Baues denken, oder ahnen können. Doch dem Erkenntnißgesetz des Geistes steht der Gedanke, wie Wahnwitz, da; er ist sinnloser Widerspruch in ihm selber.

Findet aber ein solcher Aufgang der wesenden Natur zum vollendetern Seyn in sich statt, — und die unwegläugbare Urkunde davon liegt vor uns aufgeschlagen! — sollte der Menschengeist, der sich und sie, und Höheres, als sie, weiß, von diesem ewigen Fortschreiten ausgeschlossen seyn? Oder ist das sich bewußte Wesen ein tieferes, als das seiner selbst Unbewußte; geringer, als todter Stoff, als belebte Pflanze, als beseeltes Thier?

Ich könnte auch davon sprechen, daß seit dem Erscheinen der Menschheit auf Erden, und sobald sie, aus der ersten Unmündigkeit hervorgegangen, sich selber klarer geworden war, Hoffnung und Glauben, nicht nur an ihr unvergängliches Daseyn, sondern auch an höhere Zustände in irgend einem andern Verhältniß nach dem Leibestode, lebendig ward. In den Religionen der ältesten Völker, und der heutigen, selbst der Wilden und Halbwilden, zeigt Glaube und Hoffen darauf hin; wie kindlich und reinsinnlich immerhin die Vorstellungen von einem künftigen Leben, von Engeln, Paradiesen, Wiedersehn der Geliebten u. s. w. seyn mögen. Woher kam der Menschheit dieses zuversichtliche Erwarten? Ist das Ahnen von ewiger Dauer und höhe-

rer Stellung bloß zufällig, oder eine in seinem Innern sich verkündende Selbstoffenbarung des Allwesens? — Man kann sagen: es sey dies Erwarten bloße Wirkung des, allen Thieren inwohnenden, Triebes zur Daseynsbewahrung, und der Begierde nach Besserm, entsprungen; dann vom Menschen, als Trostmittel, durch seine Einbildungskraft ausgeschmückt worden. — Sey es! — In diesem Fall wäre immer die Natur der Dinge selbst Ueberlieferin der Offenbarung ewigen und edlern Daseyns; sie selbst erste Lehrerin dessen, wovon der Geist aus sich nichts wüßte. Aber hätte sie gelogen, und eitler Weise die Ahnung im Geiste angeregt? Sie, die in allen Wirksamkeitssphären mit dem Gesetzthum des Geisterreichs voller Einklang ist, wäre sie es hier allein nicht? — War sie es nicht, die durch Gewalt ihrer Erscheinungen den Menschen zum Glauben an höhere, unsichtbare Wesen aufschreckte, und so den in sich hellgewordnen Geist zum Gottwissen leitete?

Daß die Natur dem Geiste Vorstellungen anregt; und daß sie ihm dafür die Zeugnisse sichtbar in den Gräbern ihrer frühern, allmälig immer vollkommner gewordenen Schöpfungen vorgelegt hat, ist aber wahrlich nicht ihr eignes Werk. Sie, sich ihrer unbewußt, in ewiger Nothwendigkeit ihres Gesetzthums, kann auch nicht Unwahrheit aus sich geben. Es spricht ein höheres Wesen aus ihrem Munde zu uns, — Gottes Stimme.

---

109. Unvergehbarkeit des Geistes.

Es mag seyn, daß der Gedanke ewiger Selbstentfaltung nicht nur des Geistes, sondern auch der gesammten Natur, Manchem befremdlich dasteht, zumal dem, der von quälenden Zweifeln umstrickt, fragt: „Wie mögen wir jener unendlichen Entwickelungen des Daseyenden und also auch des Geistes sicher seyn, da wir von dessen Unvergänglichkeit nach dem Leibestode keine schlechthinige Gewißheit haben, sondern höchstens ein Vermuthen und sehnsüchtiges Glauben?“ — Und woher, frag' ich zurück, auch nur dies sehnsüchtige Glauben und Vermuthen? Die Idee der Geistes-Unsterblichkeit, wäre sie wirklich

nicht aus der Eigenheit des Geistes unmittelbar hervorgegangen, widerspricht wenigstens nicht der Vernunft; ja die größten Denker anerkennen in ihr sogar einen nothwendigen Vernunftglauben. Sie schimmert selbst, wie schon erwähnt, aus der sich unbewußten Natur im Leben und Gefühl derselben hervor, als ein zeitliches Fordern ihres Gesetzthums, als Instinkt und Daseynstrieb. Auch das Thier, ohne Vorstellung seines Daseyns, sträubt sich gegen dessen Vernichtung. Die Natur, als erste Lehrerin des Geistes, drängt ihn zur Annahme und Liebe eines unendlichen Vorhandenseyns. Wird sie, in sonst allgemeiner Uebereinstimmung mit ihm, hier zum ersten Mal der Vernunft widersprechend?

Es dürfte erwiedert werden: die Natur spiegelt in uns nur ihre Erscheinungen herein, die in unserm Ich nicht mehr sie selbst sind, sondern sich erst in Empfindungen, dann in Vorstellungen und Begriffe verwandeln. Das Draußen kann ganz andre Beschaffenheiten und Verhältnisse haben, als unser Erkenntnißgesetz sie stellt und ordnet. Wir kennen die Dinge außer uns nicht an sich, sondern nur, als Bewirktes und Erscheinung für uns. — Aber das Bewirkte ist nicht außer dem Bewirkenden, sondern in seiner Ursache, und erregt nicht das Entgegengesetzte, Widersprechende von sich im Empfinden und Gedanklichen an: sondern im Gegensätzlichwerden, das Gleichartige (17 — 20.). Wäre dem nicht so: dann könnten auch unsre innern Gewißheiten kaleidoskopische Täuschungen der Vernunft seyn; die Vernunftwahrheiten nothwendige Selbstbelügungen des sie erzeugenden Geistes, und dieser ein Ich-All (21.); oder, das All des Vorhandnen, Ausgeburt eines öden, wilden Wahnsinns seyn. Wir dürften selbst nicht den Gesetzen unsrer Vernunft trauen. Dürfen wir aber dies: so besitzen wir Wahrheiten, welche Uebereinstimmungen in sich selber und in der Einheit des Alls sind.

Zur vollständigen Gewißheit von Außendingen, sagt man, wird nicht nur die innere, gedankliche, sondern auch die durch Erfahrung gegebne Wahrnehmung des Gegenstandes, oder des wirklichen Daseyns des außer uns, als Vorhanden-Gedachten, erfordert. — Wäre dieser Satz Wahrheit: so würde auch das Urgewisse (13.) aufhören, aus

welchem doch erst alle andern Gewißheiten quellen; — so würde die unmittelbare, nicht von der Sinnenwelt gegebne Erfahrung (12.) ungültig stehn, und hinwieder die mittelbare Erfahrung, in welcher doch größtentheils der Ursprung der Ungewißheit ruht (14.), am sichersten entscheiden. Wenn man spricht: die Unvergänglichkeit des Geistes ist darum nicht unbedingte Gewißheit, weil wir die Zukunft, jenseits des Grabes, noch nicht aus Erfahrung haben, oder noch keiner der Todten zurückgekehrt ist, uns seine Fortdauer zu verkünden: so klingt dies ungefähr, wie jener Satz eines irrsinnigen Grüblers, der da behauptete: niemand könne verbürgen, daß die ganze Welt und Gott selber morgen noch vorhanden sey, weil niemand morgen gelebt habe, und niemand, der morgen schon war, es heut bezeugen kann. Mit völlig gleichem Fug und Recht dürfte auch der Blindgeborne das Daseyn der Farben, und der Sehende das Daseyn der, seinen bloßen Augen unsichtbaren, Aufgußthierchen, oder fernschwebenden Weltkörper bezweifeln, oder läugnen. Erwiesen aber ist, daß alles das, was wir durch die Sinne erfahren, weitaus der geringste Theil dessen ist, was wir wissen (6.).

Es gibt sogar an Zweifelsucht Erkrankte, welche die scheinbare Bewußtlosigkeit des Geistes im Schlafe, in Ohnmachten und andern Zuständen, als Zeugen für die Möglichkeit einer Geistesvernichtbarkeit anrufen; wiewohl derselbe Geist, nach Vorübergang der zeitweiligen Zurückziehung des Seelischen von den belebten Organen, wieder in seiner Thätigkeit hervortritt, wie er und was er gewesen. Wenn bei vorherrschender, freierer Wirksamkeit des Lebens (wie zur Zeit des tiefen Schlafes), oder bei dessen plötzlicher Störung und Hemmung, die Seele von ihren Sinnwerkzeugen, mithin auch von denen des Gedächtnisses, augenblicklich (wie in Ohnmachten, Epilepsien u. s. w.) zurückgewichen ist (65.), fehlt freilich in denselben auch Erinnerung an das indessen Geschehene; aber Geist und Seele, wenn auch vom Leben gleichsam in sich zurückgedrängt, blieben dennoch die unvernichtet Wesenden. Die scheinbare Bewußtlosigkeit ist nur Mangel der Erinnerungen, zu denen das noch mit dem Leibesleben vermählte Seelische die Mittel aufgab. So erinnert sich auch der erwachte Nachtwandler und Somnambule, aus gleichem Grunde, nicht mehr seines Thuns in

dem ungewöhnlichen Zustande, da sein Seelisches von den gewöhnlichen Gedächtnißorganen entbunden war; wohl aber gedenkt er, im wiederkehrenden Schlafwachen des, was er im frühern gethan hat.

Die furchtsamen Bedenklichkeiten, welche sich im Geiste gegen seine Unvergehbarkeit entspinnen, beurkunden mir selber aber sein sich Fordern, als Genossen des Ewigen, und sich daher, im Ewigen, Wissen. Die Bedenklichkeiten entspringen allesammt, oder in ihrer Mehrheit, aus dem Verwechseln des Wesenden mit dessen Erscheinen im Endlichen (5. 18.). Da wird aus dem Zerfallen der Stoffgebilde das Zerfallen der sachlichwirkenden allgegenwärtigen Naturmacht (22.) gefolgert; aus dem Verschwinden des elektrischen Funkens, der Tod der Bewegkraft; aus dem Hinsterben der Blume und des Thiers, das Sterben des Belebenden; aus dem Wechsel des Zeitlichen, das Nichtseyn des Ewigen. Da wird das Bewirkte zur Ursache des Wirkenden verkehrt und das Sinnliche zum Quell des Uebersinnlichen erhoben.

Allein die Vergehbarkeit des Geistes ist eine so unbedingte Unmöglichkeit, als das Vernichtetwerden dessen, was im kleinsten Atom erscheint. Nichts kann sich von dem, was im All der Dinge weset, nichts sich aus der Allgegenwart des Vorhandnen verlieren; oder wohin? Könnte das kleinste Atom in seiner Wesenheit verschwinden aus dem Daseyn: so könnte auch die gesammte Natur, das unendliche Weltall sich entwesen und vernichten, und das Höchste der Wesen selber. Kein Wort weiter von diesem Unsinn!

Nur das im Unendlichen geäußerte Andersseyn desselben ist das Endliche; das Gegensätzliche im Ewigen ist das Zeitliche; das aus dem unwandelbaren Wesen der Natur getretene Erscheinen der Wirkungen sind das Wandelbare und Vergängliche, gleichwie es der Wechsel des Gedanklichen im beharrlichen Wesen des Geistes ist (8.).

110. Der entkörperte Geist.

Weitaus der Großtheil des menschlichen Geschlechts zweifelt nicht an Fortdauer seines Ich's nach dem Leibestode. Entspringt diese Zweifellosigkeit auch nicht durch Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Wesensvernichtung, und daß selbst das im leichtesten Sonnenstäubchen erscheinende Ur des Stoffischen und Bewegenden nicht aus dem Universum verschwinden könne; oder daß der Geist mit seinem Heiligkeitsgesetz, welches hienieden noch an Unerfüllbarkeit gränzt, ohne Fortdauer sich selbst zum Widerspruch würde: so entspringt die Zuversicht auf Unsterblichkeit doch, unter allen Völkern, durch den festen Glauben an Lehre ihrer Religion, unterstützt von eigner unbezwingbarer Sehnsucht nach Unvergänglichkeit, und Hoffnung auf Vergeltung des Guten und Bösen in der Ewigkeit. Mehr hingegen beschäftigen sich die Ueberzeugten, wie die Glaubenden, mit Vorstellungen, Muthmaßungen und Zweifeln über die eigentlichen besondern Zustände ihres Ich's nach dem Tode. Verwöhnt durch das tägliche Schaun der Sinnenwelt, können sie sich kein Fürsichbestehn des Geistes, ohne irgend eine Körperlichkeit, sinnlicherweise vorstellen. Die Einbildungskraft muß das Beste dabei thun. Das Alterthum erfand die Seelenwanderung oder eine Auferstehung der Todten am jüngsten Tage der Welt. Andre bekleideten den Geist mit einem neuen Leibe, aus feinern Stoffen geformt, aber nach menschlicher Art; Andre dachten sich ihn in nebelhafter Gestalt gespenstisch auf Erden umherwandelnd, sogar nächtlicherweile Lebenden sichtbar; wieder Andere ihn anders.

Ohne eben in diese und ähnliche Einbildungen näher einzugehn, können sie doch wohl die Frage veranlassen: Was ist oder bleibt einst der entkörperte Geist? — Und die einfachste, vernunftgemäßeste Antwort scheint mir: Bei schlechthiniger Unvernichtbarkeit seines Wesenthums (109.) ist und bleibt er wenigstens derselbe, welcher er gewesen ist, ein wesendes Wissen (5.). Denn das Wissen oder Bewußtseyn ist sein unterscheidendes Eigenartige von andern Wesenartungen. Nicht Stoffe, nicht Bewegkräfte, oder Leben und Seele, haben ein Wissen, ein Gesetzthum der Erkenntniß. Nicht von ihnen empfängt er dies, wenn ich so sagen darf, Eigenthum seines Selbstes, denn sie können

nicht geben, was sie in sich selbst nicht sind und haben; sondern angeregt durch sie, wird er ein Wissen von ihnen, dann, zwischen sich und ihnen unterscheidend, ein Wissen seines Selbstes, oder besser, ein Vonsichwissen. Und unvertilgbar im Reich des göttlichen All's, wie dieses selbst, ist er und bleibt er ein ewig im Wissen wirkendes Wesen; sein Wirken, wie sein Bewirktes, ist in ihm (20.), ist das Gedankliche, wenn auch kein in erlernter Menschensprache erscheinendes, sondern wortloses Denken.

Er ist und bleibt in seinem Wesensgesetz, wie ein Denken, so auch ein Fordern des heiligen und vollkommnern Insichseyns. Dies erkennt er im irdischen Gewande, welches die Natur aus ihren Wirksamkeitssphären verlieh, als ein Unerreichbares. Im Ringen für seine Selbstständigkeit gegen die Einwirkungen der Thiernatur, wenn sie dem Heiligkeitsgesetz widerstrebt, erstärkt er, als höheres Wesen; steigt er über die Natur auf; oder, den Kampf scheuend, sich selbst entweihend, sinkt er, durch eigne Schuld erschwachend, in den Abgrund des Thierthums, zwar freier Wahl bewußt, aber dem eignen Gesetz abtrünnig, einem ihm fremden dienstbar geworden. Der Geist, der stärkere, oder schwächere, göttlichere oder thierische, welcher er auf Erden in seiner Menschheit war, ist er und bleibt er an und in sich, nach der irdischen Entkörperung. Bliebe er es nicht: so wäre sein eignes Wesenthum, sein eignes Gesetz, sein inneres nie verstummendes Fordern des Edlern, ein in sich Zwiespältiges, Zerrissenes; eine Ausnahme von der durch das unendliche Reich des Vorhandenen herrschenden Harmonie desselben; so wären Thier und Mensch, Vernunft und Unvernunft, Sünde und Tugend, Verruchtes und Göttliches einerlei.

Die Stufen der Selbstläuterung und Reinheit, oder Selbsttrübung und Unreinheit, der Selbststärkung oder Selbstschwächung zum Vollendetern, unterscheidet den Geisterwerth. Der Geist bleibt, auch nach seiner Entkörperung, das, was er auf der Stufe, in sich, gewesen, die er errungen hat. Er ist sein Selbstrichter. Es entsteht dadurch keine Mehrung oder Minderung in seiner Wesenheit; nur ein Näherseyn dem Göttlichern, durch Selbstheiligung. Denn so wenig die wesende Natur in ihren Wirksamkeitssphären vermehrt oder vermindert

werden kann (Ausdrücke, die nur, den Erscheinungen im Zeitlichen abgezogne, Begriffe bezeichnen), so wenig kann ein Geist in seiner Selbstheit vergrößert oder verkleinert werden. Schon auf Erden ist sich unser Geist in seiner Selbstheit, vom ersten bis zum letzten Augenblick, als unwandelbar Gleichbleibendes bewußt. Das Mehr und Minder seiner Befähigung zu dieser, oder jener Art des Wirkens, hängt von der Tüchtigkeit, oder Untüchtigkeit, der ihm dazu vom Leben gewordenen Werkzeuge und von Einwirkungen äußerer Verhältnisse ab. Je nach Beschaffenheit der äußern oder innern Organe kann er, durch Uebung derselben, größern Scharfsinn, oder Witz, oder Beobachtungsgabe, oder andre bewundernswürdige Fertigkeiten erwerben und äußern. Je nach Maßgabe der Umstände, des Unterrichts und der Erfahrungen, kann der seelische Gedächtnißsinn mit mannigfachern Kenntnissen ausgestattet werden. Allein diese Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissenschaften sind nicht der wesende Geist selbst, sondern nur sein Gewußtes. Er bleibt das Wissende derselben. Niemand kann dem andern mehr Geist geben, sondern ihn nur, durch Erregung, vermittelst des Wißbaren, zur Thätigwerdung in sich stärken und, im Vonsich- und Anderm-Wissen, läutern und steigern zum Erkennen des Höchsten, des Nicht-Irdischen, des Ewigen. Der in der Wissensmacht des Göttlichen sich selbst verklärende Geist bleibt, was er war, auch nach der Abscheidung von seiner irdischen Hülle. Bliebe er es nicht: so ständen das im todten Felsblock Wesende und der Gott denkende Geist in der Reihe der Wesen auf gleicher Höhe neben einander.

---

111. Der entkörperte Geist zum Weltall.

Das beseelte Thier, wenn es auch instinktmäßig für Unverletztheit seines Lebens streitet, hat eigentlich keine Todesfurcht; denn es besitzt keine Kenntniß, so wenig seines Lebens, als seines erfolgenden Todes. Es fühlt sich in beiden, unbewußt beider. Der Mensch allein hat Wissen vom Tode, durch Erfahrung, gewonnen; aber auch ein Wissen vom Unendlichen und Ewigen, ohne mittelbare Erfahrung, in ihm selbst Gewordenes. Er hat, durch die Natur seiner Leiblichkeit, Todes-

graun empfangen; aber, von anders her, unzerstörbare Sicherheit des Fortdauerns seiner Ichheit. Ohne diese Aussicht wäre die Todesfurcht, wäre das Leben selbst, das entsetzlichste Geschenk, welches der Schöpfer dem Sterblichen hätte geben können.

Doch ein Fortwesen des Geistes nach der Todesstunde, in seiner reinen Selbstheit, ohne Verbindung mit dem übrigen Weltall; daher ohne Angeregtwerden von diesem zum in sich Gegensätzlichwerden, zu Vorstellungen und Gedanken; ein unänderliches, wahrnehmungsloses Hinbrüten über nichts; ein ewiges wissend Wesen ohne Gewußtes; ein freies Wollenkönnen, ohne Wahl; ein Heiligseyn ohne Heiligwirken, — das wäre zwar keine gänzliche Vernichtung, aber würde ihr gleich kommen. Es wäre der unerfüllte Geist; ein leeres Vermögen, das nichts vermag; eine Ursach ohne Wirkung; ein erinnerungsloses Schweben im Vorhandnen; und die Ewigkeit wäre kaum gleich einem Augenblick der Gegenwart. Die Vernunft stößt solche Vorstellungen, als sich Widersprechendes, ab. Wir würden wahrlich schon in der menschlichen Hülle vollkommner seyn, als es in jener Weise nach dem Tode möglich wäre.

Der allgegenwärtigen Natur urverwandt (27.), bleibt der Menschengeist, ihrem unermeßlichen Daseyn unentziehbar; im ewigen Verbande mit ihr, welchen Welten er sich einst auch zuschwingen möge. Sie umfaßt ihn in ihrer Gränzenlosigkeit. Das Ur und Höchste aller Wesen, erhaben über sie, ist ungeschieden von ihr; denn eben sie ist nur sein Wort zur Geisterwelt, ist Gotteswort.

Als Vermittler zwischen Natur und Menschengeiste steht das Seelische, durch welches sie ihn erregt, und er sie erregt (78.); durch welches sie sein Gewußtes, er das Wissen von ihr und Erfüllung seiner eignen Wesenheit (20.) wird. In ungetrennter Einheit sachlich wirkend, ist sie auch die Urseele des Alls (55.), und das All ist von dieser, möcht ich sagen, durchflossen. Und gleichwie aus der Fülle der seelischen Wirksamkeitssphäre sinnliches Gewahren und Fühlen, als Wächter und Beseliger des thierischen Lebens hervorgehn: so empfängt der Geist aus ihr, die ihm ein Gleichartiges ist (91.), seine Werkzeuge.

Die Seele, das ihm Nächste im Naturwesen, bildet gleichsam des Geistes Leib.

Das Seelische, der unsichtbare Leib unsers Geistes! — Immerhin mag das Allzubildliche des Ausdrucks etwas hart scheinen, besonders denen, welche gewöhnt sind, Seele und Geist noch für eins und dasselbe zu halten, oder mit einander zu verwechseln. Der Gedanke selber ist weder neu, noch steht er ganz ohne Rechtfertigung durch Naturbetrachtung und Thatsachen der Erfahrung.

Wir wissen aus täglichen Wahrnehmungen, daß das Seelische allein zwischen unserm Geist und der übrigen Natur der Dinge, durch Gewahrung und Gefühl das verknüpfende Mittelglied sey; daß wir, ohne dasselbe, kein Erfahren von Stoffen und Körpern, von bewegenden Kräften und von einer die Körper belebenden Macht hätten. Wir wissen, daß nicht der todte Leichnam empfindet, nicht das stoffische Gebilde des Auges sieht, des Ohres hört, sondern nur während der Beseelung; daß auch nicht das Leben selbst in den Sinnenwerkzeugen das Gewahrende und Empfindende sey, weil der Mensch im schweren Schlaf, in Betäubung, in Ohnmachten und ähnlichen Zuständen leben kann, und nichts vom Aeußern empfindet, weil sich die Seele von den Organen abgewendet hat. — Wir wissen ferner durch Erfahrungen, daß in Sterbenden sich zuerst, mit dem Geiste zugleich, das Seelische vom Körper trennt; aber in diesem, der kein Zeichen von irgend einem Empfinden, Erkennen der Dinge und Willen äußert, noch das pflanzische Leben fortwähren kann und wirklich fortwährt, selbst im Grabe *); daß erst, wenn das Leben sein Stoffgebilde gänzlich verlassen hat, die Körpertheile in Gährung und Verwesung, unter dem Spiel der freigelassenen Bewegkräfte, zerfallen.

---

*) Für die Fortdauer des Belebenden im entseelten Körper spricht auch, daß man, bei späterer Wiedereröffnung von Gräbern und Särgen, noch Haare des Hauptes und Bartes, Nägel der Finger und Zehen der Eingesargten, in ungewöhnlicher Länge fortgewachsen gefunden hat.

Ebenso bekannte Thatsachen lehren, daß die Seele, selbst im gesunden Leibe des Menschen, wie des Thiers, nicht immer auf die äußern Gränzen des Körpers beschränkt sey, sondern über sie hinaus ihren Kreis erweitert (54. 55.); daß sie durch Genuß, oder Aufnahme vom Urseelischen im All der Natur, erhöht und gestärkt werden könne *), gleichwie auch das Leben durch Zutritt von, seinem Bedürfniß entsprechenden, Stoffen und Bewegkräften, mit denen sich aus dem allverbreiteten Urleben Frisches vereint, gestärkt und gemehrt werden kann; daß die Seele in ihrer Halbentbundenheit vom Leibesleben und dessen Organen, aber noch mit dem Geiste vollkommen verknüpft, wie z. B. im Zustand mondsüchtiger Nachtwandler, im sogenannten magnetischen Hellsehen der Somnambulen, oder zuweilen in der Verzückung sibirischer Schamanen, Entferntes wahrnehmen, Vergangnes in Erinnerung zurückrufen, Bevorstehendes erahnen, selbst Gemüthsereignisse Andrer (z. B. des Magnetisirenden) wissen könne, und nicht bloß zufällig und unwillkürlich, sondern vom Geisteswillen, nach bestimmten Richtungen, geleitet (72.).

Möge man nun diese Zustände Nacht- oder Lichtseite der Wesen nennen: so erkennen wir in dergleichen bekannten, und mannigfaltig verkannten, Erscheinungen, eigenthümliche, dem Geiste untergebene Wirkensartungen der Seele, die, ihre gewöhnlichen Nervenleiter verlassend, gleichsam in ihrem eignen Element, dem Urseelischen des Alls, hinausschweifend, mit Beistand desselben wahrnimmt, was sie, gebunden an die Organe des leiblichen Lebens, nicht wahrnimmt. Und was sie, ohne Hülfe irdischer Sinnwerkzeuge, vermag: wird sie auch entkörpert vermögen, nämlich den Geist im Verband mit dem Weltall bewahren. Ich möchte, zu dem bisher Angedeuteten, noch eine bekannte Thatsache fügen. Ist die Seele, während der eben gedachten Zustände, in halber Entbundenheit vom Leben: so muß nothwendig auch das Geisteswesen dann zum Theil losgebundner vom

*) Es scheint, daß auch vom Seelischen des Magnetisirenden Uebergang in das Seelische des Magnetisirten stattfindet, indem dieser sich dadurch vorübergehend erquickt und gestärkt, jener hingegen geschwächt fühlt.

Leben seyn. Der Geist aber, abgelöster, als sonst, von Lebenseinwirkungen, ist an sich sodann freier von der Macht der Triebe und irdischen Begierden; in seinem heiligen Gesetzthum ungehemmter wesend. Daher bemerkt man an Personen, im Augenblick hellern Schlafwachens, ein edleres Seyn, voller Wahrhaftigkeit und Widerwillen gegen thierische Neigungen und Gesinnungen Andrer.

Es hat nicht an Denkern gefehlt, welchen es nicht unwahrscheinlich däuchtete, daß, wie Stoffe und bewegende Kräfte, die das Leben zu seinem Einheitsgebilde verband, nach dem Abscheiden des Lebens wieder ins Allgemeine des Stoffischen und der Bewegkräfte aufgelöst übergehn, ja die Lebensgattung selbst wieder in das Urleben zurücktritt: so auch löse sich der entkörperte Geist, und die Seele, in den Urgeist des Alls und in dessen Urseele auf. Doch abgesehn davon, daß ein solches Verschwimmen des wissenden Geisteswesens in das All des Urwesens einem Tode des Geistes gleichkömmt, und eine soche Vorstellung im schneidenden Zwiespalt mit dem Entwickelungsgesetz der ganzen Natur und dem Heiligungsgesetz des Geistes steht; abgesehen auch davon, daß damit in der göttlichen Weltordnung der Reinste und Unreinste der Geister auf gleiche Stufe gestellt, Sünde und Tugend auf Erden und immerdar gleichgeltend, die Vernunft selbst überflüssig, oder Lügnerin würde: deuten lehrend noch ganz andre Verhältnisse und Erscheinungen auf eine persönliche Fortdauer des Geistes in seelischer Hülle, nach dem Tode, hin.

---

112. Das Reich der Geister das Tiefste eines höhern Wesenreichs.

Der Menschengeist steht, schon im Irdischen, als Einzelwesen da; mit dem hellen Bewußtseyn, daß er zwar mit allen andern Menschengeistern einerlei Gesetzthum in sich trage, dennoch aber nicht der Gleiche mit allen Andern, sondern ein von allen in Stärke und Entwickelung wesenhaft verschiedenes Selbst sey. Er steht da, eingekleidet von der Natur mit dem, was sie in ihren gesammten Wirksamkeitssphären ist,

und erscheint sich daher, in seiner Eigenständlichkeit, gleichsam wie im Mittelpunkt des Weltalls. Er ist sich hell bewußt, nicht mit diesem das Gleiche zu seyn; aber sein Weltall ist nicht Natur und ihr Andersseyn, sondern das durch ihre Anregungen aus ihm hervorgerufene Reich seiner Vorstellungen, in denen er, wie Schöpfer der eignen innern Welt, weset. Er hat die Wahrnehmung, daß, unter dem Walten der Natur, in allen ihren einzelnen Schöpfungen, ein Körper durch Zutritt oder Abnahme der Stoffe vergrößert oder verkleinert, oder Bewegkräfte in denselben vermehrt und vermindert, die Macht des Lebens in ihnen erhöht oder geschwächt, selbst das Seelische wesenhaft reicher und ärmer im Thier und Menschen werden kann; aber nicht eben so seine innere, wesende Ichheit (110.).

Noch mehr, die Natur selbst, sie seine Erzieherin, weiset ihn überall auf sich zurück, als gehöre er nicht zu ihr und ihrem Reiche. Er hat ein durchaus anderes Gesetz, als sie in der Gesammtheit ihrer Wirksamkeitssphären. Denn im Hintergrund aller seiner Ideen, seines Erkennens und Wollens, bleibt sein Verlangen des Unbedingtwahren und Unbedingtheiligen, welches in ihr, der sich Unbewußten, nicht erscheint. Eben so drängt ihn auch das Schicksal von allen Seiten stets auf sich selber zurück.

Was die Natur in ihren Gesetzen fordert, erfüllt sie in aller Vollendung. So erscheint sie, auch im Wechsel der Dinge, als die Gleiche und Beharrende; auch in der Mannigfaltigkeit jedes ihrer besondern Gebilde, als ewige Einheit; auch im Endlichen als Unendlichkeit. Aber nicht also der Geist. Er ringt nach dem Unbedingtwahren, ohne es erringen zu können; will das Unbedingtheilige und Gerechte, und kann es nicht erstreben. Es liegt noch eine ungeheure Kluft zwischen seinem Wesensgesetz und der Erfüllung desselben! — Und eben diese Kluft deutet nicht nur auf sein Fortdauern; denn er macht keine Ausnahme in der Ordnung des göttlichen Alls von allem andern Wesenden; sie deutet nicht nur auf seine wesentliche Verschiedenheit von der Natur; sondern auch auf seine Ungleichheit oder Verschiedenheit mit andern geistigen Einzelwesen. Er ist sich bewußt, daß die Tugenden andrer Menschen nicht auch zugleich seine Tugenden, und die Sünden aller

Sterblichen nicht zugleich seine Sünden sind. Jeder ist sich urbewußt, was er in sich errungen habe, das habe er seiner Selbstheit, nicht der Gesammtheit aller Geister errungen.

Es besteht offenbar ein andres Walten des, was im Reich der Natur und des, was im Reich der Geister herrscht. Zwischen Beiden ist die unverkennbare Scheidelinie gezogen, jenseits welcher dort das Gesetz der freien Selbstbestimmung gilt. Das göttliche Wesen-All wird sich in beiden gewissermaßen von neuem gegensätzlich; ein Andres, und Verwandtes; und das Seelische bildet den in einander verschwimmenden Uebergang beider Reiche. — Jenseits der großen Scheidelinie erkennen wir überall die Heimkehr der erschienenen einzelnen Wesenartungen in ihren Urquell; der Körper in ihren Urstoff, der bewegenden Kräfte in ihre Urkraft, der Einzelleben in das Urbelebende. Hinwieder diesseits der Scheidelinie, oder im Geisterthum, sind sich die Einzelwesen, als solche, ihrer beharrlichen Selbstheit urbewußt. In diesem Bewußtseyn des unvernichtbaren Geisteseinzelnen athmen alle Völker, alle Religionen und Philosopheme. Ein höheres, göttlicheres Wesenreich, als die Natur, ist, im Gegensatz zu ihrem Reich, in ewige Einzelwesen auseinandergetreten.

Wohl schauen wir in den Abgrund der Natur mit Erstaunen und Entzücken nieder, und von Jahrtausend zu Jahrtausend hellern Auges. Es erhebt uns im Wahrnehmen unsrer Geisteswürde ein seligkeitsreiches Gefühl. Aber wir erkennen zugleich, daß wir im unendlichen All der Vorhandenheit keineswegs die Höchsten der Wesen sind. Denn was über uns noch im unendlichen Gottesall wohnen und walten mag, dafür fehlt das Auge. Wir haben nur aus jenen Höhen ein Gesetz empfangen, welches uns dort Erhabneres ahnen läßt; ein Gesetz, welches in seiner Unbedingtheit, für den Augenblick unsers Erdenwallens, zu umfassend und unerfüllbar ist. Hienieden der Natur zu eng verbunden, in ihre Wesenheiten thierisch eingekleidet; mit dieser Thiernatur sogar ihrem starren Gesetzthum zum Theil untergeordnet, wählend und schwankend zwischen ihm und dem eignen höhern, stehn wir ohne Zweifel doch nur auf der tiefsten Stufe der höhern Wesenregion. Gleich den Thieren, über welchen wir erhaben sind,

die nicht himmelwärts, nur erdwärts ſchaun können, und denen nichts von Gabenfülle und Majeſtät des Menſchengeiſtes ahnet: ſo der Menſchengeiſt, wenn er den kühnen Blick zu dem emporwendet, was über ihm und über der Natur, auf höhern Stufen der Weſenheit wandelt. Auch wir ſehn nur geſenkten Hauptes, unter uns, in die verdämmernden Tiefen des Alls, aber forſchen vergebens nach dem da droben.

---

113. Ahnungen der Geiſteszukunft.

Es keimen die Ahnungen vom Jenſeits aus dem Innern des Geiſtes hervor, der ſich bewußt wird, daß all ſein Wiſſen beſchränkt, daß ſeine höchſte Weisheit ein Nichts wird vor der Weisheit, welche ihm aus den Wundern des Weltgebäu's und der Verhängniſſe entgegenſtrahlt; daß zwiſchen ihm und dem Urheber des erſcheinenden All's ein unendlicher, ein größerer Zwiſchenraum ſeyn müſſe, als zwiſchen dem kleinſten Gas-Atom und dem eignen geheimnißvollen Ich; daß eine weite Aufſtufung der Weſen, wie in der Natur zum Geiſte, noch von ihm zu Gott vorhanden ſeyn müſſe. Der Ruf dieſer Ahnungen hallt uns aus ſämmtlichen Jahrtauſenden und Religionen auch der nur halberwachten Völker entgegen; wie vom Ganges und Nil der menſchlichen Urzeiten, ſo heut noch aus Wildniſſen an den Quellen des großen Marauon. So kindlich auch dieſe Religionen vom „Leben nach dem Tode", von „Engeln und Teufeln", vom „dritten, vierten und ſiebenten Himmel" ſtammeln: in dieſem Stammeln verkündet ſich eine unwillkürlich im Menſchengeiſt gewordne Offenbarung. Der Zweifler, inmitten ſeiner troſtloſeſten Verdüſterung, kann ſich ihrer nicht ganz erwehren; und der leichtfertigſte Wüſtling vernimmt von Zeit zu Zeit ungern ihre Stimme, inmitten ſeines Sinnenrauſches.

Und wenn auch der einſichtreichere Menſch jene bildlichen Vorſtellungen belächelt, tritt doch die Ahnung, welche ſich in ihnen von einem ſtufenweiſen Uebergang der Weſen zum Vollkommnern ausſpricht, aus der Kunde der Naturgeſetze, der Geiſtesgeſetze, aus den eignen Folgerungen und Schlüſſen vom Gekannten auf Ungekanntes entgegen, wo das

Gleichartige und Ebenmäßige im Gang der Naturerscheinungen und Geisteserscheinungen überall herrscht und selten irre leitet. Nirgends Stillstand im weiten Reich des Wesenden und Seyenden, überall Bewegung und Fortschreiten; nirgends Zusammenhangslosigkeit und Sprung; überall Uebergehn vom Verwandten zum Verwandten und Gleichartigen. Wir erblicken diese Uebergänge in den Schöpfungen der Natur, zum Herrlicherwerden ihres Selbstes, in den ehrwürdigen Denkmalen ihres frühern Wirkens und Seyns, welche sie in den Abgründen unsers Weltkörpers, wie weissagende Bilderschrift hinterlassen hat (47. 108.). Wir erfahren das allmälige Aufsteigen des Geistes zu freierm edlerm Seyn, in der Entwickelungsgeschichte jedes Einzelnen, von der ersten Stunde des Säuglings durch Knaben- und Jünglingsalter, bis zu den Tagen des gereiften Mannes und Greises; wir nehmen es wahr im Lebenslauf der gesammten Menschheit, wie sie seit ihrem Beginnen auf Erden, allmälig aus dem Schlamm thierischer Urwildheit hervorsteigt und zur Selbstverklärung fortrückt (75.), so sehr sich auch Barbarei, und was sich in ihr gefällt, dagegen sträuben mag. — Wie? und dies allgemeine Gesetz im göttlichen All sollte, bei Tod und Auflösung des Menschenleibes, aufgelöst werden in seiner Gültigkeit und Allherrschaft, während jedes Atom des verweseten Körpers, Belebendes und Beseelendes, gleich dem aus seiner Lebenshülle entlassenen Geiste, ewig fortweset?

Die Ahnung vom stufenweisen Aufgang der Geister zu einem heiligern und vollendetern Daseyn ist wohl mehr, als leeres Vermuthen, als schmeichelnde Einbildung. Und wenn uns aus dem Nachthimmel die Millionen selbstleuchtender oder beleuchteter Weltkörper anglänzen: sind ihre Strahlen nicht Zeugen, die uns von göttlicher Herrlichkeit im Ewigen predigen? Unser Erdball ist ein Wohnplatz von Menschengeistern, aber er ist, wenn auch nicht der kleinste, doch beiweitem nicht der größte aller Planeten, die sich, in ungeheuern Entfernungen von einander, mit ihm in weiten Kreisen um die Sonne bewegen. Die Masse des Sonnenkörpers aber ist bekanntlich größer, als sämmtliche Massen der sie begleitenden Planeten und deren Monde. Dennoch ist auch noch die Sonne einer der kleinern unter den zahllosen Fixsternen; denn immer wahrscheinlicher wird, aus ihrer eignen Bewegung durch

die Himmel, daß sie bloß Begleiterin einer größern Centralsonne sei, die im Mittelpunkt ihrer Bahn strahlt. Wer wagt es, bei diesem Gedanken zu glauben, daß alle jene Milliarden von Haupt- und Neben-Weltkörpern öde stehn und unbewohnt von Wesen andrer, und höherer oder niedrerer Art, als wir selbst sind? daß nur unser kleiner Erdball, auf welchem die Sterblichen milbenartig umherwimmeln, das beste und reichste Kleinod des uferlosen Weltenreiches sey? Wer wagt, unter so erhabnen Erinnerungen, am Daseyn einer ununterbrochnen Wesenkette zu zweifeln, in welcher Alles emporstrebt, in fortgehender Verherrlichung zum Allerhöchsten und Allerherrlichsten!

VIII.

Gott.

Gott.

114. Der Gottgedanke.

Wohin im Ewigen der Weg der Geister, und welchen neuen Verhältnissen und Zuständen er entgegen führt, das liegt dem Spähen des Verstandes im tiefsten Dunkel. Auch ists' schlechthin Unmöglichkeit, Vorstellung von dem zu bilden, was und wie der Geist auf höherer Vollendungsstufe seyn möge, ohne schon auf solcher Stufe zu stehn. So ist's auch unmöglich und vergebens, dem Blindgebornen Vorstellungen vom Eigenthümlichen des Seyns, vom Zauber des Lichts, von Pracht der Farben, Formen, Nähen und Fernen beizubringen. Er versteht uns erst, wenn er selber sehend wird. So bleibt dem vollkommensten aller Thiere die Klarheit und Macht des menschlichen Geistes, mit der er sich zum Bändiger der furchtbarsten Geschöpfe macht, die Elemente zügelt, den Lauf der Welten durch die Himmelsräume berechnet, und das erkennt, was allen Sinnen verborgen ist, ein verschlossenes Geheimniß. Das Thier müßte Mensch werden, um dessen höheres Wesenthum zu begreifen. Und würde jenseits uns im Seelischen, auch nur ein einziger neuer Sinn aufgethan: so wäre darin eine Weltverwandlung. Und entfaltete sich im Geiste ein Vermögen, weit über alle Vernunft empor, das göttliche All strahlte in anderm Glanz.

Im ersten Augenblick des Nachdenkens mag uns seltsam dünken, daß, während wir im engen Horizont unsers Wissens, von aller Kunde höherer Zustände und Wesenordnungen über uns abgeschieden sind, wir dennoch vom Allerhöchsten der Wesen ein Wissen in uns tragen.

Sollten wir denn dem allwaltenden Ur alles Daseyns näher stehn, als den uns nächstverwandten Wesen in der über uns emporgehenden Geisterkette? — Allerdings! Wir stehn ihm näher, weil er uns am nächsten steht; er, der in uns, um uns, in allen höhern Wesenreichen, wie in denen der Natur unter uns, allgegenwärtig waltet und weset; Alles in ihm, er in Allem, ohne ihn nichts da ist. Und eben der Gottgedanke ist die Urkunde, welche verkündet, der Menschengeist gehöre einer weit über die Sinnenwelt erhabnen Wesenreihe an. Diese Kunde ward uns nicht durch menschliche Erfindung zu Theil, sondern weil sie im Geiste durch Selbstoffenbarung des Allgegenwärtigen *), als Urgewißheit (6.), hervor quillt; und durch Selbstoffenbarung des in sämmtlichen Reichen der Natur allgegenwärtig Waltenden **). Wir sagen wohl, die Natur sey unsre Lehrerin; aber Gott ist's, der sich in ihr uns lehrt. Darum ist diese Offenbarung ein dem Geiste unentwendbares, nothwendiges, unwillkürliches Wissen; der Schlüssel des Weltgeheimnisses. Ohne dem wäre unser eignes Daseyn ein ewig unauflösliches Räthsel.

Im bildungsreichsten, wie im bildungsdürftigsten Volke entsteht der Gottgedanke aus dem Geiste. Er beginnt, als Ahnung; wird zum Glauben; erweitert sich zu hellerer Erkenntniß; verklärt sich in Gewißheit. Er ist keine nachgebetete Ueberlieferung der Familien, Horden, Nationen gesammter Zeiten. Welttheile und Inseln, die gegenseitig ohne Kunde von einander waren und sind, hatten und haben Kunde vom Göttlichen.

Das erste Erwachen des Gottgedankens in den menschlichen Geschöpfen der Vorwelt, das erste Aufleuchten desselben in den Vorstellungen noch lebender Wildenhorden, begann und beginnt zugleich mit dem Hellerwerden ihres eignen Selbstbewußtseyns. Unmündige Kinder, denen jene in ihrer Erfahrungslosigkeit ähnlich sind, werden lange auf dem mütterlichen Arm umhergetragen, bevor sie ihr Ich von An-

*) Röm. 1, 19.
**) Röm. 1, 20.

dern, sich von der Welt, dann die Welt, von dem unterscheiden, was sie nicht sehn und doch Ursach der Veränderungen ist, die sie anstaunen. So werden auch die unmündigen Völker vom Mutterarm der Natur getragen, und von ihr, nach Maßgabe der vorhandnen Erfahrungen und Vorbegriffe, unterrichtet. Im Anstaunen der Naturerscheinungen und der darin regen Mächte, ahnet ihnen ein Gewaltigeres, Unsichtbares darin. Diese Ahnung ist der Gottgedanke, wie trübe er auch noch in ihnen leuchte. Unwissend, von wannen die Vorstellung von Gott oder Göttern gekommen, die sich ihnen doch nirgends zeigen, halten sie, in frommer Verehrung, ihre Altvordern, selbst für edlere Naturen, und daß der Gott, oder die Gottheiten, mit denselben persönlich Umgang gepflogen haben, um sich zu offenbaren.

Man verachte die Verehrer der Fetischen, oder furchtbarer, oder wohlthätiger Thiere nicht; nicht Anbeter der Gestirne, der Quellen und Bäume; nicht das Heidenthum, wenn es guten und bösen Geistern und Gottheiten Opfer darbringt; oder seine Götter in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Leidenschaften und Begierden bekleidet. Es ist dies ein erstes Lallen der Religion im Munde der Unmündigen, wie wir es auch sogar noch in civilisirten Staaten unter denen oft vernehmen, welche sich mit dem Namen der Christen schmücken. Es ist das erste Sehnen und Suchen nach dem Draußen, was im Innern des Geistes waltet, und mit dessen Wesen Eins ist.

Mit erweitertem Gebiet der Kenntnisse strahlt das Gotteslicht der innern Offenbarung heller darüber. Die Götzenbilder fallen. Die Natur selbst wendet die Menschenkinder von der Anbetung ihrer ab. Sie selber lehrt, daß sie nicht das Höchste und Einzige sey. Sie nennt uns eine Macht und Weisheit, welche nicht die ihrige ist, und welche der Menschengeist nicht durch die Formen seines Denkens in sie hineingelegt hat, die er aber, im Bewußtseyn eigner Ohnmacht, anerkennt und anstaunt. Jeder neue Blick in die endlosen Fernen des mit Welten bevölkerten Alls, und in die bodenlosen Tiefen der Natur, ihres Wesens und Wirkens, bringt ihm das Gefühl seines eignen niedrigen Standes. Aus ihren wunderbaren Abgründen steigt Weissagung; und

der Geist wird in sich Gottes voll; er weiß sich in ihm, ihn in sich; sich „göttlichen Geschlechts *)."

---

115. Urgewißheit von Gott.

Wenn sich der Geist, im Zustande der Halbentwickelung, nicht mit dem Glauben an ein Daseyn Gottes genügen läßt; sondern Gewißheit (13.) fordert, und Zweifel erwachsen: so entspringen diese nicht, weil die mittelbare oder unmittelbare Offenbarung in seinem Innern stumm geworden wäre (auch inmitten der Zweifel glaubt er noch unwillkürlich), sondern weil der Verstand (8.) beim Forschen falsche Pfade wählte. Dann fordert er wohl, mit kindischer Befangenheit, sichtbare Wunder und Zeichen. Dem armen Sterblichen kömmt nicht zu Sinne, daß er jeden Augenblick durch ein Labyrinth von Wundern wallt; daß diese im Grashalm und im Staube zu seinen Füßen liegen, und aus den Himmeln von jedem Stern herabsinken; daß jeder seiner Athemzüge Wunder sey. Oder er fordert sogar zu seiner Ueberzeugung persönliches, sichtbares Erscheinen Gottes unter den Menschenkindern. Er begehrt in kindischer Einfalt die Endlichwerdung des Unendlichen; die Begränzung der Allgegenwart.

Diesen Kinderwünschen fast ähnlich sind die einseitigen, wenn auch scharfsinnigen, Versuche vieler Schulweisen und doch oft Unweisen, welche, bei der in ihrem Geiste unaustilgbaren Urgewißheit von Gott, sich mit dieser nicht begnügen, sondern die Wesenheit der Gottheit und deren Beschaffenheit ergründen und begreifen wollten. Sie verwechselten die Wirkungen mit der Ursach; oder bedachten nicht, daß das Wesende gewußt und gekannt, und dennoch schlechthin an sich unbegreifbar seyn müsse (19.), weil es an sich ohne Mannigfaltiges in seiner Einheit beharrt, und das Mannigfaltige nur in seinen Erscheinungen oder Aeußerungen besteht, vermittelst deren es auf uns einwirkt, gleichwie der Menschengeist nur in seinem Gedanklichen ein

---

*) Ap. Gesch. 17, 28.

Mannigfaltiges wird, und nur vermittelst seiner Gedanken auf die Natur oder auf Menschengeister erregend zurückwirkt. Daher gingen die Weltweisen des Alterthums, und selbst der spätern Zeiten, in den verschiedensten Richtungen irre aus einander, und suchten das Unfindbare; oder erfanden, was sie nicht fanden.

So hielten die Einen den sinnlich gewahrbaren, oder auch wohl eine feinere, dem Schaun der Sinne entrückte Materie, weil sie das überall Verbreitete ist, für Urquell alles Daseyenden; das Bewirkte für das Allwirkende; das Bedingte für das Allbedingende; hinwieder die wunderbare Macht des Belebenden, die Gefühle der Freude und des Schmerzes, die erhabensten Ideen des Geistes, die weisen Ordnungen des ganzen Weltgebäu's, Heiliges und Unheiliges, für Wirkungen und Eigenschaften der Materie, je nach deren verschiedner Zusammensetzung. So ward die stoffische Welt ihr Gott, oder auch der blinde Zufall, welcher, nach vieltausendjährigen Bewegungen und Mischungen der Stoffe, diese unabsichtlich in solche Verbindung gerathen ließ, daß sie darin auf immer beharrten. — Diese kindlich-rohe Vorstellung von einer Gott-Welt (des Materialismus) sagte tiefern Denkern nicht zu. Sie unterschieden das in den endlichen Dingen der Welt von dem sie aus sich Bewirkenden; die Erscheinungen vom dahinter waltenden Wesen; die Welt, von der sie gebärenden Natur. Sie erhoben diese sich Unbewußte zur Schöpferin des wissenden Geistes; die starre Nothwendigkeit zur Ursach der Geistesfreiheit; zur Geberin eines Gesetzes, welches mit ihrem Wirken nichts gemein hat, und unter ihren gesammten Erscheinungen unerfüllbar steht. Sie machten die Natur zum Gott, der erst im Geiste ein Gewußtes werden kann, und doch nur ein mangelhaft Erkanntes; der sich in seinen Erscheinungen mit unendlicher Weisheit äußert, ohne davon zu wissen und ohne vom Menschengeist ergründet zu werden; zu einem Gott, der zugleich Vollkommenheit und Unvollkommenheit ist. — Diese Lehre (des Naturalismus), wie viel des sich Widerstreitenden sie auch darbieten möge, ist, wie schon gesagt, höchste Erkenntnißstufe eines selbstdenkenden Heidenthums. Um die Widersprüche solcher Ansicht aufzulösen, ist es nur noch ein Schritt zum Glauben an einen einzigen, über Welt, Natur und Geisterthum erhabnen, allwaltenden Gott (zum Deismus).

Ohne die in der Wesensnothwendigkeit unsers Geistes schon, vor allem Denken, vorhandene Urgewißheit eines Urwesens, der auch die ganze Natur entspricht, würde das Menschengeschlecht nie einen Gott im Weltall gesucht haben. Das Urgewisse (6.) aber versteht sich von selbst; kann nicht gedanklich bewiesen werden; bedarf keines Beweises, als sich selbst, und ist die Grundlage, auf welcher der Verstand erst alle andern Beweise baut. Wir kennen Gott aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), und erkennen ihn aus mittelbarer Erfahrung, durch Natur und Schicksal.

Daher sind die Bestrebungen Derer vergeblich gewesen, welche das Daseyn Gottes reingedanklich aus einem Hauptgrundsatze, durch Schlüsse und Folgerungen darthun wollten. Denn ihr Hauptgrund, von dem sie ausgingen, war selber nur vom Geist Bewirktes, Gedankliches. Sie bewiesen nicht ein wesendes Daseyn, sondern nur Uebereinstimmung ihres Gedankenspiels mit sich selbst und die formenhafte Richtigkeit desselben.

Andre, die zur vollendeten Gewißheit vom göttlichen Daseyn ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen der Erkenntniß und sinnlichen Erfahrung des Gegenstandes forderten, gelangten zu demselben Ergebniß, wie jene. Weil sie den Gegenstand, dessen Vorhandenheit sie zu beweisen trachteten, nicht ur-sachlich wesend, und auch nicht sinnlich gewahrbar schauen konnten, verblieben sie im Spielraum ihrer Gedanklichkeit; fanden sie keine Brücke von dieser zur wesenden Wirklichkeit außer sich (vom Ideellen und Reellen), und erreichten somit nichts Anders, als Anerkennung einer unabweisbaren Nothwendigkeit, das Daseyn Gottes inner ihrem eignen Gedankenthum für wahr zu halten, wenn auch nicht die wirkliche, wesenhafte Vorhandenheit. Dieser Vernunftglaube ward ein bloßer, unentbehrlicher Nothbehelf ihres Geistes, um in ihm den Zwiespalt des Heiligkeitsgesetzes und dessen Forderungen mit der ungenügenden Erfüllbarkeit derselben im Endlichen, zwischen der Sehnsucht nach Vollkommenheit und dem Unvollkommenen in dieser Welt, zu schlichten. Jene Denker endeten, womit sie hätten beginnen können! Denn die Nothwendigkeit des Gottglaubens war kein Ergebniß ihrer Schlußfolgerungen, sondern diese

waren aus jener entsprungen, und konnten nichts bezeugen, als das Vorhandenseyn ihrer Urquelle (der Urgewißheit) im Wesen des Geistes; die unmittelbare Erfahrung (12.) in sich von Gott; die Selbstoffenbarung Gottes *) im Geist. Und was würde auch mit jenem Vernunftglauben, oder Selbsttrost der Vernunft, gewonnen, ohne Wissen der Wirklichkeit des Ur's aller Wesen? Es wäre damit wohl ein Schlußstein des gesammten Gedankenwerks gefunden; doch wie mag dies Beruhigung gewähren, wenn dennoch in dem Draußen der Schlußstein des gesammten Wesenthums zweifelhaft bliebe?

Es kann aber in der Welt der Gedanken nichts vorhanden seyn, was sich in ihr nicht entweder aus der urgewissen Wesenheit des Geistes, oder durch Erregung vom außer ihm Wesenden, als Vorstellung abspiegelt (8.). Was irgend die edelste oder wildeste Imagination Bewundernswerthes, oder Unnatürliches, zusammengestalten mag: es ist immerdar aus Einzelheiten dessen in einander gefügt, was schon im Gedächtniß aufbehalten lag. So gewinnen wir anderseits Kunde vom Göttlichen, weit über die Natur und ihre Erscheinungen, selbst über den Geist und ihre Vorstellungen hinaus. Wie könnten wir den Gedanken des Unendlichen, des Ewigwahren, des Heiligen, in uns hervorbringen, wir, denen in der Welt nur Endlichkeit, Sündhaftigkeit und Täuschung begegnet, wenn das in ihr und von ihr Nie-Erfahrene nicht unmittelbar aus der Urheit und wesenhaften Wirklichkeit unsers Geistes erscheinend würde? Der unwissende Wilde mag durch Furcht oder Bewunderung inmitten der Naturwirkungen zur Ahnung höherer Mächte, der entfaltetere Geist des Denkers durch das Wunderreich der Außendinge zur hellern Erkenntniß des Göttlichen geführt worden seyn. Aber die Menschheit konnte nicht finden, was nicht schon, vor aller Furcht und Bewunderung, und nicht schon vor allen Gedanken in ihrem Geisteswesen, vorhanden war. Man findet nicht das Nichtvorhandene, und weiß nicht das Nichtgekannte.

---

*) Röm. 1, 19. 20.

116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens.

Gott hat sich unmittelbar in der Wesenheit unsers Geistes offenbart, er das All, und Eins in Allem. Kein Sterblicher hat Gott den Sterblichen offenbart; Keiner ihnen das Gesetz der Heiligkeit vom Himmel gebracht. Von den Urhebern der frühesten und der jüngsten Religionen wurde das Wissen vom Göttlichen in der Welt vorausgesetzt. Lehrer und Gesetzgeber des Alterthums reinigten nur die rohen Vorstellungen ihres Volks von jenen Unvollkommenheiten, die ein Erbe aus noch kenntnißärmern Zeiten waren. Sie läuterten die Begriffe vom Gerechten und Guten. Sie befestigten, für allzusinnliche Zeitgenossen, die Ideen vom Uebersinnlichen vorsichtig im Boden der Sinnlichkeit. Sie kleideten darum das Unsichtbare, in Sichtbares, ein; hüllten es in die Pracht feierlicher Gottesdienste; unterstützten das Ganze mit Hoffnungen, Wundern und Schrecken. Nicht für das, was, in jeder sich klar gewordenen Vernunft, eine selbstgewordene, unerlernte Gewißheit ist, forderten sie Glauben, sondern für das Erlernte, und für höhere Einsicht und Würde des Lehrenden; gleich wie man auch von Kindern, die zur Selbstprüfung nicht gereift sind, nothwendig Glauben an der Aeltern höhere Einsicht und Würde fordert. So darf uns nicht befremden, daß Nationen im Stande unentwickelter Kindheit des Geistes, wenn auch ihr Verstand für irdische Verhältnisse und Bedürfnisse sehr ausgebildet seyn mochte, dennoch das Ueberirdische reinsinnlich, und ihre Götter, in menschlicher Gestalt, dachten. Es darf uns nicht befremden, wenn sie Jehova, Brama, Buddha, Zerwan, Allah, oder mit welchem Namen sonst die tausend Sprachen der Menschenkinder das Wesen alles Wesenden bezeichnen mögen, wie mit allen Tugenden, so mit Thorheiten, Schwächen und Leidenschaften der Sterblichen begabten, bis dem reifern Verstande diese Gebilde selbst lächerlich wurden, oder doch nicht das Höchste zu seyn schienen. Ueber ihren Göttern sahn Rom und Griechenland noch Höheres walten, — ein Fatum, dem die Götter selbst untergeordnet waren.

Nicht daß ein höheres Wesen über der Welt walte, sondern was,

und wie beſchaffen dies Weſen ſey, hat von jeher die Gedanken der Menſchheit beſchäftigt; und beſchäftigt heut noch die Schulen der Theologen und Philoſophen vieler Länder. Vergebliches Bemühn! Selbſt der Menſchengeiſt erkennt nicht die Beſchaffenheit ſeines eignen Weſens, ſondern nur das Vorhandenſeyn deſſelben durch Kenntniß (4.) ſeiner Aeußerungen. Ueber Beſchaffenheit des Gottesweſens vernünfteln wollen, iſt eitles Trachten. Wie mögen wir es ergründen, die wir uns in unſrer eignen Urheitlichkeit nicht ergründen können? Wir, die ſelbſt in der Reihe der Weſen noch ſo tief ſtehn!

Wohl ſpricht man von den Eigenſchaften unſers Geiſtes; eben ſo von Eigenſchaften der Seele, des Lebens, der Materie, der bewegenden Kräfte des Lichts, der Wärme, Elektrizität u. ſ. w. Dieſe belehren uns aber nicht von der Inſichbeſchaffenheit des Weſenden, ſondern nur von deſſen Wirkungen, oder ſeinem Andersſeyn für uns; und da wir, in den Erſcheinungen aus dem Weſen, Abſpiegelungen deſſelben erkennen, bilden wir, durch Uebertragung, daraus Eigenſchaften, d. i. beſondere Wirkſamkeitsweiſen des uns, an ſich unbekannten, Weſenden. So ſpricht man auch von den Eigenſchaften Gottes, deſſen Wirken wir, in der Natur, im Schickſal und im eignen Geiſte wahrnehmen. Aber wie wenig kennen wir von der Natur, die doch nur der tiefſte Saum vom Gewande des Allerhöchſten iſt! Wie wenig von ihrem Walten und Wirken auf tauſend fernen Weltkörpern, wo es ein ganz anderes, als auf dem von uns bewohnten kleinen Nebenſtern einer Sonne iſt!

Doch wie gering auch unſer Wiſſen noch iſt, ja, wie ſehr wir uns auch noch irren können, indem wir das Vollendete in Natur und Geiſt zum Maßſtabe von Gottes unendlicher Vollkommenheit machen, und was wir in jenen bewundern, als Zeugniſſe ſeiner Eigenſchaften nehmen: können wir denn anders, als nach dem Abglanz ſeiner Herrlichkeit uns, auf menſchlich-kindliche Weiſe, ein Bild vom ewigen Allvater entwerfen? Nicht die Urgewißheit von ſeinem Daſeyn, ſondern die Vorſtellung ſeines Weſens, iſt ein Vernunftglaube, deſſen Nothwendigkeit gebieteriſch aus dem Geſetzthum unſrer Erkenntniß und aus der Stellung unſers Geiſtes im All der Weſen hervortritt.

So bietet die unbegränzte Natur, sie die allgegenwärtige Sachlichkeit dessen, was den Sinnen gewahrbar ist, die Idee der Allgegenwart Gottes; sie, in allen belebten und unbelebten Gebilden ihre unendliche Einheit ausprägend, bietet uns die Vorstellung vom lebendigen und all-einigen Gott. Unser Anstaunen ihrer unwiderstehlichen Macht, ihrer Geheimnisse und Wunder lehrt uns von seiner Allmacht, seiner Allweisheit. Ihr Beseelendes und Beseligendes spricht uns von seiner Allseligkeit. — Eben so nehmen wir aus der Herrlichkeit unsers Geistes das, wovon keine sinnliche Erfahrung Kunde gibt, und was in denselben aus Gott hereinstrahlt, die Ideen des Unendlichen, Wahren und Heiligen, und eignen es ihm wieder zu. Darum nennen wir ihn das Unbedingte (Absolute), in welchem alle Artungen des Wesens und Seyns bedingt sind; darum ihn den Schöpfer; das Weltall seine Schöpfung; ihn, den Ewigen, über Räume und Zeiten Erhabnen, den Allgütigen, den Allerheiligsten.

Wenn der kenntnißdürftige, mehr nachglaubende, als selbstdenkende Großtheil der Sterblichen sich seine Gottheit noch zu menschenartig vorbildet; sie sogar des Zorns oder der Rache, fähig hält; und den Widerspruch in einer Vorstellung nicht wahrnimmt, nach welcher Gottes Allbarmherzigkeit mit ewiger Strafe und Höllenqual des Sünders vereinbar seyn soll: nein, lächeln wir nicht darüber, stolz auf unser vermeyntes Besserwissen. Auch die Weisesten unter den Weisen bilden sich die Gottheit noch zu menschenartig vor, und bemerken nicht Widersprüche, welche entspringen, indem sie in Gott Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, aber ins Unendliche ausgedehnte, vereinigen. Sie sprechen auch wohl von einem „Willen Gottes", als könnte im Allerheiligsten noch, wie im Menschen, ein So- oder Anders-Beschließen, ein Wählen zwischen Bessern und Schlechtern stattfinden; oder von ihm, dem „höchsten Vernunftwesen" und dessen „Gedanken", als wenn das Ur des Alls nicht ein Anderes, weit über alle Vernunft erhabnes Wissen seyn möge; oder sie schaffen Gott zu einem ewig in Natur, Welt und Geistern, in starrer Nothwendigkeit waltenden, sich selber dunkeln, Fatum oder Schicksal; Andre, wieder anders. — Kein Wort mehr über jene Vorstellungsweisen von Beschaffenheit des göttlichen Wesens. Ich könnte Mandeville's Fabel von Bienen

wiederholen, welche noch keinen Menschen gesehn hatten, und, um sich seine Erhabenheit vorzustellen, ihm ihre Formen und Eigenschaften, aber ins Endlose vergrößert, beilegten, woraus freilich noch immer kein Mensch, sondern nur eine ungeheure Biene ward; oder könnte wohl mit Paulus, dem Apostel sagen: Sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild verwandelt, gleich dem vergänglichen Menschen*);" und „da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Thoren geworden."

Unter allen Lehrern der Menschheit, von Anbeginn derselben bis heut kenn' ich nur Einen, der, menschlicher Weise, von göttlichen Dingen und dem Verhältniß der Geister zum Allerhöchsten, am würdigsten gelehrt hat. Es ist der, welcher die Selbstoffenbarung der Gottheit in uns, durch seines Geistes Licht, von den Nebeln der Irrthümer reinigte, wie Keiner vor ihm und nach ihm. Es ist Jesus Christus!

---

117. Christus.

Es sey mir erlaubt, von ihm zu reden, wenn auch nicht ganz auf die unter Schriftgelehrten der vielerlei Kirchen und Glaubenssekten üblichen Weise. In Aufschließung meines innersten Seyns, darf ich die eigne Ansicht der außerordentlichsten Erscheinung nicht verschweigen, welche, seit dem geschichtlichen Wissen der Menschheit, je im Geisterreich hervorgegangen ist. Nicht von seiner Person will ich reden; sondern von seiner Lehre. Er selber sprach über seine Persönlichkeit wenig; und dann nur auf bildliche Weise, um sein Erscheinen, und den Zweck desselben, mit den bisherigen Ansichten des jüdischen Volks jener Tage, und mit den schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen seit Moses, in Einklang zu bringen, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen**). Mehr, als er selber, sprachen seine Jünger und die Erzähler seines Lebens (die Evangelisten), von seiner

---

*) Röm. 1, 23.

**) Matth. 5, 17.

Person; Alle mehr oder weniger verschieden, je nachdem sie seine Aeußerungen aufgefaßt, oder dem Ideenkreise derer, für die sie schrieben, angemessen gemacht hatten; Alle mit dem Zweck, durch Schilderung der Würde und Herrlichkeit des von Gott in die Welt Gesandten, seinem Worte Glauben zu erwerben. Mehr, als die Jünger, wußten die spätern Verkünder des Evangeliums, die Ausleger der Worte der Apostel, über die Persönlichkeit Christi, über die verschiednen Naturen in derselben, sogar über Naturen und Personen in Gott selbst, zu sagen. Das Christenthum Christi selbst ward, in den Streitfragen über Christi Person, nur zu oft Nebensache; hinwieder ein menschliches Christenthum, aus Dogmen und Symbolen vieler Kirchen und Sekten hervorgebildet, Hauptsache. Wäre dieses aber die Hauptsache gewesen: so würde dem, der Jesum gesandt hatte, wahrlich es ein Leichtes gewesen seyn, alle Irrthümer, abweichende Auslegungen und Zweifel der Nachwelt unmöglich zu machen.

Abgesehn von Allem, was das Priesterthum verflossener Zeiten und gegenwärtiger, über die in Sagen- und Bildersprache des Orients gehüllte Geschichte der Person Jesu mündlich und schriftlich gelehrt und geträumt haben; abgesehn von Allem, worüber Weise und Unweise, welche sich seit dem ersten bis zum neunzehnten Jahrundert jemals mit Christi Namen schmückten, in mancherlei Behauptungen und Widerlegungen, in gegenseitigen Verketzerungen und Verfolgungen, christuswidrig, auseinander gefallen sind: bleibt immer, selbst für Juden und Heiden, selbst für den philosophischen Zweifler Eins noch, des höchsten Erstaunens würdig. Ich würde dies Eine, wiewohl es vor Augen liegt, unbegreiflich nennen, falls ich darin nicht „den Finger Gottes" sähe, das heißt, ein wunderweises Lenken und Ordnen des Schicksals im Geisterthum, wie ich es schon im Weben und Wirken der Natur erkenne. Wenn Zeichen und Wunder, vor Alters, unter wundersüchtigen und wundergläubigen Barbaren verrichtet, den spätern Jahrtausenden nicht mehr, als Urkunden einer göttlichen Sendung, genügen können: so werden Wunder andrer Art, die wir erst in unsrer Zeit verstehen und die nicht geringer sind, als die, welche wir in Schöpfungen der Natur anstaunen, voll unerschütterlicher Gültigkeit und Kraft verbleiben müssen.

Es haben Sokrates, Plato, Zeno, alle erleuchtete, tugendhafte Weisen, die wir noch immer mit Ehrfurcht nennen, gelebt und gelehrt, bevor Christus kam. Wir kennen ihre Ideen, und bewunderungswürdigen Vernunftträume von göttlichen Dingen. Sie waren Glanzpunkte im Geisterreich ihrer Zeitalter. Sie sind es nicht mehr für das heutige, in welchem wir, von höhern Standpunkten der Wissenschaft und Naturkenntniß, ihre Fehlschlüsse und Irrthümer nachweisen. Wer weiset heut aber, in der Lehre Christi von göttlichen Dingen, Irrthümer und Fehlschlüsse nach, wenn dieselben nicht erst durch spätere Mißverständnisse und Auslegungen hineingetragen worden sind?

Aber jene Weisen des Alterthums, aber Moses, Zoroaster, Confutse und andre Propheten und Lehrer der Vorwelt, erscheinen dem Beobachter, im Seyn der Zeiten, jeder wie ein Johannes der Täufer, nur als Vorgänger Christi, die ihm den Weg bereiteten. Was sie lehrten, war das Höchste für ihre Schule, ihr Zeitalter, ihre Nation. Religiöses Seyn ist das wirkliche Geistes-Leben der Völker, welches deren Wandeln und Handeln mächtiger regelt, als das bürgerliche Gesetz. — Nach jenen Vorarbeitern kam Jesus Christus, und ward das Licht, nicht seines Zeitalters, sondern aller Zeitalter; nicht seines Volkes, sondern der Menschheit. Er ist der Vorläufer keines Weisern geworden. Und wenn noch heut Zwiespalt herrscht, trägt nicht seine von ihm verkündete Wahrheit die Schuld, sondern Irrthum und Schwäche seiner Verkündiger. Es gibt nicht zwanzig, dreißig Christenthümer, sondern nur ein einziges Christenthum; und dieses ist die wahre Weltreligion; und sie ist dies, weil göttlichen Ursprungs; und sie ist dies, weil geläuterte Selbstoffenbarung der Gottheit im Wesen aller menschlichen Geister.

Durch Jesus erst ward die Selbstoffenbarung Gottes, die sich den Sterblichen lange Zeit in ungewissen Ahnungen kündete, zum reinen, lichten Bewußtseyn erhoben; durch ihn das Verhältniß unsers Wesens zum höchsten Wesen, durch ihn das Gebot der Geistesfreiheit und Selbstheiligung von Irrungen des blöden Verstandes, von Schnörkeln der Schulsysteme, von Sophismen irdischer Selbstsucht, geläutert; durch ihn der Blick in das Ewige beseligend. Und was

von diesem Allen in der Vorwelt nur stückweis, mangelhaft, oder mehr oder minder fantastisch und verworren, in Mysterien der Priester, in Schulen der Weltweisen, nur einzelnen Nationen, einzelnen Auserwählten, mitgetheilt worden war: das ward, durch ihn was es seyn sollte, Gemeingut des menschlichen Geschlechts. Er aber gewährte es in einer Vollendung, wie es die scharfsinnigsten Denker, vor und nach ihm, nicht vollendeter gewährt haben und gewähren konnten; und zugleich in einer Einfalt und Klarheit, daß selbst Unmündige und Wilde die ewigen und höchsten Wahrheiten, wie er sie, losgeschält von Kirchlichkeiten und Nationalitäten, gab, nicht bloß als Erlerntes, glaubten, sondern mit Ueberzeugung begriffen. Sein Wort war kein Räthsel für die menschliche Vernunft, sondern eben das, was sie in sich selber befriedigte; war die einzig mögliche Lösung des dunkeln Welträthsels für sie. Ein trübes Wissen und Ahnen vom Göttlichen ward, durch ihn, zum Wort.

Dies Wort der frohen Botschaft, seine Lehre, war nicht seine Lehre und Offenbarung, sondern, wie er selbst sagte*), Gottes in ihm; und war, wie er selbst sagte, eine Wahrheit, welche jeder erkennen kann, weil sie schon in jedem Geiste von Gott gegeben wohnt**), und ihn von den Fesseln des Thierthums frei macht***). Und weil eine Selbstoffenbarung des höchsten Wesens in den Geistern allein eine Ur-Wahrheit ist; alles Andre nur menschlich Ersonnenes und Beigefügtes: so mahnte er, uns in ihr zu heiligen; dem Vollendeten und Vollkommenen nachzustreben, wie Gott auch das Allvollkommene ist****). Darum konnte schon einer der ersten Christusjünger rufen: „In allerlei Volk, welcher Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm†)!“ Die Hauptsumme der von Christo entschleierten Gottesoffenbarung ist: Es ist ein allwaltender, allgegenwärtiger, unsichtbarer Gott, ein höchster Geist††). (Auch in den Halbwilden von Amerikas

*) Joh. 7, 16. 17.
**) Röm. 2, 14. 15.
***) Joh. 8, 32.
****) Matth. 5, 48.
†) Ap. Gesch. 10, 35.
††) Joh. 4, 24.

Urwäldern, wohin der Name Christi nie erscholl, spricht sich diese innre Offenbarung durch Verehrung des „großen Geistes", aus). Er ist der Vater des Wesenalls *); in ihm leben, weben und sind wir; wir seine Kinder, ewig mit ihm im göttlichen Vaterhause, wo der Wohnungen viele sind **), und jeder empfängt und wird, was er durch Selbstheiligung geworden ***). Das Höchste der Gebote Christi zur Selbstheiligung ist aber: Liebe Gott über Alles, den Nächsten, als dich selbst; oder, was du willst, das dir Andre thun sollen, das thue ihnen auch. Dies ist der heilige Grund aller Pflichten der Gerechtigkeit und Güte.

So stellte Christus, menschlicher Weise zu reden, die gesammte Menschheit, als eine große Gottesfamilie, dar; unter sich Brüder und Schwestern; zum Allvater, als Kinder desselben. Er nannte nicht seine eigne Mutter, nicht seine leiblichen Brüder nur, die ihm Verwandtesten: sondern sprach: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter ****). Wie er den Allvater seinen Vater, so nannte auch er sich hinwieder einen Sohn Gottes, wie auch alle Menschen; „Söhne Gottes" †) (υἱοὶ του Θεου.) Und wie er sich einen Gottessohn nannte, so auch einen Menschensohn, der nicht göttliche Anbetung und Dienst forderte ††), wohl aber, daß man in ihm und seinem Wort den Vater ehre, der ihn gesandt hatte †††). Wiewohl jeder Sterbliche, welcher zur Veredlung und Erleuchtung der Miterschaffnen, sey es in weitern oder engern Kreisen wirkt, ein Werkzeug des Allerhöchsten, ein von demselben in die Welt Gesandter genannt werden kann, ist Christus dieses doch im herrlichsten Sinn des Wortes. Seine Enthüllung der Gottesoffenbarung, seine Lehre, welche Stamm und Wurzel aller Religionen in der Welt ist, bezeugt, daß, wie in jedem Geiste

*) Matth. 6, 9.
**) Joh. 14, 2.
***) Gal. 6, 8. 9.
****) Matth. 12, 50.
†) Röm. 8, 14—16. Matth. 5, 45.
††) Matth. 20, 28.
†††) Joh. 5, 23.

Göttliches wohnt, in ihm eine Fülle des Göttlichen war. Und wem dieſe Urkunde der göttlichen Sendung nicht genügt, der findet ſie in den Wundern der Weltgeſchichte, in der weltordnenden Gewalt über dem Entwickelungsgang des Menſchengeſchlechts.

Denn Chriſtus erſchien, zur Welterlöſung aus den Banden der Geiſtesfinſterniß und Verthierung, „als die Zeit erfüllet war;“ da ſein Wort Wurzel ſchlagen und das Senfkorn des Evangeliums zum weltbeſchattenden Baum aufwachſen konnte; nicht früher, nicht ſpäter! Er erſchien, als viele Propheten und Weiſen der Völker ſchon ihm den Weg bereitet hatten; als in einem großen Theil der Erdbewohner ſchon, unter tauſendjährigen Erfahrungen, der Verſtand zu höherer Selbſtthätigkeit geſtärkt worden war; als durch Centraliſirung der Staatsverwaltung von vielen Ländern dreier Welttheile, die alten Verhältniſſe derſelben erſchüttert und alle dem Zepter eines einzigen Gebieters untergeordnet lagen. Er erſchien, als das römiſche Weltreich, (niemandem ahnete es damals noch,) bald unter ſeiner eignen Laſt, und das Heidenthum bald unter ſeinen eignen Zweifeln, zuſammenbrechen ſollte; als die Legionen der Cäſaren, im Umtauſch ihrer Standorte, vom Tajo zum Euphrat, vom Nil zur Themſe wanderten und, überall andern Göttern begegnend, an den eigenen irre werden mußten. Wäre Chriſtus früher in die Welt getreten, würde ſein Wort auf den Kreis einer vereinzelten Nation beſchränkt geblieben ſeyn, wie einſt das moſaiſche Wort; nun ſprach Chriſtus zu einem unermeßlichen Weltreich.

Und er erſchien inmitten eines kleinen aſiatiſchen Volks, jedoch eines ſolchen, in welchem Moſes ſchon die Idee der All- und Einheit Gottes geweckt hatte. Hier, wie nirgends noch, war das Erdreich zum Empfang des auszuſtreuenden Samens vorbereitet. Das Erſcheinen Chriſti in der rechten Zeit, am rechten Ort, um mächtig in den Entwickelungsgang der Menſchheit einzuwirken, war, wie jedes Geborenwerden eines Sterblichen, nicht ſein Werk, ſondern das einer höhern Hand. Nennet Ihr es Zufall? — ſo iſt abermals Zufall Euer Gott. Aber der Bau der Feldblume, wie des ganzen Erdballs und der endloſen Weltenfamilie des Himmels, die Verkettung Eurer

Lebensereigniſſe, wie der Völkerſchickſale, verkünden ein ſtilles Werden und Ordnen nach einem Geſetz, welches weit über alles menſchliche Ergründen hinaus liegt.

Chriſtus erſchien; lebte wenig beachtet; war kein Hochgeſtellter ſeines Volks; ſuchte nicht Umgang mit Großen und Reichen, ſondern da, wo gewöhnlich Sittenreinheit und Unverdorbenheit des Gemüths am meiſten gefunden wird, in den Mittelklaſſen des Volks. Hier, im heiligen Wandel, lehrte er Heiligendes; verbreitete er Licht über die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit, wie Keiner vor ihm; war faſt noch Jüngling, kaum noch in ſein Mannesalter eingetreten; und, mißverſtanden von Vielen der Zeitgenoſſen, oft ſelbſt von ſeinen Blutsfreunden und Schülern *), beſonders aber von Prieſtern, Weltgelehrten und Staatshäuptern. Durch dieſe ward er, drei Jahre nach ſeinem öffentlichen Auftreten, zum Tode geſchleppt. Er war nicht der Erſte, welcher die Wahrheit ſeiner Ueberzeugungen, die Tugenden ſeines Lebens, mit eignem Blute beſiegeln mußte; aber der Erſte, bei deſſen Tode der Vorhang vor dem Allerheiligſten des Geiſterthums zerriß, daß das Altverhüllte unverhüllt und offen vor den Augen aller Sterblichen dalag. Da erblickten ſie Gott in ſeiner Herrlichkeit, als ihren und aller Weſen Vater; da ſich ſelbſt, als ſeine Kinder; da vor ſich die Ewigkeit aufgethan, als ihr Vaterhaus, und die Liebe, als den Himmelsweg dahin.

Unter Allen, die je auf Erden vom Weibe geboren worden ſind, hat keiner, wie Chriſtus, ſo außerordentlichen Verwandlungen der Menſchheit, und dadurch ſo ungeheuren Umwälzungen der Reiche, der Sitten, der Geſetzgebungen, der Wiſſenſchaften, den Urſprung gegeben. Wie gar nichtig und flüchtig ſind die Thaten und Stiftungen aller Pharaonen, Cäſaren und Chane geblieben, in alter und neuer Zeit, mit ihrem blutigen Schwerte und ihrem verblendenden Golde! Jeſu That war das Wort! Es fiel erſchütternd in den Ocean der Zeiten, und die Erſchütterung pflanzte ſich fort in immer mächtigern

*) Joh. 18, 36. Matth. 20, 20—28.

Wellenschlägen, in immer ausgedehntern Kreisen; von einem Jahrtausend zum andern, und noch heut immerdar durch alle Welttheile künftigen Jahrtausenden entgegen.

Anfangs trugen nur wenige Jünger das Jesuswort durch die damals bekanntern Gegenden Asiens, Europa's, Afrika's. Jeder gab es, wie er es von dem göttlichen Meister empfangen, und sprach von ihm nach Maß eigner Begeisterung, Ansicht, Bildung und Gemüthsweise; oder mit Rücksicht auf Uebungen, Denkarten, Vorurtheile der verschiednen Nationen. Sie mußten Allen Allerlei werden, um Viele zu gewinnen *). Die bildliche Sprache des Orients, der jüdische Aberglaube, oder die mosaische Offenbarung und deren rabbinische Auslegung wäre dem Römer, dem wissenschaftlich gebildeten Griechen Fremdes gewesen. So entstanden eben dadurch, unter den ersten Christen schon, unvermeidliche Mißverständnisse und abweichende Vorstellungsarten über die Persönlichkeit des Urhebers der Weltreligion. Der Eine sprach: Ich bin Paulisch; der Andre: ich bin Apollisch; der Dritte: ich bin Kephisch; der Vierte: ich bin Christisch! **) Und die Spaltungen dauerten fort. Spricht man doch heut auch noch: Ich bin Griechisch; ich bin Römisch-katholisch; ich bin Lutherisch; ich bin Reformirt, oder Pietist, Methodist, Mennonit u. s. w. Aber das Licht der göttlichen Urwahrheit, wie es Jesus ins Reich der Geister gebracht, leuchtete im Innern aller Hüllen, Sekten und Kirchen, mit denen es menschlicher Witz, oder menschliche Unwissenheit, umgab. Es leuchtete, wohin es selbst von einzelnen Kriegern, welche den römischen Adlern folgten, getragen worden war, vom Jordan bis zu den Pyrenäen und zum Indus; von Aegypten bis ins schottische Gebirg.

Dann erst, als die Funken überall still glommen, riß ein Sturm der Verhängnisse Völkerhorden aus uralten, dunkeln Wohnsitzen und schleuderte sie, wie Spreu, durch einander; und die Funken wurden zu lodernden Flammen, auf daß Alles in Erkenntniß des alleinigen

*) 1 Kor. 9, 20—22.

**) 1 Kor. 1, 12.

Gottes entbrenne. Siegende und besiegte Legionen, begeisterte Jesus-Jünger und wandernde Barbarenstämme, alle, von einer unsichtbaren Macht des Schicksals getrieben, wurden zu Werkzeugen des Jesuswortes. Selbst Stifter andrer Religionen, von Mahomed in Arabien bis Nanek unter den Shiks, kamen nur, dem Geiste der Christusreligion, durch die Wildnisse Asiens und Afrika's, Weg zu ebnen, indem sie, wie früher Moses bei seinem Volke, die Götzen des Heidenthums von den Altären stießen, und die zwar noch blöden, aber doch schon gereiftern Geister zum unsichtbaren, alleinigen Gott hinaufwiesen.

Der Weltsturm legte sich. Zertrümmert lag das römische Weltreich. Nichts vom ehmaligen Zustande europäischer Verhältnisse war geblieben, als das Christenthum. Seit dem Tage auf Golgatha hatte eine ganz neue Geschichte der Erdbewohner begonnen. Aus den Strömungen und chaotischen Mengungen der Völker, in welchen Jerusalem, Theben, Athen und Rom versunken lagen, schien, wie aus dem Schlamm einer langsam verlaufenen Sündflut, eine neue Menschheit hervorgestiegen. Wohl sah man, durch allgemeine Barbarei, die ehmalige vielgefeierte, heidnische Civilisation überwältigt; aber sich bald auch die rohe Tugend der Barbaren mit der Sittenanmuth der Ueberwundnen schmücken. Wohl sah man den einfachen Adel des Urchristenthums, mit Lappen griechischer Schulgelahrtheit, morgenländischer Fantasien, mit Ueberbleibseln des Judenthums, wie des heidnischen Götzenthums, entstellt; aber auch in den Völkern eine höhere Inbrunst für das Göttliche und Ewige entzündet. Nicht bloß der gemäßigtere Himmelsstrich Europa's führte ein schnelleres Abstreifen der Wildheit und Barbarei herbei; mehr noch das Himmelslicht der Christuslehre brachte ein geistigeres Leben. Die Verkünder desselben retteten in Kirchen, Klöstern und Schulen, die in Schrift bewahrte Erfahrung und Weisheit der Vorzeiten. Wärme und Licht des Göttlichen im Evangelium machte die Ketten der Leibeigenschaft, die Eisenzepter der Tyrannen, die Banden todten Kirchenglaubens verwittern; die Nebel des ererbten Aberglaubens nach und nach auseinanderfließen.

Und abermals „war die Zeit erfüllt", zu einem neuen Weltalter

reif. Es sprengte die Kraft des Schießpulvers jetzt die Felsenburgen zwingherrlichen Ritterthums und verrückte die erschütterten Schranken erblicher Stände und Kasten. Es lüftete ein kühner Schiffer den Vorhang von unbekannten Weltgegenden, und knüpfte, rings um den Erdball, Verband und Verkehr zwischen Nationen, die von ihrer gegenseitigen Vorhandenheit, seit Jahrtausenden, nicht gewußt hatten. Das Jesuswort scholl über die Meere hinaus in die Wildnisse Amerika's und Australiens. Nun schüttete Guttenbergs Werkzeug die Schätze des Gotteswortes und des Alterthums in die Tiefen des Volks, und ward ein Sprachrohr der Geister zu Geistern, wie zu denen, die nach Jahrhunderten noch kommen sollen. Nun erst strömte der Geistesreichthum, welchen Christus gegeben, in das Leben andrer Welttheile über. In Europa selber, dem bisherigen Heerde des ewigen Lichtes, hatten schon einzelne Glaubenshelden, die Tennen der Kirche, nach dem Bedürfniß ihrer Tage, gefegt, und Anfang gemacht, die Spreu des Juden- und Heidenthums vom fruchtbringenden Kern zu scheiden.

Und der Staub und Moder der verweseten Vorwelt fällt noch mehr und mehr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ab von den Völkern und ihren Thronen, ihren Gesetzbüchern, Kriegspanieren, Altären und Richterstühlen. Das ist der Zauber des Evangeliums! Schon sehn wir, inmitten der civilisirten Barbarei, allerorts der sittlichgroßen, hochmenschlichen Wesen, d. i. der reinen Jesusjünger viele. Diese Entwilderung der Menschheit, diese Civilisation, wer mag der Weltgeschichte widersprechen? ist das Werk des Christenthums! Vom Christenthum aus, weht im Verkehr der Nationen, in Befreundung der Civilisirtern mit Barbaren, nun schon ein heiligender Sinn durch Glauben und Sitte selbst der Bekenner des Korans, wie des mosaischen Gesetzes, der Veda's, wie der Zendavesta. Die Religion Jesu, diese enthüllte Selbstoffenbarung Gottes, durchdringt und verklärt langsam, aber unwiderstehlich, immer mehr die andern Religionen. Sie wird derselben innerstes Leben, trotz Beibehaltung von deren äußerer, verwitternder Rinde der Bräuche und Meynungen in Tempeln, Pagoden, Synagogen und Moscheen. Sie wird deren innerstes Leben, weil das Göttliche und Heilige das innerste Leben aller Geister ist.

So ist das Senfkorn, ausgesäet an den Ufern des Jordans, emporgewachsen zum jugendlichen Baume, wie der es vorausgesagt hat, der es säete. Wäre mir zum Beweis der göttlichen Sendung Christi, oder der Wahrheit seiner Lehre, ein Wunder vonnöthen: hier ständ' es vor mir in der Schicksalsgeschichte der Menschheit. Und dies Schicksal ist Wirken des ewigen Weltordners in der Verflechtung der Ereignisse, in der Verspinnung von Ursachen und Wirkungen, in höchsten, wie tiefsten Sphären des Wesen-Alls.

Hier könnt' ich meine Ansicht des göttlichen Alls schließen, denn mir fehlen für das, was ich noch andeuten möchte, Zeichen und Worte. Vielleicht hätt' ich früher schweigen sollen, um der Verdammungssucht von Kirchengläubigen und Schulweisen zu entgehn. Mögen sie aber mir verzeihn, wie ich während des Erdelebens auch meinen Gegnern jederzeit verziehn habe. Ich folge dem Strahl der Selbstoffenbarung des Göttlichen in mir; er spiegelt sich anders in andern Geistern, wie die Sonne sich anders im kleinen Thautropfen des Halmes, und im weit-erglänzenden See spiegelt. Religion und Philosophie aber sind, ich wiederhol' es, ein untrennbares, himmlisches Geschwister, was immerhin die unter sich hadernden System- und Glaubens-Künstler sagen mögen. Was wider die Vernunft streitet, streitet wider das Gottesgesetz in den Geistern. Was über die Gränzen der Vernunft, weil über die Gränzen unmittelbarer und mittelbarer Erfahrung (12.) hinausgeht, doch ohne Widerspruch des Vernunftgesetzes, wird Ahnung und Glauben. Wer aber der Vernunft in Glaubenssachen ihr Recht versagt, verdächtigt bei vernünftigen Wesen den eignen Glauben.

Und so wag' ich's, wenn auch nur unvollkommen und bildlich, aber folgerecht mit allem Frühergesagten, noch meine Ansichten vom sogenannten Gericht Gottes über die Geisterwelt, und von der sogenannten Persönlichkeit Gottes auszusprechen.

118. Schickſal, Verhängniß. Göttliches Gericht.

Ja, es beſteht eine göttliche Leitung der Verhängniſſe, eine heilige Weltordnung, welche, im Natur- und Geiſterreiche, fortſchreitend zum Vollkommnern drängt. Deß iſt Jedermann täglicher Zeuge. Er iſt's, beim Rückblick auf vergangene Tage ſeines eignen Lebens, und auf vergangene Jahrtauſende unſers Geſchlechts.

Eine bedeutungslos ſcheinende Begebenheit, eine Umſtimmung der Witterung, eines Kindes Spielerei, wirkt mit unberechenbaren Erfolgen in der Verknüpfung der Dinge fort, welche den Sterblichen zuletzt Hoffnungen ohne Zahl vereiteln; die ſchlaueſten Pläne zerreißen; Heere vernichten; Staaten umwälzen; Welttheile umgeſtalten. Niemand ſieht ſie vorher; niemand hat Macht, ſie abzuwehren. Kein Sterblicher ruft ſie aus dem Gewühl allſeitiger Bewegungen herbei. Sie kommen, und quellen aus dem dunkeln Schoos der Umſtände, gegen ihn an. Er nennt ſie Schickungen des Verhängniſſes, Zufälle, Schickſale, blindes Fatum, oder aber Walten einer göttlichen Vorſehung; und unterwirft ſich ihrer Nothwendigkeit. Denn die Nothwendigkeit iſt das eherne Geſetz des Schickſals, weil das Geſetz der Natur (81.), in der Geſammtheit ihrer Bewegungen; das Geſetz, nach welchem ſie, in ſich ſelbſt ändernd (53.), ihre Erregungen durch das Reich aller Einzelweſen, vom Verwandten zum Verwandten (77.), ewiglich fortpflanzt. Daher, was heut im Innern des Erdballs und auf ſeiner Oberfläche geſchieht; Erdbeben, wie Peſtilenzen, Veränderungen der Klimate, wie der Völkerzuſtände, Familienbegebenheiten, wie Begegniſſe des Einzelnen, ſind, in der Verflechtung der Urſachen und Wirkungen, ein Nachgebornes aus der Geſchichte des erſten Tages, an welchem der Erdball menſchlich bewohnbar geworden iſt.

Auch der Menſchengeiſt, der Verwandte der Natur (80.), empfängt die Einwirkungen derſelben. Sie ſetzen ſeiner Thätigkeit unabänderliche Bedingungen und Schranken. Er gibt ſich die Umſtände und deren Wechſel nicht ſelber; er kann ſie nur benutzen. Er nennt ſie glückliche und unglückliche, gute und böſe. Sie ſind es an ſich ſelbſt aber nicht; der Menſch macht ſie ſich dazu, durch Klugheit oder Unklugheit, durch

Tugendlichkeit oder Sündlichkeit. Die Natur ist sündlos (84.); also auch die Verstrickung ihrer Thaten und Werke, das Schicksal. — Hinwieder wirkt auch der Mensch erregend auf die ihm verwandte Natur ein. Jede seiner Handlungen spinnt sich im dunkeln Schoos der Wesenheiten und Dinge, ihm unbekannt, als ein langes Gefolge von Aenderungen und Ereignissen, ins Unendliche fort. Da liegen sie außer seinem Gesichtskreis; außer dem Gebiet und Gesetz seines Willens; im Gebiet der Naturnothwendigkeit. Das aus seinem Mund geworfene Wort, der von seiner Hand geschleuderte Stein, gehören ihm nicht mehr. Sie sind einer fremden Gewalt anheimgefallen, die nach eignem Gesetzthum verfügt. Ihm gehört allein die Wahl der Handlung, die in ihr gewaltete Absicht an; die gute, oder böse; vernunftgemäße, oder vom Gesetz der Heiligkeit verworfene. Das Gute, was er bezweckt, kann in der Wirklichkeit zum Unheil entarten; das Uebel, welches er stiften möchte, segenvoll nachwirken. Doch ihm gebührt weder der Ruhm von diesem, noch der Vorwurf von jenem. Darum ist des Menschen Urtheil trüglich, der nur die That sieht; darum geht seine Rechtspflege mit verbundenen Augen einher!

Hat der Geist des Sterblichen keine Gewalt über das Schicksal: so ist auch er hinwieder dem Gebot desselben nicht unterthan. Er kann die Ereignisse des Tages und der Stunde nicht abwehren; aber mit Besonnenheit und Kraft auf sie zurückwirken, treu dem eignen Gesetzthum. Wer Ehre, Rang, Pracht, Reichthum und andre Scheingüter des Lebens nicht, als Wesentliches des irdischen Daseyns, über Alles liebt, sondern Selbstheiligung durch Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit, steht über jedem Schicksal erhaben. Das Geschick kann ihm Gesundheit, Freiheit, selbst Leben rauben; aber nicht Tugendsinn, nicht Liebe und Wahl des Heiligen, nicht Unsterblichkeit. Der Heldenmuth des Geistes kann und wird eher das Band zwischen sich und der Natur zerreißen, als das Band zwischen sich und dem Göttlichen.

Nur der menschliche Leib, dies Eigenthum und Werk der Natur, bleibt, mit Allem, was ihm in der Sinnlichkeit zusteht, ein Spiel der Verhängnisse. Der Geist soll es nicht seyn! Wir leben wohl in der

Natur, aber nicht für sie: sondern für höhere Sphären der Geister und für das Göttliche in denselben. Wer für die Natur lebt, ist, wie jedes beseelte Thier, ihr Knecht. Wir leben nicht für uns allein, sondern für Andre unsers Wesens. Wir sterben nicht allein unsrer willen, sondern auch Andrer willen, zu deren Bestem und Geistesheile. Alles lebt, alles stirbt für einander zum gegenseitigen Wohl. Denn in der Natur, wie in der Geisterwelt, und beide umfaßt das heilige Gottesreich, steht nichts vereinzelt für sich; geschieht nichts, ohne Zusammenhang mit Allem; und treibt Alles und reift Alles zum Vollkommnern empor (108.). Was wir Schicksal nennen, ist Offenbarung der göttlichen (moralischen) Weltordnung, — Gottes Finger!

Weil unsre Geburt, wie unser Tod, beides von einer allweisen Schicksalsverkettung abhängig, nicht bloß unsre eigne Persönlichkeit allein berührt, sondern auch für Andrer Bestes stattfindet: Warum klagen wir mit unsern Thränen, wenn wir auch Gott nicht nennen, doch sein Walten im Schicksal an, falls ein Vater, eine Mutter inmitten unerzogner Kinder stirbt? oder ein Liebling in der Blüte schöner Hoffnungen? oder ein Bösewicht in seiner ganzen Sündigkeit? oder ein Säugling, ein Kind, welches kaum das erste Licht erblickt hat? Sie Alle traten in die Welt und schieden aus ihr, nicht nur und ausschließlich ihrer selbst wegen, sondern auch für Andre. Der Augenblick der Geburt, wie des Todes, ist leise Verwandlung der Verhältnisse im ewigen All; Uebergang des ewig Wesenden in ein anderes Seyn (52.). Du fragst: Wozu ist der Mensch hier gewesen, der während, oder bald nach seiner Geburt stirbt? Er erschien und verschwand, nicht seinetwillen einzig, sondern auch einwirkend in Geistesgang und Loos Andrer; er hat seine Bestimmung im Allerheiligsten Gottes erfüllt. Du fragst, wenn unter einstürzenden Bergen, unter versinkenden Inseln, oder Schiffen, unter Gifthauch länderverödender Seuchen, Tausende hinweggerafft werden: Warum sind sie gleichzeitig, unter dem unbarmherzigen Streich ihres Verhängnisses gefallen, gleich den Halmen des Grases unter der Sichel des Schnitters; ohne Unterschied; der Säugling, wie der Greis; der Schuldlose, wie der Schuldbeladene? — Allerdings steht der irdische Leib nicht höher,

als der Lebensbau des Grashalms; beide sind Erzeugnisse der Natur; und was in beiden wesete, ist, weil unvernichtbar an sich, noch immer und ewig unvernichtet (52.). Aendern und Wechseln des Endlichen im Unendlichen, ist weder Thatsache der Barmherzigkeit, noch Unbarmherzigkeit; so wenig das bloße Aendern und Wechseln des Gedanklichen im Geiste, Thatsache seiner Barmherzigkeit, oder Unbarmherzigkeit ist; und der Tod des Menschen so wenig, wie seine Geburt, eine Belohnung, oder eine Strafe ist.

Lohn und Strafe sind Begriffe, welche wir nach Wirkungen der Natur schufen; nach Wirkungen, die nothwendig auf unsre ihr gemäßen, oder ungemäßen, Handlungen folgen. So wird Süßigkeit der Ruhe nach vorhergegangnen Arbeiten erst recht erquickend; aber Genuß unverdaulicher Nahrung erzeugt Unwohlseyn. Reinlichkeit belohnt, Unreinlichkeit bestraft sich selbst. Die angenehme Wirkung, gleichsam der Lohn, oder Dank der Natur, ist nur Reizmittel, ihrem Gesetz gemäß zu handeln; ihr schmerzliches Einwirken, ihre Strafe, nur ein Reizmittel, ihr Gesetz künftig nicht zu verletzen. Selbst die Naturstrafen bezielen Besserung (85.). Thiere belohnen und bestrafen einander nicht. Sie kennen nur instinktmäßige Liebe und Nothwehr und Rache. Der Menschengeist versteht aber das Heilige und Heiligende in der Naturordnung, welches mit seinem Innersten übereinstimmt, und, als Göttliches im Wesen der Natur, doch ihr unbewußt, sie verklärt. Lohn und Strafe sind weder Dank noch Undank der Natur, oder des Schicksals, für unsre Handlungen; sondern nur auf sie und ihr Wirken übertragene Vorstellungen. Klagen über ein unverdientes Schicksal sind daher an sich thöricht. Unsre Tugenden erwirken und verdienen sich nicht sinnlich-angenehme Einwirkungen von der Natur, sondern innere Selbstachtung, Seligkeit des Gemüths. Man sagt mit Recht: „Tugend belohnt sich selbst"; kann nicht irdisch vergolten werden.

Wenn ich einerseits wahrnehme, daß der Geist des Menschen den Lohn seines Strebens nach Vervollkommung, nicht in Außendingen, sondern eben in dieser Vervollkommnung selbst findet; anderseits, daß weder in ihm, noch in der Natur außer ihm, ein sprungweiser Ueber-

gang vom Tiefern zum Höhern, von minderer zur größern Entfaltung, erkannt wird, sondern ein allmäliges, stufenweises Fortschreiten vom Gleichartigen zum Gleichartigen: so erkenn' ich, daß der Geist nach seiner Trennung von der irdischen Hülle, oder nach dem Leibestode, durchaus derselbe, mehr oder minder, veredelte, bleibt, der er gewesen ist. Die Stufe, welche er auf der Erdenwelt errungen hat, bleibt die seinige, nach dem Uebertritt in andre Verhältnisse des unendlichen Gottesreichs. Der Thiermensch verwandelt sich nicht plötzlich in den vollkommnen Gottesmenschen; der sündige, blinde, schwache Geist nicht plötzlich in den vollendeten, heiligen. Es verträgt sich weder mit dem göttlichen Gesetz in unserm Innern, noch mit den Lehren der Natur, jener Glaube, daß der Geist nach dem Tode, durch Bitten oder Verdienste Anderer, erhöheter werde. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!" Das ist göttliches Gericht; ein anderes, als menschliches!

---

119. Von der göttlichen Wesenheit.

Jene Urgewißheit vom Daseyn und Walten eines höchsten Wesens, jene unentreißbare Ueberzeugung von einer göttlichen Gesetzgebung und Ordnung, ist zuletzt die Achse, um welche sich alle Theologien und Philosophien drehen. Doch genügte auch das noch nicht den Theologien und Philosophien der Sterblichen. Man wollte mehr wissen. Man fragte: Wo ist Gott? und was und wie ist Gott? Man forderte eine Vorstellung von der „Persönlichkeit Gottes."

Eine verzeihliche Forderung des Sterblichen, auch des weisesten! Verzeihlich, weil auch der Weiseste nur, vermittelst seiner äußern und innern Sinne, gleichsam aus den Mutterbrüsten der Natur erst Nahrung saugt, und daher fast sein gesammtes Gedankenthum vom Sinnlichen durchflossen besteht. Selbst die so erhabene, als menschlich-schöne Idee, welche Christus von der Gottheit (117.) darstellte, genügte den Kindern des Staubes nicht immer ganz. Sie kleideten sich das Urwesen des Alls noch weit sinnlicher, noch weit menschlicher ein; oder aber, wenn ihnen die Vorstellung einer menschenhaften Gottheit

zu niedrig und thöricht schien, schufen sie sich das unbekannte Höchste aus dem Gekannten, und setzten sie das gesammte Weltall, oder das hinter demselben unsichtbar Wesende, die Natur, oder die sie und sich wissende allgemeine Geistheit des Menschenthums auf den Thron des Allerhöchsten. Sowohl die Einen, wie die Andern, waren und sind in mehr oder minder sinnlicher Denkweise bestrickt und gefangen. Sie tummelten sich entweder im geschlossenen Kreise ihrer abgezognen und reinen Begriffe umher; oder im schönen Irrgarten der Fantasien und Gefühle, in welchem sie Gottes Persönlichkeit, nach dem Ebenbilde irdischer Fürsten, mit Hofstaat von Engeln, Erzengeln, Heiligen und Heiliginnen umringten. Was vermochten sie anders? Sie konnten nicht aus sich, nicht über sich hinweggehn.

Denn ihr Wissen von dem, was weset, hatten sie zwar durch dessen Einwirken empfangen, aber darum noch keine Vorstellung von dem, wie das Wesende in sich beschaffen, oder was es an sich sey. Der menschliche Geist sogar besitzt eigentlich nur ein halbes Wissen seines Selbstes, nämlich das Bewußtseyn des eignen Wirkens; aber die andre Hälfte seines Wissens fehlt, nämlich das Bewußtseyn der innern Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit, durch welche er wirkt. Schon diese Wahrnehmung führt ihn mit Nothwendigkeit zu der Gewißheit, daß weder der Geist für sich, noch die Geistheit des gesammten Menschengeschlechts, noch die mit ihr engvereinte, sich unbewußte Natur des sich durch die Sinne verkündenden Alls, Gott sey; daß noch ein höheres Andre auch außerhalb unserm Bewußtseyn wesen müsse, in welchem, wenn man so sagen dürfte, jene erhabnere Hälfte jenes Wissens wohnt, die uns fehlt: Gott, aus dessen Licht das Geisterthum hervorstrahlt, ohne mehr, denn Ausstrahlung zu seyn, nicht das Licht in seiner Urheit selbst. — Vielleicht klingt diese Sprache mystisch; aber eben das Unwißbare, über Welt, über Natur, über alle Vernunftmacht des Geistes Schwebende ist das größte und anbetungswürdigste Mysterium, zu dem wir nur, wie ich hier, in mangelhafter Bilderschrift hinaufdeuten können.

Es sey fern von mir, die religiösen Vorstellungen der verschiednen Kirchen- und Glaubensparteien unter den Völkern, oder die der Philo-

ſophen von den älteſten Zeiten, bis Spinoza, Schelling, Hegel u. a. m. von Gott, und ſeiner Perſönlichkeit oder Nichtperſönlichkeit, beſtreiten und widerlegen zu wollen, was ſie ja ohnehin ſchon gegenſeitig ſelber zur Genüge thun. Ich ehre, in ihnen allen, mehr oder minder edle Geiſtesblüten, die in mannigfaltiger Verſchiedenheit doch immer das Eine und Selbe künden: Daſeyn einer allweſenden Gottheit. Nicht das Mangelhafte, ſelbſt nicht das Unwürdige in menſchlichen Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen iſt das Tadelnswürdige: ſondern allein der ſtolze Dünkel dabei, und die häſſige Leidenſchaftlichkeit der Sterblichen iſt's, welche ſich ausſchließlich, als Inhaber des vollendetſten, beſten Wiſſens, geltend machen wollen, und was ihren erlernten, oder ſelbſtgefundnen Anſichten widerſpricht, verhöhnen, oder verfluchen. Während ihr Denken gottesvoll iſt, erſcheint ihr Wollen und Wirken gottlos.

Das kindliche Verhältniß der Menſchen zum Allvater der vorhandnen Weſen hat Jeſus Chriſtus in unübertrefflicher Klarheit und Wahrheit ausgeſprochen. Und er heiligte ſich in dieſer Wahrheit, wie er auch jeden in ihr heiliget, der ſie in ſein Selbſt aufnimmt. Und jeder empfängt ſie in ſich, wie aus dem eignen Selbſt Hervorgetretenes, weil das Höchſte unmöglich menſchenthümlicher ausgeſprochen werden kann, für den ſcharfſinnigſten, wie für den ungeübteſten Denker.

Doch will ich, um dieſe Welt- und Gott-Anſchauung in ſich ſelber abzuſchließen, auch die Idee vom Verhältniß des Allerhöchſten im und zum unendlichen All des Vorhandnen darſtellen, wie ſie aus dem bisher Geſagten, hervortritt.

---

120. Gott das Höchſte und Eine des Alls.

Die Meiſten derer, welche ſich der Erforſchung von den wichtigſten Angelegenheiten des Menſchengeſchlechts zuwandten, ſcheinen mir darum oft irre gegangen zu ſeyn, weil ſie, ſchon in Vorbereitung ihrer Unterſuchungen, einſeitig verfuhren. Die Einen begnügten ſich mit dem Schatz von Kenntniſſen, welchen ſie, auf dem Wege der Erfahrung,

über Naturerscheinungen gesammelt hatten, ohne sich genauer um das Gesetzthum und eigenthümliche Verfahren des Geistes in seinen gedanklichen Wirksamkeitsweisen zu kümmern. Sie gelangten auf ihrem Erfahrungswege zur Vergötterung der Stoffe und bewegenden Naturkräfte (zum Materialismus), und verloren weit Edleres aus ihrem Anblick, die Heiligthümer der Menschheit, sittliche Weltordnung, Wahrheit, Recht, Tugend, Unsterblichkeit, welche ihnen leere Phantome, oder bloße Erzeugnisse und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens werden mußten. Sie waren, in eigentlicher Wortbedeutung, bloße Weltweise. — Andre hinwieder, ohne umfassendere Beobachtung und Erfahrung von Gesetzen und Wirkungen der Natur in deren unermeßlichem Reiche, mehr in sich selbst gekehrte Schul- und Stubengelehrte, beschäftigten sich ausschließlicher mit Betrachtung der Vermögen, Erkenntnißgesetze, Ideen und Bestimmungen von Thätigkeitsweisen des menschlichen Geistes. Sie fanden in ihm, in seiner Gedankenwelt, die Gesammtheit des vorhandenen Alls. Das Draußen ward ihnen zum chaotisch Fremden, welches nur im Kaleidoskop des Geistes, durch Nothwendigkeit in demselben, geordnetes Daseyn empfing. So ward ihnen die gesammte Wirklichkeit zu einem Reich von Ideen und Begriffen; der Geist alleiniger Schöpfer dieses Reichs; er, oder der Gesammtgeist der Menschheit, der Gott darin; Wesen und Seyn das Gleiche; und das vom Geiste Ungekannte ein Nichtvorhandenes. Sie mußten nothwendig auf dem Wege des Reinbegrifflichen zur Vergeistigung des Alls, zur sich selbst Vergötterung des Geistes (zum Idealismus und Spiritualismus) gelangen, und, mit der Wirklichkeit außer dem Geiste, auch einen höhern Gott verlieren, weil dieser selbst nur gedankliche Schöpfung war, oder sich mit ihm, dem Wesen-All, für eins und dasselbe (identisch) halten. Sie waren im strengsten Sinn des Wortes bloße Schulweise.

Widerspruch und Unzureichendes, welches in den Ansichten der Einen, wie der Andern, unvermeidlich auf dem gewählten Wege mittelbarer Erfahrung, von Außen, oder reinbegreiflicher Vorstellungsweise, führte andre Denker zum Zweifeln an aller Wahrheit (zum Skepticismus), zum Mißtrauen gegen Möglichkeit unbedingter Gewißheit. Dies war einst mein Loos, bis ich die Aufmerksamkeit, aus dem Gebiet des

Unbedingten der Ideen und des Reingedanklichen, auch dem ewigen Walten der Natur, und dem wunderhaften Schickſalsgang der Sterblichen zuwandte. Dann erſt ward mir die Verwandtſchaft und Verbrüderung der weſenden Natur mit dem Geiſterthum (27.), und eine heilige, das All durchherrſchende, Ordnung heller; ein Ahnen und Wiſſen deſſen, was erhaben über Natur und Geiſt, im Unendlichen weſet. Und ich ward inne, daß der geſunde Verſtand der Menſchheit, im Allgemeinen, von jeher das Wahre vollſtändiger erfaßt habe, als jene einſeitige Weltweisheit, oder einſeitige Schulweisheit.

Ohne Anwendung der Vernunftgeſetze wäre keine Erkenntniß der Natur und ihrer mannigfaltigen Erſcheinungen möglich; ohne Erregnng des Geiſtes, durch Einwirkungen der Natur aber würden die Denkformen des Geiſtes ohne Inhalt, er ſelbſt ein nichtwiſſendes Wiſſen ſeyn. Eins iſt dem Andern ſchlechthin Nothwendiges; Eins vollendet das Andre. Die Natur, im weſenhaften Verband mit dem Geiſte, lehrt ihn, durch ihr eignes Weſensverhältniß, und wieder in dem ſeinigen zu ihr, auch jenes Verhältniß erahnen, in welchem ſie und er zur in ihm geoffenbarten Gottheit, und hinwieder das Höchſte des Weſenden, zum All der Weſen aus ihm, ſtehe. Die Natur bezeugt, der Geiſt weiß in ſich urnothwendig, daß im unendlichen, ewigen Weſenall keine Zuſammenhangsloſigkeit, kein Zwieſpalt walten könne, ſondern nur Einheit in Allem, und Alles in Einem; wohl Mannigfaltiges im Bewirkten, aber das Bewirkte im Wirkenden nur Selbſterfüllung (20.) von dieſem.

Die Natur bezeugt und lehrt, wie ſie weſend, in ſich gegenſätzlich zu verſchiednen Wirkſamkeitsweiſen (22.), zwar in ihr ſelber ungetrennt, aber unterſcheidbar, aus einander geht. Der Geiſt weiß ſich urheitlich einzelweſend (79.), als Ich, und als ſolches wiſſend und wollend im Wirken. Die Natur bezeugt und lehrt, wie ſie in den Wirkſamkeitsſphären ihrer Weſenheit, wie in deren Erſcheinungen, dort als Unendliches, in dieſen als Endliches, ſich ſtufenweis zu größerer Herrlichkeit erſchließt. Eben ſo weiß ſich das Geiſterthum auf Erden, nicht nur im Vonſich- und Andern-Wiſſen, lichter werden, ſondern auch in Selbſtheiligung emporgehend (75.). Die Natur bezeugt, der

Geiſt erkennt, in ihren Erſcheinungen, als Welt, in ſeinen Erſcheinungen, als Gedankliches, ein unwandelbares Geſetz, daß aus dem Allgemeinen und Einfachen des Seyns das Beſondre und Einzelne quelle. Die Natur bezeugt, daß ſie, als das ſich Unbewußte, — der Geiſt weiß, daß er, als kein Allwiſſen und nicht Allvermögen, im ewigen Reich der Weſen nicht das Einzige, noch weniger das Vollendetſte und Höchſte ſey (106.). Es durchleuchtet ihn ein Licht anderer Sphären, als der Sphären der bewußtloſen Natur. Er trägt in ſeinem Ich eine über-natürliche Offenbarung (114.), ein Wiſſen von Gott (115.). Ihm iſt, außer dem Naturgeſetz, ein anderes, neben Wahlfreiheit, geworden, welches ein Daſeyn und ein Reich fordert, welches über das Irdiſche hinaus liegt (80.).

Wo und wie dies unbekannte Reich ſey, wer und was Gott ſey, iſt, wie alles Weſende an ſich, obgleich Urgewußtes (6.), dennoch Unbegreifbares (19.). Aber, ſo weit jetzt ſchon unſer Horizont in der Unendlichkeit des Weſens und Seyns reicht, ſpiegelt ſich uns, im Bekannten, das Unbekannte entgegen. Und jenes Grundgeſetz des fortwährenden Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen, vom Einfach-Allgemeinen zum Beſondern und Reicher-Vollendeten, welches in dem ſchleierlos vor uns liegenden Theil des Weltalls gilt: berechtigt es nicht, an Geltung für das im Ewigen noch Verſchleierte zu glauben? Die menſchliche Vernunft ſucht, inner ihrer Begränzung, vergebens einen andern Maßſtab für das, was jenſeits ihrer Gränzen weſen mag, während der Geiſt doch Offenbarung ſeiner ewigen Unvernichtbarkeit und der ewig waltenden Gottesmacht in ſich trägt. So darf er, nach Gleichmaß (Analogie) und Aehnlichkeit deſſen, was er ſchon auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkt kennt und erkennt, hinauffolgern zu dem, was ſeinem Blick noch entzogen iſt. Und wer anders, als Gott ſelbſt, legte, wie in die entfaltete Natur, ſo in den entfalteten Geiſt, das Wahrzeichen vom Aufgang der Weſen über Weſen zum Herrlichern und Vollkommnern?

Ich ſehe das Sachliche der Natur, die bewegenden Kräfte beſchränken, und wieder von dieſem beherrſcht, zu Atomen und Weltkörpern verdichtet, in wunderreichen Geſtalten und Ordnungen; ſehe, waltend

über beide, die Macht des Belebenden, wie ſie beide gewältigt und in ſich, als Abſpiegelungen der Natur-Einheit, zu Einheitsgebilden gliedert, zu Pflanzen- und Thierſchöpfungen, deren Heimathen Milliarden Sonnen, Erden und Monde des Univerſums ſind; ſehe, wenn auch in mindrer Allgemeinheit, aber höher und anſtaunenswürdiger, das Reich des Seeliſchen, und wie die Natur in ihm zur eignen Gewahrung ihres Weſens ſich erhebt, ihr Selbſtgefühl wird; ſehe, über ſie erhaben, eingekleidet in den Reichthum aller ihrer Wirkſamkeitsſphären, die Fülle der ſich, und ſie, und Gott wiſſenden Geiſter, mit einem Geſetz, welches nicht das der Natur, und doch mit ihm im Einklang iſt. Sie bezeugt, und der menſchliche Geiſt weiß, er ſey unmöglich ſelber das Allerhöchſte in der Weſenkette; ſondern etwa nur wieder ein Mittelglied, welches die Natur mit dem Reich des Allerheiligſten verbindet. Er iſt gleichſam Bürger zweier Welten, die beide in ſeiner Sphäre ſchon in einanderrinnen.

Und wo endet dieſe unendliche Himmelsleiter? Wo kann Unendliches enden? Weſen mögen über Weſen emporgehn, deren Vollkommenheit und Reichthum wir ſo unfähig ſind zu ahnen, als die Thierſeele die Hoheit unſers Geiſtes; Weſen, deren Vermögen ſo erhaben über das Vermögen unſrer Vernunft iſt, als die Vernunft über das ſinnliche Gefühl. Sie mögen emporgehn vom Herrlichen, bis ſie ſich im Allerherrlichſten verlieren, — in Gott, der das Eine und Höchſte ſeines ewigen und unendlichen Alls iſt, das Ur aller Weſen in ihm, und von deſſen Majeſtät wir, in unſrer Tiefe nur, die Natur, als Saum ſeines Gewandes, anſtaunen.

Alles iſt gotterfüllt; Alles göttlich, weil Gottes. Nicht Einzelnes, oder für uns Unterſcheidbares iſt Gottheit. So iſt, — wie mag ich das Unausſprechliche anders, als nur von Ferne, und gleichnißweiſe andeuten? — ſo iſt nicht ein Theil des Menſchen, nicht das einzelne Haar ſeines Hauptes, der Menſch ſelbſt, ſondern nur menſchliches. Gleichwie im Menſchen aber der Geiſt, als ſein Höchſtes, den umhüllenden Weſenverein der Natur (Seele, Leben, Bewegkraft und Stoff des Leibes) durchherrſcht, leitet, veredelt: ſo durchherrſcht und durchweſet Gott, der Allerhöchſte, das unendliche Reich ſeines Alls.

Vielleicht mag dies Gleichniß unangemessen scheinen. Ich selber erkenn' es, als solches, weil es offenbar ein vermessenes ist. Aber von wannen sollen wir einen andern Maßstab nehmen, als den, welchen uns der Urgeist des Geisterthums selber verliehn, aus Bekanntem das Unbekannte zu ermessen? Ist dieser Gedanke nicht schon der älteste Gedanke der Menschheit: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde?"

Ich schweige! Kein Bild, kein Gleichniß bezeichnet das Ueberirdische wahr und würdig. — Ich richte in demuthsvollem Gefühl, aus dem Abgrund des All's, den Geistesblick durch die Sphären der Wesenordnungen, anbetend zum Allerhöchsten; und der Gedanke an ihn wird zum Seufzer: „O, was bin ich, daß er mein gedenkt?" — Und doch durchbebt mich zugleich heiliges Entzücken, daß ich auch in Ihm, daß Er auch in mir ist; daß ich mit Christus zu ihm rufen darf: „Abba, lieber Vater!" daß sein All mein Vaterhaus ist; daß ich, wenn auch noch auf einer untern Sprosse der himmlischen Wesenleiter, höherer würdig werden; schon auf dem Erdball Vollendeterm im Ewigen entgegenreifen kann, gleichwie ja der Erdball selber nicht mehr der Gewesene ist, sondern in dem aus Ewigkeit hervorgetretenen Zeiten, vollendeter in Fülle des Reichthums geworden ist.

Nein der Menschengeist ist kein an den Felsen des Erdsterns gefesselter Prometheus! Er, in unsichtbarer Seelenhülle war und ist und wird seyn andrer Welten Genosse, die insgesammt, Monden mit Erden, Erden mit Sonnen, Sonnen mit Ursonnen, magnetisch, elektrisch, leuchtend, im engen Wechselverkehr, im All-Leben, All-Seelischen schweben. Wohl ist diese Erdenwelt schön: aber ist sie die schönste unter den Welten, welche uns aus unermeßlichen Fernen, anwinken? Wohl ist die seelische Hülle des Geistes wunderbar: ist sie aber schon das Wunderbarste? Mag die Urseele des Alls nichts Wunderbareres aus sich zeugen. Wohl ist das Licht des Bewußtseyns ein helles, in welchem der Geist über dem Dunkel der Natur leuchtet: aber ist es das hellste, in welchem über uns andre Wesen Gottes glänzen? — Es durchzittern den Geist Ahnungsstrahlen eines verklärteren Gottesreichs. Wie, wenn ihm in Gott und Ewigkeit noch eine hellere Leuchte,

als Vernunft, wird im Allerheiligſten, — ſelig ſind die ſchon hienieden reinen, geheiligten Herzens ſind; denn ſie werden Gott ſchaun!

Ich ſuche Dich, mein Vater, nun nicht länger;
Im Erdenſtaube nicht mehr Gott!
Dein Weltall iſt mein Haus;
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen, ſind.
Ein Gott iſt nur;
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen;
Und eine Ewigkeit iſt alles Seyn,
Und alles Seyn
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit.

Ich jauchze weinend, in das Hallelujah
Der Geiſterwelt, mein Hallelujah!
Ich bin, weil Gott;
Anbetung ihm und Liebe!
Mein iſt die Seligkeit,
Weil ihm Allſeligkeit!
Ihm Hallelujah!

Inhalt des zweiten Theils.

I. Kenntniß und Erkenntniß.

		Seite
1.	Durch Zweifel zum Erforschen des Wahren	5
2.	Werth des gemeinen Menschenverstandes	14
3.	Gewahrungen und Wahrnehmungen	17
4.	Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen	19
5.	Seele und Geist, Empfinden und Denken	20
6.	Sinnliche und nichtsinnliche Vorstellungen	21
7.	Erkenntniß	23
8.	Wesen und Seyn des Geistes. Das Wissende und Gewußte	24
9.	Vernunft. Gesetzthum geistiger Wirkensweise. Verstand	26
10.	Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe	28
11.	Urtheile. Schlüsse	31
12.	Mittelbare und unmittelbare Erfahrung	34
13.	Wahrheit. Gewißheit. Zweifel	37
14.	Ursprung der Ungewißheit	39
15.	Wirken. Wirkung. Wirklichkeit	41
16.	Gleichartiges, Gleiches, Ungleiches	44
17.	Das sich Gegensätzlichwerden. Das sich darin Verwandte	46
18.	Welt und Natur	46
19.	Warum Wesendes unbegreifbar und doch gekannt?	48
20.	Die Wirkung ist nicht außer, sondern inner ihrer Ursach	51

II. Natur und Welt.

		Seite
21.	Das Ich-All	57
22.	Wirksamkeits-Sphären der Natur	60
23.	Emporstufung derselben	62
24.	Einzelwesen der Eigenganzen	68
25.	Das Verwandte der Wirksamkeitsartungen in der Natur	70
26.	Gegenseitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelwesen	76
27.	Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens	80

III. Stoffgebilde.

28.	Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffliches	89
29.	Stoffruhe. Bewegkraft	90
30.	Raum und Zeit. Endlichkeitsbedingungen	91
31.	Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge	93
32.	Warum das auf Erscheinungen der Natur angewandte Vernunftgesetz das Ansehn eines Naturgesetzes trägt?	93
33.	Der Urstoff. Grundstoffe	95
34.	Die Urkraft. Grundkräfte	97
35.	Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper	99
36.	Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft	101
37.	Hochstoff und Niederstoff. Hochpol und Niederpol	103
38.	Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften. Leiter und Nichtleiter	104
39.	Urformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urheitliche Richtungen des Bewegens	106
40.	Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftartungen	110
41.	Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten	111
42.	Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte	113
43.	Elektr, Magnet, Galvan u. s. w.	115

IV. Lebensgebilde.

Seite

44. Belebung der Stoffe und Kräfte 119
45. Das Urleben 121
46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde 124
47. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseyns. — Die Trümmer der Urwelt . 126
48. Zeitweises Fortrücken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen oder thierischen Gehäuses. — Ihre und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken 133
49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt 135
50. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens 138
51. Lebenszustände in Gebundenheit, Erstarrung, Winterschlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen 139
52. Zeugung und Tod 147
53. Schlußbemerkung 150

V. Das Seelische.

54. Die Natur in Anschauung und Gefühl ihres Selbstes. Das Seelische und Allbeseligende 153
55. Die Weltseele 154
56. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben . . . 155
57. Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne . 158
58. Gegenseitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander 161
59. Aeußere Sinne des Betastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Paralellismus der Sinne 163
60. Das seelische Innenlicht 165
61. Das Außenlicht, und dessen Farben-Erregung . . . 167
62. Sinnes-Begriffe durch Licht gegeben 169
63. Seelensprache, durch Hörsinn und Gesichtssinn . . . 171

Seite

64. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen . . . 173
65. Innere Sinne. Seeliſches Ortsverändern. Aufmerkſamkeit 174
66. Gewohnheitsſinn 176
67. Nachahmungsſinn 178
68. Gedächtnißſinn 180
69. Unwillkürliches Erinnern. Traum 182
70. Ahnungsſinn. Rhabdomantie. Mondſucht. Somnambulismus 183
71. Fortſetzung. Krankheiten 186
72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seeliſchen auf einander . . . 188
73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens . 190
74. Hinblick auf Gemüths- und Geiſteskrankheiten; nebſt einer allgemeinen Bemerkung über das Bishergeſagte . . . 191

VI. Der Geiſt.

75. Entwickelung des Geiſtes. Geſittungsſtufen des Menſchengeſchlechts 195
76. Der Geiſt iſt nicht eine Naturwirkung 201
77. Nicht eins und daſſelbe ihres Weſens. Seelenwanderungslehre 202
78. Urverwandtſchaft des Geiſtes und der Natur . . . 204
79. Der Geiſt ſelbſtſtändig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen 206
80. Streben des Geiſtes, innerhalb ſeines Geſetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligſeyn 208
81. Der Geiſt iſt ein, im Wiſſen, wollendes Weſen. — Gegenſatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall 210
82. Bezweiflungen der Freiheit des Willens 212
83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewiſſen 215
84. Gerechtigkeit, Sündenloſigkeit, Heiligkeit, Tugend . . 218
85. Natur-Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menſchlichen Geiſte, Religion 219

Seite

86. Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste 223
87. Ursprung des Uebels 225
88. Urbedürfniß, Urgesetz, Urrecht, natürliches Recht der Menschen 228
89. Das positive Recht und Gesetz 231
90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen 234

VII. Das Gemüth.

91. Einheit von Seele und Geist 239
92. Einheit ihrer drei höchsten Gebote; Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen 241
93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüthes 244
94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle 247
95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung 248
96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Fantasie (Einbildungsvermögens) 250
97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Voraussehn 254
98. Parallelismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geistes 256
99. Das höchste Gut des Menschen 259
100. Sittliche Krankheiten des Gemüths, oder die Suchten . 260
101. Laster-Pflege in der Civilisation 263
102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten 265
103. Verderbniß der innern Sinne 267
104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes 271

Seite

105. Heilmittel oder Verwahrungsmittel gegen seelische und geistige Krankheiten 273
106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste 274
107. Fortschreiten der Menschheit 277
108. Fortschreiten der Natur selbst 279
109. Unvergehbarkeit des Geistes 281
110. Der entkörperte Geist 285
111. Der entkörperte Geist zum Weltall 287
112. Das Reich der Geister das Tiefste eines höhern Wesenreichs 291
113. Ahnungen der Geisteszukunft 294

VIII. Gott.

114. Der Gottgedanke 299
115. Ur-Gewißheit von Gott 302
116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens 306
117. Christus 309
118. Schicksal, Verhängniß. Göttliches Gericht 320
119. Von der göttlichen Wesenheit 324
120. Gott das Höchste und Eine des Alls 326

Neuer Verlag und neue Auflagen

zur Leipziger Jubilatemesse 1842,

von

H. R. Sauerländer, Verlagsbuchhandlung in **Aarau**.

Europa's bevorstehende politische Verwesung, gleich jener frühern Asiens und der übrigen Welttheile. Als nothwendige Folge der Nichtübereinstimmung aller bisherigen Staatshaushaltungen mit der göttlichen Staatslehre. Ein wohlthätiges Warnungsbuch für weise Regierungen und unsinnige Demokraten. Zwei Theile. gr. 12. 2 Rthlr. — 3 fl.

Götzinger, Dr. M. W. Deutsche Sprachlehre für Schulen. Fünfte Auflage. gr. 12. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Hirzel, C. Vollständige französische Grammatik; verbessert von Professor C. von Orell. gr. 12. 15 gr. — 1 fl.

Dessen französisches Lesebuch, verbessert von Professor C. von Orell. — Sechste verbesserte Auflage. gr. 12. 12 gr. — 45 kr.

Mabire, J. C. Uebungen in der französischen Conversation, herausgegeben von Professor C. von Orell. gr. 12. 14 gr. — 54 kr.

Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde. 15r Jahrgang 1842. 12 Theile. 9 Thlr. 8 gr. — 14 fl.

Orell, C. von, kleine französische Sprachlehre für Anfänger. Fünfte Auflage. gr. 12. 8 gr. — 30 kr.

Die Geheimnisse der Kunstgärtnerei in allen Zweigen des Gartenbaues im Küchengarten, dann bei dem Obstbau und der gesammten Blumengärtnerei; insbesondere wie man schnell, sicher und leicht alle Pflanzen vermehren, dieselben zur höchsten Vollkommenheit bringen, alle gefüllt machen, neue Arten erzeugen, sowie alle Arten Gemüse, Obst und Blumenpflanzen treiben kann, um den ganzen Winter, sowie Monat für Monat im Zimmer und vor dem Fenster Blumen, dann im Winter Obst und Gemüse, sowie solche frühzeitiger in Menge zu haben, mit und ohne Glashaus und Garten; in der Anwendung der verbesserten Construktion der Glashäuser, dann des Treibkastens und der Mistbeete, sowie einfacherer Ueberwinterungsarten. Dann wie Gärten, Vorplätze und Höfe mit dem höchsten Nutzen anzulegen sind, auch die Kunst, alle Arten Gärten nach dem neuesten Geschmack anzulegen. Von Jakob Ernst von Reider, Gutsbesitzer, vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied. gr. 12.
(Ist noch unter der Presse.)

Schweizerbote, der wohlerfahrne, 39r Jahrgang 1842. Erscheint wöchentlich dreimal und ist für Anzeigen und Bekanntmachungen in der Schweiz gut geeignet; vollständig in gr. 4. 3 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr.

Tanner, Dr. K. A. Heimathliche Bilder und Lieder. 8. Vierte Auflage. 14 gr. — 54 kr.

Uebersetzung der deutschen und französischen Aufgaben aus Hirzels Grammatik. Zum Gebrauch für Lehrer. gr. 12. 9 gr. — 36 kr.

Zschokke, Dr. Th. Specielle Semiotik. Darstellung der Kennzeichen der Gesundheit wie der Krankheit des menschlichen Körpers ꝛc. 2 Theile. gr. 12. 2 Thlr. 8 gr. — 3 fl. 30 kr.

Zschokke, Heinrich. Eine Selbstschau, in zwei Theilen, gr. 8.
Erster Theil: Das Schicksal und der Mensch.
Zweiter Theil: Welt- und Gottanschauung.
Beide Theile werden nicht getrennt. Mit dem Bildniß des Herrn Verfassers, in Stahlstich von Alexander Zschokke in Aarau.
Auf feinem Maschinenpapier, 2 Bände, á 4 Thlr. — 6 fl.
Auf milchweißem Druckpap., 2 Bde. à 3 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr.

Im vorigen Jahr sind erschienen:

Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Achte vollständige Original-Auflage, in Taschenformat, mit der Abbildung von Hebels Denkmal in Karlsruhe. Auf weißem Papier, geheftet à 1 fl. — 16 gr.

Dasselbe zum Gebrauch für Schulen, in einer wohlfeilen Ausgabe, geheftet à 30 kr. — 8 gr.

Stunden der Andacht, 8 Bände in grobem Druck. gr. 12. Zwanzigste Auflage, weiß Papier 10 fl. — 6 Thlr. 16 gr.
(Diese Ausgabe auf schönem weißen Druckpapier ist unstreitig die beste, welche noch erschienen ist, und dermalen im grobem Druck für schwache Augen noch einzig vorräthig zu haben.)

Dasselbe Werk in 8 Bänden, ordin. Pap. 8 fl. — 5 Thlr. 8 gr.
(Diese Ausgabe ist nun wieder vergriffen.)

Stunden der Andacht in einem Band in Lexikonformat, weiß Pap. 6 fl. — 4 Thlr.; ordin. Pap. 4 fl. 30 kr. — 3 Thlr.
(Diese Ausgabe in einem Band auf weißem und auf ordinärem Papier ist jetzt noch vorräthig zu haben, jedoch die auf ordinärem Papier nur noch in schwacher Anzahl.)

Zschokke, H. Die Branntweinpest. Eine Geschichte für Alt und Jung. 4te Auflage. gr. 8. 6 kr. — 1½ gr.

Zschokke's ausgewählte Novellen und Dichtungen. Fünfte Auflage in 6 Bänden, gr. 12. weiß Papier 9 fl. — 6 Thlr.

Dasselbe Werk, ordin. Papier 7 fl. 30 kr. — 5 Thlr.

Obigen Novellen reihen sich folgende an:

Genfer Novellen, nach dem Französischen von H. Zschokke. Zwei Theile, geheftet 3 fl. — 2 Thlr.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

LG
Z 923s

27563

Author Zschokke, Heinrich

Title Eine Selbstschau